UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CXXXXVII

(April — Mai — Juni 1911)

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen,** Beck & Barth. — **Barcelona,** Libreria nacional y extranjera. — **Basel,** Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston,** Castor & Co. — **Budapest,** Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires,** J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest,** Socec & Co. — **Chicago,** A. Kroch & Co. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** J. G. Krüger. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo,** F. Diemer Nachf. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania,** Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern,** Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria nacional y extranjera. — **Mailand,** U. Hoepli. — **Moskau,** J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel,** Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachf. (Emil Prass). — **New-York,** The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchh. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** Krahe & Cia. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai,** Max Nößler & Co. — **Stockholm,** C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso,** E. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. — **Yokohama,** Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich,** Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. J. Meier-Merhart. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 147

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsiebenundvierzigsten Bande (April — Juni 1911).

		Seite
I.	Die Denkwürdigkeiten des Prinzen Friedrich Karl von 1866—1885. Nach dem Falle von Metz. Von Generalfeldmarschall **Freiherrn v. d. Goltz.** III./IV.	1
II.	Arme Komödianten. Erzählung von **Adam Müller-Guttenbrunn**	28
III.	Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller. 1796—1803. Bearbeitet von **Friedrich Clemens Ebrard.** (Schluß.)	60
IV.	Kanada und seine Beziehungen zu England und den Vereinigten Staaten. Von **P. Walther,** Fregattenkapitän z. D.	80
V.	Schleiermacher und die Frauen. Von **Friedrich Wiegand**	107
VI.	Deutschland und Österreich seit der Gründung des Neuen Reiches. (1871—1911.) Von **Hermann Oncken** (Heidelberg)	126
VII.	Ernst von Pleners Lehr- und Wanderjahre. Von **A. Bm.**	140
VIII.	Impressionismus. Von **Georg Gronau**	145
IX.	Edward v. Steinle. Von **Mela Escherich**	151
X.	Neuere deutsche Dichtung. Von **Rudolf Pechel** und **J. R.**	153
XI.	Literarische Notizen	158
XII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIII.	Prinz Wilhelm von Preußen und Prinzessin Elisa Radziwill. (1817—1826.) Von **Paul Bailleu**	161
XIV.	Das Fenster. Novelle von **Lulu v. Strauß und Torney**	191
XV.	Die Durchführung der Berliner Kongreßakte. (1880—81.) Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch. Herausgegeben von **L. Raschdau,** Kaiserl. Gesandten z. D.	222

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVI.	Novalis-Reliquien. Mitgeteilt von **Ernst Heilborn**	249
XVII.	Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen. Von **Gustaf Dickhuth.** III.	276
XVIII.	Anfänge der historischen Weltanschauung Niebuhrs. Von **Wilhelm Dilthey**	294
XIX.	Die Entwicklung der deutschen Kolonien. Von **M. von Brandt**	300
XX.	Zwei Staatsmänner aus unserer großen Zeit. Von **A. v. d. Leyen**	309
XXI.	Julius von Eckardt. Von **Gottlob Egelhaaf**	313
XXII.	Literarische Notizen	315
XXIII.	Literarische Neuigkeiten	319
XXIV.	Das Fenster. Novelle von **Lulu v. Strauß und Torney.** (Schluß.)	321
XXV.	Der schwarze Pädagog. Booker T. Washington und seine Schule. Von Professor D. **Edv. Lehmann** (Berlin)	363
XXVI.	Ziele und Erfolge der Südpolarforschung. Von **Otto Baschin**	373
XXVII.	Der Hildesheimer Silberfund. Von **Otto Seeck**	396
XXVIII.	Rousseaus Bekenntnisse in ihrer ersten Fassung. Von **Ludwig Geiger**	403
XXIX.	Blicke in das babylonische Rechtsleben zur Zeit König Hammurapis. Von **Arthur Ungnad**	414
XXX.	Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen. Von **Gustaf Dickhuth**	428
XXXI.	Herlein. Eine Erinnerung. Von **Carl Busse**	442
XXXII.	Zur Erinnerung an Prinzessin Feodora von Schleswig-Holstein. (Gestorben 21. Juni 1910.) Von **Marie von Bunsen**	458
XXXIII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	461
XXXIV.	Weltanschauung als Kunst. Von **Adolf Lasson**	473
XXXV.	Buddhistische Fabeln und Märchen. Von **H. Oldenburg**	474
XXXVI.	Literarische Notizen	476
XXXVII.	Literarische Neuigkeiten	480

Die Denkwürdigkeiten des Prinzen Friedrich Karl von 1866—1885.

Nach dem Falle von Metz.

Vom
Generalfeldmarschall **Freiherrn v. d. Goltz.**

III.

Der Prinz ging an seine neue Aufgabe, den Marsch zur Loire, leichteren Herzens als an seine früheren heran, obschon seine Armee diesmal nur noch aus drei Armeekorps und einer Kavalleriedivision bestand. Alle Welt atmete beim Scheiden von Metz erleichtert auf. Man empfand das Ende des schweren Einschließungsdienstes wie eine Erlösung. Niemand glaubte nach Vernichtung und Einschließung der kaiserlichen Heere an weiteren ernsten Widerstand im Lande. Daß sich noch im Verlaufe des Krieges starke und brauchbare Truppenmassen würden aufbringen lassen, wurde für unwahrscheinlich gehalten, die Kraft der nationalen Bewegung unterschätzt. Wir standen einer neuen Erscheinung gegenüber, die uns alle überrascht hat und eine Lehre für die Zukunft sein wird.

Prinz Friedrich Karl dachte an Kämpfe mit in der Bildung begriffenen bewaffneten Aufgeboten. Bemerkenswert ist, wie er sich die Kriegsweise vorstellte, die gegen sie anzunehmen sein würde: „Meine Taktik soll darin bestehen, Ansammlungen von Feinden nicht zu verhindern, sondern durch Zuwarten zu unterstützen, damit man einigermaßen große und vernichtende Schläge führen kann. Die Kolonne, die auf den Feind stößt, soll außerdem ihn hinhalten, damit andere ihn umfassen." Die Artillerie will der Prinz noch lebhafter brauchen als bisher, die Infanterie bis auf den letzten entscheidenden Augenblick aufsparen. Unter den geschilderten Umständen wäre dies ohne Zweifel das richtige Verfahren gewesen; indessen hatte die Regierung der Nationalverteidigung in Truppenbildungen bereits mehr geleistet als der Prinz erwartete.

Zunächst sollte Bourges Friedrich Karls Ziel sein. Bald wurde es jedoch verschoben und die Armee nahm schon von Troyes aus die Richtung gegen Orleans, wo die kriegerische Lage ihre Anwesenheit erheischte. Man

erfuhr zugleich, daß eine Beschleunigung des Marsches notwendig sei. Der 12. November brachte die Aufklärung für diese Forderung, nämlich die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht des Generals v. d. Tann bei Coulmiers, das am 9. stattgefunden hatte. Der Stand der Dinge war plötzlich ein ernster geworden. „Für die reichen Hilfsquellen dieses Landes und den Patriotismus der Franzosen spricht, daß, nachdem das ganze französische Heer gefangen genommen, in verhältnismäßig kurzer Zeit doch eine neue achtunggebietende Armee hat ins Feld gestellt werden können." So schrieb Moltke an General v. Stiehle. „Für das schnelle Anrücken des Prinzen Friedrich Karl Königlicher Hoheit sind wir sehr dankbar, es hat uns über eine Art Krisis hinweggeholfen," fügte er hinzu.

Der II. Armee wurde nun die Deckung der Straße Paris—Orleans übertragen, während sich die neugebildete Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg westlich wandte, da man annahm, die Loirearmee, die nicht weiter gegen Paris vorgedrungen war, habe sich gleichfalls dorthin gewendet, um Verstärkungen heranzuziehen und einen Entsatz der Hauptstadt von jener Seite her zu versuchen. Trotzdem hielt der Prinz noch an seinem Plan des Vorstoßes gegen Bourges fest, den nun aber nur das auf dem linken Flügel der Armee befindliche X. Armeekorps ausführen sollte.

Allein die nächsten Tage schufen ein völlig verändertes Bild.

Schon am 17. November hielt der Prinz es für möglich, daß alle verfügbaren Truppen Frankreichs nach Orleans zusammengezogen werden könnten. „Der feindliche General beweist darin Geschick, daß er durch strategische Manöver den General v. d. Tann entfernt hat und nun seine jungen Truppen, die taktisch noch nicht viel vermögen, glauben macht, es sei ihre Tapferkeit gewesen" — fügt er seinen Betrachtungen hinzu. Der wachsende Widerstand in der Bevölkerung machte sich von Tag zu Tage mehr fühlbar. Am 20. November sah der Prinz klar, früher als die anderen beteiligten Heerführer. Die ganze Loirearmee stand vor ihm. Er war überzeugt, daß nichts von derselben nach Nordwesten abmarschiert sei, und daß der Großherzog von Mecklenburg einen Luftstoß machen werde. Den Feind schätzte er — noch viel zu niedrig, aber höher als es selbst im Großen Hauptquartier geschah — auf 100000 Mann. Die eigene Infanterie, auf welche die Hauptlast des bevorstehenden Kampfes fallen mußte, war nur noch rund 40000 Mann stark. Dennoch lautete des Prinzen Entschluß: „Ich werde dem Feinde, Richtung Artenay — d. h. geradewegs auf Orleans — zu Leibe gehen, sobald das X. Korps ausgeruht zu mir gestoßen ist." Das war ein wohlüberlegter und den Verhältnissen, wie sie der Prinz im Augenblick kannte, entsprechender Entschluß! Das X. Korps, welches den weitesten Weg von Metz her gehabt hatte und daher noch zurück war, wurde am 26. November erwartet.

Die Überzeugung, daß er es mit der gesamten Loirearmee zu tun haben werde, steigerte sich beim Prinzen bald zur Gewißheit. In der französischen Bevölkerung wurde viel von dieser Armee gesprochen und stets mit großem Vertrauen. Man bezeichnete sie allgemein als „La belle armée de la Loire".

Der Prinz forderte den Großherzog von Mecklenburg, der nur schwache Kräfte vor sich haben konnte, auf, ihn durch ein Vorgehen über Le Mans auf Tours zu unterstützen. Er träumte davon, den Feind am Ende gegen die Küsten des Atlantischen Ozeans zu drängen. „Höchst spannende Situation und ich voll Zuversicht! Es ist prachtvoll, wenn man in einem großen Gedanken zur Ruhe kommt."

Den Anordnungen seiner Gegner ließ er Gerechtigkeit widerfahren: „Das Zusammenraffen aller französischen Feldtruppen heißt, den Entsatz von Paris um jeden Preis versuchen wollen. — Der Gedanke des Feindes ist richtig." — „Nun kann ein großer Schlag erfolgen, wenn ich nur erst stark genug dazu bin, und der Krieg seinem Ende schneller entgegengeführt werden, als wenn des Feindes Kräfte im ganzen Lande verzettelt sind, aber der Sieg ist uns jetzt bei der Entscheidung des Feldzuges notwendig."

Inzwischen erhielt der Großherzog Moltkes Befehl, sich näher nach Orleans hin gegen Beaugency oder Blois zu wenden. Sein Herankommen abzuwarten, gebot die Vorsicht. Inzwischen gestaltete sich die Lage der Deutschen schwieriger. Lebhafte Erkundungsgefechte lehrten am 24. November, daß die Front des Feindes sich von der großen Pariser Straße bis fast an den Loing erstreckte. Dort traf gerade ein neues französisches Korps ein. Bei ihrer großen Überlegenheit an Zahl konnten die Franzosen den Vormarsch gegen Paris in zwei Richtungen gleichzeitig einleiten, von Orleans gerade aus und, weiter östlich, von Montargis über Fontainebleau. Geschah das, so konnte der Fall eintreten, daß, während sich der Prinz mit seinem Heere der einen Gruppe zuwandte, die andere ihr Vorgehen gegen die Hauptstadt ungehindert fortsetzte. Ein Brief Gambettas an den auf dem rechten französischen Flügel kommandierenden General Crouzat, der bei einem gefallenen französischen Generalsstabskapitän gefunden wurde, bezeichnete Gien, nicht Orleans, als den Schlüsselpunkt der französischen Stellung an der Loire. Das deutete auf den Marsch über Fontainebleau hin.

Unter diesen Umständen war es geboten, sich zunächst noch in der Verteidigung oder besser in einer abwartenden Stellung zu halten. Friedrich Karl entschloß sich ohne Zögern dazu, obwohl es als ein Wagnis erschien. Mit einer weit geringeren Stärke dehnte er sich fast in derselben Breite aus wie der Feind, um ihn überall zu überwachen und sein Vordringen verzögern zu können, bis dem angegriffenen Heerteile die benachbarten zu Hilfe eilen konnten. Bei dem durch Regen tief aufgeweichten Boden, der den jungen französischen Truppen das Angreifen querfeldein sehr erschwert hätte, durfte der Feldherr aber die Gefahr auf sich nehmen. „Die II. Armee wird am besten tun, in ihrer jetzigen Aufstellung, so gewagt wie sie durch ihre Nähe am Feinde und ihre Ausdehnung einem tüchtigen Feinde gegenüber wäre, zu verharren, bis eine enge Vereinigung mit der Armeeabteilung Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs hergestellt ist" — meldete Stiehle an Moltke.

Lehrreiche und spannungsvolle Tage begannen. In dieselben fällt ein denkwürdiger Briefwechsel. König Wilhelm dankte dem Prinzen für einen Brief aus Troyes und wendete sich dann der augenblicklichen Lage zu. Er

verhehlte eine gewisse Besorgnis nicht, ob ein Angriff gegen die verschanzten Stellungen des Feindes vor Orleans, deren Stärke der Ruf weit übertrieb, wohl gelingen könne, und empfahl Vorsicht. „Bei unserer jetzigen ganzen Kriegslage ist es nötig, nichts aufs Spiel zu setzen." Ohne Zweifel war das richtig gedacht. Den Fall von Paris glaubte man nahe. Es kam also nur darauf an, bis zu diesem Zeitpunkte auszuharren. War er gekommen, ohne daß ein größerer Unfall die Deutschen betraf, so hatten sie gewonnenes Spiel. Die Armeen, die jetzt vor Paris standen, wurden dann frei. Sie konnten sich den Provinzen zuwenden und die dort neu sich bildenden Heere der Franzosen mit überlegener Kraft angreifen. Augenblicklich war von den Einschließungstruppen aber nichts mehr abzugeben. Auch von Norden drohte Entsatz für die Hauptstadt. Was vor derselben stand, mußte auf seinem Posten bleiben. Alle Kräfte waren aufs äußerste durch ihre Aufgaben in Anspruch genommen. Der König mahnte: „Also Vorsicht mit Umsicht und Energie gepaart ist Deine Losung. Gott mit Dir und uns. Dein alter Ohm Wilhelm."

Der Prinz antwortete noch am gleichen Tage — dem 26. November — sehr ausführlich: „Ich bin vollkommen der Meinung, daß ich nichts aufs Spiel setzen darf in diesem Zeitpunkt des Krieges, wo Paris wohl zu fallen in Begriff stehen muß."

Seine ausgedehnte Stellung, die den Feind auf seiner ganzen Front in Schach hielt, erklärte er für unbedenklich. „Ich sehe für mich noch keine Gefahr, wohl aber einige Unbequemlichkeit." Daß der feindliche Oberbefehlshaber die Absicht hege, anzugreifen, erklärt er für unwahrscheinlich. „Wir haben in diesem Feldzuge schon sehr Wunderbares erlebt. Ich meine die Befehle aus Paris an Mac Mahon zum Entsatz von Metz, die schließlich zu Sedan führten. So könnten jetzt auch Advokatenbefehle anordnen, daß die Loirearmee unter allen Umständen den Vormarsch gegen Paris unternehmen solle." Für diesen Fall glaubte der Prinz vorauszusehen, daß der Feind den Weg über Fontainebleau wählen werde. Dort begünstigte ihn das Gelände, die Richtung führte, an der Flanke der II. Armee vorüber, direkt zum Ziel. Eine vorhandene Eisenbahnlinie erleichterte die Ernährung der Armee und die Heranführung von Verstärkungen. Die Aussicht beunruhigt den Prinzen indessen nicht. Er legt dem Könige dar, wie er dagegen handeln würde.

Ernster noch bewegt ihn die Frage, wie der Feind aus dem Wald von Orleans zu vertreiben wäre? Er glaubt, daß der Kampf mehrtägig und sehr blutig sein würde. „Ich werde ihn aber unternehmen, wenn ich keinen anderen Befehl erhalte." Die Schwierigkeiten des Angriffes, deren er sich wohl bewußt war, beleuchtet er eingehend. „Man muß im Kriege immer das tun, was dem Feinde am unangenehmsten ist, nicht das, was er will. Mir scheint nun freilich, daß der Feind meinen Angriff will, und daß, wo ich ihn auch unternehmen mag, ich auf eine Reihe kleiner, starker, zur Verteidigung eingerichteter Örtlichkeiten stoßen werde." Das konnte bei der geringen Zahl der Infanterie in einem Gelände, in dem die Artillerie sie

nicht mit voller Kraft zu unterstützen vermochte, leicht verhängnisvoll werden. „Was ich versichern kann, ist, daß ich mein Bestes tun werde für beides, den Feind so fern von Paris zu halten als möglich, oder demselben Orleans zu entreißen. Der liebe und gnädige Gott gebe, daß diese Ziele mit nicht zu vielen Opfern erreicht werden." Am Schlusse empfahl der Prinz noch die Neubewaffnung der Infanterie nach Ablauf des Krieges.

Des Königs Schreiben war ins prinzliche Hauptquartier nach Pithiviers durch den damaligen Oberstleutnant Grafen Waldersee, den späteren Feldmarschall, überbracht worden. Auch er, dem es wahrlich an Frische und Tatkraft niemals gefehlt hat, berichtete an den König und sprach sich mehr noch als der Prinz für ein Abwarten in der Bereitschaft aus. Die französische Loirearmee sei gezwungen, für die Rettung von Paris zum Angriff zu schreiten und aus dem bedeckten Gelände des Waldes von Orleans in die freie Ebene der Beauce herauszutreten, wo die deutsche Artillerie unbehindert wirken und die Infanterie ihre Manneszucht und Beweglichkeit im Gefecht besser auszunutzen vermochte. Dort war den Franzosen, trotz ihrer gewaltigen Überzahl, die Niederlage gewiß. „Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß es uns hier (d. h. nördlich des Waldes von Orleans) nicht schwer sein wird, den Gegner entscheidend zu schlagen."

Am 27. November schrieb auch Moltke an General v. Stiehle, daß nur zu wünschen sei, der Feind griffe die II. Armee an. „Er müßte dabei in die freie Ebene heraustreten, wo Ihre Überlegenheit an Artillerie und Kavallerie zur vollen Geltung gelangte. Ob er sich zu einem solchen Entschluß aufzuraffen vermag, muß freilich fraglich erscheinen; solange er aber in der Defensive verharrt, kann er auch nichts zur Rettung von Paris beitragen [1]).

Wir jüngeren im Hauptquartier waren natürlich samt und sonders für den sofortigen Angriff. Wir hatten von leichten Siegen über die schnell zusammengerafften Heere der französischen Republik und einem frohen Marsch nach dem sonnigen Süden Frankreichs geträumt; davon wollten wir so leichten Kaufs nicht lassen. Es ist ja das Vorrecht der Jugend, daß sie die Last der Jahre nicht zu tragen hat und die Verantwortung nicht spürt. Rückschläge und Enttäuschungen hat sie noch nicht erlebt, der Glaube an den Erfolg ist ihr Element, und man muß zugeben, daß sie auf allen Gebieten praktischer Tätigkeit gerade darum zu den höchsten Leistungen befähigt ist, von denen die

[1]) In demselben Schreiben ist einer der weniger bekannten, aber zugleich kühnsten Entwürfe Moltkes für die Beendigung des ganzen Feldzuges enthalten: „Im Norden schwindet die Gefahr in dem Maße, wie die I. Armee weiter vorschreitet; von entscheidender Wichtigkeit ist der im Süden Ihnen bevorstehende Kampf gegen die einzig wirkliche Armee, die Frankreich noch im freien Felde aufzustellen vermag. Sollten Sie, wie hoffentlich nicht geschehen wird, eine Schlacht verlieren, dann würde mein Vorschlag sein, die Zernierung von Paris aufzugeben, wobei der Verlust des ganzen Belagerungstrains nicht in Betracht treten darf; Kronprinz von Sachsen mit General v. Manteuffel gegen alle Truppenansammlungen im Norden, Kronprinz von Preußen mit Ihnen gegen Loire-Armee. Sobald mit dann entschiedener Überlegenheit gesiegt, Rückkehr gegen Paris, welches bei Unterbrechung aller Eisenbahnen nicht ravitalliert sein kann, und mit dessen Fall wir unsere Geschütze wieder nehmen."

Geschichte spricht. Pompejus, Cäsar, Hannibal, Gustav Adolf, Friedrich, Karl XII. und Bonaparte waren jung, als sie ihre glänzendsten Feldzüge führten. Wir waren erstaunt, daß nach einem glücklichen Feldzuge sondergleichen gegen die ehedem so hoch gestellte kaiserliche Armee wir nunmehr vor dem Walde von Orleans und vor „Moblots" zum Stehen kommen sollten.

Auch die ernstere Kritik junger tatendurstiger Offiziere hat den Prinzen wohl ob seines Zögerns getadelt, aber zu Unrecht. Die vier Männer, auf deren Schultern damals die Sorge für das Wohl des Vaterlandes lastete, haben die Schwierigkeit der Aufgabe der II. Armee richtig gewürdigt und die Berechtigung des Abwartens in der strategischen Verteidigung anerkannt. Sie war das sichere und daher in diesem Falle auch das bessere.

Ein verwegener Angriff hätte, wenn er gelang, den Glanz des Feldzuges erhöht und vielleicht auf die Verteidiger von Paris entmutigend zurückgewirkt. Wenn er nicht glückte, so konnte aber eine Wendung der Kriegsgeschicke eintreten, bei dem für Deutschland alles bisher Gewonnene auf dem Spiele stand. Man vergegenwärtige sich allein, welchen Eindruck die Nachricht, daß die Loirearmee den Angriff des gefürchteten „roten Prinzen" siegreich zurückgeschlagen habe, in ganz Frankreich hervorgerufen hätte.

Der Bonaparte von 1797, vielleicht auch der von 1814, der eine als seines Glückes sicherer Feldherr, der andere als verzweifelter Spieler, hätten vielleicht die erste Lösung der Aufgabe versucht, der Napoleon von 1813 nicht und ebensowenig jeder andere überlegende und erfahrene Heerführer, der nicht den eigenen Ruhm, sondern die Sicherheit des Vaterlandes voranstellt.

Des Prinzen Voraussicht bewährte sich; „Advokatenbefehle" zwangen den französischen Oberbefehlshaber wirklich, sein sicheres verschanztes Lager vorzeitig zu verlassen und zum Angriff zu schreiten. Der verlustreiche, vergebliche Vorstoß des rechten französischen Flügels, der am 28. November 1870 zur Schlacht von Beaune-la-Rolande führte, erschütterte die Haltung eines großen Teils der Loirearmee heftig. Der Ausfall des linken an der Pariser Straße führte zur Niederlage von Loigny-Poupry am 2. Dezember gegen den dort heranrückenden Großherzog von Mecklenburg. Der dann erfolgende Gegenstoß der vereinigten deutschen Heerteile fand seine Arbeit dadurch wesentlich erleichtert, und ohne die befürchteten großen Verluste ward die Loirearmee am 3. und 4. Dezember in ihrer Mitte bei Orleans durchbrochen. Die drohende Gewitterwolke, die über dem Kriegsglücke Deutschlands eine Zeitlang geschwebt hatte, war zerstreut.

Von psychologischem Interesse ist eine kurze Niederschrift des Prinzen vor diesen kritischen Tagen: „Nachmittags las ich meine durch 22 Jahre fleißig gesammelten Notizen, wie ich pflege, wenn ich vor großen Entscheidungen stehe. So hat mir früherer Fleiß schon oft genützt und mein aufgeschriebenes Wissen läßt mich dann können. —"

Die vielerörterte Frage, warum der Prinz nicht nach der Schlacht von Beaune sogleich zum Angriff geschritten sei, ist durch eine seiner Notizen aus jener Zeit von ihm selbst beantwortet worden. Sie steht unter dem 29. No-

vember in seinem Tagebuche: „Theoretisch richtig ist es, wenn ich den gestrigen Erfolg durch Offensive heute vervollständige — und war dies meine Absicht." Aber schon hatte er die erste Nachricht von dem bei Paris sich vorbereitenden großen Ausfall der Garnison erhalten. Es schien, als stünde die allgemeine Krisis bevor. Unter diesen Umständen riet General v. Stiehle noch zu weiterem Abwarten, bis entschieden sei, wie der Ausfall ablaufen werde. „Ich stimme Stiehle in allem bei und halte für ausreichend und zweckdienlich, nicht anzugreifen, sondern den Angriff des Feindes abzuwarten und ihn zurückzuwerfen." So war es gekommen, daß noch vier Tage bis zur Entscheidung verstrichen. Der Prinz selbst bedauerte später den Aufschub. Er sprach sich am 30. November bei der Rückkehr vom linken Flügel der Armee, wohin er sich begeben hatte, zu dem ihn begleitenden Grafen Waldersee aus: „Gestern hätten große Ergebnisse erzielt werden können. Auch heute hätte eine entschiedene Offensive sich noch belohnt gemacht, aber . . ." Der Prinz brach das Gespräch hier ab, nahm es indessen nach einigen Minuten wieder auf. „Der günstige Zeitpunkt für die Offensive ist verstrichen . . . Jetzt bin ich aufs Abwarten angewiesen. Greifen die Franzosen uns nochmals an, so kommen mir die Erfahrungen vom 28. bis 30. zustatten. Doch selten kehrt das Soldatenglück mit derselben Gunst zurück. Zu berechtigten Zweifeln führt schon der heutige Tag."

Trotz allem ist es zweifelhaft, was nützlicher gewesen wäre. Eine ernste Verfolgung am 29. November hätte einen erheblichen Teil der Loirearmee auflösen und deren allgemeinen Rückzug bewirken können. Aber er hätte in ein schwieriges bedecktes Gelände geführt, in dem die schwache preußische Infanterie sich leicht in schleppenden Kämpfen vorzeitig verzehrt haben würde. Der Ausfall des linken französischen Flügels, der seine Kräfte in den verlustreichen, unfruchtbaren Angriffen gegen den Großherzog von Mecklenburg verbrauchte, wäre wahrscheinlich ausgeblieben. Später hat der Prinz auch sich selbst, ob seiner Zweifel und seines Zögerns, in einer sehr merkwürdigen, für seine unablässige Gedankenarbeit bezeichnenden Notiz gerechtfertigt, die Wolfgang Foerster wörtlich anführt: „Ich halte bekanntlich kaum etwas von dem Worte und Begriff ‚Kriegserfahrung', aber heute begegnet mir etwas, das ich doch unter diesen Begriff zu bringen Veranlassung habe. Es gehört eben Erfahrung im Kriege und seines Wesens, Erfahrung in der Kommandoführung, gute Nerven, oder wie man es sonst nennen mag, dazu, die Dinge, in denen man nicht klar sieht, erst reifen zu lassen und nicht übereilte Entschlüsse zu fassen . . . Man sieht noch nicht klar. Es kann allerlei, es kann nichts sein. Also Abwarten sagt die Erfahrung. Der Neuling im Geschäft würde vielleicht sagen, handeln, Entschlüsse fassen. Nein, es ist noch nicht Zeit dazu."

In Orleans, wo er am 5. Dezember einzog, notierte der Prinz: „Metz hätte nicht einen Tag später fallen, die II. Armee nicht einen Tag später am Walde von Orleans eintreffen dürfen, sonst hätte die Zernierung von Paris aufgehoben werden müssen. Das ist klar und wird allgemein anerkannt. Daß

es so, wie es jetzt liegt, gekommen, ist mehr mein Glück als mein Verdienst, wiewohl man meinen Namen damit verbindet. Wir taten natürlich, was wir leisten konnten, waren aber doch nicht in der Lage, Tag und Stunde im voraus zu wissen, wann die Loirearmee geschlagen sein müsse." Dann folgt eine lehrreiche Betrachtung über den so oft, zumal in nicht militärischen Kreisen ganz übersehenen Einfluß der Jahreszeit auf die Kriegsführung. Auch der erfahrene Führer kann sie verkennen wie es Blücher bei Craonne begegnete, als er die große Umfassung der Franzosen durch Wintzingerodes Reiter ansetzte. Auch ihr fehlte der hinreichend lange Tag. Im Hochsommer hätte die Schlacht von Orleans nicht zwei, sondern nur einen Tag gedauert. Es würde keine lange Winternacht eingetreten sein, um Anstrengungen und Kampf zu unterbrechen; den jungen französischen Truppen wäre nicht die Gelegenheit geboten worden, zu ruhen, sich wieder zu ordnen, die Kräfte zum neuen Widerstande zu sammeln. Die früh beginnende und spät endende Helle des Sommertages hätte ganz andere Ansprüche an sie gestellt, die Erschöpfung, Auflösung und Zerstörung vergrößert. Die Ergebnisse wären für den Sieger viel größere geworden. Der kurze Wintertag ist stets der Bundesgenosse des Verteidigers; er macht seine Schwäche weniger fühlbar. Das sollten die Deutschen in den nächsten beiden Monaten noch lebhaft empfinden.

Trotzdem hatte die eben beendete Schlacht alle Mängel übereilt zusammengebrachter Milizheere aufgedeckt. Sie summierten sich in einer unverhältnismäßig großen Zahl von Gefangenen. Rund 20000 waren in die Hände der Sieger gefallen, obschon ein wirklicher Grund dafür nicht vorhanden war; denn Umfassungen, die den Angegriffenen den Rückzug nehmen, hatten nicht stattgefunden. Des weiten Marschierens ungewöhnt, kam die junge Mannschaft ermüdet auf den Kampfplatz; dort hielt die im wesentlichen auf guten Willen begründete Mannszucht den sie bestürmenden Eindrücken nicht stand. Nach meist ungezieltem, kurzem, heftigem Feuer war die Munition verbraucht und der Rückzug die natürliche Folge davon. Freilich hielten sich Teile der feindlichen Armee besser, wie Chanzys Korps und der rechte Flügel der Loirearmee, aber dennoch ist des Prinzen Warnung für die Freunde einer übermäßig gekürzten Waffendienstzeit mit Massenaufgeboten im Kriegsfalle recht beherzigenswert. —

Nach der Schlacht blieb eine Verfolgung, die den Sieg vollenden soll, wiederum aus. Auch dies hat der Kritik einen willkommenen Angriffspunkt geboten. Allein die Armee war nur wie ein Keil mit der auf Orleans gerichteten Spitze in den Feind hineingetrieben worden und hatte seine Front durchschnitten. Die beiden getrennten Teile lebten weiter. Auf allen Straßen wurden französische Nachzügler verschiedener Korps gefunden. Der Sieger sah sich vom geschlagenen Feinde zu beiden Seiten und nach vorwärts hin eingeschlossen, im Rücken nicht völlig gesichert. Wohl folgten Kavallerie und Vortruppen, die täglich noch zahlreiche Gefangene einbrachten, dem Gegner. Die Armee selbst aber hatte einstweilen kein klares Ziel. Einmal tauchte auch noch eine beachtenswerte Nachricht über das Vorgehen des rechten französischen Heeresflügels, der an der Schlacht von Orleans nicht beteiligt

gewesen war, gegen Paris hin auf. Es handelte sich dabei durchaus nicht, wie General v. Stosch in seinen Denkwürdigkeiten behauptet, um ein „Gespenst", das Friedrich Karls und Stiehles Gedanken verfolgte, sondern um ein mögliches und keineswegs unausführbares Unternehmen. Freilich muß man Moltke recht geben, der es nach der Niederlage des größten Teils der Loirearmee für unwahrscheinlich erklärte. In allzugroße Ferne glaubte der Sieger sich jedenfalls, mit Rücksicht auf die Sicherheit der Belagerung von Paris, nicht verlieren zu dürfen. Der Prinz stimmte darin mit seinem Stabschef vollkommen überein. „Stiehle und ich begegnen uns fast ausnahmslos in unseren Anschauungen."

Wir jüngeren im Hauptquartier waren für einen Marsch auf Tours, um die französische Regierung von dort zu verjagen. Dann wollten wir umkehren und das Chertal aufwärts gegen Bourges und Nevers ziehen, wo die wichtigsten Stätten für die französischen Rüstungen und Truppenversammlungen lagen. Ob die Armee, der während dieses Zuges nur ganz unbedeutender Ersatz zufließen konnte, noch die notwendigen Kräfte besaß, um siegreich ans Ziel zu gelangen, kümmerte uns wenig.

Wichtiger ist, was die Männer dachten, deren Meinung im Rate volle Geltung besaß. Waldersee war für die weitere Verfolgung nach Süden. „Es würde das Zerstörungswerk bald vollendet sein." Moltke befürwortet das Gleiche; der Prinz dachte an den Marsch auf Bourges und Nevers, während der Großherzog von Mecklenburg die Loire abwärts vordringen sollte. Sie alle trafen nicht, was die Ereignisse bald darauf als das Notwendige erkennen ließen. Als aus dem großen Hauptquartier der Befehl zur Fortsetzung der Angriffe „mindestens bis Vierzon" eintraf und eben die ersten Einleitungen dazu getroffen waren, brachte der Widerstand, den der Großherzog von Mecklenburg vor Beaugency durch die verstärkte und selbständig gemachte Armee General Chanzys fand, eine ganz neue und unerwartete Wendung in den Feldzug. Die II. Armee mußte sich mit ihren Hauptkräften loireabwärts wenden, um den Großherzog zu unterstützen. So hatte die Partei der Jugend diesmal mit der Idee des Marsches auf Tours eigentlich Recht gehabt, und kühn gedacht war ja auch ihr Plan, aber man denkt leicht kühn, wenn man noch nichts zu verantworten hat, von frischen, fröhlichen Kriegstaten träumt und auch am Siege nicht zweifelt.

Am 9. Dezember begann die Bewegung in der neuen Richtung gegen Westen.

Nach den Befehlen des Königs sollte die II. Armee den Großherzog von Mecklenburg, der auf eine überlegene feindliche Armee gestoßen war, mit starken Kräften unterstützen und der Prinz die unterbrochene einheitliche Leitung des Feldzuges an der Loire wieder übernehmen. Sogleich traf er die notwendigen Anordnungen. Schon war am linken Ufer der Loire das IX. Korps stromabwärts vorgeschoben. Jetzt folgte das X. am rechten. Graf Haeseler wurde zum Großherzog entsandt, um ihn aufzufordern, heute noch standzuhalten. „Morgen komme ich," fügte Friedrich Karl hinzu. Der Rest der Armee wurde gleichfalls loireabwärts herangerufen. Dem Grund-

satze treu, nach vernichtenden Schlägen zu streben, wollte der Prinz alle Kräfte in der nun gewählten Richtung verwenden, den Zug nach Bourges und Nevers ganz aufgeben und in Orleans, das er natürlich festhalten mußte, nur das arg gelichtete I. bayrische Korps unter v. d. Tann belassen.

Dem Feinde wurde die Wendung bald fühlbar. Gambetta sah die Hoffnungen, die der erfolgreiche Widerstand der von ihm erheblich verstärkten Armee Chanzys eben in seiner Seele erweckt hatte, wieder schwinden. „Die Nachrichten, welche ich erhalte, beweisen, daß die Streitkräfte des Prinzen Friedrich Karl größtenteils gegen General Chanzy marschieren. Er hat gerade im richtigen Augenblick seine Operationsbasis geändert. Ha, welch ein braver General!" — telegraphierte er dem Kriegsdelegierten Freycinet. Einen Aufschub erfuhr des Prinzen Absicht, den jetzt mächtigsten Gegner noch bei Beaugency zu schlagen, dadurch, daß das III. Korps hinter Bourbaki her schon weiter loireaufwärts vorgedrungen war, als befohlen. Es konnte erst am 11. wieder in Orleans sein und die geplante Schlacht nicht am 12., sondern am 13. geschlagen werden. „Alles dies kommt daher, daß ich mich mit der II. Armee zu weit ausgedehnt hatte" — notierte der Prinz, sich selbst kritisierend. Der Vorgang schien seiner Theorie vom Zusammenhalten der Kräfte, der er 1866 allzusehr gehuldigt, recht zu geben.

Chanzy, der in der irrigen Hoffnung auf Bourbakis Unterstützung am 10. noch standgehalten hatte, entschloß sich am Abend dieses Tages zum Rückzuge. So entzog er sich der ihm zugedachten Niederlage. Des Prinzen Vorstoß nach Westen gestaltete sich zu einem mühevollen Marsch bei tief aufgeweichten Wegen, ohne daß es zu der gesuchten Entscheidung kam. Diese wäre eine Erlösung gewesen und hätte den Truppen, die seit dem Abrücken von Metz unaufhörlich in Bewegung waren, Ruhe und Erholung gegönnt. Es begann mit den Kräften und dem Tatendrang zu Ende zu gehen. In jenen Tagen begriff man den Sinn des paradox klingenden Schlagwortes „sich zu Tode siegen." Graf Waldersee, der den Zug noch mitmachte, schilderte dem Könige den damaligen Zustand des Heeres, der dringende Rücksicht zu fordern begann, sehr treffend. Durch die fortdauernden Märsche und Gefechte, durch das ungünstige Wetter und die großen Entbehrungen waren die Stärken aufs äußerste zusammengeschmolzen, Schuhzeug und Kleidung völlig zerrissen, die Pferde auf den Beinen angegriffen. Die Übermüdung machte sich bei Mann und Pferd geltend. Der empfindlichen Kälte war Regen gefolgt. Mühsam schleppten sich die Marschierenden vorwärts, langsam vollzogen sich alle Bewegungen. „Der ganz vortreffliche Geist, der alle Truppen beseelt, wird es ermöglichen, auch noch fernerhin große Anstrengungen zu fordern; die Einbuße an Mannschaft und Pferden wird aber eine sehr beträchtliche sein." Große Ersatztransporte waren freilich zu allen Korps unterwegs; sie konnten diese aber nicht einholen, die selbst unaufhörlich vorrückten. „Sollten es daher die Umstände irgend gestatten — folgerte Waldersee — so möchte ich ein Abstehen von weiterer Offensive für die nächste Zeit als sehr wünschenswert bezeichnen."

So kam es auch. Stiehle hatte übereinstimmend an Moltke berichtet. Als General Chanzy auch hinter den Loirfluß ohne ernsten Kampf zurückwich und am 16. Dezember sogar dessen tief eingeschnittenes, leicht zu verteidigendes Tal verließ, kehrte der Prinz mit seiner Armee in die Loirestellung zurück. Dabei hatte die überraschende Meldung mitgewirkt, daß die Bayern bei Orleans von stromaufwärts her am rechten Ufer bedrängt würden. Sie erschien wichtig genug, um Beachtung zu fordern. Vielleicht nahte dort Bourbaki, der inzwischen Zeit gefunden haben konnte, sein Heer zu ordnen und durch Ruhe zu stärken. Am 16. Dezember noch notiert der Prinz: „General Tann telegraphiert abends, daß Feind am Eisenbahndamm bei Gien mit allen Waffen steht, — Stärke nicht bekannt, — aber scharf beobachtet wird. Bis jetzt ist es noch nicht eine ausgesprochene Offensive Bourbakis."

Das IX. Armeekorps machte die Nacht hindurch und am nächsten Vormittag den berühmten Gewaltmarsch nach Orleans. In 36 Stunden legte es 11 deutsche Meilen und mehr bei entsetzlichen Wegen zurück. Heere, die unentschlossen geführt werden, bringen solche Leistungen nicht fertig. Viele Bataillone ließen dabei keine Ermüdeten zurück, die übrigen höchstens bis zu fünf Prozent. Von 4000 Pferden fielen nur 13. Die Armee war arg zusammengeschmolzen, aber der noch den Fahnen folgende Bruchteil abgehärtet und kriegsgewohnt — eine vortreffliche Kerntruppe.

Zu einem bedenklichen Übel war in jenen Tagen die Notwendigkeit angewachsen, zahlreiche Gefangenentransporte von der Front zurückzuschaffen. Überall ließen sich die jungen französischen Soldaten, die erschöpft hinter den geschlagenen Korps herzogen, oft in Gruppen von Hunderten, widerstandslos aufgreifen. Die Vorsicht gebot, sie nicht ohne weiteres zu entlassen. Sie hätten die Freischaren im Rücken der Armee vermehrt. Von unserer so schwachen Infanterie mußten also täglich Begleitmannschaften abgegeben werden, die dann ihre vorwärts gegen den Feind marschierende Truppe nicht leicht wieder erreichten. So büßten wir durch die Überwachung mehr an Kraft ein, als der Feind durch seinen Verlust, den er bald ersetzte. Wie es hinter der Armee auf den Zufuhrlinien aussah, lehrt eine Anekdote, die mir in lebhafter Erinnerung geblieben ist.

Eines Morgens trat General v. Stiehle in unsere Arbeitszimmer. Er hielt eine Depesche in der Hand: „Meine Herren, eine Preisaufgabe für einen Generalstabsoffizier!" Ein Vizefeldwebel der Landwehr, stellvertretender Etappenkommandant in einer größeren französischen Landstadt telegraphierte ungefähr wie folgt: ‚Stehe hier mit 80 Landwehrleuten, Stadt von französischen Gefangenen und Marodeuren überfüllt, viele sind bereits entwichen, die anderen machen Miene, dem Beispiel zu folgen. Bevölkerung aufgeregt, nimmt drohende Haltung an. Eben trifft ein neuer Transport von 1200 Franzosen unter geringer Bedeckung ein. Was soll ich tun'?"

Die Tatsache, daß ein Vizefeldwebel sich erdreistete, direkt an das Oberkommando zu telegraphieren, sprach für den höchsten Grad dienstlicher Verzweiflung. Der General wurde auch sofort umringt. „Was sollen wir ihm

antworten?" Die Vorschläge kamen von rechts und links. Der eine dachte an eine Verstärkung durch ein anderes Etappenkommando, das selbst nichts abzugeben hatte und viel zu weit entfernt stand. Der zweite wollte sofort einen Eisenbahnzug bemannen, der nicht vorhanden war, um ihn auf einer Linie abzuschicken, die noch nicht fahrbar sein konnte. Ein dritter beabsichtigte den Vizefeldwebel sofort auf den richtigen Instanzenzug aufmerksam zu machen, ein vierter ihm energisches Einschreiten zur Pflicht zu machen usw. Die gewiegtesten Bureaukraten schlugen vor, die Depesche an die Generaletappeninspektion weiterzugeben mit dem gemessenen Befehl, „unverzüglich das Erforderliche zu veranlassen". „Alles falsch, meine Herren," meinte General v. Stiehle, „wir geben ihm gar keine Antwort, denn was der Mann tun soll, weiß ich auch nicht."

In der Tat war dies das einzig Mögliche und, wie sich herausstellte, auch probat. Beim Ritt ins nächste Quartier äußerte Stiehle mehrfach: „Was doch wohl aus unserem Vizefeldwebel geworden sein mag?" Jedenfalls hat dieser nie wieder etwas von sich hören lassen. Er muß sich also wohl selbst geholfen haben. Das „wie" ließ sich von weitem weder übersehen noch anraten.

Die Armee kehrte nun in die Loirestellung zurück; in den Operationen trat eine Pause ein, die der Armee sehr nötig war. Allein zu einer vollkommenen Ruhe führte sie nicht. Auf beiden Flügeln dauerte lebhafte Berührung mit dem Gegner fort. Im Westen hielt der auf Le Mans zurückgewichene General Chanzy, der tätigste und befähigtste unter den französischen Heerführern, das am Loirfluß zurückgebliebene X. Armeekorps in Atem. Von Osten her kamen Meldungen, daß Bourbakis Armee wieder in Bewegung sei. Aus Briare, loireaufwärts, wurde ein starker deutscher Posten verdrängt. Das konnte auf einen neuen Vormarsch gegen Paris hindeuten. Andererseits besagten die Nachrichten, daß die I. Loirearmee von Bourges und Nevers her seit dem 22. Dezember mit der Eisenbahn nach dem Osten Frankreichs überführt worden sei, um sich gegen die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere zu wenden. Die Lage blieb dauernd spannend und ungewiß. Besonders lebendig ging es am 31. Dezember her. „Der durch alarmierende Nachrichten sich auszeichnende Sylvestertag ist durch Gottes Hilfe und Gnade auch mit glücklichen Botschaften geendet. Möge das Jahr 1871 nicht schlechter abschließen als 1870, das walte Gott." Der Prinz hielt dafür, daß die unentschiedene Lage noch fortdauern würde.

Im großen Hauptquartier von Versailles waren die Ansichten andere. Moltke glaubte an ein gemeinsames Vorgehen der beiden Loirearmeen unter Chanzy und Bourbaki gegen Paris. Er hielt die bisherigen vereinzelten Vorstöße der Franzosen schon für die Einleitung der allgemeinen Offensive, und der König befahl am 1. Januar des neuen Jahres, daß Prinz Friedrich Karl Chanzy abermals angreifen sollte, während sich andere Korps, die später die Südarmee unter Manteuffel bildeten, gegen Bourbaki wendeten.

Mit Freuden ergriff der Prinz die Aufforderung zu neuen Unternehmungen, wenn er und sein treuer Berater Stiehle auch noch nicht daran

glaubten, daß das gemeinsame große Unternehmen der feindlichen Heere bereits im Gange sei. Beide hofften, die Armee General Chanzys noch in der winterlichen Unterkunft, die er nach dem Rückzuge aufgesucht hatte, zu überraschen. Der Prinz insbesondere war froh, von seiner bisherigen Doppelaufgabe, „die feindlichen Armeen auf beiden Flügeln in Schach zu halten", jetzt erlöst zu sein. Die Schwierigkeit eines Angriffs in dem dichtbebauten heckendurchzogenen Lande an der Sarthe verhehlte er sich indessen nicht. Am 2. Januar wurden die Befehle gegeben, am 3. begannen die Bewegungen. Der Großherzog von Mecklenburg trat wieder unter des Prinzen Befehl; das Korps von der Tann war bekanntlich nach Paris zurückgezogen worden, um sich durch frischen Ersatz zu verstärken.

In guter Stimmung trat die Armee den Marsch nach Westen an; niemand glaubte an einen sehr schweren Feldzug. Das Wetter hatte sich gebessert. Frost war eingetreten, Kleidung und Ausrüstung während der ruhigen Tage seit dem 16. Dezember einigermaßen wiederhergestellt. Chanzy stand noch bei Le Mans an der Sarthe, einzelne Divisionen im weiten Halbkreise nach Südost und Osten bis zum Loirfluß und nordöstlich bis in die Gegend von Nogent-le-Rotrou auf ein Dritteil des Weges nach Paris vorgeschoben. Verstärkungen waren ihm wiederum reichlich zugeflossen. Emsig bereitete er die Wiederaufnahme eines neuen Feldzuges zur Befreiung von Paris vor, der zur Mitte Januar beginnen sollte. Sein Heer zählte an 130000 Mann, Friedrich Karls Armee nach Zurücklassung einiger Streitkräfte bei Orleans nur 70000. Aber dies Mißverhältnis der Zahl blieb uns damals unbekannt. Es würde auch niemanden erschreckt haben. Bei Orleans war es ebenso ungünstig gewesen und hatte uns nicht aufgehalten.

Dem Gedanken eines strategischen Überfalls folgend, beabsichtigte der Prinz mit getrennten Kolonnen in den vom Feinde besetzten Raum einzubrechen. Die Truppen des Großherzogs, jetzt als XIII. Korps bezeichnet, sollten von Nordosten über Nogent-le-Rotrou, das III. von Osten über Vendôme, das X. zur Linken den Loirfluß abwärts über La Chartre vordringen, das IX. — das aber die zu ihm gehörige hessische Division an der Loire beließ — als Reserve der Mitte folgen. Die linke Flanke mußte dabei gegen frische Streitkräfte geschützt werden, die der in Truppenbildungen unermüdliche Gegner aus der Richtung von Tours her vorgeführt hatte.

Als gemeinsames Ziel galt zunächst Le Mans, aber es war nicht ausgemacht, daß es dort bleiben werde. Je nach den Rückzugsrichtungen des Feindes sollte es sich ändern. Der Prinz glaubte anfänglich, den entscheidenden Widerstand erst hinter der Sarthe zu finden. Tatsächlich hätte Chanzy wohl seine Armee dorthin zusammengezogen, wenn er wußte, was ihm bevorstand. Aber er ahnte nicht, daß der Prinz ihm im Angriff zuvorkommen würde, und trug sich, wie bekannt, selbst mit offensiven Absichten.

Das Land, in das hinein der Vormarsch die Armee führte, ist sehr eigentümlicher Art, für den Angriff noch hinderlicher als das am Walde von Orleans. Ich habe es früher einmal ausführlich geschildert[1]). Man kann

[1]) Die sieben Tage vor Le Mans. Beiheft 8 und 9 zum Militär-Wochenblatt 1873

es als eine Mittelgebirgsgegend bezeichnen, die von alter und dichter Bodenkultur bedeckt ist. Waldrücken und Hochflächen mit steilen Abhängen füllen, tiefe Schluchten und Wasserläufe durchziehen es. Der Boden ist fett und fruchtbar, meist in kleine von Hecken, Wällen, Mauern oder Zäunen umgebene Weinberge, Weinfelder, Obstpflanzungen und Gartenanlagen aller Art geteilt. Nirgends hat man freie Übersicht. Die Wohnstätten liegen zerstreut darin — herrschaftliche Landsitze wechseln mit ärmlich aussehenden, aber doch fest gebauten Höfen und zerstreuten Häusern. Die Wege sind tief eingeschnitten und liegen zwischen heckengekrönten Wällen wie in Holstein oder im südlichen Schleswig. Auch der zu Pferde sitzende Mann kann darüber hinweg keinen Einblick ins seitliche Gelände gewinnen. Nur die großen Chausseen gewähren breiteren Raum und gestatten die Bewegung stärkerer Abteilungen. Auf ihnen wurde hauptsächlich gefochten, der Feind aber immer erst entdeckt, wenn man nahe vor ihm war. Dann konnte er wieder verschwinden, ohne daß man sah, wohin. Nach einigen hundert Schritt begann der Kampf von neuem. Der Vorteil regelrechter Gefechtsausbildung verliert dabei teilweise seinen Wert. Ungeübte Mannschaften können immer noch ihre Gewehre auf kurze Entfernung abfeuern und dann einen neuen nahen Hinterhalt aufsuchen. Viel Arbeit und geringer Erfolg wird die Tagesparole für den Angreifer. Der hohe Schnee machte dabei das Vorwärtskommen besonders schwer.

Nicht zu verkennen war auch, daß das Kriegsfeuer in der Truppe allmählich geringer wurde. Mit einer Reihe lebhaft durchgeführter Gefechte begann der Angriff gegen den Loir bei Vendôme am 6. Januar; aber der Kampf dauerte in den nächsten Tagen fort und wurde schleppender; eine wirkliche Entscheidung blieb aus. Mühe und Anspannung steigerten sich. Es ist ein Kennzeichen solcher Tage, daß der Feind überschätzt, sein Heer von der Phantasie vergrößert wird. Die Zahlen wachsen, wie die Breite der Gräben beim Jagddiner nach dem Reiten. Vor dem III. Korps sollten angeblich vier feindliche Armeekorps stehen. Der Prinz blieb kühler in seiner Auffassung; er urteilte richtig, daß sein Gegner noch gar nicht vereinigt sei, und hoffte, daß er ihn noch vor der Versammlung werde schlagen können. Er trieb in seinen Befehlen vorwärts und zog seine in der linken Flanke zurückgelassenen Streitkräfte zum größten Teile heran.

Am 9. Januar wuchs der Widerstand der Franzosen erheblich; das Feuer wurde in allen Richtungen, wo die preußischen Kolonnen vordrangen, heftiger hörbar; zu sehen war nichts. In den Tagen vorher hatte auch Nebel den Überblick erschwert. Stellung und Stärke des Feindes waren nirgends genau zu erkennen. Am Abend in Vouloire machte der Prinz folgende Aufzeichnung: „Das heutige und gestrige Terrain ist genau wie in den hügeligen Teilen Holsteins und Schleswigs, nicht für Kavallerie und Artillerie und der Defensive sehr günstig. Der Widerstand der Franzosen wird von Tag zu Tag zäher. Die Truppe bessert sich sichtlich. Die heutige Kriegslage und die Art, wie Freund und Feind gegeneinander stehen, ist eigentlich sehr spannend, aber sie läßt mich sehr kalt. Es kann dies an äußeren Dingen

liegen, wie Wetter und körperliche Müdigkeit, schlechte Quartiere usw. Aber im ganzen kann ich mir nicht verhehlen, daß auch ich zu fühlen anfange, daß ich des Krieges müde werde. Es ist nur zu natürlich, daß eine übergroße geistige und zuweilen auch körperliche Anspannung nicht allzulange vorhalten kann. Eine Rückkehr in friedliche Verhältnisse, die nicht viel Anziehendes für mich haben, wünsche ich deshalb doch nicht, mehr aber, daß Paris bald fällt, damit wir dann recht stark dem Gegner im freien Felde gegenübertreten und mit Energie nach sechs bis acht Wochen ganz Frankreich unterjochen können."

Trotz seiner Klage über Kriegsmüdigkeit trieb Friedrich Karl unausgesetzt zur Tätigkeit an. Seine Einsicht ließ ihn dies als das allein richtige erkennen. „Für alle Angriffsbewegungen" — so befahl er für die nächsten Tage — „gilt der Gesichtspunkt, daß je schneller und entschiedener die einzelnen Kolonnen gegen Le Mans Terrain gewinnen, in desto größere Verlegenheit die vereinzelten feindlichen Abteilungen, welche sich noch zwischen unseren Marschrichtungen befinden, geraten müssen."

General Chanzy war übrigens keineswegs gewillt, Umfassung und Angriff ruhig über sich ergehen zu lassen. Er antwortete mit Gegenstößen, die am 10. Januar zu heftigen Kämpfen führten. Zumal das III. Korps in der Mitte wurde in diese hineingezogen und hatte harte Arbeit zu tun, obschon es siegreich daraus hervorging. Der rechte Flügel der Armee blieb erheblich zurück. Starke feindliche Kräfte hielten ihn auf. Die Absicht des Prinzen, den Feind von Nordost her durch weiteres Herumgreifen des eigenen Flügels noch mehr zu umfassen, war nicht zur Ausführung gekommen. Die französische Armee ballte sich nach und nach vor Le Mans zu entscheidendem Widerstande zusammen. Die Kämpfe auf der ganzen Linie erwachten am 11. Januar mit vermehrter Heftigkeit. Während der Nacht hatten heftiges Schneetreiben und Kälte eingesetzt, das Schießen fortgedauert; die Ruhe für die Truppen war gering gewesen. Das Nachlassen machte sich bemerkbar. Der Prinz notierte selbst: „III. Korps etwas müde durch zweitägige Gefechte aller Truppen und durch zwei Nächte, die zum großen Teil auch fechtend zugebracht wurden." Das Gelände aber wurde mit dem weiteren Vorschreiten für den Angriff immer ungünstiger. Es erforderte mehr und mehr Anstrengung von den Mannschaften. Auf den glatten Straßen kam das Fuhrwesen nicht mehr mit. Die Lebensmittel begannen zu fehlen; die Ernährung, die bei der Ermüdung und der Kälte doppelt reichlich hätte sein sollen, wurde immer ungenügender.

Bis dahin hatte der Prinz an dem Glauben festgehalten, daß der Feind den Rückzug noch durch Le Mans fortsetzen und sich erst hinter der Sarthe entscheidend schlagen werde. Jetzt änderte er seine Meinung: „Es ist leicht möglich, daß es wegen des Unwetters der Nacht, was den Rückzug der Franzosen zu Fuß und per Eisenbahn verhindert haben kann, gegen den gestrigen Anschein, dennoch heute diesseits Le Mans zur Entscheidung kommt." Sie trat in der Tat ein. Am 11. früh begann die eigentliche Schlacht von Le Mans.

Als der Prinz, durch das Glatteis aufgehalten, um ½12 Uhr mittags bei St. Hubert, einem Waldhause an der Chaussee nach Le Mans, eintraf,

erfuhr er, daß der Feind noch dicht vor ihm stünde, während er unsere Vorposten viel weiter vorwärts geglaubt hatte. Das Geschütz- und Gewehrfeuer ertönte bald auf allen Seiten. Der Prinz hatte das noch immer die Mitte haltende III. Korps und ebenso das zur Linken befindliche X. nach rechts ziehen wollen, um seinem zurückgebliebenen rechten Flügel das Vorwärtskommen zu erleichtern. Bald nach seinem Eintreffen erfuhr er aber, daß sich das III. Korps nach links in Bewegung gesetzt habe, um einen blutigen Frontalangriff zu vermeiden und sich gegen den schwächeren rechten Flügel der Franzosen zu wenden. Das war gegen seine Wünsche, aber einmal begonnen, schwer zu ändern, und der Prinz fügte sich „nur, um keine Konfusion zu machen". An Biegsamkeit des Geistes und der Entschlüsse fehlte es ihm wahrlich nicht. — Vom X. Korps blieben die Nachrichten aus.

In der Mitte der feindlichen Stellung nach vorwärts des zwischen uns und Le Mans vorüberfließenden Huisnebaches lag eine steile, zum Teil bewaldete, von Gehöften, Gärten und Pflanzungen besetzte, bedeutende Höhe, auf den Karten als Plateau d'Auvours bezeichnet. Sie war zur Verteidigung hergerichtet, wurde von dichten Schützenlinien gekrönt und der Feind schien entschlossen, sie mit Zähigkeit festzuhalten. Der Prinz erkannte, daß ihre Wegnahme großen Eindruck machen müßte. Wohl hatte er seine Reserve, das IX. Korps, noch länger zurückhalten wollen; er setzte sie jetzt aber ein und ließ die Höhen erstürmen. Ein Teil der Hänge war kahl, von Schneefeldern bedeckt, über die hinweg der Angriff geführt werden mußte. Wir alle dachten unwillkürlich an St. Privat; denn die Szene hatte manche Ähnlichkeit. Der Angriff konnte unter Umständen große Opfer kosten und ein Rückschlag verhängnisvoll werden. Die Spannung wuchs, als sich unsere Schützen, denen die Artillerie kräftig vorgearbeitet hatte, in Bewegung setzten, von den Unterstützungstruppen gefolgt. Nicht mit dem unbekümmerten Todesmut unserer Infanterie vom 18. August, wohl aber besonnen und kriegserfahren, jede Bodenfalte benutzend, arbeiteten sie sich höher und höher empor und verschwanden nach kurzem lebhaften Gepraſſel der Zündnadelgewehre in den Linien, die bis dahin der Feind innegehabt hatte. Das Plateau d'Auvours war genommen.

Aber jenseits des Huisne lagen ähnliche Höhen vor uns; am Bache selbst stand noch der Feind. Der kurze Wintertag verging, die Nacht kam, ohne daß der Widerstand völlig gebrochen war. Ein neuer Schlachttag wurde für den endlichen Sieg erforderlich; die Angriffe mußten fortgesetzt werden.

Der denkwürdige 12. Januar brach an. General v. Stiehle eilte in der Frühe aus dem Hauptquartier Ardenay nach St. Hubert mit den Befehlen des Prinzen voraus, Generalstabsoffiziere erwarteten ihn dort. Das konzentrische Vordringen gegen Le Mans sollte fortgesetzt werden, das IX. Korps sich dabei aber zwischen dem XIII. und III. in die vordere Linie schieben. Nunmehr waren alle Kräfte eingesetzt.

Der Prinz folgte um 9 Uhr früh. Unterwegs schon kam ihm der Stabschef des III. Korps, Oberst v. Voigts-Rhetz, entgegen. Er machte im Namen seines kommandierenden Generals und beider Divisionsgenerale geltend, daß

das III. Korps heute zu einem Angriff nicht imstande sei, der Prinz möge es in der Verteidigung belassen. Das 20. Infanterieregiment war am Morgen nur noch mit 15 Offizieren und 750 Mann auf dem Sammelplatze erschienen; bei den anderen sah es ähnlich aus. Mehrere Nächte hintereinander hatten die Truppen in Schnee und Kälte neben den Häusern gelagert, die von Kranken und Verwundeten überfüllt waren. Gegessen hatten sie seit zwei Tagen nicht und den Tag vorher auch nur spärlich. Den Frontalangriff auf die Höhen hinter dem Huisnebach schilderte der Oberst als schwieriger wie den von Spichern. 80 bis 100 Geschütze stünden dort in Deckungen. Der Prinz suchte ihn umzustimmen, sich auf die bessere Kenntnis der Infanterie berufend, die in drei Feldzügen schon so viel getan hatte. Es wurde parlamentiert.

Da erschien ein neuer Bote Alvenslebens, Major v. Kretschmann, der die dringenden Vorstellungen des Obersten unterstützte. General v. Stiehle wurde schwankend und riet, das Unternehmen gegen Le Mans aufzugeben. Das sind Augenblicke in der Heerführung, die der Kritiker daheim in der Studienstube, dessen geistige und physische Energie durch nichts auf die Probe gestellt wird, dessen Mut mit der Schärfe seines Urteils wächst, sich nicht vorzustellen vermag. Wenn ein Mann, wie General Constantin v. Alvensleben, der bei Vionville nicht gezaudert hatte, den weit überlegenen Feind anzugreifen, seine Mitwirkung versagte und der treue und bewährte Eckart der Armee zum Nachgeben riet, gehörte mehr als gewöhnliche Kraft der Seele dazu, fest zu bleiben. Des Gehorsams seiner Armee durfte der Prinz auf alle Fälle sicher sein, aber ein starres Festhalten am Entschluß, das die Theorie in solchen Momenten vom „wahrhaft großen" Heerführer verlangt, konnte nicht bloß zum Erfolg, sondern auch zur Niederlage, zur Auflösung der Armee, zu ihrem Untergange und einem Umschwunge in dem deutscherseits bisher so glänzend bestandenen Kriege führen. Die Theorie vergißt, daß die Überlieferung uns als wahrhaft groß nur diejenigen Feldherren nennt, denen in solchem verzweifelten Spiel das Glück zur Seite stand, nicht diejenigen, die es in zwölfter Stunde verließ, obgleich sie ebenso klug, energisch und verdient waren wie jene.

Der Prinz erwiderte seinem Chef, daß er noch niemals Kehrt kommandiert habe und es auch jetzt nicht tun wolle. Er durfte die Sicherheit der Einschließung von Paris nicht gefährden, „und wie kann ich mit der schwachen Armee einer vierfachen Übermacht des Feindes gegenüber einen Rückzug antreten? Denken Sie, was ich dabei alles verliere" — fügte er hinzu.

Richtig erkannte Friedrich Karl, daß unter Umständen, wie die, in denen die II. Armee sich befand, das Umkehren gefährlicher ist als das Ausharren. Anderthalb Stunden hatten die Unterredungen gedauert, da begann der Kampflärm von neuem. „Ich höre das Feuer meiner Infanterie beginnen" — wendete der Prinz sich jetzt zu Voigts-Rhetz und seinem Begleiter. „Reiten Sie zu Ihrem General zurück und sagen Sie ihm, ich kennte meine Infanterie, ihre Zähigkeit und Siegeszuversicht. Wo die einmal anbeißt, da erreicht sie

Erfolge. Das ist mein letztes Wort." Dann befahl Friedrich Karl, daß das Korps mit den Teilen, die zum Fechten fähig waren, ganz nach dem Ermessen ihres kommandierenden Generals in den Kampf eingreifen sollte. Er bestand nicht auf den frontalen Angriff, sondern nur auf der Teilnahme des Korps überhaupt, das „Wo" und „Wie" dem Befehlshaber überlassend, der an Ort und Stelle über alle Einzelheiten besser zu urteilen vermochte als er. So handelt ein tatkräftiger und kluger Feldherr. Die Schlacht nahm ihren Fortgang, und der Prinz behielt recht wie bei Vionville. Sein Wille zum Siege war der zähere gewesen. General Chanzy leitete den Rückzug ein.

Schon tags zuvor hatte das X. Armeekorps, allerdings gegen die Wünsche des Prinzen, sich auf die nächste, weiter westlich nach Le Mans führende Straße — die von Château du Loir — gesetzt, also weiter ausgeholt. Es fand auf dem rechten Flügel des Feindes einen schwachen Punkt in dessen Stellung und drang dort ein. Das hatte den Ausschlag gegeben. Unumwunden erkannte Friedrich Karl das Verdienst dieser Selbständigkeit an. Am 15. Januar finden wir in seinem Tagebuch verzeichnet: „Die Ankunft des X. Korps von der Straße Château du Loir her war unerwartet und das Entscheidende." Heute am 12. ging das Korps gegen die südliche Vorstadt von Le Mans, das langgestreckte Pontliene vor, und der benachbarte linke Flügel des III. Korps schloß sich ihm an. Nun war für die Franzosen vor der Stadt kein längeres Halten mehr möglich; sie wichen durch Le Mans nach Westen zurück.

Diese Vorgänge wurden bei der großen Ausdehnung des Gefechtsfeldes dem Prinzen vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr bekannt. Er bereitete seine Pläne für die folgenden Tage vor. An ein Rückwärts dachte er nicht. Aber der Zustand allgemeiner Erschöpfung bei den Truppen erheischte gebieterisch Vorsorge. Am 13. sollte daher geruht, der Feind genau erkundet und alles für den entscheidenden Angriff am 14. vorbereitet werden. Entsendete Abteilungen konnten dazu herangezogen werden, vereinzelte Mannschaften ihre Truppen wieder erreichen, um die Zahl der Kämpfer in Reih und Glied zu vermehren. Die Vorsorge für Verpflegung und Munitionsersatz war ermöglicht. Das war weise, der Lage und dem Zwecke entsprechend gedacht.

Allein zur Ausgabe des Befehls kam es nicht mehr. Um 4 Uhr nachmittags schon war der linke Flügel der Armee in die Stadt eingedrungen von derselben Seite her, wo achtundsiebzig Jahre früher die Vendéer eindrangen. Die Schlacht war gewonnen. Sie hatte den Feind große Verluste an Toten, Verwundeten und Versprengten gekostet. Zwanzig Geschütze und Mitrailleusen, 22000 Gefangene, allerlei Heergerät und Vorräte fielen den Deutschen in die Hände. Auf die Nachricht, daß Le Mans in seiner Gewalt wäre, erhob sich der Prinz bei der einfachen Abendtafel im Schloß Ardenay und trank auf das Wohl seiner „stets unverdrossenen unüberwindlichen Infanterie".

„Wo die Artillerie uns nicht helfen kann, muß es die Infanterie allein tun, das ist in diesem Terrain die Regel und kostet viele viele Opfer" —

notiert er dabei —. Der Sieg hatte 3500 Mann an Toten und Verwundeten gefordert.

Dann fährt die Aufzeichnung fort: „Die eine große Erfahrung aus diesem und den zwei vorhergehenden Feldzügen muß ich doch konstatieren, daß der preußische Soldat mehr leistet, als ihm die kühnen Führer zutrauen, und mehr jedenfalls als man Soldaten der Theorie nach zutrauen darf. Wo er anbeißt, ist er Herr der Situation, nicht zu verblüffen, nicht abzuschrecken."

Das sind beherzigenswerte Worte. Möge es zum Heile Deutschlands so bleiben. Die neuesten Erfahrungen in Südwestafrika haben erfreulicherweise gezeigt, daß der deutsche Soldat in seiner kriegerischen Tüchtigkeit noch nicht nachgelassen hat. Wenn das aber fortdauern soll, so müssen die schwächlichen und auch die böswilligen Klagen über die Anstrengungen des Friedensdienstes verstummen. Was im Frieden nicht erworben ist, besitzt man auch im Kriege nicht. Übungen und Manöver müssen Mann und Pferd schon daheim lehren, was sie vermögen, und die Führer erkennen lassen, daß Großes geleistet wird, sobald sich nur jemand findet, der den Mut besitzt, Großes zu fordern.

Des Prinzen Zähigkeit und Ausdauer hatten sich wiederum bewährt; aber sie waren auf eine harte Probe gestellt worden. In einem der Abendgespräche nach dem Kriege äußerte er sich einmal über den Eindruck, den die wichtigsten Schlachten auf ihn gemacht hätten, und welche er wohl noch einmal durchleben möchte: „Einen Tag wie Vionville nie wieder, Tage wie die von Le Mans höchst ungern, alle anderen mit Freuden!"

Mit der Schlacht von Le Mans fand der Krieg für die Armee des Prinzen im großen seinen Abschluß, wenn auch noch leichtere Gefechte gegen die abziehenden Franzosen folgten. Binnen kurzem kam es zur Kaiserkrönung von Versailles und der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Der Prinz notiert darüber: „Genau 170 Jahre preußischen Königtums liegen hinter uns, eine neue Zeit vor uns, in der sich der preußische Geist durch Erfüllung ganz Deutschlands mit sich lebendig und stark zu erweisen haben wird — eine schwere Aufgabe aber Preußens würdig! Als wir Brandenburger Preußen wurden, da mag es mancher treue Brandenburger noch mehr empfunden haben, was er aufgab, als es heute mit den wirklich guten Preußen der Fall ist. Non videri, sed esse!" Seinem Kaiserlichen Oheim aber telegraphierte er:

„Gott segne unseren König, den Deutschen Kaiser! Möge das ‚Gott mit uns', in der Kaiserlichen Zeit, die durch den Willen Eurer Majestät nun beginnt, sich so bewahrheiten, als in den genau 170 Jahren, die mit heute abschließen!" — und erhielt zur Antwort: „Tausend Dank. Du hast den rechten Ton im Telegramm angeschlagen. Möge nach 170 Jahren Deutschland so groß und glorreich dastehen wie Preußen seit 170 Jahren. Dies letztere darf nie vergessen werden, wenn auch ein neuer Name, den mir schwer wurde anzunehmen, hinzutritt."

IV.

Das große Drama war beendet. Am 18. März 1871 verließ der Prinz Frankreich und kehrte in die Heimat zurück, wie er hoffte, zur alten rüstigen Friedensarbeit. „Tätigkeit wünsche ich mir allerdings," schrieb er bald an den Kriegsminister Roon. „Am liebsten wäre mir ohne Zweifel die vor dem Kriege innegehabte." Er sehnte sich an die Spitze seines III. Armeekorps zurück. Dort hätte er seine erzieherische Tätigkeit zum Heile von Heer und Vaterland noch lange fortsetzen können, und es ist in beider Interesse zu beklagen, daß es nicht dazu kam. Ganz im Gegensatz zu der allgemeinen Vorstellung von seinen Neigungen legte er den größten Wert darauf, „der Infanterie nicht bloß nicht fremd zu werden, sondern vielmehr auf deren Aus- und Fortbildung und deren Taktik denjenigen Einfluß zu behalten, den ein kommandierender General äußert." Mehrfach sprach er es aus, daß er nach seiner Anlage glaube, ihr nützlicher sein zu können als der Kavallerie.

Dies Ziel zu erreichen war ihm nicht mehr beschieden. Am Tage des Truppeneinzuges in Berlin, dem 16. Juni 1871, ward er zum Generalinspekteur einer Armeeinspektion ernannt, eine neugeschaffene Stellung, mit der eine unmittelbare, verantwortliche Wirksamkeit nicht verbunden war.

Etwas mehr Tätigkeit fand der Prinz durch seine andere Stellung als Inspekteur der Kavallerie, die er schon seit 1866 inne hatte. Er selbst hielt sich für keinen hervorragenden Schulreiter und bezweifelte, ob er die Kenntnisse im kleinen, die für nutzbringende Besichtigungen der Reiterei notwendig sind, in ausreichendem Maße besäße. Es ist bezeichnend für seine Gewissenhaftigkeit, daß er darum bei dem eigenen Adjutanten, dem Major v. Krosigk, der allerdings für den besten Reitlehrer der Armee galt, Unterricht nahm. Wie vor und nach seinen Schlachten schrieb er auch bei diesen einfachen Reitstunden die Bemerkungen des Lehrers und seine eigenen Beobachtungen nieder. Sie sollten der Reiterei des III. Korps zugute kommen.

In der Kavallerie regte es sich bald nach dem Kriege gewaltig. Sie war, trotz aller Tüchtigkeit und der bewiesenen Tapferkeit, mit den Leistungen von 1870 nicht zufrieden, und sie erstrebte für die Zukunft Größeres. Ihr hervorragendster Bildner jener Zeit wurde General v. Schmidt, dessen bedeutende soldatische Persönlichkeit am Ende des Krieges, zumal vor und nach Le Mans, als alles müde zu werden begann, immer sichtbarer hervorgetreten war. „Die kriegsmüden Leute hasse ich mehr als den Feind", war in den letzten Feldzugstagen ein oft von ihm gehörtes Wort. Seine Zähigkeit und Ausdauer überstiegen alles gewöhnliche Maß. Diesem außerordentlichen Manne trat Prinz Friedrich Karl jetzt näher. Im Frieden vor 1870 hatte er ihn schon gekannt, aber nicht sehr geschätzt, weil Schmidts fieberhafter Schaffensdrang oft zu weit gegangen war, Mann und Pferd überanstrengt und in der Truppe Mißmut erzeugt hatte. Eine Notiz des Prinzen aus dem Beginn des Krieges nennt ihn noch „den Herrn Verderber". Aber im Felde hatte Friedrich Karl seinen vollen Wert, seine Energie, seine Tapferkeit, seine Umsicht, Ruhe und Erfahrung, ja auch das Wohlwollen und die Fürsorge für seine Soldaten, die ihm eigen waren, vollauf erkannt.

Er selbst führte daher am Ende des Krieges in Tours eine rührende Versöhnungsszene herbei, die in gleicher Art beiden Männern Ehre machte. Der Prinz hatte sich vom Könige persönlich für Schmidt, neben dem eisernen Kreuz I. Klasse, den Orden pour le mérite erbeten, den er ihm selbst überreichen wollte. Es kam zur Aussprache und Friedrich Karl umarmte am Ende den in Tränen ausbrechenden Schmidt, den er „seinen tapfersten General" nannte. Seither bestand zwischen ihnen das beste persönliche Verhältnis und, vollkommen einig, arbeiteten sie nun zusammen für die Waffe, deren Wohl ihnen gleichmäßig am Herzen lag. Den großen Kavallerieübungen, die General v. Schmidt leitete, wohnte Prinz Friedrich Karl als Inspekteur mit der lebhaftesten Teilnahme bei und fand an dieser Mitwirkung, die leider immer nur für einen kurz bemessenen Zeitraum andauerte, Freude und Genugtuung. Es galt damals, die von General v. Schmidt zunächst in der Theorie aufgestellte Dreitreffentaktik praktisch zu erproben. Sie bestand im wesentlichen darin, daß die drei gleich starken Treffen einer Division, im Kampfe, einander unterstützend, je nach der Lage, ohne vorherige Bestimmung, gleichzeitig verwendet werden konnten. Zugleich brachte sie den Grundsatz der Massenverwendung zur Geltung, um der immer wieder auftretenden Zersplitterungsmanie entgegenzuwirken. „Wenn eine Kavalleriedivision unterstützend eingreift, wird und muß sie als Ganzes auftreten, und dann ist in der Regel auch eine Entscheidung herbeizuführen, wenn sie von ihrer Treffengliederung einen geschickten Gebrauch macht. Hat man denn Vionville ganz vergessen? Hätte anstatt der einen Brigade Bredow eine ganze Division unterstützend eingegriffen, so wäre dieses Eingreifen entscheidend geworden [1]). Nach solchen Erfahrungen will man die Zersplitterung reglementarisch machen?" — schrieb er am 25. Januar 1876 wieder, als es sich darum handelte, der Kavallerie ein neues Reglement zu geben. Sein Gutachten darüber enthielt eine Reihe wertvoller Lehren, die sich auf geschichtliche Beispiele aus der großen Zeit der Reiterei unter Friedrich und Seydlitz stützten.

Schmidt war leider, wohl infolge von Überanstrengung, inzwischen nach kurzer Krankheit gestorben; der Prinz fühlte daher um so mehr den Drang, für die Kavallerie einzutreten. Er setzte am Ende auch die Einführung der Übungen von zwei Kavalleriedivisionen gegeneinander durch. 1881 wurde er zu seiner Freude mit Anlage und Leitung dieser Manöver beauftragt und gab sich der neuen Aufgabe mit unermüdlichem Fleiße hin, so gering sie auch im Vergleiche zu den großen historischen Perioden seiner Laufbahn erscheinen mochte. Zugleich verfolgte er aber alle Wandlungen, die sich auf dem Gebiete der Kriegführung im großen vollzogen. Seine „Notizen für den Gebrauch im Felde" bereicherten sich fortlaufend. An die jüngsten Zeiten mahnt uns lebhaft, was unter dem 1. April 1879 verzeichnet steht:

„Unser heißes Blut, aber auch die Umstände in den letzten Kriegen haben es bewirkt — und hierin folgen wir gedankenlos einem falschen Bilde,

[1]) Es handelt sich um die berühmte Mittagsattacke der 7. Kürassiere und 16. Ulanen, die der hart bedrängten Infanterie für 1½ Stunden Luft machte.

das uns die Friedensmanöver fast immer zeigen —, daß in Fortsetzung der Operation sich die Schlacht entwickelt, daß wir aus den Marschkolonnen direkt zum Gefecht, zum Angriff schreiten. Dies dürfte oft unnötig gewesen sein. Sollte es sich nicht empfehlen, künftig danach zu streben, den Aufmarsch zunächst zu vollenden, besonders unter Zuhilfenahme der Nacht, um disponieren zu können und um die Unordnungen, die das erste Verfahren begünstigt, zu vermeiden — Ungehörigkeiten jeglicher Art; vom hochgestellten Heißsporn, der durchgeht, bis zu dem Urbrei, zu dem die aufgelöste Infanterie sich endlich so oft verwandelt? Die so notwendige und in neuerer Zeit fast nie beachtete Einheitlichkeit des Willens, ohne die große Erfolge kaum denkbar sind, käme dann wieder zur Geltung. Man überrascht den Gegner auch, wenn man nachts vor ihm aufmarschiert und mit Tagesanbruch (ungefähr) ihn angreift, und diese Überraschung ist derjenigen vorzuziehen, die alle Rekonterschlachten auszeichnet.

Was unserer Armee vor allem fehlt, ist eine Instruktion für die Generale. Sie müßte geheim sein. Solche zu schreiben könnte ich mich wohl getrauen." —

Des Prinzen Interesse wandte sich auch dem Seewesen und der Entwickelung unserer Flotte zu. Einige größere Reisen und eine jährliche Erholungsseefahrt nährten diese Neigung, die er in frühester Jugend lebhaft empfunden hatte. Die Bedeutung einer starken Seemacht für Deutschland erkannte er vollkommen „In der künftigen Marine", äußerte er sich einmal, „liegt die Zukunft des Reiches, unsere politische Bedeutung. Die Marine muß uns die Stellung festhalten, die die Armee dem neuen Deutschen Reiche geschaffen hat." Als Prinz Adalbert, der Begründer der preußischen, später deutschen Flotte starb, nährte der Prinz die stille Hoffnung, an seine Stelle berufen zu werden. Auch sie hatte ihn getäuscht. Da ein selbständiges Marineministerium geschaffen wurde, das die Flottenangelegenheiten vor dem Reichstage zu vertreten hatte, so verschloß sich ihm, dem Prinzen des Königlichen Hauses, auch dieser ersehnte Wirkungskreis.

Unter seinen Reisen nahm die Sendung nach Rußland im Dezember 1871 einen besonderen Platz ein. Sie hatte eine politische Bedeutung für die Befestigung der alten freundschaftlichen Beziehungen zu dem großen Nachbarreiche. Auffallend ist, wie Friedrich Karls scharfe Beobachtungsgabe, trotz aller glänzenden Empfänge und absichtlichen Auszeichnungen doch im Hintergrunde schon die wachsende Mißstimmung gegen Deutschland erkannte. Einmal notierte er, mit Bezug auf Alexander II.: „Der Kaiser sprach von seiner Liebe zu Preußen, unsere Siege hätten ihn gefreut wie russische Siege. Er sagte mir viel Herzliches überhaupt und persönlich für mich — warmes, edles Herz! Aber der Kaiser, dem sehr wenige beistimmen, steht allein da für uns. Gegen Deutschland ist der große Haß überall, außer beim niedrigen Volk. Es gärt in Rußland."

Die Tage in Petersburg und Moskau fesselten auch später noch oft seine Gedanken an Rußland. Als der große Orientkrieg schon drohte, am Weihnachtsabend 1876, schrieb er in eigentümlich scharfer Voraussicht: „Wenn

es jetzt bald zum Kriege Rußlands gegen die Türken kommt, so bin ich überzeugt, daß er einen schleppenden Gang annehmen muß, und daß die Erfolge nicht bloß auf russischer Seite sein werden." Er empfand, was damals nur wenigen eigen war, daß die Türkei von Rußland unterschätzt wurde. „Die türkischen Generale halte ich für mindestens so gut, als die ihnen bis jetzt gegenüberstehenden russischen. Und den gemeinen Soldaten? Sollte der türkische dem russischen nicht gewachsen sein." Die persönliche Hinneigung zu Rußland und seinem Kaiser trübte bei ihm den scharfen Blick für die wirkliche Lage der Dinge nicht. Das Gleiche trat auch in seinem Briefwechsel mit dem ihm nahe befreundeten Großfürsten Nikolaus hervor, der den Oberbefehl über die russische Donauarmee übernahm, und dem er einen kühnen Plan des Vormarsches durch Serbien, über Sofia entwarf, der die türkische Armee zum sofortigen Rückzug von der Donau zwingen sollte. Er würde den Krieg gern als Zuschauer mitgemacht haben, um neu zu lernen. Seine Eigenschaft als russischer Feldmarschall gab ihm Anwartschaft dazu, aber auch diese Sehnsucht erfüllte sich nicht.

Wahrlich, es fehlte dem Prinzen weder an geistiger Regsamkeit noch an der Teilnahme für die großen Vorgänge in der Welt. Das edle Waidwerk, die Vorliebe für Forstkulturen, denen er sich mit persönlicher Arbeit hingab, der Sport zu Wasser und zu Pferde, das Studium fremder Länder und Sitten, theoretische Fortarbeit für seinen Beruf neben der rein dienstlichen Tätigkeit konnten seine Stunden wohl ausfüllen. Der dauernde Umgang mit bedeutenden Männern nährte seinen Geist in heiteren und ernsten Gesprächen, die immer auf irgendeinen Gewinn für Herz oder Verstand gerichtet waren. Gewiß, sein Leben war auch nach den großen Kriegen des Lebens wert und seiner würdig. Das abgeschmackte Märchen, daß es sich bei der berühmt gewordenen Tafelrunde von Dreilinden, dem buon retiro des Prinzen in der Waldeinsamkeit nahe Zehlendorf, um Trinkgelage gehandelt habe, ist heute abgetan. Das Witzwort eines französischen Blattes von den „buveurs intrépides", die sich um den Prinzen vereinigten, hat es verschuldet, doch hätte es in Deutschland niemals Eingang finden dürfen.

Und dennoch begleitete des Prinzen Dasein seit 1871 die Unterströmung einer bitteren Empfindung von Enttäuschung und erzwungener Entsagung. Was ihm fehlte, war die wirksame und verantwortliche Mitarbeit an den großen Staatsgeschäften, zumal an der Fortbildung des Heeres, der er sich von früher Jugend an ganz besonders gewidmet hatte, und für die er mit einem Fleiße und einer Treue gewirkt, wie kaum ein anderer Mann neben ihm. Seine Gedanken und sein Sehnen waren immer auf Großes gerichtet, auf wichtige Dienste, die er seinem Könige und dem Vaterlande zu leisten wünschte. Um sich dafür zu befähigen, arbeitete er unausgesetzt an sich selbst mit einer antiken Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, in der er uns anderen allen vorbildlich bleiben sollte. Nur wer sich seinen Werdegang vollkommen vergegenwärtigt, wird den stillen Schmerz ermessen, den er darüber empfand, daß er während der letzten fünfzehn Jahre seines Lebens nicht mit der Hand am Staatsruder zugreifen durfte in der heißen Arbeit des Tages. Ob es

anders hätte sein können, ist heute schwer zu entscheiden, und, darüber zu streiten, müßig. Das Geschehene kann nicht mehr geändert werden.

Selten — in unbewachten Augenblicken — gab er seinem Kummer Ausdruck. Eines Abends ward an der Tafelrunde über die Wahrscheinlichkeit eines künftigen Krieges gesprochen, als der Prinz, der lange schweigsam zugehört hatte, das Wort ergriff und zögernd sagte: „Ich werde jetzt voraussichtlich keinen Krieg mehr erleben; wäre er aber noch einmal gekommen, so würde ich hineingegangen sein mit dem bestimmten Vorsatz, nicht wiederzukehren." Sein Schicksal entbehrt der Tragik nicht, die immer dort liegt, wo ohne eigene Schuld eine große Kraft von höheren Mächten gefesselt wird.

Aber das heimliche Empfinden hat des Prinzen Herz nicht überwältigt. Seinen Freunden blieb er stets der alte, der aufrichtige, treue und dankbare Freund und Kamerad. Davon sprechen zahlreiche Beweise. Wolfgang Foerster hat eine Handlung von Pietät vollzogen, als er uns noch einen Blick in des Prinzen intimen Briefwechsel gestattete. In ihm spricht unverfälscht der einfache, stets wahre, warmempfindende Mensch mit dem weichen und doch starken Herzen. Welche Bescheidenheit trotz alles Selbstbewußtseins spricht aus Zeilen, wie denen, die er an Oberstleutnant von Kretschmann, der einer seiner Generalstabsoffiziere beim III. Korps gewesen war, fünf Jahre nach dem Kriege richtete: „Ich kann und darf nicht über mich selbst richten. Auch bin ich mir zu vieler Schwächen zu gut bewußt. Aber das darf ich sagen: Gestrebt, aufrichtig gestrebt, habe ich nach dem Ideal, das Ihnen vorschwebt. Wie weit ich von demselben geblieben, wie nahe ich ihm gekommen: andere mögen es bestimmen. Möchten diese anderen mit ebenso vieler Milde und Freundlichkeit urteilen, wie Sie es getan."

Das kostbarste Zeugnis für sein tiefes Gemüt und seine Sinnesart ist ein Brief, den Foerster mit Erlaubnis der Herzogin v. Connaught veröffentlicht, und der seitdem den Weg durch einen Teil der deutschen Presse gefunden hat. Er darf auch hier wohl noch einmal seinen Platz finden, denn er ist es wert, gelesen und wieder gelesen zu werden in einer Zeit, wo eine laut sich brüstende Selbstgerechtigkeit solches Denken und Fühlen nur in der einfach bürgerlichen Welt, aber nicht auf den Höhen hervorragender gesellschaftlicher Stellung oder gar an den Stufen des Thrones sucht. Es ist ein Vermächtnis der Vaterliebe für das ganze deutsche Volk, gerichtet vom Prinzen an seine drei jugendlichen Töchter zu Ende des Krieges.

„. . . Die Jahre, in denen Ihr noch eigentlichen Unterricht erhalten werdet, werden schnell vergehen, und ihrer sind wenig. Bedenkt, was Ihr in ihnen nicht lernt, werdet Ihr später nicht nachholen. Was Ihr zu lernen habt, ist überhaupt nur wenig und lückenhaft genug. Seid fleißig dabei, damit man Euch später nicht für unwissend hält. Wenn man bei ungenügendem Fleiß in den Schuljahren nicht etwas Tüchtiges gelernt hat, so spielt man eine gar traurige Rolle in dieser Welt, als Mädchen, als Ehefrau, als Mutter, als ältere Frau. Die Toilette, seidene Kleider, der Schmuck, die Titel und äußeren Ehren sind das, was sie sind, d. h. ein

Schein. Es kommt in der Welt und in jeder Lebensstellung aber nicht auf den äußeren Schein an, sondern auf das wirkliche Sein. Letzteres allein hat Wert vor Gott und den Menschen. Ich möchte sagen, es kommt mir weniger darauf an, was Ihr jetzt lernt, als auf das eine, daß Ihr lernt, Euch mit Eifer, Ernst und voller Tätigkeit mit ernsten Dingen zu beschäftigen, und Liebe zur Arbeit. Wer das gelernt hat, hat nie Langeweile, weil er sich beschäftigen muß. Ich rede natürlich nicht von Beschäftigungen mit Lappalien, wie Tanzen und ins Theater gehen, was nur ein süßes Nichtstun ist und doch nur nebenbei gebilligt werden kann. Der liebe Gott hat doch dazu die Menschen und die Prinzessinnen nicht gemacht. Darum habe ich mich recht gefreut zu hören, daß Ihr Euch durch Euren Bazar in Eurer Art gemeinnützig gemacht habt. Das ist ein guter Anfang. Ich würde stolz sein, von Euch immer viel Gutes zu hören. Macht mir diese Freude! Sammelt in die Scheunen, so lange Ihr jung seid und Euch zum Lernen die Gelegenheit geboten wird, um die Euch so viele beneiden. Die Welt ist gar streng im Urteil und verlangt viel, auch von einer jungen Prinzeß. Wer nicht säet kann nicht ernten . . ."

Im Jahre 1884 machte sich bei dem Prinzen unregelmäßige Herztätigkeit bemerkbar. Eine Kur in Marienbad hatte vorübergehenden Erfolg. Sie wurde im Frühling 1885 wiederholt. Neugestärkt und „so wohl wie seit zehn Jahren nicht," kehrte er heim. Aber leider täuschte ihn die eigene Empfindung. Ein Umschwung erfolgte, der von Tag zu Tage mehr hervortrat. Todesahnungen überkamen ihn. „Ich weiß, daß ich einmal am Schlage sterbe," äußerte er zu seinem letzten Adjutanten Schulenberg und setzte nach kurzer Pause hinzu: „wozu ich jeden Augenblick bereit bin." Bald war auch seine Stunde gekommen. Wie er es geahnt, machte ein Schlagfluß seinem Dasein ein Ende. Ein großes und gutes Soldatenherz hörte am 15. Juni 1885 auf zu schlagen. Als er die letzten Atemzüge tat, waren die Prinzessin, sein Sohn und der vertraute behandelnde Arzt, Marinestabsarzt Dr. Kleffel, bei ihm. Diesem wurde die Leiche übergeben, um sie aufzubahren und einzusargen. „Bin dessen froh — schreibt er in seinen Aufzeichnungen nieder — daß ich meinem trauten einzigen Herrn noch die letzten Liebesdienste erweisen kann, für die er im Leben so dankbar war. In den letzten Stunden ließ er mich kaum eine Minute von seiner Seite, immer meine Hand haltend, mir die Wange streichelnd, oder mich dicht an sich gezogen umschlungen haltend. Dabei blickte er so treu und liebevoll aus seinen schönen Augen. Fahr wohl, du herrlicher Mensch und Held! Wie wenigen war es beschieden, Deine unendliche Seelengröße, Deinen edlen Charakter, Deine tiefe Liebesbedürftigkeit kennen zu lernen."

Das ist Prinz Friedrich Karl, wie wir ihn aus seinen Denkwürdigkeiten kennen lernen — derselbe, den ein kleiner Freundeskreis kannte, als Mensch und Soldat verehrte und noch heute aufrichtig betrauert, ein ganz anderer, als die breite Öffentlichkeit ihn sich vorstellte. Einen Vielverkannten hat ihn einer seiner treuen Anhänger kürzlich genannt — und das ist er gewesen.

Fragt man sich, wo die Schuld daran lag, so muß man zugestehen: in einer seiner größten bewundernswertesten Eigenschaften, seiner unverbrüchlichen Liebe zur Wahrheit. Er war der aufrichtigste Mensch, den ich jemals gekannt habe, geradezu unfähig, auch nur ein Wort zu sagen, das er nicht genau so meinte, wie es gesprochen wurde. Ihm fehlte ganz die landläufige Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit, die hohen Herren so leicht die Herzen der Menge erobert. Darum galt er oft für schroff und unfreundlich, wo es doch in seinem Herzen ganz anders aussah. Er mißachtete den Schein, jedes berechnete Auftreten, das mit der inneren Empfindung des Augenblicks nicht in Übereinstimmung stand. Das hat es ihm erschwert, sich den Beifall zu erwerben, der ihm gebührt.

Die Natur hatte über ihn nicht das Füllhorn ihrer Gaben mit verschwenderischer Freigebigkeit ausgeschüttet, ihm dafür aber eine reine Seele, tiefen Ernst in allen Dingen und den eisernen Willen zum Guten gegeben. Er errang schwer, aber sicher. Sein Leben war Arbeit und Kampf, Arbeit an der eigenen Erziehung und der Berufspflicht, Kampf mit widrigen Umständen, mit dem Mangel an Verständnis bei anderen und mit sich selbst. Er kam nicht leicht zu festen Überzeugungen, aber sie wurden ihm, einmal gewonnen, zum Fels im Meere des Zweifels. Darum war er als Feldherr auch am größten in den schwierigsten Lagen, bei Vionville, vor St. Privat und bei Le Mans — nicht, im gebräuchlichen Sinne des Wortes, ein genialer Führer, der seinen Talenten allein den Erfolg verdankt, wohl aber der ernste und große Soldat, der seine Truppen mit Strenge erzog und sie dann, nicht im schnellen Fluge, sondern mit ruhiger Sicherheit zum Siege führte. Hätte das Heer im Felde Unglück erlebt, es würde keinen festeren Pol gefunden haben als ihn, um standzuhalten und sich wieder aufzurichten. Schlichte Gottesfurcht gab ihm Kraft und stärkte sein Selbstvertrauen. Er war ein frommer aber auch kraftvoller Streiter, dem das kernige Bibelwort gut anstand, das er im Beginn des Feldzuges von 1866 seinen Soldaten zurief: „Laßt Eure Herzen schlagen zu Gott und Eure Fäuste auf den Feind!" Jedem deutschen Manne kann und soll er für immer ein Vorbild sein. So lange deutscher Boden noch solche wackeren, moralisch und kriegerisch gleich hoch stehenden Heldengestalten besitzt, darf uns nicht bange sein um des Vaterlandes Größe. —

Wolfgang Foerster, der Herausgeber der Denkwürdigkeiten, hat sich mit seiner Arbeit ein nationales Verdienst erworben. Wer die dabei mitsprechenden Umstände einigermaßen kennt, vermag zu beurteilen, daß das Werk keineswegs leicht gewesen sein kann. Haben die „Bedenklichkeiten" es doch ein Vierteljahrhundert lang verhindert, daß der Schatz, der in des Prinzen Aufzeichnungen verborgen lag, uns zugänglich gemacht wurde. Die Verkennung seines Wesens hat es verschuldet, daß die Meinung weit verbreitet war, in dem schriftlichen Nachlaß des Prinzen müßten herbe Kritiken enthalten sein, das Erzeugnis der Verbitterung, die man ihm fälschlich zuschrieb. Jetzt ist der Bann gebrochen, und die wahre Gestalt Friedrich Karls, wie seine Freunde ihn kannten, wird mehr und mehr Gemeingut der gebildeten Kreise

des Volks werden, mag er der Masse auch noch der verwegen dahinstürmende „rote Prinz" bleiben.

Endlich ist in Deutschland die Zeit gekommen, wo mit der Jugendpflege ernst gemacht werden soll, um uns ein starkes vaterlandsliebendes und frommes Geschlecht für die Zukunft heranzubilden. Ihm kann Friedrich Karls Leben als Beispiel mit größerem Rechte vorgeführt werden, als viele andere, die bekannter und populärer geworden sind.

Die rückhaltlose Offenheit, mit der die Bekanntgabe der Denkwürdigkeiten erfolgt ist, hat hier und da Anstoß erregt — ich glaube ohne Grund. Man dient seinem Helden nicht, wenn man nur anführt, was ihm vorteilhaft klingt, ihn erhöht und von menschlicher Schwäche frei, dem Irrtum nicht unterworfen erscheinen läßt. Solche Schilderungen fesseln nicht und sind bald vergessen. Wir wollen ein lebendiges Bild der großen Männer unseres Volkes haben, kein konventionelles, wie es für einen kolorierten Bilderbogen paßt. Vor allem aber — dies soll noch einmal gesagt sein — liegt diese Offenheit ganz in des Prinzen Sinne. Er, der unerschrockene Freund der Wahrheit, die er auch über sich selbst und gegen sich selbst walten ließ, hat es so gewollt. Mir erscheint sein historisches Bild darum nur größer, eindrucksvoller und der Nachahmung würdiger.

Arme Komödianten.

Erzählung

von

Adam Müller-Guttenbrunn.

„Franz, mach doch ein Fenster auf ... Laß die Sonne herein!" raunzte Frau Mali Huber und drehte sich noch einmal in ihrem ächzenden Bett herum.

„Ja, ja ... Nur Geduld ... Du weißt doch, mein Hals ... Er ist so empfindlich am Morgen."

Und er räusperte sich und hustete, während er seine Toilette vollendete. Lady kam hinter dem Ofen hervor, wo sie ihr Lager hatte, und wedelte um ihn herum. Und da er sie nicht beachtete, lief sie zur Tür und kratzte.

„Ja, ja. Nur Geduld," hustete er gegen das Tier hin. „Kannst es auch nicht mehr erwarten?"

Die Lady bellte und sprang gegen die Tür an; sie wollte hinaus, ihre Stunde war da.

„Ruhig, Mistvieh ... Wirst warten, bis ich fertig bin," brummte Franz Huber und legte sich den Hemdkragen um, der ihn ein wenig würgte.

„Könnt man die arme nicht allein hinaus lassen?" raunzte wieder Frau Mali.

„Um keinen Preis! Wo denkst du hin? Da könntest du etwas erleben mit der Frau Zipfinger," erwiderte der Franz. Und er herrschte die Lady an: „Wo gehörst du hin?"

Da flog sie mit einem Satz wieder hinter den Ofen und kauerte sich auf ihr Lager hin.

Franz Huber hatte es bei der Toilette nie eilig, sie war ihm stets wichtig gewesen im Leben. Und wenn er jetzt auch privatisierte und in einer Gegend der Großstadt wohnte, wo man ihn nicht kannte, sein Äußeres vernachlässigte er nicht.

„Der Husten! Der elende Husten ... Mich hat's heute wieder ... Ich glaub immer, Mali, der ‚Nachtfalter' war mein Malheur. Den hätt ich nicht übernehmen sollen damals ... Ich war vorher schon nicht ganz

wohl. Aber natürlich, am Schluß der Saison, da will man dem Alten noch zeigen, was man leisten kann . . .

„Bei Tag, da bin ich hektisch,
Bei Nacht bin ich elektrisch,"

summte er im Polkatakt und band sich die Krawatte kunstvoll. „Wenn der Direktor nur nicht umschnappt . . . Abgereist ist er vor der letzten Vorstellung . . . Keinen einzigen Vertrag hat er bis heute erneuert . . . Die Geschichte ist sehr verdächtig . . ."

„Mach doch endlich das Fenster auf!" rief Frau Mali gelangweilt. Denn es war die alltägliche Litanei, die er da vorbrachte. Die Angst um sein Engagement. Als ob es ihm je an einem solchen gefehlt hätte! Da war sie ganz sicher, die Frau Mali.

„Aber ja, aber ja," erwiderte Franz Huber und ging, das Rouleau aufzuziehen. Er wartete damit stets, bis er fertig war und ließ sich nicht nötigen. Das Gefühl, daß sein alterndes Wesen das scharfe Morgenlicht nicht vertrage, verließ ihn auch gegenüber seiner Frau nicht. Sie blieb liegen, wenn er sich erhob, und blinzelte aus den Kissen nach ihm, während er Toilette machte. Und das genierte ihn. Aber es war einmal so eingeführt, daß er zuerst aufstand, mit der Lady einen kurzen Morgenspaziergang machte und dann zum Frühstück kam. Die Mali wollte es so, und er gehorchte.

Jetzt prallte die Morgensonne in das schmale Zimmer, dessen arme, graugetünchte Wände nur mit einer Patrone ausgemalt waren. Der schleißige Laufteppich, die zersprungenen altmodischen Möbel, deren Politur erblindet war, die schreienden Ölfarbendrucke an den Wänden, das alles tat dem Huber Franzl weh . . . Er hatte nur eine ganz kleine Nische dort neben dem Fenster, die ihm gehörte. In der saß er ständig, wenn er daheim war. Ein kleiner, dunkler Schreibtisch — ein Möbel aus seinen Junggesellentagen — darauf ein paar Photographien und Rollenbilder, darüber, an der Wand, einige verstaubte Lorbeerkränze mit leuchtenden Bandschleifen, das war sein Plätzchen. Und auf dem Schreibtisch lagen auch seine Lieblingsbücher, ein paar Bände Dickens. Er las nur Dickens und behauptete, dieser Dichter erhalte sein Inneres flüssig, er besänftige seine Nerven.

„Na, endlich!" seufzte Frau Mali, als er jetzt auch das Fenster öffnete . . . Die früh korpulent gewordene Wienerin hatte ihre neunzig Kilogramm — mehr gab sie nicht zu — und war ein wenig asthmatisch. Sie lechzte stets nach frischer Luft. Daß sie es auch nur eine Nacht bei geschlossenen Fenstern in diesem Zimmer aushielt mit ihrem Mann und der Lady, sie begriff es nicht. Aber sie mußte wohl. Der Franz hätte um keinen Preis bei offenem Fenster geschlafen, und da hieß es dulden und wieder auf bessere Zeiten hoffen.

Franz Huber tat noch einen letzten Blick in den Spiegel, pfiff der Lady, sagte Adjes und ging. Die hundert Fältchen seines bartlosen Gesichtes glätteten sich, als er durch die offene Küchentür das Fräulein Anna sah. Mit überlauter Stimme rief er ihr zu: „Guten Morgen! Guten Morgen!"

Das braunäugige Mädchen, das beim Herd stand und mit größter Behutsamkeit den schwarzen Kaffee aufgoß, damit er nur ja recht kräftig, dunkel und undurchsichtig werde, so wie ihn die Zipfinger Resi liebte, dankte mit leiser Stimme für den Gruß. Dabei glitt ihr sanfter Blick über die hohe Gestalt Hubers. Es gefiel ihr immer, daß der Mann so nett war. „Wenn Sie die gnädige Frau sehen, liebe Kollegin," sprach er mit erhobener Stimme, „bitte, meinen Handkuß!"

„Danke," sagte das Mädchen und blickte ihm ganz eigen lächelnd nach.

Frau Mali aber, die jedes Wort hinter ihrer Tür gehört hatte, warf sich noch einmal in ihrem Bett herum, daß dieses laut aufstöhnte. „Der Kalfakter!" brummte sie. Und sie fragte sich mit stillem Ingrimm, ob er es nötig hätte, sich so zu demütigen vor dieser — vor dieser ehemaligen Choristin. Denn was war die Resi anderes, ehe sie der Zipfinger geheiratet hat? Aus dem Chor hat er sie herausgefischt, die Gnädige. Es war zum Lachen.

Aber auch die Zipfinger Resi hörte in ihrem Zimmer die überlaute Botschaft Hubers, die er der tauben Anna Vetter im Vorzimmer aufgetragen.

„O je! O je!" dachte sie, „da hapert's gewiß wieder mit dem Zins."

Und sie war recht ungnädig, die Gnädige, als die Anna ihr das Frühstück brachte und ihr lächelnd den Morgengruß des Herrn Huber ausrichtete. Vor der Anna genierte sie sich nicht. „Da hab ich schon g'fress'n, wann aner so zuckersüaß tut," sagte sie. „Es is a Kreuz mit die abgetakelten Kollegen. Das hat schon mei' Mann immer g'sagt. Aber er is so a guati Haut, der Huber, er tut ein'm leid."

Anna Vetter war ein wenig rot geworden bei den derben Worten über die gescheiterten Kollegen. Sie stand schüchtern neben dem Frühstückstisch und wußte nicht, durfte sie sich auch heute zur Frau Resi setzen oder nicht. Unaufgefordert nahm sie nie Platz. Endlich merkte es die Frau.

„Aber Fräul'n Anna, haben S' denn kein' Hunger?" fragte sie gutmütig. „Wollen S' mich allani frühstücken lass'n?"

Da setzte sich Anna Vetter rasch ihr gegenüber und bediente sich. Und sie erzählte, daß sie dem Turl (Artur) als Frühstück auch eine Schnitte Schinken von gestern zur Buttersemmel mitgegeben habe.

„Ja? Das wird ihm schmecken. Der arme Bub muß schon um Siebene aus'm Bett. Warum 's die Professoren so eilig haben in der Früh? Das Schönste vom ganzen Theaterspielen, hat mei' Mann immer g'sagt, ist, daß die Prob erst um zehn Uhr anfangt. Wenn wer schon um acht Uhr von ihm 'was wollen hat, da hat er immer geschrien: ‚Wer stört mich um Mitternacht?' Ich bitt Sie, könnten die Schulen nicht auch um Neune anfangen?"

Anna Vetter horchte angespannt, man sah, wie jede Muskel ihres Gesichts sich straffte, wie sie der Sprechenden jedes Wort vom Munde abzulesen suchte, denn diese gab sich keine Mühe, für die Schwerhörige zu reden. Und doch hatte sie, wenn sie ihren Seligen nachahmte oder sonst etwas Spaßiges sagte, den Beifall sehr gern. Das wußte Anna Vetter, und sie lachte jetzt, obwohl sie den Zusammenhang zwischen dem Schulgang des kleinen Gymnasiasten und dem Probengang des verstorbenen Komikers Zipfinger nicht auffaßte.

Die Frau Resi hatte schon Eile, sie mußte ins Geschäft. Und sie gab dem Fräulein Anna nur schnell ein paar Andeutungen, was sie heute kochen solle. Sie hatte schon mit dem Hute auf dem Kopfe gefrühstückt, jetzt legte sie nur noch ein wenig Reismehl auf, schlüpfte in die Handschuhe und war fertig. Dabei prüfte sie sich im Spiegel und fragte, ob denn die Morgenpost noch nicht da wäre. Anna verneinte. „Wo er jetzt wohl sein mag? Und warum er mir gar nicht schreibt?" fragte sie, vor dem Spiegel stehend, über die Achsel zurück.

„Wer denn?" fragte Anna.

„Unser Doktor!" lachte Frau Resi. „O, Sie Duckmäuserin . . . Mir geht er ab, ich sag's ganz offen . . . Und sein Kabinett bleibt reserviert, wann er's auch nit bezahlt übern Sommer . . . So — fertig. Pfiat Ihna Gott!"

Eine fesche, mollige Frau war sie, mit einem echt wienerischen Mundwerk, und man begriff, daß sie es nach dem plötzlichen Tode ihres populären Mannes so rasch durchsetzte, eine kaiserliche Tabaktrafik zu bekommen. Die Referenten bei der Finanzlandesdirektion und der k. k. Tabakregie konnten ihr nicht widerstehen. Sie war mit so vielen Empfehlungen hochmögender Persönlichkeiten ausgerüstet und hätte doch gar keine nötig gehabt. Jeder dieser Herren verdankte dem Komiker Zipfinger so manche heitere Stunde, und sie konnten es einfach nicht ertragen, seine Witwe jetzt weinen zu sehen. Da wurde der Amtsschimmel in eine ungewöhnliche Gangart gesetzt, es ging alles im Galopp. Zwar gab es ungezählte Witwen und Waisen von Offizieren und Beamten, die redliche Ansprüche hatten auf eine k. k. Trafik, aber da waren so viele amtliche Erhebungen zu pflegen, da mußte erst genau erforscht werden, ob richtige Mittellosigkeitszeugnisse vorlagen, ob der verstorbene Vater oder Gatte auch die bestimmte Zahl von Dienstjahren gehabt hatte, die nötig waren, um einen unzweifelhaften Anspruch der Bittstellerin zu begründen. Und dann war die Frage stets so schwierig, für welche Klasse eines Tabaksladens man sich in jedem einzelnen Falle entscheiden sollte. Es gab welche mit sechstausend Kronen Jahresumsatz und solche mit sechzigtausend. Die Nebeneinkünfte durch Zeitungsverkauf, Ansichtskarten und ähnliche Dinge mußten ebenfalls abgeschätzt werden. Man wollte doch gerecht sein. Und das brauchte Zeit, da durfte nichts übereilt werden. Und überdies waren ja stets tausend Bewerber vorgemerkt. Bis da die Reihe an einen neuen kam . . .

Anders war es bei der Zipfinger Resi. Da lag alles so klar, es gab gar nichts zu erforschen — denn Anspruch besaß sie keinen. Darum hatte sie mit den kleinen Referenten, die auf ihren Akten sitzen und sie bebrüten, auch nichts zu tun. Sie ging mit ihren vielen Empfehlungskarten gleich zu einem Finanzrat, der begleitete sie zum Oberfinanzrat, dieser zum Finanzdirektor. Von da wurde sie zum Herrn Hofrat ins Ministerium empfohlen. Der aber erwog den Fall der trauernden Komikerswitwe nicht lange, er fragte einfach: „Haben Sie etwas Geld?" Sie zögerte mit der Antwort. „Na, drei- bis viertausend Kronen werden Sie doch aufbringen?"

„O ja, Herr Hofrat, auch mehr."

„Dann, schöne Frau," sprach der Galante, „wählen Sie sich den Platz in Wien, auf dem Sie selbst eine Tabakhütte bauen lassen wollen, oder die neue Gasse, um die herum vielleicht künftig ein belebtes Viertel entsteht, und wo noch keine Trafik ist. Ich verschaffe Ihnen die große Signatur. Der Herr Finanzminister hat für besondere Fälle stets ein geneigtes Ohr."

Und die Frau Resi wählte rasch. Sie besaß einen praktischen Blick und traf es gut. In einer neuen Gasse im Westen der Großstadt, wo die Baubewegung mit Macht hindrängte, hatte sie sich einen Laden gemietet und eingerichtet, und während noch an dem Hause gearbeitet wurde, ging sie als Volontärin zu einer befreundeten Tabaktrafikantin und schulte sich für den neuen Beruf. Denn das hatte ihr auch der liebenswürdige Hofrat gesagt, selbst zugreifen müsse sie, in eigener Person eintreten für das neue Geschäft. Sonst würde nie etwas Rechtes daraus. Zimperliche Frauen, die das nicht täten, werden hundertfach betrogen, und sie gehen in der Regel zugrunde. Damit dürfe sie ihm nicht kommen; wenn er sich für sie verwende, so müsse sie auch den Willen haben, sich eine neue Existenz zu begründen.

Ob die Zipfinger Resi den Willen hatte! Und zimperlich war sie nie. Sie war als braves Vorstadtmädel zum Theater gelaufen, weil man ihr sagte, sie hätte eine so schöne Stimme. Aus dem Chor heraus wollte sie vorrücken in die erste Reihe, wie so manche andere. Aber sie kam nicht weit, der Zipfinger war verschossen in sie und machte sie zu seiner Frau. Und weg mußte sie vom Theater. Es schickte sich nicht, daß die Frau des ersten Lokalkomikers in der Komparserie mitwirkte. Und am Talent für die Vorrückung fehlte es der Resi. Na, da opferte sie ihre Karriere, da ging sie eben ab vom Theater. Sie hatte jetzt eine ganz andere Lebensaufgabe erhalten . . . Der rundliche, blonde Komiker, der Zipfinger, war so eigen. Er trank ein bißchen gern. Und war meistens melancholisch. Die Leute, die des Abends so herzlich über ihn lachten, die wußten nicht, wie er daheim war, und wie oft er schon zu den Proben angeheitert kam. Nicht gerade zum ersten Akt, aber in jeder Pause, wenn er auf der Szene nichts zu tun hatte, verschwand er, und zuletzt war es eben geschehen. Und für andere zahlte er auch. Das alles sah die Resi, das wußte sie ganz genau, und als er um sie warb, da nahm sie sich vor, ihn zu erziehen, ihn dem Publikum zu retten. Und ihr Plan gelang. Sie brachte den leichtlebigen Mann, der bald Vater eines Buben geworden war, vollständig unter ihren Pantoffel; sie behob seine Gage, setzte ihm ein kleines Taschengeld aus und sparte für seine alten Tage. Von ihrer Wohnung vermietete sie immer einen Teil an Kollegen aus dem Theater, obwohl der Zipfinger so gern allein gewesen wäre. O nein, diesen Wunsch konnte sie ihm nicht erfüllen. Hatte er es verabsäumt, sich in eine Altersversorgung einzukaufen, so mußte sie das wettmachen. Es galt, zu sparen und zu erwerben! Besaßen sie jetzt nicht einen Sohn? Und wie der Turl gescheit war, wie er brav lernte! Der mußte einmal etwas Großes werden.

Zehn Jahre blieben der Resi für diese Betätigung ihrer wirtschaftlichen Energie. Da starb Zipfinger ganz plötzlich. So gut hatte sie ihn erzogen;

sie hielt ihn für einen Abstinenzler, weil sie ihm daheim nie Alkohol gestattete und sein Taschengeld so karg bemaß, daß er sich auch auswärts keinen bezahlen konnte. Aber er war kein Abstinenzler. Er hatte Verehrer, hatte Freunde. Und als es unter denen ruchbar wurde, daß er stets ohne einen Kreuzer Geld sei, hielt ihm jeder sein Glas hin, zahlte mancher gern, was er trank. Ob er auch etwas essen wolle, darnach fragte ihn nie einer, das fiel keinem bei. Er trank aus fremden Gläsern, aber er war zu schüchtern, auch von fremden Gulyastellern zu essen. Und so wirkte das viele Trinken wie eine langsame Vergiftung. Und Schulden machen? Den Mut besaß er schon lange nicht mehr. Seine Resi machte ihm einen Riesenskandal, als das einmal vorkam. Er gewöhnte sich in dieser Ehe manches ab, auch das Rauchen, weil die Resi sparen mußte, und zuletzt auch den Humor. Er starb zur rechten Zeit.

Wie gut, daß sie gespart hatte! Sie hätte dem Hofrat ins Gesicht lachen mögen, als er fragte . . . Gewiß hatte sie dieses Geld. Der Herr war wohl gewohnt, mit armen Offiziers- und Beamtenswitwen und -Waisen zu verkehren . . .

Jetzt besaß sie ihre Tabaktrafik, und Pensionäre hatte sie auch. Es ging ihr ganz gut, der Zipfinger Resi. Verkäuferin hielt sie sich keine, sie arbeitete am liebsten mit Volontärinnen, die sie abrichtete. Wie viele arme Frauen gab es nicht, die vorgemerkt waren auf Trafiken. Manche starb, ehe sie ihr Ziel erreichte; manche verheiratete sich wieder; manche gab ihre Hoffnungen auf und wendete sich einem anderen Beruf zu. Aber vorbereitet mußte man immerhin sein. Und diese Frauen gaben der Frau Resi gern ihre hübschen Töchter zur Ausbildung. Aber sie nahm keine, die sich nicht verpflichtete, drei Monate ohne Entgelt bei ihr auszuharren. Anfänglich ließ sie sich bezahlen für ihre Mühe, jetzt forderte sie die längere Dienstleistung. Damit gewann sie einen Teil ihrer verlorenen Freiheit zurück, denn das Geschäft nahm sie ganz und gar gefangen. Die Finanzbehörde wachte strenge darüber, ob die Tabakverschleiße auch ihre Stunden einhielten — von früh bis spät abends.

Heute hatte die Frau Resi es so eilig, weil eine Neue in der Trafik stand, eine Generalswaise, der einmal eine Haupttrafik auf der Mariahilferstraße in Aussicht stand. Die mußte tüchtig geschult werden. Eine „g'schnaufte Funs'n" beliebte sie die Frau Resi zu nennen, und das sollte so viel heißen wie hochmütige Gans. Aber die junge Dame war bildhübsch, und viele Herren kamen ihr zu Gefallen. Alte Herren, die immer Kuba geraucht hatten, kauften der vornehmen Volontärin jetzt Regalitas ab. Wie sie das nur machte? Die mußte sie sich warm halten, denn die teuren Sorten gingen nicht besonders gut in ihrer Trafik.

Als Frau Resi gegangen war — heiter, frisch, resolut, das Bild einer lebensfreudigen Witwe — blickte ihr Anna Vetter vom Fenster aus noch lange nach. Dann wendete sie sich betrübt ihren häuslichen Arbeiten zu, räumte den Frühstückstisch ab und sann nach über ihr Schicksal. Am liebsten hätte sie sich in eine Ecke gesetzt und geweint . . . Auch sie war beim Theater gewesen. Sie stand nicht in der ersten Reihe, aber sie spielte ganz schöne Rollen; sanfte, bürgerliche Mädchen, passive Charaktere lagen ihr so gut.

Wo man Herz zeigen mußte und Gemüt, da wurde sie hingestellt. Neben der stolzen Magda in der „Heimat" bestand sie als die häusliche kleine Schwester Marie rühmlich vor der Kritik. Und in mancher anderen Rolle, namentlich in Wiener Volksstücken, gefiel sie ungemein. Dann ging sie allmählich zurück. Sie litt an einer langwierigen Erkältung, die sie sich in einer fast unheizbaren Parterrewohnung zugezogen, mußte Urlaub nehmen, in eine Kuranstalt gehen, und als sie wiederkam, merkte sie zu ihrem Schrecken, daß sie die Souffleuse nicht hörte. Sie hatte sie nie gebraucht, aber das Bewußtsein, hilflos auf der Bühne zu stehen, brachte sie um ihre Sicherheit, um ihre Ruhe, sie fieberte stets, wenn sie die Bühne betrat. Und das steigerte ihr Leiden, sie überhörte manches Stichwort, es gab Verwirrungen. Sobald die Ursache dieser Vorfälle bekannt wurde, war sie entlassen. Und dann lief sie in namenloser Angst von einem Arzt zum andern, machte alle Kuren, die es gab, verausgabte sich bis auf den letzten Heller und fand doch keine Hilfe. Ganz im Gegenteil, das Leiden steigerte sich. Eine Kollekte mußten die Kollegen für sie machen, damit sie nicht hungerte; denn was sie mit Handarbeiten verdiente, reichte kaum hin, ihr ein Obdach zu sichern.

So fand sie die Zipfinger Resi. Vor der Delogierung stand sie, und taub war sie.

Taub! Taub!

Und für keinen anderen Beruf vorgebildet, ohne Stütze, ohne Rat. In einer fernen Provinzstadt lebte ihr eine Tante, eine harte, kinderlose Person, die nie etwas von ihr wissen wollte. Sonst hatte sie niemanden. Ein paar gute Kollegen beschenkten sie ab und zu; andere Freunde hatten sich zurückgezogen, da ein Verkehr mit ihr unmöglich war.

Dankbar ergriff sie die dargebotene Hand der Frau Resi und zog zu ihr. Sie sollte das Haus hüten, auf ihren Buben achten und auf die Mieter; sollte sich auf jede Art betätigen und die Hausfrau vertreten, die ja so wenig daheim sein konnte. So geriet sie in den Bann dieser praktischen Frau und kam nicht mehr los von ihr. Und da sie ein ganz besonderes Talent für die Küche bekundete, so ersparte die Frau Resi alsbald die Köchin an ihr und begnügte sich mit einer Aushelferin für die grobe Arbeit. Die Frau Piwonka scheuerte die Böden, spülte das Geschirr, trug das Essen in die Trafik, aber Köchin und Stubenmädchen in einer Person war die Anna Vetter geworden. Langsam glitt sie auf diese Stufe hinab. Aber sie erfreute sich der besten Behandlung, zählte zur Familie. Und „Koch-Fräulein" wurde sie scherzhaft von allen genannt. Als solches konnte sie noch Karriere machen, sagte die Frau Resi. Sie fände gewiß eines Tages einen gasthausmüden, wohlhabenden alten Junggesellen, dem sie die Wirtschaft führen könnte.

Alles hatte sie, nur Lohn bekam sie nicht. Und sie hätte auch keinen genommen. Ganz hinabsinken in die Schichte der Dienstboten wollte sie denn doch nicht. Der Bettelstolz der Intelligenz war ihr geblieben. Ab und zu erhielt sie von der Frau Resi ein Toilettestück — das war alles. Und das ganze Hauswesen lag auf ihr, Frau Resi vertraute ihr alles an und verließ sich in allem auf sie.

Einmal, als keine Volontärin da war, durfte sie sich schön machen und in der Trafik aushelfen. Sie war selig. Vielleicht . . . Aber es ging nicht. Es ging ganz und gar nicht, denn sie verstand nie, was man von ihr verlangte; das Hörrohr zu gebrauchen, genierte sie, und es hätte die Kunden belästigt. Und mit Geld konnte sie auch nicht umgehen, sie wurde betrogen.

So fiel sie wieder zurück in die Hauswirtschaft, in das Milieu einer Deklassierten. Es war gerade ein neuer Mieter eingezogen, für den die Frau Resi ein ganz besonderes Interesse bekundete, dem sie den Hof machte, den sie abends manchmal auf eine Schale Tee einlud. Und er kam nicht ungern. Manchmal schien es Anna, als ob er die Schale Tee, und was dazu gehörte, sehr nötig gehabt hätte. Sie kannte das aus ihrer schlimmen Zeit . . . Er bewohnte das kleine Kabinett und war tagsüber fast nie daheim, gab Privatunterricht an Gymnasiasten. Das Doktorat hatte er gemacht, aber gut ging es ihm nicht, das merkte man. Anna verstand seine Lage nur zu wohl und sie bemitleidete ihn im stillen. Der Frau Resi gefiel der Doktor Baier ganz ausnehmend, und er merkte es. Allmählich aber zog er sich zurück, fast unmerklich; Anna Vetter empfand es deutlicher als die Frau Resi. Auch schien sich seine Lage zu bessern, vielleicht hatte er vornehmere Schüler gefunden. Und ihr selbst, dem Kochfräulein, schenkte er, was die vielbeschäftigte Frau Zipfinger nicht sah, immer mehr Aufmerksamkeit.

Warum nicht? Sie zählte fünfundzwanzig Jahre und konnte sehr hübsch aussehen, wenn sie wollte. Ihre sanften, braunen Augen konnten einst leuchten und blitzen auf dem Theater. Hatten sie es ganz verlernt? Ihre Gestalt war schlank und zierlich. Aber sie war taub! Und entgleist bis zu einer Stufe, von der sie wohl keiner mehr aufhob. Eintönig floß ihr Leben dahin, und sie sah kein Ziel vor sich. Der Doktor Baier war noch der einzige, der sich manchmal bemühte, ein Gespräch mit ihr zu führen. Jetzt war er fort mit einem reichen Schüler, hatte Ferien. Ach, wenn nur auch sie einmal loskäme von diesem Sklavendienst, wenn sie nur für ein paar Tage ihre Freiheit wieder hätte! Und fort könnte mit den anderen, den Glücklichen, die jedes Jahr einen Sommer haben, die wissen, daß es noch Berge gibt, Wälder und Seen. Aber war sie nicht undankbar? Ging es anderen nicht schlimmer? Der arme Huber Franzl — da saß er und hatte Ferien. Länger als er sich's wünschte . . .

Ein wenig verweint kam sie in die Küche. Sie hatte sich doch wieder einmal hinreißen lassen von ihrem Trübsinn.

Die Frau Mali bereitete das Frühstück für sich und ihren Mann und dankte kaum für den Gruß, den ihr Anna bot. Diese Frau ihres einstigen Kollegen hatte nie ein gutes Wort für sie, sie erblickte eine Herabgekommene in ihr. Und sie eiferte sogar mit ihrem Manne und wollte auch ihm die Freundlichkeiten abgewöhnen, die er für Anna Vetter stets übrig hatte. Ein stiller Haß lag zwischen den beiden Frauen, und sie gingen aneinander vorüber, so gut es in den engen Verhältnissen möglich war.

Die Lady bellte vor der Tür. Und als Anna sie einließ, da bettelte sie, daß man ihr den Maulkorb nur rasch abnahm.

Franz Huber kam hinterdrein und brachte Briefe. Er hatte wieder einmal den Postboten abgepaßt. Das tat er gern . . . Er blickte ernst und mißgelaunt, und ein großer, schon geöffneter Briefumschlag zitterte in seiner Rechten. Aber als er Anna erblickte, wie sie seine Lady bediente, lächelte er und streckte ihr einen schlanken, hellen Brief hin. „Für Ihnen hab ich auch etwas!" rief er. „Mir scheint gar, aus Italien!"

Ehe Anna, die freudig überrascht war, ihm danken konnte für seine Freundlichkeit, war er in seinem Zimmer verschwunden.

Frau Mali, die gemerkt hatte, wie das Wort Italien elektrisierend auf Anna wirkte, schaute ihrem Manne mit erstaunten Augen nach. Für sie hatte er kein Wort gehabt.

„Franzl, was hast denn?"

Sie beeilte sich, ihm mit dem Frühstückskaffee zu folgen. Aber so viel Zeit hatte sie doch noch, Anna eine bissige Bemerkung hinzuwerfen: „Schau, schau! Aus Italien . . . Am End gar vom Herrn Doktor . . . Hahaha!"

Sie hatte es erraten. Anna las den Brief mit Erröten. Warum schrieb er ihr und nicht der Frau Resi? Also in Venedig war er, der Glückliche. Zum ersten Male in Venedig, am Lido! Auch sie war einst dort gewesen, und er wußte es. Ob sie seinen Dackel, den Waldmann, auch gut behandle, wollte er wissen. Und ob das Tier traurig sei, fragte er. Und darum schrieb er ihr? Darum? Ach nein, er erzählte ihr ja von Venedig, vom Lido, und wie sehr der Strand sich verändert habe, seitdem sie ihn nicht gesehen. Es sei ganz abscheulich dort, ein internationaler Jahrmarkt hätte sich da aufgetan. Er lasse seinen Grafen baden und flüchte sich in die Kirchen und die Paläste der Stadt. Vor den Meisterwerken der Kunst verrichte er jeden Morgen seine Andacht.

Wie er schwärmen konnte! Der Brief erquickte sie, gab ihr für Tage und Wochen neuen Lebensmut. Sie ging in sein Kabinett und las ihn auch dem Waldl vor, seinem Dackl, der in ihrer Pflege zurückgeblieben war. Er trauerte und wurde täglich runder, weil niemand mit ihm spazieren ging. Aber er hörte aufmerksam zu, als sie zu lesen begann, was das „Herrl" schrieb, er beschnupperte das Briefpapier und wedelte vor Freude. Sie mußte künftig doch den Herrn Huber bitten, daß er auch den gescheiten Waldl mitnehme, wenn er ausging mit der Lady.

Sie verbarg den Brief. So harmlos er war, sie wollte ihn allein besitzen, wollte ihr kleines Geheimnis haben. Sie war jetzt so viel allein. Auch der Turl ging fort in die Ferien; die Mutter hatte ihn zu einer Tante in die Steiermark geschickt. Nur die Huberischen saßen fest, so wie sie selbst, und die Frau Resi hatte ihren Beruf, ihr Geschäft. So einsam war es oft im Hause. Anna hatte viel zu viel Zeit, jetzt über sich nachzudenken . . . Im Kabinett des Doktor Baier stand eine Schreibmaschine. Er hatte sie von seinem Grafen zu Weihnachten erhalten. Aber sie war fest verschlossen und verpackt. O, wenn es ihr doch erlaubt wäre, da in aller Stille einen Kursus durchzumachen . . . Da läge vielleicht ein Weg zur Befreiung vor ihr; es wäre die Erlösung von dieser ihrer unwürdigen Sklaverei.

Endlos dehnte sich der Sommer, der trostlos öde Großstadtsommer. Es war dem Franz Huber nicht möglich gewesen, auswärts ein Saisonengagement zu finden, und auch der Wiener Boden wankte unter seinen Füßen. Die Vorahnung täuschte ihn nicht, sein Direktor hatte sich nun ebenfalls entschlossen, zur Pflege der Operette überzugehen. So wie alle anderen Vorstadtbühnen setzte auch er das Volksstück vor die Tür, und damit war dessen letzte Zufluchtsstätte dahin. Von einer Erneuerung der Schauspielerverträge konnte vorläufig keine Rede sein. „Vorläufig!" Noch immer diese Heuchelei ... Aus war's, aus! Nie war dem fröhlichen Huber Franzl bange gewesen um ein Engagement in seiner Vaterstadt. Er war ein echter Typus alten Wienertums; ohne ihn ging es gar nicht; wer Wiener Stücke gab, mußte ihn haben.

Aber man gab sie eben nicht mehr, mochte sie nicht mehr. Was das nur auf einmal war? Seine Theatererinnerungen reichten auf vierzig Jahre zurück, und damals spielte man noch ganzjährig, es waren im Sommer mehr Leute in Wien als im Winter. Es gab Hundstagspremieren unsterblich gewordener Stücke. Und die vornehmen Kreise, die in den Sommerfrischen des Wienerwaldes wohnten, kamen nach der Stadt zu solchen Ereignissen, um ihre Lieblinge in neuen Rollen zu sehen. Wie sich die Zeiten geändert haben! Schon Ende April ist man jetzt des Theaters müde und der Stadt; das Publikum wandert aus für Monate, nur die kleinen Leute bleiben zurück. Das Theater aber ist nicht so mobil, seinem Publikum folgen zu können, die Kunstbuden werden geschlossen, und die Schauspieler liegen auf dem Pflaster. Da stehen Theaterpaläste, die Millionen kosten, und sie müssen ein Vierteljahr und noch länger ausgeschaltet werden aus dem öffentlichen Leben. Wären sie doch auf Räder gestellte Karren, die man dem stadtflüchtigen Publikum nachschieben könnte; ach, wären wir doch wieder die Kunstzigeuner, die wir einst waren!

So seufzte Franz Huber und mancher Kamerad mit ihm. Kein Sommerbrot? Er wird auch im Winter keines haben. Alle Agenten prophezeien es. Denn er wurzelt in einer Kunstgattung, die niemand mehr mag. Das Wienerische auf dem Theater sei veraltet, sei vorbei, sagten sie. Aber er konnte es nicht glauben. Nur das Moderne gelte noch, nur mit der Operette sei noch Geld zu machen. Diese musikalische Massenkunst aber war ihm ein Greuel, und für die Moderne hatte er kein Verständnis. Die Wurzeln seiner künstlerischen Persönlichkeit gingen auf Raimund und Nestroy zurück. Und er konnte nur an eine Laune der Mode glauben, nicht an eine innere Umwälzung im Kunstleben seiner Vaterstadt. Aber überdauern mußte man sie ... Die hundertfünfzigjährige Blüte einer gemüt- und humorvollen Volkskunst sollte einfach untergehen? Den Schiller des Lokalstückes hatte man Raimund einst genannt, der Wiener Aristophanes hieß Nestroy. Und ihre Erben entfalteten sich bis zu Anzengruber hinauf. Und diesen Besitz gab man preis? Nicht zu fassen war das ... Aber freilich, wo war das Wienertum, das diese Kunst getragen, das sie gehegt und gepflegt? Wo war die Stadt, die diese schöne Blüte getrieben? Aus dreimalhunderttausend

waren zwei Millionen Einwohner geworden. Waren das noch Wiener? Schon vor zwanzig Jahren hatte ein populärer Volkssänger melancholisch vom neuen Wien gesungen:

„Andre G'sichter, andre Leut —
Pfirt di Gott, du alte Zeit!"

Nein, Franz Huber wollte nie daran glauben. Jetzt aber mußte er wohl. Ein Volkstheater nach dem anderen war gefallen; die internationale Massenkunst drang siegreich vor. Und seine besten Kameraden aus dem Wiener Volksstück wirkten allmählich in den Varietés. Dort ertrug man die altberühmte Wiener Lokalkunst noch. Als Rarität neben anderen exotischen Gaben wurde sie diesem fremden Publikum in kleinen Dosen verabreicht.

Endlos, endlos war dieser hoffnungslose Sommer. Man durfte sich nicht rühren, um nur ja keinen Heller auszugeben. Die Frau Resi, die so klar nicht in die theatralische Zukunft sah, stundete wohl die Miete, aber Huber machte sich ein Gewissen daraus, sie im unklaren zu lassen darüber, daß er kein Engagement in Aussicht hatte. Vielleicht mußte er in die Provinz, an ein kleines Theater . . . Er nahm sich vor, es ihr zu sagen. Seine Frau verhinderte ihn daran, sie ließ es nicht zu. Und so mied er die Hausfrau daheim, und ihre Trafik betrat er schon lange nicht mehr, das Rauchen hatte er sich in diesem Sommer abgewöhnt.

Stundenlang lag er im Fenster und ergötzte sich an dem Spiel der Jugend. Die Wohnung war in einer jener stillen, noch ungepflasterten Seitengassen an den Grenzen großstädtischen Lebens. Hierher drang noch kein öffentliches Verkehrsmittel, man fühlte sich ausgeschaltet aus dem großen Netz der Weltstadt, die Gasse war ein Paradies der Vorstadtjugend. Wie tot lag sie im Winter da, wie in einem Tollhaus ging es im Sommer in ihr zu. Die ersten warmen Sonnentage im Frühling schon lockten die Jugend ins Freie, und im Sommer krochen auch die Alten aus ihren kleinen Wohnungen hervor und schnappten Luft. Alles lebte auf der Gasse, wie ein Ameisenhaufen sah sie an schönen Abenden aus, wenn die Sonne sich geneigt hatte und die Arbeit ruhte. Die Indianerspiele der Jungen und ihre sportlichen Versuche mit alten Fahrrädern, Fußbällen und aufgelesenen Tennisrequisiten beherrschte abends nicht mehr allein das Feld, es gesellten sich Mädchenspiele zu ihnen, und aus einem Dutzend Fenstern wimmerten verstimmte alte Klaviere. Die Männer gingen plaudernd auf und nieder, die Frauen klatschten vor den Toren, viele hatten sich Stühle und Bänke ins Freie getragen und ruhten aus von des Tages Müh und Plage.

War das noch Wien? Oder war das eine Kleinstadt in Böhmen? Franz Huber fragte sich's wie oft. In fremden Zungen redeten die meisten dieser kleinen Leute. Die Großstadt zog sie an, sie fanden hier ihr Brot und blieben hängen. Da war eine ganze Welt, die von Wien nichts wußte, die kaum jemals in sein Zentrum vordrang. Nur wenn die Stadt beflaggt oder beleuchtet war, an des alten Kaisers Jubeltagen, wälzten sich diese Scharen gegen die Ringstraße hin. Dann aber verkrochen sie sich wieder in ihren kleinen Wohnungen und Werkstätten, in ihre Vorstadtwirtshäuser und Vereine,

und diese große Stadt hatte nicht die Kraft, sie einzuschmelzen, sie zu verdauen. Früher wurden aus allen Pospischils und Kratochwils deutsche Wiener, heute bleiben sie, was sie sind . . . An solchen Beobachtungen sättigte sich der Huber Franz, sie gaben ihm den Schlüssel in die Hand für so manche Erscheinung. Gebt diesen Massen deutsche Volksbühnen, billige, wienerische Theater, und ihr vollendet, was die Schule allein nicht imstande ist! So rief es in ihm. Und er hätte in seiner „stillen" Gasse am liebsten ein bretternes Gerüst aufgeschlagen und jeden Nachmittag ein Hanswurstspiel aufführen mögen, wie es einst die alten Komiker in Wien getan. Sie haben damals die halb verwelschte Stadt, die nur französisches Schauspiel und italienische Oper hatte, von der Straße aus der deutschen Sprache und der deutschen Kunst gewonnen. Und in dieser großen und mächtigen Stadt gab es volkreiche Bezirke, wo heute dasselbe zu tun wäre, aber niemand sah es, niemand hatte die Tatkraft, das Werk auszuführen. Kommt auf die Gasse, kommt zum Volke, hätte er seinen Kameraden in den öden Varietés zurufen mögen, die ihre Spassetteln vor den Übersatten und Stumpfen zum besten gaben, während die Hunderttausende des werdenden Wienertums nach ihrer bodenständigen Kunst dürsteten.

Das waren die schönsten Stunden des alternden Schauspielers, den niemand mehr mochte, wenn er im Fenster lag, das Volksgewühl unter sich, und Pläne schmiedete, Erkenntnisse gewann und sich als Weltverbesserer fühlte.

Die Frau Mali hatte nur Hohn und Spott für solche Ideen. Sie war an einen guten Jausen-Kaffee gewöhnt und wollte des Abends ihre zwei Krügel Bier haben. Es trug aber nur noch Milch und ein Seidel Bier. Und das nur für sie. Daß der Franz sich nun auch das Bier abgewöhnt hatte und Wasser zu seiner Knackwurst trank, das verdroß die Frau im Innersten. Es war darauf angelegt, auch sie um das letzte Vergnügen zu bringen, das ihr geblieben. Und nur Bosheit war das von ihm. Hatte der Franz nicht in jedem Sommer, wenn man nicht auskam, bei einem seiner vielen Verehrer eine Anleihe gemacht? Nur heuer wollte er nicht. Der Narr! Aber sie weiß jetzt, was sie zu tun hat, wenn er wieder ein gutes Engagement bekommt. So wie jetzt wird dann gelebt, und sie wird sparen. Genau so, wie die Zipfinger Resi wird sie es machen. Die war gescheit, die hat etwas. Sie aber hat all die Jahre zugesehen, wie der Huber flott lebte und seine Gage immer verjuxte. Jetzt sitzt sie da mit ihm und kann am Ende noch Maschine nähen und Kleider machen für die Hausmeisterischen und solche Bagage. O Gott, o Gott, o Gott, hätte sie doch keinen Schauspieler geheiratet. Die Fannytant hatte ihr immer abgeraten.

Franz Huber hörte diesen Jammer Tag für Tag, Abend für Abend. Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen heraus hatte er seine Mali einst geholt, sie war so sauber, so lieb — und er wohnte bei ihrer Tante, war ihr Mieter, ihr Zimmerherr. Er wollte keine Frau vom Theater. Ehepaare zusammen kamen stets schwer unter, und getrennt sein — war das ein Leben? Brav und bürgerlich sollte sein Privatleben sein, und die Mali gefiel ihm; er nahm sie vom Fleck weg, sie sollte nicht mehr ins Nähen gehen und Schneidern

lernen, er wollte es nicht. Nun war sie allmählich hart geworden und eigenwillig, früh verblüht im Nichtstun. Durfte er ihr zumuten an jüngere Tage anzuknüpfen und selber etwas zu verdienen? Sie sah doch seinen Kummer, seine stille Verzweiflung. Warum tat sie nichts? Sie hatte doch das Beispiel der tapferen Frau Resi vor Augen und das rührende Schicksal der Anna Vetter. Sie regte keinen Finger. Und er war innerlich wund von Selbstvorwürfen, daß er sie einmal unversorgt wird zurücklassen müssen.

Nach allen Seiten schrieb er Briefe, da und dort wollte er sich vorstellen. Man war nicht in Wien. Verreist! Und so sehnsüchtig er auch dem Briefboten stets entgegenging, er hatte nie etwas für ihn.

So kam der September. Und Frau Resi Zipfinger wurde ungeduldig. „Na, Huber, gibt's noch kein' Vorschuß? Wo sein S' denn heuer eigentlich ankaschiert?" rief sie ihm eines Morgens bei einer zufälligen Begegnung auf der Treppe rasch zu. Sie hatte aber Eile wie immer und merkte seine Verlegenheit wohl nicht. Ohne eine Antwort abzuwarten, stürmte sie fort, ins Geschäft. Sie müsse heute „fassen", rief sie zurück, die besseren Leut kämen jetzt langsam wieder. „Da heißt's in Beutel greifen und sein Lager assortieren für d' Saison."

Saisonbeginn! Was war dieses Wort nicht sonst immer für ihn gewesen. Jetzt drückte sein Klang ihn nieder ... Er kämpfte seit Tagen mit sich. Ein Varieté hatte man ihm noch angeboten. Es war zweiten Ranges. Man suchte für eine kleine Verbrecherkomödie, von der man sich Erfolg versprach im Rahmen des Tingel-Tangel-Programms, einen volkstümlichen Darsteller. Wie oft das Stück gegeben werden konnte? Nur ein Monatsgehalt wurde garantiert. Er hatte seiner Frau nichts davon gesagt, sonst hätte sie ihn getrieben, anzunehmen. Hoffte er doch immer noch auf die Provinz! Hundertmal schrieb er sein Rollenverzeichnis ab und ließ es durch den Agenten versenden, und sein Photograph machte ihm immer wieder Bilder auf Kredit, die zur Ansicht hinauswanderten und nie mehr zurückkamen. In Deutschland belächelte man sein Repertoire, in dem noch „Mönch und Soldat", „Stadt und Land", „Die Pfarrersköchin", „Ein Judas von anno Neun", „Der barmherzige Bruder" und ähnliche Stücke vorkamen, in ersten österreichischen Provinzstädten war nichts frei, es blieb nur die kleine Donaustadt Krems. Als „Lokalkomiker und Chargenspieler" wurde er in dem Vertrag bezeichnet, aber — „mit Ensembleverpflichtung in allen Operetten und sonstigen größeren Aufführungen". Statieren sollte er auf seine alten Tage! Statieren in der verhaßten Operette!

Da lief er zum Varieté.

Im Vorzimmer des Direktors traf er mit manchem Kollegen zusammen von der Volksbühne. Sie suchten alle ein Unterkommen nach dem großen Schiffbruch, aber die Stimmung war keine schlechte. Das Varieté zahle bessere Gagen und gebe weniger Arbeit. Eine gute „Nummer" in jeder Saison, und man sei ein gemachter Mann. „Wähl dir nur eine Spezialität. Es geht! Es geht!" hörte er von allen Seiten. „Du bist ein famoser Tänzer,

du singst brillant Couplet, du böhmakelst ausgezeichnet," sagte der Bauer Ferdl (Ferdinand), „um dich ist mir nit bang. Nur nit untertauch'n dürfen wir, oben miss'n m'r bleiben. Wie lang wird's denn dauern, diese Ibsenspielerei und die Operettentrotteloſis? Eines schönen Tages is aus d'rmit, und mir kommen wieder an die Reih'!"

„So is," sprach der Birnegger Karl, ein Riese, mit einem Bauch wie eine Tonne, der das Fach der behäbigen Lokalkomiker jahrelang beherrscht hatte in der Wiener Vorstadt. „I hab' mir a Nummer als falscher Athlet eing'studiert in dem Sommer, denn leb'n muaß der Mensch. Aber dabei bleib'n m'r net. Mir miss'n diese Varietéter erobern für's Volk. Ich sihg (sehe) die Zeit kommen, wo mir wieder obenauf san."

Der Huber Franz schwieg und lächelte. Er hatte viel nachgedacht über dieses Thema, so hoffnungsvoll war er nicht.

„Das, was der Birnegger sagt, glaub' ich auch," begann der Bauer Ferdl. „Was wollen s' denn eigentlich mit die modernen Stuck? Ich kenn' an (einen), der hat schon dreimal den ‚Viehändler aus Oberösterreich' vom alten Friedrich Kaiser abg'schrieben und modern hergericht't. Wie närrisch rennen die Leut' in seine Stuck' und meinen, das is was Neues. Ein Schwindel is es!"

„Nur die Op'rett, die Op'rett," sprach Birnegger, „die is g'fährlich."

Der Sekretär der Direktion erschien und hielt einige Besuchskarten, die ihm in sein Zimmer geschickt wurden, in seiner Hand. „Franz Huber" las er und blickte auf.

„Bitte," rief Huber und trat vor aus dem Kreise der wartenden Kollegen, „das bin ich."

Der Sekretär maß ihn prüfend vom Kopf bis zum Fuß, und nach einer Pause, in der es ganz ruhig geworden war, fragte er:

„Was arbeiten Sie?"

Huber schaute ihn betroffen an, dann wendete er den Kopf nach den Kollegen.

„Schauspieler is der Herr Huber!" riefen mehrere Stimmen dem Sekretär zu.

Erst jetzt verstand Huber. Man fragte hier nicht: was spielen Sie? Man fragte, in welcher Spezialität man „arbeite". Und er sagte lächelnd: „Ich komm' ja wegen dem ‚Gespenst im Konak', es soll in der Komödie, wie der Agent Menkes sagt, ein Wiener Koch zu spielen sein."

„Bedaure sehr, Herr Huber, aber die Rolle ist seit drei Tagen besetzt," antwortete kühl der Sekretär. „Sie haben uns zu lange warten lassen."

„Ach so! Ach so!" erwiderte Huber voll Verlegenheit. „Entschuldigen."

Und er trat wie vernichtet zurück. Als er unauffällig das Vorzimmer verlassen wollte, eilte Birnegger ihm nach, der Riese, und flüsterte ihm zu: „Franzl, brauchst was? I hab' schon an Vorschuß kriegt auf mei' Pflanznummer. Da — da . . ." und er drückte ihm zwei Zehnkronennoten in die Hand. Huber dankte mit einem festen, beredten Händedruck und ging rasch hinaus.

Also mußte er doch wohl nach Krems gehen . . . Mit Ensembleverpflichtung!

Die zwei so unvermutet erhaltenen Geldnoten brannten ihm wie Feuer in der Rechten, die er in der Rocktasche zur Faust geballt hielt. Und er ging zur Zipfinger Resi.

Lange hatte er ihren Tabakladen nicht mehr betreten, die ganze Gegend war indessen wieder verändert. Immer weiter breitete sich das neue Stadtviertel an der Grenze des Bezirkes aus, und die unternehmende Frau saß einstweilen allein da mit ihrer Trafik; sie allein hatte Zeitungen zu verkaufen und Ansichtskarten. Und was für Karten! Das ganze Schaufenster war behängt mit Serien der pikantesten Bilder. Viele hatten einen versifizierten Text. Die Dienstmädeln und die Soldaten liebten diese Karten, und die Schuljungen und halbwüchsigen Mädchen standen mit offenen Mäulern davor und buchstabierten sich die bombastischen oder witzigen Reime zusammen. Auch die berühmten Bilder großer Meister waren da zur erotischen Lockspeise erniedrigt.

Franz Huber trat in den Laden. Die blonde Verkäuferin, eine schlanke, stolze Erscheinung, lächelte ihn überrascht an. „Womit kann ich dienen, Herr von Huber?" fragte sie dienstbeflissen. Sie kannte ihn vom Theater, und das schmeichelte ihm heute ganz besonders.

„Was, der Huber is da?" ertönte eine Stimme aus dem Hintergrund, wo der Kopf der Frau Resi aus einer schmalen Tür, die nur ein Vorhang verschloß, auftauchte. „Ah, da steht die Welt nimmer lang!"

Und der Pultdeckel hob sich, die Volontärin ließ Franz Huber ein.

Schüchtern reichte Huber, nach den Worten der Begrüßung, die gewechselt wurden, seiner Hausfrau die beiden Geldnoten hin. Als erste, bescheidene Abschlagszahlung auf seine Schuld, sagte er.

„Nit mehr?" fragte sie enttäuscht. „Aber das macht nix," fügte sie sogleich hinzu. „Sie werd'n halt für 'n ersten Vorschuß an (eine) andere Verwendung haben. Mir werd'n schon wieder auf gleich kommen. Zahlen S' halt jeden Monat a bisserl 'was drauf. Ich wart' Ihnen schon, Herr Kollega."

Er war gerührt. So weich war ihm die Zipfinger Resi niemals vorgekommen. Und als sie jetzt ihre Frage von neulich wiederholte, wo er denn eigentlich engagiert wäre, da sagte er ihr die Wahrheit.

„Was? Sie hab'n ka Ankaschman kriegt? Ja um Gotteswill'n, was wer'n S' denn da machen?"

„Was liegt an mir," sagte er betrübt, „aber denken Sie sich, unsere Wiener Volksbühne geht unter, alles is aus; der Zipfinger hätt' heut' auch kein Engagement, er wär' auch obdachlos."

„Sie, Huber, das alles is mir ganz gleichgiltig. Aber wo bleib' ich? Sie san mir hundertfufzig Kronen schuldig und bringen mir zwanzig?" sprach die Frau Resi mit erhobener Stimme.

Er wandte verlegen den Kopf nach der offenen Tür, hinter der die Verkäuferin die Kunden bediente. Dann zog er den schmalen Flügel resolut zu. Und jetzt brauchte sich die Frau Resi keinen Zwang aufzuerlegen. Sie sei eine

arme Wittib, verdanke alles sich selbst. Was er denn glaube? Das hätte er ihr doch früher sagen müssen. Jedenfalls kündige sie ihm das Zimmer.

Er erzählte ihr von Krems, wo er eine erste Stellung haben werde.

„Nach Krems wollen S'? Schamen S' Ihnen nit? . . . Hätt' halt Ihre Frau 'was unternehmen sollen! Sitzt wie a Gnädige vier Monat da und wart't auf gebratene Tauben. Mir hätt' sie helfen können, für mich jede Woch'n fassen gehen können in die Großtrafik. Hab' drei Wochen keine Verkäuferin g'habt, weil mein Fräulein am Land war. Ganz allein war ich. Die törrische (taube) Anna hab' ich herumjagen müssen. Hätt' der Ihrigen nit g'schad't, wann 's a bisserl ein Speck anbracht hätt'."

Huber schwieg. Er kannte die rücksichtslose Offenheit dieser Frau, aber er empfand immer eine gewisse Achtung vor ihr. Und die konnte er ihr auch jetzt nicht versagen. Unrecht hatte sie nicht.

„Glauben S', mir borgt das Finanzärar etwas?" fuhr sie fort. „Nit ein' Heller! Überwachen tun s' mi, ob ich mein Lager immer voll hab'. Nie darf's unter tausend Kronen sein. Und bar zahlen heißt's beim Fassen. Kein Mensch borgt mir etwas. Was ich einnehm', trag ich in die Großtrafik. Zehn Prozent bleiben mir, daß 's kracht. Bei die Briefmarken ein Prozent! Davon wird man nit fett, das können S' mir glauben. Und Zigarrendieb' gibt's auch. Wann m'r die Zeitungen nit hätt' und die Ansichtskarten, verhungern könnt' m'r bei dem G'schäft."

„Aber Frau von Zipfinger! Es geht Ihnen doch ganz gut," erwiderte Huber bescheiden.

„Na ja, weil ich jeden Kreuzer z'samm halt' wia der Teufel. Hab' ich denn nit mein' Bub'n? Der muß erzogen werden, der soll 'was lernen und auch einmal 'was haben. Haben!" betonte sie noch einmal. „Und mei' ganz' Leben will ich in dem Loch da a nit verbringen. I bitt' Ihna, ich bin jetzt dreiunddreißig. Und kein' Mann! Nie ein' g'habt!" Sie lächelte ganz eigen. „Der Zipfinger — na, Gott hab' ihn selig."

Sie hatte sich in ihrer ganzen Stattlichkeit aufgerichtet bei den letzten Worten, und Huber empfing den Eindruck, als ob sie ihm jeden Augenblick ihre Verlobung mit einem Baron oder Grafen mitteilen werde.

„Darf man vielleicht gratulieren?" fragte er verschmitzt.

„Was fallt Ihnen ein?" lachte sie geschmeichelt. „So weit san m'r no nit."

„Also doch? Bravo!"

„Sie, Huber, daß Sie mir nicht plauschen! Das sein nur Pläne. Und er is gar nit in Wien. Weiß Gott, ob was d'raus wird."

Huber wollte die gute Stimmung der feschen Frau, in deren Seele es also doch auch noch etwas anderes gab als den Erwerbsbetrieb, für sich ausnützen. „Sie warten mir also, bis ich mit Krems in Ordnung bin, Frau Resi?"

„Mit der Schuld? Ich muß ja. Mit dem Zimmer wart' ich nit. Des wird morgen früh am Haustor ang'schlagen. Größer derf die Schuld nit werden."

Huber biß die Lippen zusammen und schwieg. Er hatte sich erhoben und die Tür nach dem Laden wieder geöffnet, denn er meinte ersticken zu müssen in dem engen, von beißendem Tabakgeruch erfüllten Raum.

„Daß Sie von Wien fort müssen, Huber, ich kann's nit glauben. Sie brauchten a Frau wie mich . . . Meiner Seel', ich telephonier' dem Menkes. Der hat für mein' Mann immer alles durchg'setzt."

Mit kurzem Gruß entfernte sich Huber. Das gute Herz der Frau, die ihn delogierte, und die sich gleichzeitig erbot, für seine Existenz zu sorgen, stieß ihn ab. Und doch dachte er auf dem Heimweg mehr an sie als an seine ziemlich trostlose Lage. Wer der Mann sein mochte, den sie begehrte? Er erriet es. Und er lachte laut auf. Da wird sie sich vielleicht doch täuschen. Da wird ihr vielleicht doch einmal etwas mißlingen im Leben, sagte er sich.

Schöne, sonnige Herbsttage waren gekommen, die man da draußen, an den Grenzen der Großstadt, so recht von Herzen genießen konnte. Noch grünte der Wald, der zu allen Fenstern herein lachte, und die Traube reifte auf den Hügeln, die dem Kahlengebirge vorgelagert sind, ihrer letzten Süße entgegen. In hellen Scharen strömten die Menschen hinaus, zu genießen, was die Natur ihnen noch bot.

Es lag Abendsonne auf der Landschaft, und goldig schimmerte die Welt.

Und unter den Tausenden, die da plaudernd, von Kinderscharen umtollt, über die Stadtgrenzen hinausstrebten, befand sich auch ein stilles junges Menschenpaar, die braunhaarige Anna Vetter mit ihren sanften Augen und Doktor Fritz Baier, ein mittelgroßer, zäher, schwarzer Mensch mit scharfer Brille. Sein allzu wohlgenährter brauner Dackel keuchte neben ihnen her.

Lange war Anna Vetter eine solche Freude nicht widerfahren . . . Gerne nahm sie die Einladung Baiers an zu einem kleinen abendlichen Spaziergang nach Neustift am Walde. Nicht vom Hause ab, erst draußen auf der Türkenschanze wollten sie sich aneinanderschließen. Und wenn das auch wie ein Rendezvous aussah, was lag daran? Anna war reif und welterfahren genug, zu wissen, was sie tat, und was sie sich selber schuldig sei. Und sonst hatte sie keine Rücksichten zu üben. Ihr vereinsamtes Herz aber lechzte nach Aussprache, nach Teilnahme. Und die fand sie im Hause nicht. Sie machte sich unter irgendeinem Vorwande frei, kleidete sich nach der Jause sorgfältiger als sonst und ging der Abendsonne entgegen.

Fritz Baier war Mitte September mit seinem gräflichen Schüler, den er zweieinhalb Monate lang begleitet hatte, wieder nach Wien zurückgekehrt. Es waren keine Vergnügungsfahrten für ihn gewesen, denn er hatte es übernommen, den bei der Schlußprüfung in zwei Gegenständen Durchgefallenen bis zum Herbst derart zu präparieren, daß er seine Matura bestand. Auf Reisen und bei Hühnerjagden, in Städten und auf einsamen Schlössern, im Eisenbahnwagen und auf Dampfschiffen, hielt er seinem Pflegling Vorträge über Geschichte und deutsche Literatur von Opitz bis zu Goethes Tod. Vollkommen freie Station auf allen Wegen und zweitausend Kronen Honorar hatte man ihm

zugesagt für das zu vollführende Meisterstück, wenn dadurch die freie Bewegung des Schülers, der schon militärpflichtig war und keine Zeit mehr zu verlieren hatte, nicht gehemmt wurde. Doktor Baier übernahm die Aufgabe und löste sie.

Und jetzt war er wieder hier. Sein Kabinett bei der Frau Zipfinger hätte er leicht aufgeben und den Betrag ersparen können, aber er tat es nicht. Seinen klugen Waldl hätte er dem Tierschutzverein in Pflege geben können, aber er empfahl ihn doch lieber dem Fräulein Anna. Er wollte in der Ferne an sein Zimmerchen in Wien denken können wie an eine Heimat.

Die beiden Wanderer sprachen wenig. Es lag eine stille Freude über ihnen, und ihre Augen glänzten. Anna hatte ihm längst ihre traurige Geschichte erzählt, und er sah ja Tag für Tag, was sie litt. So stark hatte er früher das Unwürdige ihrer Lage nie empfunden, wie jetzt, seitdem er wieder zurück war. Sie war ihm in diesen Monaten, da er fern gewesen, näher gerückt, er dachte viel an sie. Nur zweimal hatte sie ihm auf seine vielen Karten und sein halbes Dutzend Briefe, die er ihr schrieb, geantwortet. So fein, so zurückhaltend . . . Er erlebte allerlei, ihm drängten sich die Stoffe auf, über die man ihr schreiben konnte. Sie aber erlebte ja nichts. Und es war viel Mitleid in seinem Trieb, der Einsamen öfter einen Gruß von der Reise, aus neuen Städten und schönen Gegenden zuzusenden. Und sie nahm es auch nicht anders auf. Daß er gut war, empfand sie am stärksten. Sein letzter Brief allerdings, den sie nicht mehr beantworten konnte, weil er bald darauf selber kam, der berührte sie viel tiefer und gab ihr zu denken. Darin hatte er seine Lebensgeschichte gebeichtet, seine Kindheit erzählt. Damit sie ihn ganz kenne, wenn er wiederkomme, damit sie nicht so fremd aneinander vorübergingen . . . Früh verwaist war er, arm und elternlos. Seine Pfleger aber hätten ihn für den geistlichen Stand bestimmt. Schon als Knabe hatte er der Anstalt, in der er erzogen wurde, eine Urkunde unterzeichnet, daß er für den Fall, daß er am Ende doch nicht geistlich werden wollte, die Erziehungskosten zurückzuerstatten habe. Und das sei eingetreten. Er wäre eine zu fröhliche, weltliche Natur für den geistlichen Beruf. Gehungert habe er an der Hochschule, durch eigene Kraft sei er so weit gekommen, das Doktorat der Philosophie zu erwerben, und er hoffe, Mittelschullehrer, Professor zu werden. Vielleicht müsse er noch lange einsam leben und könne nicht heiraten, weil er eine Schuldenlast für seine Gymnasialerziehung zu tilgen habe, aber das bedrücke ihn nicht, ein freier Mensch sei er nun doch . . .

Warum er ihr das nur schrieb? Sie konnte es nicht ergründen. Wollte er etwaige stille Hoffnungen in ihr im Keime ersticken? Dessen bedurfte es nicht. Sie wagte nicht, Wünsche zu hegen und Zukunftsträume zu spinnen.

Und doch war sie so rasch bereit, diesen gemeinsamen Spaziergang zu machen mit dem Wiedergekehrten. Vielleicht klärte er sie auf, wie jener Brief gemeint war. Und es war auch Trotz in diesem Entschluß. Ihr schien, als ob die Frau Zipfinger jetzt immer viel länger zu Hause bliebe als früher und sich noch auffälliger von ihr bedienen lasse. Ihren zwölfjährigen Buben, den Turl, der bis jetzt das Schlafzimmer mit der Mutter geteilt hatte, quartierte

sie einige Tage vor Baiers Ankunft plötzlich in seinem Kabinett ein. Diesen aber überraschte sie damit, daß sie ihm das Zimmer Hubers überließ, um denselben Preis überließ, den Baier vordem für sein kleines Kabinett bezahlt hatte. Doktor Baier war nicht wenig betreten bei der Heimkunft. Er errötete, als Frau Zipfinger ihm das Zimmer anwies; beinahe unwillig war er.

„Aber Herr Doktor!" rief die Frau Resi. „Sie sind jetzt meine einzige Partei. Wenn Sie meinem Artur manchmal ein bißchen helfen, werden wir keinen Richter brauchen wegen dem Preis. Zahlen Sie mir für das Zimmer, was Sie wollen." Hochdeutsch redete sie mit ihm. Und sie scherzte: „Mehr als der Huber mir bezahlt hat, zahlen Sie auf alle Fälle."

Mit schmeichelnder Gewalt hatte sie den Mieter in ein anderes Verhältnis genötigt, ihn sich näher gebracht.

Anna verfolgte diese Veränderung mit Mißtrauen. Wollte die Zipfinger Resi nur einen billigen Lehrer für ihren Sohn? Oder hatte sie Gründe, an eine andere Wendung zu glauben? Der Turl brauchte ja gar keine Nachhilfe, er lernte sehr gut . . . Und ein Kistchen ihrer besten Zigarren stellte sie dem Doktor Baier vor der ersten Unterrichtsstunde auf den Tisch. Und einen viel besseren Frühstückskaffee als früher mußte sie, die Anna Vetter, ihm jetzt bereiten. Vordem bekam er nur Milchkaffee, jetzt Kaffee mit Obers, mit Sahne . . . Grausam hatte die Frau Resi den Huber Franzl mit seiner Frau delogiert; sie konnte es nicht erwarten, daß sie packten, damit Raum werde für den neuen Mieter. Und diesen setzte sie in Verlegenheit durch ihre Großmut, ihre seltsame Fürsorge, die sich in hundert kleinen Zügen bekundete. Anna merkte gar oft in diesen wenigen Wochen seines Hierseins, daß er sich fragte, was die Frau für Ziele habe . . .

Und heute morgen lud er sie ein zu diesem ländlichen Spaziergang. Ganz rot war er dabei geworden. Und sie nicht minder. Als täten sie etwas Verbotenes.

Der Weg führte am linken Steilrande des Krottenbachtales dahin, an dem schönen Friedhof auf der Türkenschanze vorbei und dann mitten durch Weingelände. Frei schweifte der Blick voraus nach den Bergen, und im Rücken der Wandernden, tief unten, lag Wien in einer dunstigen Wolke. Über dieser Wolke funkelte ein goldiger Punkt in der Abendsonne. Doktor Baier zeigte ihn seiner Begleiterin und erklärte ihr denselben. Es war das Kreuz von St. Stephan. Ganz Wien lag im Dämmer brauner Dunst- und Nebelwolken, aber sein höchster Gipfel glänzte im Abendsonnenschein.

„Wie schön!" lispelte Anna Vetter. Dieses einsame, goldige Licht über all dem trüben Dunst berührte sie wie eine symbolische Erscheinung.

Die vielen Spaziergänger waren ihnen nicht gefolgt, nur einzelne Paare und Gruppen gingen den Weg weiter. Da konnte Doktor Baier endlich reden, wenn er ihr etwas zu sagen hatte. Sie wartete darauf. Den Waldl mußte er an die Leine nehmen in diesen Weingeländen, und das Tier lief fromm zwischen ihnen dahin; es beschnupperte bald ihn und bald sie, als wolle es sich versichern, ob es auch wahr sei, daß die beiden einmal gemeinsam mit ihm gingen, seine zwei besten Freunde. Doktor Baier sprach von diesem und jenem, und ihm war, als ob seine Begleiterin heute viel besser höre als

sonst, sie verstand jedes Wort. Freilich konnte er hier seine Stimme auch freier erheben als daheim, wo man jedes mit Anna gesprochene Wort in allen Wohnräumen hörte. Er wollte sie zum Reden bringen, denn eigentlich hatte er ja noch nie ein rechtes Gespräch mit ihr geführt. Sie ging aber nicht aus sich heraus, ihr war so wohl wie schon lange nicht. Auch wenn er sich gar nicht bemüht hätte, ihr Angenehmes zu sagen, wäre ihr der Gang mit ihm doch wert gewesen. Sie lebte in einer großen Einsamkeit, seitdem sie ihr Gehör eingebüßt hatte, und er war der Erste, der sie ein wenig aus ihr herausführte. Dafür empfand sie Dank.

In Neustift am Walde lud er sie ein, in den Garten einer Heurigenschenke mit ihm zu treten. Da saßen fröhliche Menschen bei heimatlichem, gutem jungen Wein, ein Terzett (Geige, Klarinette und Ziehharmonika) spielte wienerische Weisen, ab und zu sang ein Gast ein Lied, und man war in all dem vergnügten Trubel erst recht allein. Ganz nahe zur Musik setzten sie sich, und Anna Vetter stieß beim ersten Glase freudig an mit ihrem Begleiter. Junge Herren aus der Stadt kamen im Fiaker angefahren und setzten sich geräuschvoll in ihre Nähe, suchten mit ihr zu kokettieren. Dann riefen sie ihren Rosselenker herbei, und dieser produzierte sich als Natursänger. Der Schorschl war ein fescher junger Mensch, wettergebräunt vom Leben auf dem Kutschbock und so elegant gekleidet wie seine Fahrgäste. Er schwang seinen Zylinder und sang seine G'stanzeln wie ein Volkssänger.

„Das Drah'n [1]), das is mei' Leb'n.
Kann's denn was Schönres geb'n,
Als Drah'n die ganze Nacht,
Bis daß ein' d' Sunn anlacht?"

Alte und neue Wiener Lieder sang er ihnen und unterhielt das ganze Publikum, die Musikanten begleiteten ihn.

Anna glühte, ihr feines Gesicht war rosig angehaucht, und ihre Augen leuchteten. Aber nach einer Stunde schon mahnte sie zum Aufbruch. Und sie war nicht zu halten. Sie wollte daheim sein, ehe die Frau Zipfinger aus dem Geschäft kam. Nur keinen Verdruß!

Und so gingen sie denn in der Dämmerung denselben Weg zurück. Auf dem Hinweg hatten sie die sinkende Sonne vor sich, jetzt den aufgehenden Mond. Langsam stieg seine blutrote Scheibe aus den Donaunebeln des Marchfeldes empor. Fritz Baier hatte seiner Begleiterin den Arm gereicht, und der Waldl sprang vergnügt voraus.

„Jetzt muß ich Ihnen doch gestehen, Fräulein Anna, worauf ich heute mit Ihnen angestoßen habe," sagte er schalkhaft.

„So? Es gibt also ein Geheimnis?" fragte sie.

„Jawohl! Die heutige Frühpost hat mir mein Ernennungsdekret gebracht."

„Ach! Da gratuliere ich, Herr Doktor! Da wünsche ich herzlich Glück! Aber warum haben Sie mir das bis jetzt verschwiegen?"

„Hm! Ich hab' doch gar nicht gewußt, ob es Sie interessiert."

„So? Und jetzt wissen Sie es?"

---

[1]) Umdrehen, die Nacht zum Tage machen, die Nacht durchlumpen.

„Jetzt bin ich ganz sicher!" sagte er innig und preßte ihren Arm, der in dem seinen lag, ein wenig an sich.

Sie schwieg. Eine Blutwelle schoß ihr zu Kopf und hämmerte an ihren Schläfen. Am liebsten hätte sie ihm ihren Arm entzogen und wäre feldein gelaufen. Was wollte er von ihr, der Tauben, der Deklassierten?

„Täusche ich mich?" fragte er.

Sie hatte sich wieder gefaßt. Und jetzt lächelte sie ihn an. „Wenn ich geahnt hätte, daß es zu solch einer Aussprache käme, Herr Doktor, da würde ich mein Hörrohr mitgenommen haben."

„Gott sei Dank, Sie haben auch Humor!" rief er. „Das ist eine himmlische Gabe."

„Die Frau Zipfinger hat viel mehr Humor als ich," neckte sie.

„Wehe, wenn sie losgelassen!" rief er.

Sie lachten beide herzlich und verstanden sich.

Aber Fritz Baier wurde wieder ernst. „Seit einem Jahr beobachte ich Sie, liebe Anna — ich darf Sie doch so nennen?" Ihr Arm zuckte in dem seinen, aber sie schwieg, und er fuhr fort: „Sie sind in einer schiefen Stellung, sind die Ausgebeutete, die Mißbrauchte. Sie dienen einer Frau, die an Bildung tief unter Ihnen steht."

Anna Vetter wehrte ab. „Die Frau war gut mit mir, ich bin ihr Dank schuldig. Niemand hat sich damals meiner angenommen."

„Sie haben das reichlich bezahlt!"

„Ja, gewiß. Aber ich konnte nicht anders . . . Ich hatte nichts gelernt als Komödie spielen . . ." Sie stockte. Dann hub sie an: „Sie haben eine Schreibmaschine, Herr Doktor. Zeigen Sie mir die Anfangsgründe. Lassen Sie mich üben, wenn Sie nicht daheim sind. Ich will heraus aus meiner Lage, helfen Sie mir," sprach sie voll Wärme.

„Topp! Es gilt!" rief er. „Darauf geben Sie mir die Hand."

Sie reichte ihm die Rechte, und er führte sie rasch an seine Lippen.

„Oh — diese rauhe Hand!" sagte sie verlegen.

„Diese brave, liebe Hand . . . Übers Jahr wird sie vielleicht eine noch kleinere Wirtschaft führen als jetzt."

Sie zitterte im tiefsten, aber sie überhörte seine Andeutung und sagte: „Ja, wenn ich Maschinenschreiben kann . . . Ich werde dann wieder selbständig sein. Werde für die Theater Stücke und Rollen, für die Schriftsteller Manuskripte abschreiben. Und Sie werden mein Wohltäter geworden sein."

„Mehr nicht?"

„Mein Freund!"

„Mehr nicht?"

Sie lächelte. „Sie sind sehr anspruchsvoll . . . Zuerst müßte ich doch einmal etwas anderes vorstellen."

„Morgen ist die erste Unterrichtsstunde!" rief er.

Unter solch scherzhaft-ernsten Reden, durch die Anna Vetter eine Erklärung Baiers, zu der er wiederholt den Anlauf genommen, verhinderte, kamen sie in bester Laune in ihren Wohnbezirk. Aber ehe sie in ihre Gasse

einbogen, trennten sie sich. Ein warmer, kräftiger Händedruck, ein inniger Blick des Verständnisses, und sie schieden. Nur Baiers Dackel begleitete Anna heim, er selbst ging noch in eine Kneipe zu ein paar Freunden, um auch mit ihnen seine Ernennung zu feiern.

Frau Resi Zipfinger saß mit dem Turl schon beim Abendbrot. In bequemer Haustoilette, ungeschnürt, flossen ihre Formen auseinander, und da sah man erst, wie gewichtig sie ihren Platz ausfüllte in der Welt. Anna ließ den Waldl still in Baiers Zimmer, aber gehört hatte man ihn doch. Der Turl rief verwundert:

„Da schau her, die Fräul'n Anna kommt mit dem Waldl? Der ist doch mit'm Herrn Doktor fortgangen, und nit mit ihr!"

Die Frau Resi machte große Augen.

„So — so — so . . ." sagte sie.

Anna hatte das nicht verstanden. Aber sie merkte an den Mienen beider, daß sie einen Verdacht gegen sie empfanden.

„Ich bin auf der Hauptstraße dem Herrn Doktor Baier begegnet," sagte sie einfach. „Er geht noch in die Kneipe, und da hab ich den Dackel mitgebracht."

„So — so — so," sagte die Frau Resi wieder und musterte Anna. Sie kam ihr so verändert vor, so licht und hell, so jung . . .

„Die will bei einer ehemaligen Kollegin gewesen sein? Wer's glaubt! Da heißt's aufpassen, da brandelt's, mir scheint. Die törrische Gret'l glaubt am Ende gar, sie find't noch einen. Hahaha!"

So redete die Zipfinger Resi mit sich selber, und nur ihr Gelächter traf das Ohr Annas. Die bekümmerte sich nicht darum, vollführte ihre häuslichen Arbeiten und zog sich in das licht- und luftlose Kämmerchen zurück, das ihr gehörte. Sie bewohnte den Raum derer, die sie in diesem Haushalt vertrat — der Magd. Aber sie beklagte sich nicht. Sie hatte vieles gelernt in dieser Stellung und war bescheiden geworden. Am Ende konnte sie doch noch als Kochfräulein zu einem alten Pensionisten kommen, um ihn zu pflegen und zu beerben und ihre Tage als bessere alte Jungfer zu beschließen. So hatte sich's die Frau Resi ja gedacht.

Geräuschvoll schloß Anna heute ihre Tür ab. Die Mißtrauische sollte nur merken, daß sie allein sein wollte, ganz allein . . . Und dann suchte sie die sommerlichen Ansichtskarten und Briefe Baiers hervor, um sie wieder einmal zu lesen. Wehte denn darin auch nur ein Hauch von wärmeren Gefühlen? Täuschte sie sich nicht? Meinte er es ernst mit ihr? Oder wagte er, andere Wünsche zu hegen?

Sie las und las. Das war alles so ernst, so achtungsvoll. Nur der letzte Brief — der war anders, in dem zitterte eine wärmere Blutwelle.

Übers Jahr — übers Jahr . . . Seine Andeutung war so bescheiden, so zurückhaltend. Und sie hatte eine Aussprache verhindert . . . Sie war zufrieden mit sich und auch nicht . . . Aber mochte was immer kommen, der Abend war schön, er wird ihr unvergeßlich sein. Und glücklich schlief sie ein, wie ein Kind nach der Christbescherung.

Der Friede war aus dem Hause und dem Gemüte der Frau Resi verscheucht seit jenem Herbstabend, an dem die Anna so spät heimkam. Einen stillen Lebensplan sah sie in Gefahr. Fein hatte sie es angelegt, den armen Philosophen, der ihr so wohlgefiel, in eine Art Wohlleben einzuspinnen, ihn an ein behagliches Heim zu gewöhnen und allmählich an sich zu fesseln. Wurden nicht hundert Männer auf solche Art gefangen? Frau Professor wollte sie einmal werden, heraus wollte sie aus dem Leben, das sie jetzt führte. Von früh bis abends stand sie im Geschäft und die Plage mit den Volontärinnen rieb sie auf. Eine ständige, besoldete Verkäuferin trug es noch immer nicht, aber man konnte die Trafik verpachten, und sich mit einer kleinen Rente begnügen. Das würde sich auch gar nicht schicken, daß sie noch eine Trafikantin war, wenn er einmal Ernst machte. Aber durfte sie darauf noch rechnen? Er wich ihr aus, er rauchte nicht mehr abends seine Zigarre bei ihr noch trank er ihren guten Tee. Immer hatte er eine Arbeit, stets lag ein Berg von Schulheften vor ihm, und er saß allein bei seiner Lampe. Schickte sie ihm etwas durch den Turl, ließ er danken, er habe schon sein Abendessen eingenommen. Und die Anna lächelte. O, dieses Lächeln! Vielleicht hätte er von ihrer Hand etwas genommen . . . Und unterrichten wollte er den Turl auch nicht mehr. Das sei ihm untersagt, seitdem er dessen Lehrer am Gymnasium war. Und den genauen Preis des Zimmers wollte er wissen . . . War's nicht am besten, sie verlangte so viel, daß er seine sieben Sachen packte und auszog? Die Kraft zu diesem Entschlusse hatte sie nicht, sie ließ die Frage unbeantwortet. Das hatte ja Zeit . . . Es brannte in ihr wie ein Fieber. Sie müsse nicht ganz gesund sein, sagte sie sich oft. So etwas empfand sie nie vorher.

Ihr größter Schmerz war, daß ihr jede Möglichkeit fehlte, den Verkehr zwischen Doktor Baier und Anna zu überwachen. Ihr Junge sagte ihr manches . . . Heute hatte er eine Stunde geschwänzt, weil ihm der Kopf weh tat oder er nicht genügend vorbereitet war in der Mathematik, und er kam früher heim. Da fand er das Fräulein Anna im Zimmer des Herrn Doktor, wie sie an der Schreibmaschine klapperte. Es war sonst niemand daheim. Sie stülpte das Gehäuse auf die Maschine und eilte in die Küche, als sie überrascht wurde. Der Bub aber war neugierig und untersuchte die Schreibmaschine. Ob die Anna etwas könne, wollte er wissen. Und da fand er, was sie geschrieben:

„Meinem Meister Dank und Gruß,
Dem Befreier einen Kuß!"

stand zehnmal auf dem Blatt. Das erste Mal noch sehr fehlerhaft, dann immer besser und sauberer. Ein Zitat! Gewiß aus einem Klassiker, sagte er sich. Aber er riß das Blatt ab und brachte es seiner Mutter in die Trafik. Das war doch einmal etwas Neues, daß das Fräulein Anna heimlich Maschinenschreiben lernte. Am Ende ruinierte sie dem Herrn Professor die Maschine, und man beschuldigte dann ihn, den Turl. Es kam ja immer alles auf ihn, was im Hause geschah.

Die Mutter rollte die Augen, und das Blatt zitterte in ihren Händen. Sie ahnte, was sich da vorbereitete. Die Schlange! Die Schlange! Während sie hier in der Tretmühle stand, scharmuzierten die beiden wohl daheim. Und wenn sie ihnen Zeit ließ, flog sie eines Tages als fertige Maschinenschreiberin aus und kam nicht wieder. Das sollte sie auch lieber gleich tun. „Dem Befreier einen Kuß!" War sie denn eine Gefangene? Bitte, wenn's gefällig ist — der Käfig ist offen . . . Einen Kuß . . . So weit waren die beiden schon?

Nein, sie konnte unmöglich warten, bis sie spät abends heimkam, und sie überraschte Anna Vetter am Nachmittag. Wie eine Bombe flog sie zur Tür herein und platzte gleich los: „Ja, wo ist denn das gnädige Fräulein?" schrie sie im Vorzimmer. „Am End beim Herrn Befreier?"

Anna stand in der Küche, wo die Aushelferin das Eßgeschirr spülte. Sie half der Frau Piwonka, wischte Teller und Gläser ab, damit die Frau bald fertig wurde und wieder heimkam zu ihren Kindern. Auch wollte sie sie forthaben aus der Wohnung, damit sie noch eine Stunde üben konnte, ehe Doktor Baier aus dem Gymnasium kam. Daß ihr Übungsblatt aus der Maschine gestohlen worden war, ahnte sie nicht.

„Jessas, die gnä Frau!" rief die Piwonka. „Und wia S' schreit!"

Die Frau Resi, krebsrot im Gesicht, riß die Küchentür auf, öffnete den Mund, um etwas zu sagen, und schwieg.

„Küss' die Hand!" sagte die Piwonka, aber Frau Resi achtete nicht darauf. Dieses friedliche hauswirtschaftliche Bild machte sie betroffen. Sie hatte gehofft und gewünscht, die „Person" an der Schreibmaschine zu finden, mit dem „Meister" an der Seite. Jetzt schlug sie die Küchentür wieder zu und ging rasch in ihr Zimmer. Anna folgte ihr. Was war denn geschehen? Was hatte die Frau nur?

Die Zipfinger Resi bereute ihren Schritt schon halb und halb; sie suchte nach einer Ausflucht, nach einem Vorwand für ihre unvermutete Heimkunft und wollte gleich wieder gehen. Aber als sie jetzt ihr eigenes stattliches Bild im Spiegel erblickte und hinter sich die dünne Sentimentale stehen sah, dieses bettelarme, taube Nichts, da gab es ihr einen Ruck, und sie wandte sich der Verblüfften blitzschnell zu.

„Meinen Haushalt lös' ich auf, meine Liebe! Ich und mein Bub essen von morgen an aus'm Wirtshaus!" schrie sie ihr entgegen.

Anna Vetter wurde kreidebleich. Was war denn nur geschehen? fragte sie sich noch immer. Hatte sie ihr am Ende ein vergiftetes Mittagessen gekocht? Aber über ihre Lippen kam kein Wort, sie erstarrte unter dem Blick dieser Frau.

„Das ist mein Dank! Das!" schrie sie und hielt ihr das Blatt aus der Schreibmaschine hin. „Sein Sie meine Sklavin? Brauchen Sie einen Befreier? Ich halte Sie nicht! Nicht einen Tag! Nicht eine Stunde! Brauchen Sie heimlich das Maschinenschreiben lernen? Einen Kurs hätt' ich Ihnen gezahlt, wenn Sie 'was g'sagt hätten. Aber das Schreibenlernen is es nit, es is halt der Meister! Schamen S' Ihnen nit?"

Anna hatte sich gefaßt. Diese Sturzflur von bösen Worten, die sich über ihr Haupt ergoß, traf sie wie eine Katastrophe, aber in ihr lebte eine Zukunftshoffnung, die sie stark machte und trotzig. Und mit bebender Stimme sagte sie: „Wenn sich hier jemand zu schämen hat, meine Liebe, so sind Sie es. Ich war zwei Jahre Ihre Magd ohne Lohn, jetzt haben Sie mir ihn auf einmal bezahlt. Noch heute verlasse ich Ihr Haus. Adieu!"

„Pfirt Ihna Gott!" rief die Frau Resi ihr höhnisch nach, als sie das Zimmer verließ. Dann aber warf sie sich in eine Sofaecke und heulte auf.

Warum? Sie wußte es nicht, doch wurde ihr leichter dabei. Wie ein Gewitter sich entlädt, weil es muß, so schluchzte sie, so flossen ihre Tränen nach vielen Tagen der Spannung und nahmen ihr einen Druck von der Seele. Sie hielt Einkehr und Rückschau. Sie kam sich wieder einmal recht dumm vor und unüberlegt. Alles, was sie in den letzten Monaten getan, ging gegen ihren Vorteil. Wie leicht wäre es gewesen, sich die Huberin für die Trafik abzurichten. Für ein Mittagessen täglich wäre die geblieben. Nein, sie stieß sie fort, und die ganze Forderung, die sie an die Leute hatte, hing in der Luft. Die voreilige Umquartierung des Doktors Baier war auch eine Dummheit. Sie verlor dabei die Einkünfte aus einem Wohnraum. Brauchte ihr Bub ein eigenes Zimmer? Und jetzt warf sie das billigste und willigste Arbeitsgeschöpf aus dem Hause. Torheit über Torheit beging sie. Was sie in Jahren erspart und errafft, das flog jetzt zum Fenster hinaus, und sie saß fester als je in dem Geschäft, das sie sich aufgeladen. Warum das alles? Warum? Fast schämte sie sich, es einzugestehen. Nie lag ihr etwas an einem Manne. Und just diesen bildete sie sich ein. Aber war das der Weg zum Ziel? Mußte er sich nicht jetzt erst recht der Ausgestoßenen annehmen? Trieb sie die beiden nicht mit aller Gewalt einander in die Arme? Was sollte die Anna tun? Wohin konnte sie gehen? Sie besaß doch nichts . . . Beinahe wurde die Frau Resi weich. Aber da hörte sie Schlüssel rasseln und den festen Tritt eines Mannes im Vorzimmer. Er war heimgekommen . . . Jetzt konnte es nur noch Minuten dauern, und er erfuhr, was geschehen war. Es gab eine Auseinandersetzung . . . Nein, der fühlte sie sich nicht gewachsen in dieser Stunde. Ein Fieber schüttelte sie bei dem Gedanken. Und als er die Tür seines Zimmers hinter sich geschlossen hatte, enteilte sie. Fluchtartig verließ sie ihr Haus und ging auf weiten Umwegen, nur um länger mit sich allein zu sein, in ihre Trafik.

Indessen saß Anna Vetter in ihrer dunklen Kammer und fragte sich wohl hundertmal: Wohin? Wohin? Sie zählte ihre Barschaft — es war zum Lachen! Wenn sie nicht im vorigen Jahre einen alten Theatermantel verkauft hätte, besäße sie nicht eine Krone. Aber fort mußte sie, und sie packte ihre Habseligkeiten. Dann rief sie die Piwonka herbei und beriet sich mit ihr. Die Frau war sogleich bereit, sie bei sich aufzunehmen für einige Tage, bis Rat geschafft war. Sie hatte nur Zimmer und Küche, und zwei Kinder, die in der Obhut der Nachbarin blieben, wenn sie außer Haus beschäftigt war. Von ihrem Manne, einem Trunkenbold, lebte sie getrennt

und bekam nur mit großer Mühe die ihr zugesprochenen Alimente. Zu dieser Armut gesellte sich die Anna Vetter.

Still verließ sie das Haus, in dem sie zwei Jahre ein Obdach und zuletzt ein kleines Glück gefunden hatte. Ohne Gruß ging sie von dannen. Daß Doktor Baier heimgekommen war, sagte die Piwonka. Aber sie huschte nur um so behutsamer durch das Vorzimmer. Gerne würde sie ihm noch die Hand gedrückt haben. Aber sie konnte ihm ihre Lage nicht enthüllen, ohne sein Mitleid herauszufordern. Nicht einmal erklären konnte sie ihm, warum sie gehen mußte. Er war zwischen sie und diese Frau getreten und hatte ihre bescheidene Existenz untergraben. Sie mußte es jetzt darauf ankommen lassen, ob er sie suchen würde, um die Wahrheit zu erfahren . . . Weiß Gott, was die Eifersüchtige ihm sagen wird von ihr . . . Auch das konnte sie nicht ändern, ihr Stolz gebot ihr, schweigend von dannen zu gehen.

Früher als sonst kam an diesem Abend Frau Resi heim. Sie hatte sich wieder gefaßt. Auch mußte sie doch nachsehen, wie sich die Dinge entwickelt hatten, ob die Trotzige in der Tat fortgegangen war. Dann stand ja ihr Haushalt still, und weder ihr Bub noch ihr Zimmerherr, der Doktor Baier, hatte seine Ordnung. Vielleicht brauchte er etwas, vielleicht konnte sie ihm gefällig sein . . . Es mußte ein Vorwand gefunden werden zu einer Aussprache. Gewiß hat die Anna ihm eine Räubergeschichte erzählt, sie schlecht gemacht. Aber sie wird ihm die Augen schon öffnen. So redete sie mit sich auf dem Heimweg. Recht dumm war ihre Übereilung. Mit ein bißchen Klugheit wäre sie ihm gegenüber nicht in diese Verlegenheit gekommen. Aber sie war so nervös. Seit seiner unvermuteten Ernennung war sie nervös. Das kam ihr zu früh, sie hatte ihn noch nicht, er konnte ihr noch entwischen . . .

Das Vorzimmer war dunkel, die Küche kalt und leer. Aus dem Zimmer des Doktors Baier nur drang ein Lichtschimmer durch eine Türritze. Der hatte sich seine Lampe wohl selbst angezündet? Wo war ihr Bub? Sie tastete sich zu seinem Kabinett, rief seinen Namen; es war dunkel, und er antwortete nicht. Da öffnete sich Baiers Tür; ein Lichtstrahl fiel in das dunkle Vorzimmer, und er fragte besorgten Tones: „Anna, sind Sie es endlich? Ja?"

Frau Resi stand auf der Schwelle des dunklen Kabinetts und hielt den Atem an. Er weiß noch nichts! war ihr erster Gedanke.

Und geräuschvoll kam sie hervor, klappte die Tür hinter sich zu und rief in ihrem wärmsten Ton: „Guten Abend, Herr Doktor! Ich bin es. Und ich suche den Artur. Wo der Bub nur steckt?"

„Habe die Ehre, Frau Zipfinger. Ich dachte, es wäre Fräulein Vetter gekommen."

„Geht sie Ihnen ab? Ja, das ist so eine Sache . . . Liebster Doktor, haben Sie Feuer?"

„Bitte, hier!"

Er reichte ihr ein Schächtelchen Zündhölzer, und sie brannte eine Kerze an. „Wo der Bub nur stecken mag . . ." Sie durchsuchte mit dem Leuchter in der Hand die ganze Wohnung, auch die Kammer Annas . . . Alles

war leer. „Der Spitzbub wird wieder zu seinem Freund hinübergegangen sein. Wird ihm eine Aufgabe fehlen, weil er heute eine Stunde versäumt hat."

„Mag sein," sagte Doktor Baier, der befremdet zwischen Tür und Angel stehen geblieben war und der Frau Resi zusah, wie sie die leere Wohnung absuchte. „Das ist so eine Sache," hatte sie vieldeutig gesagt. Wo ist Anna? fragte er sich.

„Leer — alles leer . . ." sagte die Frau Resi. „Ja, ja! So wird einem gedankt."

Sie ging ihrem Zimmer zu und sagte: „Brauchen S' vielleicht was, Herr Doktor? Bitte es nur zu sagen. Ich steh zu Diensten."

„Ja, kommt denn Fräulein Anna nicht?" platzte Baier heraus.

„O nein! Die hat uns verlassen. Wir sind jetzt ganz allein, lieber Doktor."

Dabei trat sie in ihr Zimmer, entzündete die Lampe, legte Hut und Jacke ab, ließ die Tür aber offen, um über das kleine Vorzimmer hinweg das Gespräch fortsetzen zu können.

Doktor Baier war nicht wenig betroffen. Und wie an einem unsichtbaren Faden zog Frau Resi ihn hinter sich her; plötzlich stand er in ihrem Zimmer. Aber er wollte es nicht recht merken lassen, wie tief ihn ihre Worte berührten.

„Das interessiert mich, Frau Zipfinger . . . Das ist ja ganz merkwürdig."

„Nicht wahr? Aber nehmen S' doch Platz, lieber Doktor. Und ich bitt Sie, nennen S' mich Frau Resi, Resi — nicht Frau Zipfinger. Ich bin das so gewöhnt von alten guten Freunden."

„Bei Ihnen hier ist es auch kalt, so wie bei mir drüben," sagte Baier zerstreut.

„Soll ich bei Ihnen Feuer machen? Ja? Das ist gleich geschehen! War denn die Piwonka auch nicht da?"

Er wehrte ab. „Danke, danke. Es war niemand hier, gar niemand."

„Da sehen Sie die Rücksichtslosigkeit! Zwei Jahre hab ich die Anna bei mir gehabt. Aus dem Elend hab ich sie geholt und wie eine Schwester gehalten. Und sie läßt mich momentan sitzen und geht fort."

„Warum?"

„Eine Kinderei . . . Ein kleiner Streit, wie er ja vorkommen kann in einem Haushalt. Aber sie trotzt und geht ohne Adjes davon."

„Wohin?"

„Was weiß ich! Und nicht einmal bei Ihnen hat sie sich empfohlen? Das hätt' ich nicht geglaubt. Mit mir war sie bös, das versteh ich, aber daß sie auch Sie so behandelt hat — ah, das ist stark!"

„In der Tat — es wundert mich auch."

Frau Resi saß ihm gegenüber und fühlte, daß sie Eindruck auf ihn gemacht hatte mit ihren Worten. Er dachte nach, er grübelte, zweifelte an ihr.

„Lassen wir die Undankbare," sagte sie wegwerfend. „Sie wird sich schon wieder melden, wenn es ihr schlecht geht. Ich brauche mir nichts von ihr bieten zu lassen. Wer ist sie denn?"

„Vergessen Sie nicht, daß sie eine Unglückliche ist," sprach Baier. „Das macht empfindlich."

„Unglücklich? Seit einiger Zeit ist sie verändert. Sie bildet sich irgend etwas ein. Vielleicht einen Mann. Hahaha! Ist taub und arm wie eine Kirchenmaus, hat nicht zwei Paar gute Schuh und denkt an so etwas. So ein Hascherl! Das könnte doch nur ein reicher, unabhängiger Mann sein, oder einer der ‚hundsjung und gasnarrisch' ist, wie man in Wien sagt. Einem anderen könnt solch eine Wahl doch nicht einfallen."

„Warum nicht?"

„Sie, Doktor, das weiß ich besser! Weil's nur Elend gäb! So leichtsinnig ist heutzutag kein Mann mehr."

„Ein Rittmeister," fuhr sie fort, „hat mir im vorigen Jahr einen Antrag gemacht. Ob ich die Kaution hab, hat der Fuchs wissen wollen. Fünfzigtausend Kronen! Nein, die hab ich nicht, aber Dreißigtausend, ja, die hab ich. Und meine Trafik könnte ich verpachten, die tragt auch zweitausend Kronen jährlich. Und schön eingerichtet bin ich; eine Wohnung habe ich . . . Er wär zufrieden gewesen, hat mich nehmen wollen, aber ich hab es mir dann doch überlegt. In Pension wär er gegangen, und ich hätt' ihn erhalten können. So sein die Männer! Bitt' Sie, was tu' ich mit einem Pensionisten? Ich bin dreißig Jahre alt und nehme nur einen Mann, der zu mir paßt, einen den ich gern hab."

Doktor Baier saß wie auf Kohlen. Was ging ihn das alles an?

Da rumpelte der Artur in das Zimmer herein, war atemlos und hielt ein Schulheft in der erhobenen Rechten, um zu beweisen, daß seine Abwesenheit gerechtfertigt war.

„Küss' die Hand," rief er.

Frau Resi erhob sich unwillig, gab ihm zwei Ohrfeigen und schrie: „Abends gehst du mir fort, du Mistbub? Marsch auf dein Zimmer!"

Doktor Baier hatte sich auch erhoben während dieser Szene, und als sie sich ihm jetzt wieder zuwendete und zu lachen versuchte, empfahl er sich steif und kalt.

Sie war betroffen. Hatte sie wieder eine Dummheit gemacht? „O, Sie wollen schon gehen? Wir hätten ja noch so viel zu besprechen . . . Aber morgen ist auch ein Tag . . . Haben S' nur ein bisserl Geduld, wenn nicht gleich alles klappt. Solang' kein Ersatz da ist für die Anna, bedien' ich Sie halt. Ich hab Sie ja so gern; Sie sein mir so viel sympathisch, lieber Doktor."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Frau Zipfinger. Gute Nacht," sagte er steif und ging.

„Gute Nacht . . ." stammelte sie.

Wie eine Furie raste sie dann durch ihre Wohnung, schlug die Türen zu, bereitete in der Küche mit lautem Geklapper noch ein Abendessen und sang einen Gassenhauer dabei. Dann rief sie ihren verheulten Buben drohend und kreischend zu Tisch.

Mit dem frühesten Morgen eilte sie fort in ihr Geschäft und überließ ihren Zimmerherrn der Piwonka. „Vielleicht g'fallt ihm die besser wie ich!"

sagte sie mit einem befriedigten Blick in den Spiegel und schlug eine laute, spöttische Lache auf. Das war überwunden . . .

Seit Wochen lebte Anna Vetter bei der armen Geschiedenen auf Zimmer und Küche mit ihren Kindern. Aber ihr war wohl, wohler als seit vielen Jahren. Sie hatte da eine viel höhere Aufgabe zu erfüllen als je. Diese Kinder der Armut fanden an ihr eine Pflegerin, eine Erzieherin. Der Bub war vier, das Mäderl schon bald sechs Jahre alt und wurde nächstens schulpflichtig. Und die Mutter hatte zwei „Bedienungen", einen alten Junggesellen und die Frau Resi Zipfinger; sie war wenig daheim, mußte Brot erwerben für die Kleinen. Jetzt auch für Anna! Und die Frau tat es gern, denn ihre Kinder hingen mit Leidenschaft an dieser Tante, die sie wusch und pflegte, ihnen Geschichten erzählte und sie spazieren führte, was den kleinen Proletariern völlig neu gewesen. Die Nachbarin, die sie ehedem immer zu sich nahm, ließ sie mit den anderen Kindern laufen, wohin sie wollten; jetzt aber fühlten sie auf einmal eine führende Hand. Wie eine gütige Fee waltete die neue Tante über ihnen, fertigte dem Mädchen Puppen und trieb mit dem Knaben allerlei Possen. Es war zuhause viel lustiger als auf der Gasse, seitdem das Fräulein Anna da wohnte.

Die Piwonka empfand diese Wandlung auch mit Dank. Ihr Zimmer war jetzt immer so nett, und auf ihrem Herd brannte wieder die häusliche Flamme. Sie war immer zu müde, wenn sie heimkam, noch etwas zu kochen, und was sie etwa mitbrachte, das teilte sie mit der Nachbarin, der sie sich verpflichtet fühlte. Jetzt teilte sie ihren letzten Bissen mit dem Fräulein Anna, aber sie fand dafür einen gedeckten Tisch, ein geheiztes Zimmer und zufriedene, glückliche Kinder daheim. Das Obdach, das sie dem Gast gewährte, lohnte sich reichlich. Ein zweites Bett hatte sie für Anna herbeigeschafft, und die Kinder schliefen nebenan in der Küche. Man behalf sich; es ging ganz gut.

Am nächsten Tag schon war Fritz Baier gekommen, und es gab eine lange Aussprache unter vier Augen. Und einen Tag später brachte ein Dienstmann die Schreibmaschine . . .

Doktor Baier war nicht wenig bestürzt, Anna in solchen Verhältnissen zu finden; er wollte ihr ein kleines Monatzimmer suchen und ihr mit Geld beistehen. Sie lehnte es ab, wies jedwede materielle Unterstützung zurück. Aber ihr zu einer neuen Existenz behilflich sein, das durfte er. Und sie erbat sich seinen Unterricht, die leihweise Überlassung seiner Maschine, bis sie sich selber eine erwerben könne. Gerne hätte sie auch eine Kurzschrift gelernt, um nach Diktat schreiben zu können, aber sie war ja taub; ihre Verwendbarkeit beschränkte sich auf einen engen Kreis.

Nach vier Wochen schon konnte sie Proben ihrer Schreibkunst versenden und um Arbeit bitten. Auch einem Zeitungsmann, der ehedem oft Gutes über sie als Schauspielerin gesagt hatte, vertraute sie sich an. Und der schrieb eine rührende Notiz in sein Blatt über eine arme, taubgewordene Künstlerin, die

zu so schönen Hoffnungen berechtigte und plötzlich von einem Verhängnis betroffen wurde. Ihren Namen gab er nicht preis. Und zu den Theaterdirektoren und Autoren ging er für sie; aus einer Advokaturkanzlei schaffte er ihr Aufträge.

Wie mit einem Zauberschlag wendete sich ihr kleines Schicksal. Sie bekam Arbeit, sie verdiente wieder ihr Brot. Und aus den Kreisen des Publikums kam Geld, kamen Anfragen, ob sie dies oder jenes benötige für ihren Haushalt. Eine Kollegin schickte ihr ein neuerfundenes Hörrohr; andere wollten eine Wohltätigkeitsvorstellung für sie veranstalten, und alle Sanatorien, alle Spezialisten erboten sich, sie unentgeltlich in ärztliche Behandlung zu nehmen. Sie nahm mit Freuden das Hörrohr an; sie ließ sich das Geld unbekannter Wohltäter als Notpfennig anlegen, aber sie dankte für alles andere — nur Arbeit wollte sie.

Und so ward sie frei, so gewann sie zurück, was sie verloren hatte: das Selbstbestimmungsrecht über ihre Person.

Fritz Baier stand der Stolzen in den schwersten Tagen ihres Lebens mit herzlicher Freundschaft zur Seite. Da lernte sie ihn erst kennen, da erprobte sich seine Zuverlässigkeit, seine Treue.

Und es kam der Tag, wo Anna Vetter ihre eigene kleine Wohnung hatte, Zimmer, Kabinett und Küche, die Piwonka aber war jetzt ihre Bedienerin und nicht mehr die der Frau Resi. Doktor Baier wollte diesen Tag feiern, schlug vor, daß irgend etwas unternommen werde. Sie aber wäre so gern daheim geblieben. Allein? Das kränkte den Freund. Mit ihm? Das war doch wohl gefährlich. Also möge er etwas vorschlagen, etwas recht Schönes, bat sie, so wie damals der unvergeßliche Abendgang nach Neustift am Walde.

Aber es war März, die Luft wehte rauh vom Wienerwald herein nach der Stadt. Und er schlug vor, irgendwo gut zu essen und dann ein Lokal aufzusuchen, wo es wienerische Musik gab und Gesang. So wie damals ... Es gab solche Lokale jetzt auch mitten in der Stadt.

Und sie machte sich schön und ging mit ihm zu den „Drei Zeiserln". So wurde ein neues Kellerlokal im Zentrum der Stadt genannt, um schon im Namen altwiener Gemütlichkeit vorzutäuschen. Es war immer stark besucht; man ging nach dem Theater, oder wenn man aus einer faden Gesellschaft kam, dahin. Namentlich die Fremden wurden von ihren Wirten hingeschickt, da sie ja nach wienerischen Spezialitäten lechzten.

Anna stieg bei den „Drei Zeiserln" mit Doktor Baier die strahlend hell beleuchtete Kellertreppe hinab. Die Wände waren mit Tannenreisig verkleidet, das offenbar stets erneuert wurde, denn es war grün und frisch, man atmete den Harzduft fühlbar ein. In einem Vorraum gab man die Überkleider ab. Die Garderobierinnen trugen altwiener Wäschermädelkostüme. Am Kassenpult saß eine breite Person in halbländlicher Vorortetracht, altmodisch frisiert und jugendlich geschminkt. Es war Frau Mali Huber! Beide erkannten sie zugleich, und sie schauten sich verlegen an. Ein böser Blick dieser Kassiererin streifte Anna von der Seite, dann aber, wie in Aus-

übung ihres Berufes, wurde das dicke Gesicht plötzlich freundlich und süß, und die Frau Mali sagte: „Ah, die Überraschung! Das is schön, daß uns die Herrschaften auch einmal die Ehr' geben!" Und sie flüsterte vertraulich: „Man darf also gratulieren? Hab's ja gleich bemerkt . . ."

Anna war tief errötet, obwohl sie nur ahnte, was die Frau sagte. Doktor Baier wollte nicht unfreundlich sein und lächelte der Frau Mali zu. In ein Gespräch ließ man sich nicht ein. Wahrscheinlich war die Frau nach Krems nicht mitgegangen und hatte endlich auch zu einem Erwerb gegriffen, sagte sich Anna. Das Lokal schien schon vollbesetzt zu sein, die Heurigenmusik ertönte, und die Luft war dick von Rauch und Weindunst. Man kam durch einen langen Schlauch in einen größeren Raum, der sich nach beiden Seiten erweiterte. Die Form des Weinkellers war unverkennbar. An ungedeckten Tischen saßen die Gäste, und die ganze Ausstattung des Raumes täuschte Ländlichkeit vor. Die drei Zeiserln, das waren die Wirte. Zwei von ihnen gingen in blauen Schürzen umher und bedienten die Gäste, oder taten so, denn sie animierten bloß zu guten Weinen, die dann von den Kellerjungen gebracht wurden.

Doktor Baier und Anna mußten sich in dem vorderen Schlauch niederlassen, sie fanden im größeren Raum, wo die Musik spielte, keine Plätze mehr frei. Man tröstete sie damit, daß das Publikum stetig wechsele, es gäbe bald bessere Plätze.

Was lag ihnen daran? Sie genügten sich selbst. Ringsum saßen fröhliche Menschen, und man ahmte das Leben beim „Heurigen" in gesteigertem Maße nach bei den „Drei Zeiserln". Die Musik spielte wienerische Weisen, und die Wirte animierten die Gäste nicht bloß zum Trinken, sie stimmten selber auch Lieder an, in die die Gäste einfielen. Es schallte und hallte in dem Keller, als ob alle Dämonen einer ursprünglichen Lustigkeit entfesselt wären. Bald sang da, bald dort ein Gast ein Solo, Studenten, alte Weinbeißer und Vereinstenoristen wechselten ab mit ihren freiwilligen Vorträgen; es war beinahe wie beim echten „Heurigen"; fehlte nur der Sternenhimmel und die Landschaft, die dämmerige Lampionbeleuchtung und der Duft der Ackerscholle.

In dem Hinterkeller wurde jetzt ein Couplet gesungen; man verstand wohl den humoristischen Text, aber den Sänger sah man nicht. Die Stimme . . . Baier horchte auf, sah Anna an, horchte wieder und schüttelte den Kopf. Die Stimme war verbraucht, ohne Metall, der Vortrag brillant. Und so bekannt war diese Stimme . . . Anna machte eine hohle Hand hinter dem linken Ohr, dem besseren, und horchte gespannt, dann wurde sie blaß und schaute Baier fragend an. Dieser nickte stumm.

„Bravo, Huber!" „Huber!" „Huber, Bravo!" riefen die Weinseligen, als der Sänger geendet hatte, und er gab Strophe um Strophe zu. Alle hielten ihm ihre Weingläser hin, tranken ihm zu und verlangten stürmisch einen populären wiener Gassenhauer von ihm, den sie mitsingen konnten. Er begann sogleich wieder. Da viele Gäste sich erhoben und mit ihren Gläsern hindrängten, hörte man noch weniger als früher.

„. . . 's wird schöne Madeln geb'n,
Und wir werd'n nimmer leb'n,"

klang es melancholisch und schalkhaft zugleich, und die Leute sangen den Kehrreim mit. Dann kam die Steigerung zur höchsten Begeisterung und zur Rührung zugleich:

„. . . 's wird an Wein geb'n,
Und wir werd'n nimmer leb'n."

Alles sang mit. Viele lachten und jubelten, waren vergnügt; die echten Weinbeißer aber schienen bis zu Tränen gerührt, einzelne umarmten einander und küßten sich.

Und wieder schrie man „Huber! Huber! Huber!"

Anna Vetter fühlte ihr Herz hörbar klopfen; so erregt hatte sie schon lange nichts. Hier also war der Huber Franzl gelandet. Die altberühmte wiener Volkskunst war wieder dort angelangt, von wo sie einst ausgegangen . . .

Und jetzt kam er selbst, Hubers schlanke, hohe Gestalt tauchte aus dem Gewühl auf. Er trug eine blaue Schürze wie die Geschäftsinhaber, er war also einer der drei Zeisige und spielte hier den Wirt. Seine Kunst aber übte er aus wie ein Natursänger, als ein zufälliges, ein selbstverständliches Können. Und seine Genossen waren wohl auch verkappte Komödianten, aus der Mode gekommene Volksschauspieler.

Er ging mit dem Teller, er forderte sein Trinkgeld nach der Hauptnummer.

Als Anna ihn herankommen sah, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Und sie bat ihren Begleiter, aufzubrechen, sie halte das nicht aus.

Ehe Franz Huber, der aus jedem Glas trinken und jeder Frage Rede stehen mußte, zu ihrem Tisch gekommen war, hatten sie das Lokal verlassen.

An der Ausgangstür lehnte ein feister, elegant gekleideter Herr, vor dem alle Bediensteten sich neigten, der das Ganze mit seinen rollenden Augen zu leiten schien . . . Seine Zeiserln leisteten heute wieder gute Arbeit . . .

Es war Mitternacht vorbei, und die Luft wehte scharf.

Schweigend ging das Paar durch die altersgrauen winkeligen Straßen der inneren Stadt. Baier drückte den Arm seiner Begleiterin fest an sich, und sie schmiegte sich wie Schutz suchend an ihn.

Ihr Weg war weit. Als sie eine halbe Stunde gegangen waren, standen sie vor den Stadtbahnviadukten am Währingergürtel. Und da winkte noch ein hell erleuchtetes Kaffeehaus. Sie ließ sich nicht lange bitten und trat mit ihm ein. In einer tiefen Fensternische nahmen sie Platz, ganz abgesondert von den lauten Gästen, die wohl sämtlich einen lustigen Abend hinter sich hatten. Und bei einem Glase süßen, heißen Eierpunsches, der den Durchfrorenen wohltat, reichten sie sich die Hände und verlobten sich.

„Übers Jahr — übers Jahr" hatte Fritz Baier seiner Begleiterin bei jenem schönen Mondspaziergang zugeflüstert. Und das Wort, das ihr damals wie ein Märchen ins Ohr klang, sollte sich erfüllen.

Neue Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Schiller.

1796—1803.

Bearbeitet
von
Friedrich Clemens Ebrard.

(Schluß.)

33. 1802 Mai 11.

Wie sich aus dem Text ergibt, erst am 18. Mai abgegangen; am 24. Mai bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 124). Die auf einem eigenen Blatte stehende Nachschrift, die bisher allein bekannt war, ist aus Leitzmann Nr. 63 abgedruckt.

Tegel, 11. May, 1802.

Was werden Sie von mir denken, mein lieber theurer Freund, daß ich Ihren im Anfange des Winters erhaltenen Brief[1]) noch nicht beantwortete, und daß Sie außer dem, was ich vor mehreren Monaten der Wollzogen schrieb, gar nichts von mir hörten. So lange ich in Berlin war, mußte es mir freilich an Stimmung zum Schreiben fehlen, die wirklich im höchsten Grade beunruhigende Krankheit der armen Li, eine enge und unbequeme Wohnung und noch dabei die Zerstreuung durch Gesellschaften, die es nicht immer zu vermeiden möglich war, entfernten mich von meinem Schreibtisch und mir selbst. Allein seit dem 1. März führe ich ein sehr ruhiges und wirklich meistentheils recht heitres Leben. Wir sind in Tegel, die Kränklichkeit der Li hat, wenn sie auch noch viel leidet, doch den beunruhigenden Charakter verloren, wir sind sehr einsam, ich habe wieder gearbeitet, und wenn mich jetzt etwas abhielt, Ihnen früher zu schreiben, so war es die Ungewißheit, in der ich über die Entscheidung einiger mir wichtiger Ereignisse war. Denn außer der Schwangerschaft meiner Frau, deren Ausgang ich diesmal mit doppelter Sehnsucht entgegen sehe, gehe ich mit allerlei Planen, meine Lage zu verändern um, und vielleicht könnte ich in Kurzem wieder Deutschland auf einige Jahre zu verlassen veranlaßt werden. Doch sehnte ich mich zu sehr, Ihnen einige Worte zu sagen, und von Ihnen zu hören, um noch länger zu schweigen.

[1]) In Schillers Kalender nicht verzeichnet und nicht mehr vorhanden. Humboldt war Ende des Sommers 1801 von Paris nach Deutschland zurückgekehrt.

Daß Sie in der langen Zeit, seit Ihrer Rückkunft aus Dresden[1]) nicht müssig gewesen sind, der Unterbrechungen ungeachtet, die auch Sie leider erfahren haben, habe ich mit inniger Freude vernommen. Aber auch nur vernommen. Denn stellen Sie Sich vor, daß ich nicht einmal Ihren Turandot[2]) gesehen habe. Er ist seit meinem Landleben aufgeführt worden, und ich lasse die arme Li so ungern einen Abend allein, daß ich mir das Vergnügen lieber versagte. Daß man in Berlin, wo man doch immer raisonniren will, sehr viel darüber déraisonnirt hat, können Sie leicht denken. Gerade die Gränze des Komischen und Tragischen, auf der, wie ich höre, das Stück schweben soll, erfodert sichern Kunstsinn und feine Beurtheilung. Die jetzt eigentlichen Berlinischen Aristarchen Schlegel und Consorten hörte ich nicht darüber urtheilen. Gentz hat Ihren und des Stückes wahren Sinn, wie ich glaube, aufgefaßt, er hat mir mit großem Interesse und der Wärme, die Sie ihm kennen, davon gesprochen. Ueberhaupt wirken alle Ihre Produkte wohl nur auf sehr Wenige so, als auf ihn, und ich habe daran aufs neue bewundert, wie Gleichheit im Tact der Empfindung, möchte ich sagen, sonst höchst verschiedene Menschen einander sehr nahe bringen kann. Gentz hat zwar Recht, wenn er behauptet, ganz idealistisch (sentimental, wenn Sie wollen) und Ihnen dadurch verwandt zu seyn. Er ist aber darin Ihnen und dem Wesen alles Idealistischen diametral entgegengesetzt, daß, da Sie durchaus reine Selbstthätigkeit sind, immer aus Sich und immer aus Ideen ausgehen, er nicht anders, als durch Leiden, durch wirklich pathologische Affection erregt werden kann, sey es Affection durch Freude oder Schmerz. Die beiden großen Hebel fast jeder gelungenen Thätigkeit in ihm sind Indignation oder Wehmut, oder — die ruhigste unter den Affectionen, deren er fähig ist — Bewunderung. Wie er physisch ein blödes Gesicht hat, und körperlich nicht gewandt ist, so kommt ihm alles Neue in Gedanken und Empfindungen nur wie ein Gewirre vor, das sich auf ihn wirft und ihn ermüdet, bis er sich Licht darin schaft. Er hat einen sehr tiefen Sinn für Poesie, aber ganz und gar nur von der sentimentalen Seite, das klassische geht reinweg für ihn verloren. Homer und Ariost fesseln ihn nie, er zieht Virgils und Tasso's kalte Feierlichkeit vor. Allein sehr merkwürdig, und vielleicht einzig in ihm scheint es mir, wie die anfangs auch bloß pathologische Affection, ja sogar die Leidenschaft immer und gleich in Ideen und idealisirten Empfindungen zurückschlägt. Keines andern Menschen Gespräch hat den Reiz einer solchen Mischung von Ideenvermögen und leidenschaftlicher Hitze, wie Sie auch in der kurzen Zeit bemerkt haben. Für die Speculation halte ich ihn zwar nicht geeignet, aber für die Schönheit und Güte seines Ausdrucks gewinnt er nur dadurch. Denn weil er das Subtile und Verwirrte mit einer gleichsam körperlichen Furcht scheut, und doch nie mit Kälte noch mit Trockenheit schreibt oder spricht, so bekommt

[1]) Schiller war am 6. August 1801 nach Dresden gereist und am 9. dort eingetroffen; am 15. September trat er die Heimreise an und langte am 20. wieder in Jena an. Vgl. Müller, „Regesten" S. 152.

[2]) Schiller vollendete „Turandot" am 27. Dezember 1801; die erste Aufführung in Weimar erfolgte am 30. Januar 1802. Vgl. Müller, „Regesten" S. 154.

selbst seine leidenschaftlichste Aeußerung oft ein Gepräge pragmatischer ruhiger Wahrheit, und (bei der großen logischen Ordnung, die in seinem Kopfe herrscht) selbst sein sehr declamatorischer Stil eine ungewöhnliche Helligkeit und Methode. Unglaublich Schade ist es, daß seine äußere Lage, aber vor allem seine Sinnlichkeit, ihn schon seit länger, als einem Jahre, für alles andre, als höchstens noch fürs Gespräch, untauglich machen. Aber es bestätigt nur um so mehr, was ich sagte. Ein reines Interesse an Ideen ist nie durchaus, immer nur ruckweise, und durch einzelne Anstöße in ihm rege. In Weimar schien es ihm doch außerordentlich gefallen zu haben, es sind wohl nur zufällige Umstände daran Schuld, wenn er nicht bald wieder hinkommt [1]).

Ueber den Schlegelschen Almanach [2]) urtheile ich, wie Sie. Die Schlegels rühmen sich, daß Göthe an Tieks Zeichen im Walde großes Gefallen gefunden habe. Ich muß gestehen, daß mir dies Stück gerade vorzüglich graß und gehaltlos zugleich scheint. Lieber sind mir ein Paar Sonnette von Tiek, doch ist keins ohne einige Schiefheit oder Mattigkeit. Haben Sie aber je die Genoveva oder die Lieder in der Magellone von Tiek gelesen? Die Genoveva hat, dünkt mich, wirklich einige große Sachen, und diese Lieder sind sehr schön. Nur über das Lyrische geht Tieks Talent, auch in der Anlage nicht einmal, hinaus, und dramatisch, oder nur plastisch ist er gar nicht. Dann die entsetzliche Anmaßung und die ewige Nachlässigkeit, sogar keine künstlerische Sorgfalt. Wilhelm Schlegel hebt sich doch in ein Paar Todtenopfern über seinen gewöhnlichen Horizont.

Aber was haben Sie zu der Ausgeburt des Alarcos [3]) gesagt? Mit stärkeren Händen ist die Poesie noch nicht berührt worden, ärger hat man noch nie mit Füßen getreten, was bisher in der Kunst Motif hieß und Gefallen erregte. Ich behaupte, das beste Motto auf Friedrich Schlegel kann man jetzt aus dem Alarcos selbst nehmen: „So stürzt der Held nun hin zu eignen Handen!“ [4]) Schauerlich ordentlich ist mir noch das Beste darin gewesen, der grasse Lauf der Geschichte, und die Behandlung, die recht darauf berechnet ist, dieß noch grasser zu zeigen. Wenn man am günstigsten davon urtheilt, kann man es doch, dünkt mich, nur eine dramatisirte Ballade nennen. Schlegel hat sich unstreitig eingebildet, das Schicksal werde noch mächtiger und reiner allwaltend erscheinen, je weniger er Charaktermotive einmischte, aber gerade das Schicksal ist, meiner Empfindung nach, ganz müssig darin. Es sind bloß niedrige Quälgeister, die mit Luftgebilden von Menschen ihr Spiel treiben, und diesem gespensterartigen Stoff entspricht die Gothische Behandlung, die eckigte Sprache und die unausstehlichen metrischen Schnörkeleien. Dies heißt

[1]) Gentzens Weimarer Tagebuch aus dem November und Dezember 1801 ist im ersten Bande seiner Tagebücher (S. 6—17) gedruckt; vgl. auch seinen langen und geistvollen Brief an Schiller vom 3. Januar 1802 im „Marbacher Schillerbuch“, Bd. II, S. 345—353.

[2]) „Musen-Almanach“ für das Jahr 1802. Herausgegeben von A. W. Schlegel und L. Tieck. Tübingen 1802.

[3]) Alarcos. Ein Trauerspiel. Von Friedrich Schlegel. Berlin 1802.

[4]) S. 62 der Originalausgabe.

zwar jetzt in dieser Schule der eigentlich poetische Schmuck an den das Publicum nach und nach gewöhnt werden müsse. Aber ich hoffe, daß das nicht gelingen soll.

Wilhelm Schlegel sagte mir, ich würde an seinem Jon[1]) sehen, daß die beiden Brüder nicht nach denselben Principien arbeiteten. Ich habe ihn nur leider noch nicht gesehen. In Berlin hat er misfallen. Das beweist nun zwar bei dem elenden Spiel, und noch elenderen Publikum nichts. Allein auch die Bessern finden ihn zwar schön versificirt, mit einzelnen großen Sentenzen, im Ganzen aber frostig, nüchtern und trocken.

Ich habe diesen Brief bis zum 18ten liegen lassen müssen, theurer Freund, weil mir sehr viele heterogene und zerstreuende Beschäftigungen dazwischen kamen, und ich den größten Theil dieser Zeit in Berlin und noch mehr zwischen hier und Berlin auf der Landstraße zugebracht habe. Meine Sache ist entschieden, und es ist gewiß, Lieber, daß ich im Herbst nach Italien gehe. Sie wissen, daß seit längerer Zeit das Sprachstudium mich am ernstlichsten beschäftigt. Ich glaube in den allgemeinen Ideen darüber nicht unbedeutende Fortschritte gemacht zu haben, ich habe einen allgemeinen Plan, den ich, sobald ich nur zunächst eine ruhige Muße habe, vollenden und vorlegen werde. Dann muß an der Ausführung, denn mein Plan geht auf eine allgemeine Encyklopädie des gesammten Sprachstudiums, und mithin aller Sprachen, stückweise durch mich und andre gearbeitet werden. Es ist mir äußerst lieb gewesen zu sehen, daß Sie diesen Beschäftigungen nicht abhold sind. Ich glaube sie auch künftig vor Ihnen rechtfertigen zu können, da ich sie immer mit Philosophie und Völkerstudium verbinde. Zu diesem Studium aber ist es schlechterdings nothwendig, daß ich mich nach einander eine längere Zeit in verschiednen fremden Ländern aufhalte. Das Reisen auf meine eignen Kosten, mit meiner sehr starken Familie, wurde mir zu lästig, ich mußte also von dieser Seite eine fremde Unterstützung suchen. Es kam noch dazu, daß doch auf die Länge bei uns das Herumreisen und Verzehren seines Vermögens außer Lande nicht gut geheißen wird. Auf der andern Seite konnte es mir auch nicht gleichgültig werden, auf eine Vermehrung meiner Einkünfte zu denken. Meine Kinder wachsen heran, ihre Erziehung kostet von nun an ungleich mehr, als bisher, und selbst ihre künftige Versorgung macht es für mich rathsam, mir Verbindungen im Dienst zu verschaffen. Alle diese Gründe zusammen bewogen mich, vorzüglich noch durch die Unlust an Berlin und Berlinischer Gegend verstärkt, bei dem König um eine Anstellung im diplomatischen Fach einzukommen. Ich zweifelte fast an dem Erfolg dieses Schritts; allein eine unerwartete Verbindung von Umständen, und vorzüglich der Zufall, daß einige Personen, die ich kaum mehr, als dem Namen nach kannte, und auf die ich nie gerechnet hätte, sich mit einer unbeschreiblichen Wärme für mich thätig gezeigt haben, hat die Sache schnell zur Entscheidung gebracht. Der König hat zwei diplomatische Posten in Italien; einen Residenten in Rom, und einen Chargé d'affaires in Neapel. Der erstere wird

[1]) Jon. Ein Schauspiel. Hamburg 1803.

jetzt rappellirt und hier angestellt; der letztere ist gestorben. Beide Stellen werden nun in meiner Person vereinigt, doch muß ich in Rom wohnen, weil die Geschäfte der Residentur (lauter geistliche für unsre katholischen Provinzen) nothwendiger und dringender sind, als die bloße diplomatische Correspondenz des letzteren. Auf dem Wege soll ich den König von Etrurien[1]) von unserm König becomplimentiren. Diese Stelle ist nichts weniger, als glänzend, ich konnte auf eine eigentliche Gesandtenstelle Anspruch machen, und dieß ist bloß eine Residentur. Indeß vertauschte ich sie jetzt mit keiner andern ohne Ausnahme. Sie ist in einem Lande, nach dem ich mich an sich sehnte, das ich besonders gern jetzt mit Spanien vergleichen möchte, und das mir auch in Rücksicht des Sprachstudiums wichtig ist, weil ich darin die Kenntniß der südlichen Sprachen vollenden kann, und dann bin ich verhältnißmäßig, und dafür, daß ich keine Repräsentation zu machen habe, nicht übel bezahlt. — Deutschland und wieder auf mehrere Jahre zu verlassen, ist freilich immer etwas Großes, besonders für mich. Ich bin einmal sehr Deutsch, und werde es ewig bleiben. Aber ich bin auch vorzugsweise vor andern gestimmt, einigermaßen selbst dazu gemacht, mit dem Vaterländischen Stoff das in der Fremde Erworbne zu verbinden, und am Ende kehre ich doch gewiß nach Deutschland zurück. Sie, mein theurer inniggeliebter Freund, sehe ich vor meiner Abreise noch gewiß, die abermalige Trennung von Ihnen und Göthe und Körner ist das was mich eigentlich schmerzt. Aber wie wenig haben wir uns auch jetzt genossen? und wie wenig Aussicht war für die Zukunft! Ihnen würde ich nie, auch wenn sich günstige äußre Umstände ereigneten, rathen können, in Berlin zu wohnen, und ich fand in sehr vielen Dingen unübersteigliche Hindernisse mich in Weimar zu etabliren. Auf immer werde ich nicht in Rom seyn. Es fehlt bei uns in der Carrière, in die ich komme, an brauchbaren Subjecten, und man wird mich bald wo anders hinschicken wollen. In den Zwischenzeiten komme ich natürlich hierher zurück, und wir sehn uns wieder. Vielleicht kämen auch Sie einmal nach Italien. Ihnen würde ich es mehr als Paris rathen, und wir verlebten dann glückliche Monate in Deutschem Gespräch unter Italiänischem Himmel! Von Herzen Adieu!

H.

Noch ein Paar Worte, Lieber. Was ich Ihnen schrieb, ist zwar gewiß. Nur die Ausfertigung habe ich noch nicht. Ich weiß es nur aus dem Cabinet. — Heute gehe ich mit der Li nach Berlin, wo sie Wochen halten wird[2]). Sie umarmt Sie herzlich, und ist leidlich wohl. Ich hoffe, es soll alles gut gehen. — Adressiren Sie Ihre Antwort Berlin Charlottenstraße, nr. 41. beim Geheime Rath Kunth abzugeben. Vor dem Herbst reise ich nicht ab.

18ten.

Tausend Grüße von uns an Lolo und die Wollzogen!

[1]) Ludwig, vorher Erbprinz von Parma, seit 1801 König des neu errichteten, aber 1807 schon wieder beseitigten Königreichs Etrurien, gestorben 1803.

[2]) Humboldts fünftes Kind und dritte Tochter Gabriele wurde am 28. Mai 1802 in Berlin geboren, wo sie am 16. April 1887 als Witwe des Staatsministers Heinrich v. Bülow starb.

34. 1802 Dezember 10.

Am 30. Dezember bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 136).

nr. 2.[1] Rom, den 10 Xbr. 1802.

Ich bin seit 14 Tagen in Rom[2], liebster Freund, und fange an, mich ein wenig zu orientiren. Mehr noch meine Einführung in meinen Posten, als unsre erste Einrichtung, die im Grunde noch meist ganz zu machen ist, hat mich zwar bis jetzt sehr zerstreut, aber ich habe immer Stunden gefunden, mich loszureißen und einsame Spaziergänge zu machen. Ich sage einsame, denn das habe ich bisher charakteristisch, und auf mich von wohlthätiger Wirkung gefunden, daß man unter großen Monumenten einsam umherwandelt, daß man sich ebenso *seinen* Gedanken, *seinen* Empfindungen überläßt, als wäre man in der freien Natur. Die tiefen Gefühle der Seele zu wecken, und von allem übrigen abzuziehen, ist allen großen Gegenständen eigen; in Rom bewirken es die ungeheuren Monumente der neueren, die rührenden der alten Zeit, in Paris, erinnere ich mich noch sehr gut, that selbst das Gewühl, das wie das Bild Einer bewegten Welt die Einbildungskraft ergriff, dasselbe. Auf diese Weise, und mehr noch mit dem Totaleindruck, als dem Einzelnen beschäftigt, habe ich erst die Hauptpunkte an den verschiedenen Enden der Stadt besucht, die PetersKirche, das Lateran, Maria Maggiore, und im Mittelpunkte den Capitolinischen und Palatinischen Hügel mit dem Colossaeum und den unzähligen andern Ueberresten. Meine nächste Sorge soll nun die seyn, genau das Local des alten Roms zu kennen. So unbedeutend das auch scheinen mag, hier wird man einmal durchaus und durch alles dahin getrieben, und einmal über das andre fällt mir ein: Aber Rom in allem seinem Glanze Ist ein Grab nur der Vergangenheit![3] Wohin man blickt wird man in das Alterthum hinübergezogen, und gern wendet man die Augen vom heutigen Elend und der heutigen Erbärmlichkeit ab. Denn Elend und ein unbegreifliches, von dem man jedem, der es nicht selbst zu sehen braucht, das Bild ersparen muß, ist im Volke, und Erbärmlichkeit über Erbärmlichkeit in den Reichen und Großen. Glücklicherweise ist es leicht, sich von da zu besseren Zeiten zu flüchten, und selbst mich verbinden meine Geschäfte nur wenig in Gesellschaft zu gehen, die freilich auch hier nichts weniger als interessant ist. Bis jetzt wohnen wir in demselben Hause, das die verwittwete Herzogin hier besessen hat, in der Villa di Malta, auf dem Monte Pincio[4]. Die Lage könnte nicht schöner seyn. Von einer

[1] Die erste Nummer dieser neuen (dritten) Nummernreihe war jedenfalls der am 4. November bei Schiller eingetroffene, nicht mehr vorhandene Brief aus Mailand (Kalender S. 133).

[2] Humboldt war am 25. November 1802 mit seiner Frau und seinen fünf Kindern in Rom eingetroffen.

[3] Aus Schillers „Lied an die Freunde", Strophe 4, das soeben im Tübinger „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1803" (S. 1 f.) erschienen war. Karoline v. Humboldt zitiert das Lied gleichfalls in ihrem Brief vom 10. Januar 1803 an Schweighäuser (abgedruckt bei Leitzmann, „Neue Briefe" S. 50).

[4] Die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar war am 15. August 1788 nach Italien gereist und am 20. Juni 1790 von da wieder in Weimar eingetroffen; vgl. W. Bode,

ofnen Terasse neben meiner Stube übersehe ich ganz Rom, und ein kleiner Garten dabei ist bequem für die Kinder. Allein vielerlei Umstände machen diesen wirklich schönen Sommeraufenthalt doch im Winter und für einen, der hier bleibend ist, zu unbequem. Wir ziehen also um Neujahr hier aus in die Strada felice dicht bei Trinità di Monte, wo wir näher der Stadt sind, und zwar den Garten, nicht aber eine weite und schöne Aussicht entbehren. Da indeß auch diese Wohnung noch nicht ganz unsern Wünschen entspricht, so wollen wir uns dort bloß vorläufig einrichten, um zu sehen, ob wir vielleicht etwas Besseres finden. Die eigentlichen Unbequemlichkeiten sind bei weitem nicht so groß, als ich sie mir vorgestellt habe. Die Häuser sind viel fester gebaut, als ich vom Süden erwartete, es giebt häufig Kamine, hie und da kleine eiserne Oefen, und dann noch Behältnisse, die man über die bloßen Feuerbecken stellt, und die ihr sonst unvermeidliches Dampfen verhindern. Aber dagegen sind die Quartiere, die man findet, übel vertheilt, und durch Mangel an Licht und altmodisches Ameublement ebensowenig freundlich, als durch die Größe der Zimmer heimlich. Ueberhaupt hätte man Unrecht, Rom eine schöne Stadt zu nennen, sie hat kaum einzelne schöne Theile, nur schöne und große Stücke. Die Straßen sind meist eng, es sieht fast überall schmutzig aus, und die große Volksleere wird dem Fremden selbst in den am meisten begangenen Straßen fühlbar. Ohne sonderlichen prophetischen Geist läßt sich in der That sagen, daß Rom sich seinem politischen Untergange naht. Die päbstliche Regierung, deren Glanz und Größe immer mehr auf der Meynung anderer und eignem Stolze beruhte, hat jetzt, da diese beiden Stützen wanken, ganz ihren Charakter verloren. Wenn man es sich hier auch nicht immer geradezu gesteht, so fühlt man doch, daß es nur eine erbettelte Existenz ist, die ihr noch verstattet wird. Weder der Pabst[1]), ein gutmüthiger verständiger Mann übrigens, noch die Kardinäle haben mehr das wahre Vertrauen zu sich und dem Glauben andrer; und da der Glanz nun gewichen ist, so sieht man die ungeheuren und Schauder erregenden Blößen. Soviel die Regierung erpressen und zusammenscharren kann, thut sie es, wohin sie es wieder wendet, ist zweifelhafter, wenigstens genießt schwerlich das Land und das Volk diese Summen, die es mit den größten Aufopferungen erschwingt. Seit einigen Jahren sind nun unglückliche Ernten dazugekommen, und so ist jetzt Theurung und Elend aufs höchste gestiegen. Es kommt wirklich einer Hungersnoth äußerst nah, und man fürchtet sogar, daß die ekelhaften Nahrungsmittel zu denen die ärmste Volksclasse ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt ist, im Frühjahr und Sommer eine Epidemie hervorbringen können.

Von Deutschen hat sich schon ein kleiner Kreis um unsern Thétisch des Abends versammelt. Unter andern haben wir Graß[2]) hier wiedergefunden,

„Amalie, Herzogin von Weimar, ein Lebensabend im Künstlerkreise", Bd. III (Berlin 1908), S. 5 ff. Die Villa Malta (früher Aquaviva) gehört jetzt dem Fürsten Bülow. Anfang 1803 zogen Humboldts dann in die Wohnung des seitherigen Residenten Uhden, den Palazzo Tomati in der Via Gregoriana auf Trinità di Monte.

[1]) Pius VII., Papst von 1800 bis 1823. [2]) Karl Gotthard Graß aus Livland (1767–1814), Maler und Dichter, ursprünglich Theologe.

der von Rom weit mehr erbaut ist, als er es von Paris war. Ich sehe ihn gern, weil er wirklich eine äußerst originelle Manier hat, und sich ernstlich um Kunst bemüht. Sein Aeußeres hat überaus gewonnen, nur im Ausdruck hat er immer eine Ungewandtheit, die das Gespräch mit ihm erschwert.

Fernow's [1]) im Frühjahr bevorstehende Abreise thut mir ernstlich leid. Er ist ein sehr angenehmer Mensch, und gewiß nicht uninteressant. Hier ist er mir doppelt wichtig, weil er sich jetzt seit Jahren ausschließend mit der Italiänischen Sprache beschäftigt und eine Grammatik geschrieben hat, die nun in Deutschland gedruckt werden soll. Er hat auch eine interessante Bücherſammlung und hat besondern Fleiß auf die verschiednen Dialecte gewandt. Ob der Aufenthalt in Deutschland ihm d. h. seinen Finanzen (denn ohne dies Motiv kehrte er schwerlich je zurück) ersprießlich seyn wird, soll mich wundern. Ich zweifle. Von hier aus gab ihm das Land selbst Stoff zu einer einträglichen Schriftstellerei. In Deutschland? Mit seinen ästhetischen Ideen wird er, der noch in der Philosophie nicht über Kant hinaus ist, nicht weit reichen. Die Italiänische Literatur, wie er sie treibt, kann nicht lange weder für Vorlesungen, noch Schriftstellerei hinreichen, und was bleibt alsdann übrig? Mir scheint es, als hätten Böttticher [2]) und Bertuch [3]) ihn nur zum Zurückkommen beredet um ihn ad usus suos zu convertiren.

Auch Zoega [4]), der Ihnen wohl bekannte Däne, geht im Frühjahr nach Kiel, und auch seine Abreise thut mir leid. Er ist zwar ein sehr trockner, kaum einmal sehr umgänglicher Mann, aber er hat tiefe gelehrte Kenntnisse, und hat ungeheure Arbeiten gemacht, von denen nun aber seine plötzliche Versetzung nach Deutschland die meisten ganz unbrauchbar macht. So hat er zwei halbvollendete Werke, eins über die Topographie des alten Roms [5]), das andre bei weitem schätzbarere über die Basreliefs [6]), deren es hier so ungeheuer viele giebt, und die er alle mit unsäglichem Fleiße gesammelt, beschrieben, und erklärt hat. Beide kann er dort, wo er nicht einmal allen nöthigen Bücherapparat, oder doch höchstens den haben wird, nicht fortsetzen.

---

[1]) Karl Ludwig Fernow (1763—1808), Ästhetiker, seit 1794 in Rom, von wo er 1803 als außerordentlicher Professor nach Jena zurückkehrte. Seine „Italienische Sprachlehre" erschien 1804 in Tübingen in zwei Teilen.

[2]) Karl August Böttiger (1760—1835), seit 1791 Direktor des Gymnasiums und Oberkonsistorialrat in Weimar.

[3]) Friedrich Justin Bertuch (1747—1822), Buchhändler und Schriftsteller in Weimar.

[4]) Johann Georg Zoëga (1755—1809), berühmter Altertumsforscher und Koptologe, seit 1783 ständig in Rom und seit 1798 dänischer Generalkonsul beim Kirchenstaat.

[5]) Die „Topographie" ist nicht erschienen. Das Werk wurde von ihm zunächst 1800 in französischer Sprache zum Druck fertig gestellt, dann 1803 auf Dänisch gänzlich umgearbeitet; im Winter 1806—7 endlich begann er eine dritte italienische Bearbeitung, die er nicht vollendete. Zoëgas Nachlaß befindet sich in der Königl. Bibliothek in Kopenhagen. Vgl. F. G. Welcker, „Zoegas Leben". Bd. II, S. 426—432. Stuttgart und Tübingen 1819.

[6]) Li Bassirilievi antichi di Roma. Zwei Bände. Rom 1808. — Deutsch von F. G. Welcker. Zwei Bände. Gießen 1811—12. Das Werk enthält übrigens nur einen Teil des von Zoëga gesammelten Materials. Vgl. Welcker, „Zoegas Leben". Band II, S. 372—379 und 434—440.

Er giebt jetzt noch, ehe er weggeht, ein Verzeichniß der Coptischen Manuscripte des Cardinals Borgia heraus[1]).

Mein Vorgänger Uhden[2]) wird in kurzer Zeit Sie selbst in Weimar, wo er durchreist, sehen. Er sagt mir, daß er Sie schon kennt. Sie werden in ihm einen sehr unterrichteten Mann finden. Doch hat er sich am meisten mit dem trocknen Münz- und Etruskischen Studium abgegeben.

Sobald nur meine ersten häuslichen Einrichtungen gemacht sind, werde ich sagen können in Ruhe zu seyn. Dann, wie ich schon jetzt sehe, giebt es wenigstens fürs erste der Geschäfte nicht so viele, daß sie mich von eignen Studien abhalten sollten. Ich denke dann wieder ernstlich an diese zu gehen, und hoffe, Sie sollen bald mehr davon hören. Wie ich Ihnen im Anfange dieses Briefes schrieb, so glaube ich, ist Rom sehr gut, alles zu treiben, selbst wozu Abgezogenheit und eigne Stimmung gehört, und Schellings Project die Metaphysik zur Veränderung einmal hier zu treiben, kommt mir so übel nicht vor. In den Hallen der Peterskirche muß es sich schon sehr schön meditiren lassen. Den Anblick dieses Gebäudes wünschte ich Ihnen doch. Den meisten jetzigen Fremden scheint sie zu misfallen, sie kommt ihnen nicht einmal so groß vor, als sie ist, und wahr ist, daß sie nicht ungeheuer erscheint, weil alles in so wundervollem Ebenmaße ist. Aber die recht eigentliche, reelle Größe, deren Eindruck doch viel bleibender als der des Ungeheuern ist, die lernt man erst an ihr kennen. Himmlisch schön und groß ist noch die Gegend um Rom. Erinnern Sie z. B. Göthe einmal an den Platz vor dem Lateran. Wie man da über eine prächtige Wasserleitung hin auf die Gebirge von Tivoli und Frascati sieht, darüber geht nichts; und dann daß man diese Plätze so still und einsam, als wanderte man in einer zerstörten Stadt, genießen kann, das giebt, mit dem Anblick der alten Ruinen verbunden, ein so wunderbares Gefühl, als sähe man auch schon jene neueren Gebäude in Trümmern sinken.

Die Li grüßt Sie und Lolo und Göthe und Meier herzlich. Meiern danken Sie recht eigentlich in meinem Namen für den Rath über Perugia zu gehen. Welche Gegend am Trasimenischen See, welche Eichen und Weinreben die sich um Ulmen schlingen[3]), und dann die Lage von Perugia, Spoleto. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir recht, recht bald und recht viel. Von inniger Seele Ihr Humboldt.

[1]) Catalogus codicum copticorum manuscriptorum qui in museo Borgiano Velitris adservantur. Romae 1810.

[2]) Johann Daniel Wilhelm Otto Uhden (1763–1835), bis 1802 Resident in Rom, zuletzt Staatsrat. In seinem Einführungsschreiben für ihn an Goethe vom 10. Dezember 1802 (Bratranek Nr. 37) erwähnt Humboldt, Uhden habe seinen zwölfjährigen Aufenthalt in Italien vortrefflich benutzt und eine ungeheure Menge Materialien und selbst viele Sachen gesammelt.

[3]) Vielleicht schwebte Humboldt hier die Stelle in Ovids Epistulae ex Ponto, lib. III epist. 8, vor, worin dieser darüber klagt, gerade jenen entzückenden Anblick jetzt im Pontus vermissen zu müssen: Non hic pampineis amicitur vitibus ulmus.

35. 1803 April 30.

Antwort auf Schillers Brief vom 17. Februar — 3. März (Leitzmann Nr. 64), der übrigens nach Kalender S. 141 erst am 16. März abgegangen zu sein scheint; am 24. Mai bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 145).

nr. 4.[1] Rom, den 30. April, 1803.

Herzlichen Dank, mein theurer Freund, für Ihren lieben freundschaftlichen Brief, der mich tief gerührt und innig gefreut hat. Er hat mich lebendig zu Ihnen hin, und noch lebendiger in jene Zeit versetzt, die wir, durch Gespräch und Beschäftigung eng verbunden, mit einander verlebten. Auch ich habe so oft und tief gefühlt, was ich durch die Entfernung von Ihnen verloren habe, daß ich mich mehr als einmal gefragt habe, wie ich dies schöne Verhältniß selbst willkührlich aufheben konnte? Der Leichtsinn, schnell zu verlassen, worin man sich glücklich fühlt, ist aber dem Menschen einmal eigen; es gesellt sich dann der Zufall hinzu und macht, was man unwichtig und vorübergehend glaubte, bedeutend und langdauernd, und so ist es buchstäblich mir gegangen. Ich glaubte Sie auf ein, höchstens zwei Jahre zu verlassen, und es haben sich an diesen ersten Schritt Verhältnisse angeknüpft, die uns jetzt leider wahrscheinlich auf sehr lange trennen werden. Wer weiß aber, mein Lieber, ob uns nicht auch ein ähnlicher Zufall zu Hülfe kommt? und immer und ewig bleibt mir niemand in den innersten Gedanken und Richtungen so nahe verwandt, als Sie. Nur Ihnen ist es gegeben, das Höchste und Reinste in Idee und Phantasie, zu dem sich andre nur momentweise erheben, woraus die meisten und besten wenigstens oft wieder herabgezogen werden, zu Ihrem wahren und beständigen Element zu machen. Daraus entsteht in Ihnen die immer partheilose Gerechtigkeit und die nie unterbrochene Milde, die Milde, die mit jedem Jahre noch in Ihnen zunimmt und die meine Frau und mich, noch bei unserm letzten Zusammenseyn[2] aufs tiefste und innigste gerührt hat.

Was Sie mir von Göthe schreiben, thut mir unendlich leid[3]. Aber nach dem, was ich schon neulich in Weimar an ihm bemerkte, kommt es mir weniger unerwartet. Seine Art zu seyn hat mich schon damals unendlich

[1] Nr. 3 war der am 31. März bei Schiller eingetroffene, nicht mehr vorhandene Brief (Kalender S. 142), der sich mit Schillers Brief vom 17. Februar — 3. März (Leitzmann Nr. 64) kreuzte.

[2] Humboldts hatten sich auf der Reise nach Rom vom 19. bis 22. September 1802 in Weimar aufgehalten (Kalender S. 131); es war das letzte Zusammensein mit Schiller.

[3] Im Brief vom 17. Februar — 13. März (Leitzmann Nr. 64): „Es ist zu beklagen, daß Goethe sein Hinschlendern so überhand nehmen läßt und weil er abwechselnd alles treibt, sich auf nichts energisch concentriert. Er ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit ... Seit einem Vierteljahr hat er, ohne krank zu seyn, das Haus ja nicht einmal die Stube verlassen ... Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Consequenz in seinem Thun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisiert werden in der Kunst überhaupt und besonders im dramatischen. Es entstünde doch etwas, und die unselige Stockung würde sich geben. Allein kann ich nichts machen, oft treibt es mich mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkungskreis umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich gienge fort."

geschmerzt. Es ist eine Verstimmung, aus der sein Wesen, das schlechterdings mehr durch die Natur, als den Vorsatz bestimmt wird, nur zufällig durch äußere Umstände, oder irgend eine innere in ihm aufsteigende Geistes Thätigkeit gerettet werden kann. Wenn Sie sehen, daß er wieder so einsiedlerisch wird, als Sie es mir schreiben, und daß Ihr Zusammenseyn doch verloren ist, so thun Sie alles, um ihn zu einer Reise, sey es hieher oder nach Paris, zu bestimmen. Zwar halte ich selbst den Erfolg für zweifelhaft. Allein es ist dann auch wenig zu verderben, und ich glaube doch immer, ein Aufenthalt hier thäte ihm wohl. Es giebt in Weimar Lokalumstände, die Ihnen einfallen, ohne daß ich sie nenne, die übel auf ihn einwirken. Ich rechne hier am meisten auf die Entfernung von diesen und die Einsamkeit; viel auf das Land, die noch übrigen Kunstwerke, und das günstige Vorurtheil, das er einmal für Rom hat; endlich auf uns. Sie kennen uns genug um zu wissen, daß wir ihn nie stören werden. Er kann uns sehen oder nicht sehen; bei sich oder uns; allein oder in Gesellschaft. Ich habe bemerkt, daß nichts ihn so verstimmt, als wenn er glaubt, daß man Anspruch auf ihn macht, und das ist doch, wenigstens seiner Meynung nach, in Weimar immer der Fall. Ich würde ihm auch rathen, seinen Knaben mitzubringen. Wo er ihm zur Last wäre, schickte er ihn uns, wo er für unsre Kinder sogar ein Gewinn ist, und außerdem würde es ihn erheitern. Theuer ist es freilich jetzt hier entsetzlich. Aber er, sein Sohn und ein Bediente leben doch reichlich mit 2000 Thalern das Jahr, und die bloße Herreise ist unbedeutend. Die ersten Einrichtungen könnten wir ihm sehr erleichtern. Wirklich, lieber Freund, überlegen Sie es ernstlich. Ich halte den Plan für sehr gut, aber freilich doch nur als Mittel gegen ein Uebel, und wenn Sie unter einander Sich wenig und nicht so, wie Sie beide es wünschen, genießen.

Ihnen muß ich leider in dem beistimmen, was Sie über eine Reise hieher sagen. Für Sie wäre der Erfolg zweifelhaft, und die Störung gewiß. Daß Ihnen Sinn und Interesse für bildende Kunst fehlen würden, glaube ich zwar gar nicht. Vielmehr würde ich fürchten, daß es Sie auf einmal so mächtig ergriffe, daß Sie dadurch eine Zeitlang für alles andre unthätig würden. Sollte einmal, was ich mir jetzt nicht mehr möglich denke, indeß Ihre poetische Stimmung unterbrochen werden, sollten Sie Sich zu der Idee wenden, von der Sie mir einmal sprachen, eine Römische Geschichte zu schreiben, denn müßten Sie her. Denn das ist unläugbar und nicht bloßes Phantasiespiel. Von dem Reiz, den die Lectüre der Römischen Classiker hier hat, kann man sich anderwärts schlechterdings keinen Begriff machen.

Der Himmel segne Sie, theurer Freund, für den Gedanken uns Ihr Trauerspiel im Manuscript zu schicken[1]). Ich sehne mich unglaublich danach. Ich bin im Voraus sicher, daß Ihr Ringen mit den Alten nicht vergebens gewesen seyn wird. Aber warum wollten Sie nur leisten, was jene leisteten? Es ist einmal unverkennbar. Wir haben mehr, als sie und es ist möglich

[1]) „Die Braut von Messina", die Schiller am 1. Februar 1803 vollendet hatte (Kalender S. 140).

dies Mehrere poetisch darzustellen. Sie waren bloß, was sie waren. Wir wissen auch, was wir sind, und blicken darüber hinaus. Wir haben durch die Reflexion einen doppelten Menschen aus uns gemacht. Ich denke Sie mir mit der ganzen Stärke, und dem ganzen Reichthum, den dieser Vortheil gewährt, in den Realismus der Alten zurückgekehrt, und so entsteht freilich der höchste Genuß, ein unendlicher Inhalt in einer nach reinen Kunstforderungen beschränkten Form. Und so wird Ihr neues Stück seyn. Immer werden Sie, wenn man Sie wahrhaft würdigt, der Schöpfer einer neuen Poesie heißen; einer Poesie, welche die Schranken der bisherigen durchbricht, sich eine neue, aber durch sich selbst geregelte Bahn bricht. Was Sie, in jeder Gattung gemacht haben hat ein Siegel geistiger Größe und Tiefe, das man sonst nicht findet. Was ich erst von Ihnen sagte, gilt auch von Ihren Arbeiten. Sie leben und weben mit aller Frische und Realität der Wirklichkeit doch in einem reineren und ätherischern Element, als andre. Sie sind erzeugt und erhalten sich durch Ideenkraft und bringen sie wieder hervor. Ihre Poesie verliert nicht an Anschaulichkeit und Innigkeit; aber sie gewinnt an Erhabenheit. Ja der Gewinn in diesem wird größer, je mehr Sie nur an jenes denken; und darum ahnde ich, was Ihre Braut von Messina seyn muß.

Wir waren ein paar Tage auf dem Lande, in Lariccia, Nemi, Genzano. Lassen Sie Sich von Meyer oder Göthe etwas von diesen Orten sagen. Welche himmlische Natur, welche milde und stille Größe, welcher anspruchlose Reiz! Wenn Sie eins der alten Gemählde aus den frühern Schulen sehn, voll Einfachheit und Größe und so wie mit nichts gemacht, so gleicht das immer diesen Gegenden. Nirgends ein auffallender Gegenstand, nichts, was einem Kontrast ähnlich sieht, alles Harmonie und Verschmelzung und das Ganze entzückend. Es geht einem hier aber auch wirklich sonderbar. Man wird so von der Natur, dem Lande, der Kunst, den Erinnerungen angezogen, daß man total darüber die Menschen vergißt. Sie kennen doch meine Aufmerksamkeit auf diese, Sie wissen, daß mich nichts andres so anzieht, aber ich schwöre es Ihnen ich bin es noch kaum inne geworden, daß es Italiäner in der Welt giebt. Ich will damit ausdrücken, daß mich noch keine Erscheinung an ihnen zur Reflexion darüber gebracht hat. Ich denke darum nichts weniger als schlimm von ihnen, ich weiß sogar gewiß, daß mir ein großer Genuß bevorsteht, wenn die Offenbarung in mir geschehn wird; es soll Ihnen nur zeigen, wie dies Land das Gemüth unwiderstehlich zur einsamen Beschäftigung mit sich, mit der Natur und der Vergangenheit hinzieht. Bin ich erst da einheimisch, so wird sich das bunte Schauspiel der Italiänischen Völkerschaften auf einmal viel klarer vor mir aufrollen.

Einen Vorschmack davon hat mir neulich ein Gespräch mit dem Kardinal Ruffo [1]), dem bekannten, der den Krieg gegen die Insurgenten und die Fran-

[1]) Fabrizio Ruffo aus der herzoglichen Familie Baranello (1774—1827), seit 1791 Kardinal, machte durch den von ihm organisierten Kalabresen-Aufstand der von den Franzosen am 23. Januar 1799 in Neapel errichteten Parthenopäischen Republik im Juni des gleichen Jahres ein Ende. Dem interessanten, früher vielfach verkannten, ja als

zosen in Neapel führte, gegeben. Es ist in der That sehr Schade, daß dieser Feldzug in Vergessenheit begraben seyn wird. In der ganzen neueren Geschichte könnte keiner so das Bild eines in hundert kleine Massen zertheilten Völkerkrieges, wie wir es z. B. im Thucydides finden, anschaulich und lebendig zurückführen. Triebfedern und Mittel, innere Verfassung und äußere Gestalt, alles verschieden von unsern gewöhnlichen Kriegen. Erst auf einem Maulthier, dann auf einem türkischen Schimmel durchzog Ruffo, immer an der Spitze seiner kleinen Macht, das Land von der untersten Spitze Calabriens bis Neapel. Mit 5 Menschen ging er von Sicilien ab, und nach und nach wuchs diese Begleitung bis zu etwa 1000 an. Diese waren wie der feste immer bleibende Kern. Die übrigen, die man brauchte, wurden zu einzelnen Expeditionen bestellt. Eine Armée zu verproviantiren fehlte es durchaus an Mitteln. Wollte Ruffo also ein Bergschloß einnehmen, oder den Feind in ofnem Felde angreifen, oder sonst einen Anschlag ausführen, so setzte er Tag und Ort der Zusammenkunft fest. Der Plan wurde ausgeführt, jedermann zog sich wieder zurück, und er brauchte den Haufen nur wenige Tage zu füttern. Er konnte mir nicht genug beschreiben, wie Calabrien verschieden ist in Volkscharakteren von Ort zu Ort. Die Tapfersten wohnen dicht bei ganz feigen an. Doch sind sie im Ganzen muthig, klug, und gehn immer bewafnet. Alles in diesem Feldzug war persönlich. Ruffo war immer voran, immer da, wo die dringendste Gefahr war. Die Kalabresen, wie alle unkultivirte Nationen, setzen keine Ehre drein, sich dem Tode frei entgegenzustellen. Sie bücken sich vor dem Schuß des Feindes, und gebückt, wie aus einem Hinterhalt schießen sie auf ihn. Ruffo stand immer unbeweglich, wie arg auch die Kugeln fliegen mochten; sobald die Gefahr groß war, schickte er sein Pferd zurück, und dabei focht er nie mit, und zog während der ganzen Zeit nur einmal den Degen. Die abergläubische Menge sah ihn daher durchgängig für unverwundbar und von Gott gesandt an. Wo sie ihn sah, wandte keiner den Rücken. Aber als er sich nur ein einzigesmal, um das terrain um ein Schloß besser zu besehn, einige Augenblicke entfernte, wurden sie geschlagen. Der ganze Feldzug bestand größtentheils aus Belagerungen, und doch hatten sie weder Ingenieurs, noch Maschinen. Das kurze und entscheidende Mittel war immer der Sturm zu dem der behende Kalabrese nicht einmal Sturmleitern braucht. Einer steigt auf die Schultern des andern, und so schwingen sie sich auf die Mauern. Sie stellen sich so bis auf 4 Menschen auf einander, der unterste am weitesten von der Mauer ab, mit den Händen daran angelehnt, die andern immer näher. Schon die Kinder üben sich darauf und es ist ein allgemeines Volksspiel, das durch Tradition auf sie gekommen seyn soll. Als Ruffo gleich anfangs

„Brigantenchef" und „Banditengeneral" hingestellten Manne, der in Wirklichkeit ein ebenso geschickter und glücklicher Soldat wie maßvoller Politiker war, ist erst die Monographie des Freiherrn J. A. v. Helfert, „Fabrizio Ruffo, Revolution und Gegen-Revolution von Neapel, November 1798 bis August 1799" (Wien 1882), gerecht geworden. Das auf persönlicher Bekanntschaft beruhende Urteil Humboldts über Ruffo ist unter diesen Umständen besonders bedeutsam.

mit seinem Haufen einige Tage in Cotrone bleiben mußte[1]), fürchtete er die üblen Folgen des Müssigganges. Er schlug also dem UnterAnführer vor, seinen Leuten eine Beschäftigung zu geben. Dieser führte sie vor seinen Augen hinaus, sie umstellten einen Theil der Mauern, und in wenig Augenblicken waren sie darin, und so wiederholten sie mehr als einmal diese Uebung. Zu einem ordentlichen Feldzug, der Anstrengung und Ausdauer gefodert hätte, wären diese durchaus sinnlichen Menschen nicht zu bringen gewesen. Sah man aber dieser Sinnlichkeit nach, so konnte man mit Sicherheit auf sie rechnen. Fast alle 8 oder 10 Tage mußte ihnen Ruffo erlauben, zu ihren Weibern zurückzukehren. Hatten sie sich dann wieder an ihnen gesättigt, sich ihrer Treue versichert, oder durch blutige Rache der Untreue ihre fürchterliche Eifersucht gekühlt, so kamen sie immer zum bestimmten Tage wieder zurück. An die schrecklichsten Auftritte hätten sich, sagte mir Ruffo, unmittelbar die komischsten Scenen angereiht, und bei jedem Anlaß wäre das kleine Heer in ein unauslöschliches Gelächter ausgebrochen. So erzählte er mir einen sehr komischen Vorfall. Einer seiner Vasallen, ein gewisser Pietro, der furchtsamste Hase von der Welt habe ihn immer begleitet. Aus Treue gegen ihn habe er immer, auch im ärgsten Feuer, dicht neben ihm gestanden, aber aus Furchtsamkeit die entsetzlichsten Grimassen geschnitten. Einmal traf eine matte Kugel sein sehr dickes Halstuch, riß es ihm vom Halse daß es in der Luft flatterte, und der ganze Haufe, schon gewohnt über ihn zu spotten, rief wie mit Einer Stimme: la testa di Pietro! Der Kerl aber mit dem possirlichsten Ausdruck des Schreckens, stand ganz breitbeinig, mit krummen Knieen und zitternd da, hielt sich mit beiden Händen den Kopf, und schrie aus Leibeskräften, als fiele ihm der Kopf vom Reden der andern ab: no, no, la testa, la tengo. Es ist Schade, daß die Détails dieser Streifzüge, die mit Kenntniß des Landes und der Nation ganz objectiv und kalt erzählt, sehr viel Eindruck machen müßten, ganz verloren gehn werden. Ruffo ist jetzt still, mürrisch, und kommt nur, wenn man den Moment seiner guten Laune trift, darauf zu sprechen. Er erzählt wie jeder, dem es wenig ums Erzählen zu thun ist, abgebrochen, mit Voraussetzung alles Localdétails, das dem Fremden unbekannt ist, und hat noch dazu eine undeutliche Italiänische Aussprache. Aber was er erzählt, erzählt er prächtig. Man sieht es vor sich, mit einem Leben und einer Anschaulichkeit, die unbegreiflich ist. Er ist überhaupt ein Mann von sehr viel Geist, und noch mehr Charakter. Er ist klein und geht etwas krumm, hat aber ein länglichtes geistreiches und feines Gesicht, ausgearbeitet bis in seine kleinsten Züge, hart und listig wenn Sie wollen, aber nicht auf die kleine und gemeine Weise. Auch ist er so nicht, nicht kriechend und schmeichlerisch, gar nichts von den hier so gewöhnlichen Pfaffenmanieren. Vielmehr einfach, eher kalt als zuvorkommend. Als ich bei ihm war, nahm er sich ganz so, als wäre er allein gewesen, zog eins nach dem andern eine ungeheure Menge Papiere aus der Tasche, ließ sich von seinem Schreiber

[1]) Cotrone war am 22. März von Ruffos Oberstleutnant Perez de Vera erstürmt worden; Ruffo traf am 25. in der von dessen Leuten geplünderten Stadt ein und verließ sie am 5. April. Vgl. Helfert, S. 129—131 und 195.

noch mehrere vorlegen, machte über jedes laut für sich seine Bemerkungen; bei Tische sprach er gar nicht, aß still für sich weg, ließ sich nebenher mahlen; aber gegen das Ende, als er sah, daß ich mich in seine Art und sein Haus fand, und mich nicht als ein Fremder benahm, wurde er gesprächig und lustig und erzählte sehr lange, und erinnerte sich sehr behaglich mit den Leuten, die um ihn waren und die ihn damals begleiteten, wie Göthe sagen würde, an die alten Späße und Zustände. Was man von seinen Grausamkeiten und Treulosigkeiten erzählt, ist sehr übertrieben, glaube ich. Für sehr skrupulös halte ich ihn zwar eben nicht. Aber meistentheils mußte er wohl der ausschweifenden Menge nachgeben, die er wohl anfeuern, aber nicht zügeln konnte, und bei Hauptfactis in Neapel, das ist ausgemacht, handelte man gegen seinen Willen. Warum soll man auch jeden Menschen als eine moralische Potenz nehmen; lassen Sie mich diesen einmal als eine Erscheinung betrachten, und da ist er wenigstens eine kräftige an einem Ort, wo die selten sind. Jetzt beschäftigt er sich fast nur mit Wein- und Gartenbau und lebt meistentheils auf einem Gartenhause vor der Stadt. Für die innern, einsamen Betrachtungen mag solch ein Feldzug doch wohl manchen Stoff darbieten, und da kann es ihm wohl manchmal einfallen, für wen und für was er das auf sich geladen hat.

Aber ich bin, ohne daß ich es merke, ins Erzählen gerathen. Doch ist es Ihnen vielleicht nicht uninteressant, gerade etwas von diesem Mann zu wissen. Doch theilen Sie es nur, ich bitte Sie, etwa Göthe und den Ihrigen mit. Ich möchte Ihnen wohl noch etwas von mir und meinem Beginnen sagen. Aber ich bin damit am Ende, wenn ich anfange. Ich habe bis jetzt noch eigentlich nichts gemacht. Aber ich hatte auch sehr schlimme Störungen durch Fremde, um die ich mich nicht anders als sehr viel bekümmern konnte, und dann ist ein Ort, wie Rom, selbst, sogar ohne tief einzugehen, ein Studium das viel Zeit weg nimmt. Meine Geschäfte und mein Briefwechsel, der aus Ursachen, die ich nicht heben kann, sehr weitläuftig wird, nehmen mir nur meistentheils einige Tage in der Woche, die aber auch ganz weg. Ich fühle mich aber nicht ohne innere Fruchtbarkeit, bin selbst durch meine Geschäfte in eine raschere und regelmäßigere Thätigkeit gekommen, und so verzweifle ich nicht. Sagen Sie ja Göthen, daß mich die metaphysischen Ideen wie ein Gespenst verfolgen, ich habe keine Zeile der Art bei mir, aber ich sehne mich ordentlich nach Schellingschen Büchern und habe selbst eigne Offenbarungen gehabt[1]). Je mehr ich mich von Deutschland entferne, das weiß ich nun einmal schon, desto mehr schlägt mir der Deutsche in den

[1]) Vgl. hierzu Schiller an Goethe, 24. Mai 1803: „Es ist ordentlich Krankheit, wie er mitten in Rom nach dem übersinnlichen und unsinnlichen schmachtet, so daß Schellings Schriften jetzt seine heftigste Sehnsucht sind" (Briefe Bd. VII, Nr. 1874). Dies Urteil hatte wohl seine Berechtigung in bezug auf die „eigenen Offenbarungen", die Humboldt gehabt haben wollte, war aber zu scharf hinsichtlich seines „Sehnens" nach Schellingschen Büchern; denn, wie Humboldt am 6 Juli 1803 an Schweighäuser schrieb, kannte er damals die Philosophie Schellings überhaupt noch gar nicht aus eigenem Studium; vgl. Laquiante, Guillaume de Humboldt S. 68 f.

Nacken. Solange man drin ist, sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ich kann nicht läugnen, daß ich eine große Sehnsucht nach einer wichtigen Arbeit habe. Meine jetzige Lage widerstrebt der Ausführung nicht, sie ist ihr vielmehr auf mancherlei Weise beförderlich. Aber was ich arbeiten möchte, will sich noch nicht in mir gestalten. Ich fühle, und Sie geben mir vielleicht auch darin Recht, daß ich in meinen Ansichten eine eigenthümliche Richtung habe, daß ich innerlich in mir consequent bin, und vieles, auch mit Deutlichkeit bis auf die ersten Grundsätze zurückgeführt habe. Allein ich glaube nicht, daß ich je dahin komme, mich rein auszusprechen. Wenn ich von einer Sehnsucht nach einer Arbeit spreche, so ist es auch eigentlich die, aus mir herauszulegen, was mich innerlich bewegt, was das Resultat eines sehr ernstlichen Nachdenkens und mancher Erfahrung ist. Aber eben weil es das ist, so entgeht es mir wie eine Kugel; ich finde keine Handhabe und keine Form. Auch ist in mir ein wunderbares Schwanken zwischen reinen Ideen und Beobachtungswesen. Ich glaube mich wohl von dem Vorwurf frei, daß ich beides mit einander vermische, aber ich kann das eine nicht treiben, ohne das andre zu verlangen; es dünkt mich immer ich müßte auf der einen Seite die abgezogenste Tiefe des einen, und auf der andern die unbeschränkteste Breite und Ausdehnung des andern erreichen; daher komme ich so oft auf Plane eines Détails das ein Menschenleben erfoderte, und so gerathe ich wieder in Stockung. Ich glaube nicht, daß ich diese Schwierigkeiten je überwinden werde; wie bisher werde ich schwerlich zu mehr kommen, als ein mittelmäßiges Ganzes zu schreiben, in dem einzelnes gründlich Gutes ist. Auch wäre es mir gar nicht um das Schreiben zu thun; ich habe nicht einmal Eitelkeit darauf, aber in Ideen besitzt man eigentlich nichts, was man nicht außer sich hinlegen kann, und um seine Ideen bis zur Darstellung zu bringen muß man sie darstellen. Auch wünscht doch jeder, daß etwas hinter ihm zurück bleibe. — Darum werde ich also ewig in einer Art schwermüthiger unbefriedigter Sehnsucht bleiben, bis es mir gelingt, oder bis von keinem Gelingen und Mislingen mehr die Rede ist. Auf jeden Fall ist es mir gut, wieder auf einen neuen Schauplatz gekommen zu seyn. Wo ich keine Gegenstände der Beobachtung habe, wo ich mit Büchern und mir lebe, selbst bei dem besten Umgang, da werde ich abgezogen, dunkel, phantastisch. Helle und Anschaulichkeit gibt mir nur noch das eigne Anschauen. Darum ist es mir gut, daß ich ehmals selbst unser schönes Zusammenleben trennte und reiste, und auch die jetzige Reise wird mir wohlthun. Verzeihen Sie, lieber theurer Schiller, diesen nicht erfreulichen, auch wehmüthigen Schluß. Ihr Brief hat mich seit langer Zeit zum erstenmal ganz wieder geöfnet. Ich liebe Sie unendlich und vertraue niemand so wie Ihnen. Antworten Sie mir bald wieder und erhalten Sie mir Ihre liebevolle Theilnahme. Von Herzen Adieu!

Der Fürst und die Fürstin von Rudolstadt[1]) sind heute von Neapel zurückgekommen. Ich habe sie wegen des Posttages nicht sehen können.

[1]) Ludwig II. (1767—1807), seit 1793 regierender Fürst, und seine Gemahlin Karoline Luise von Hessen-Homburg (1771—1854).

Die Li grüßt herzlich. Tausend Grüße an Göthe! Ihr H.

Inliegende Verse[1]) hat unsre kleine Li neulich als der Prinz von Mecklenburg[2]) der Bruder der Königin hier war, und sie hörte, die Königin sey niedergekommen[3]), gemacht. Es ist kein Buchstabe daran geändert.

36. 1803 Juli 9.

Am 25. Juli bei Schiller eingetroffen (Kalender S. 149).

Rom, den 9. Julius, 1803.[4])

Wir sind schon recht lange ohne Nachricht von Ihnen und Göthe[5]), theurer Freund; Briefe aus Stuttgard sagen, daß Sie mit Cotta bei seinem Zurückkommen von Leipzig eine Reise in Ihr Vaterland gemacht hätten; allein ich dächte, in diesem Fall, wo Sie vermuthlich unbeschäftigter lebten, und uns um ein gut Theil näher wären, hätten Sie uns vermuthlich geschrieben. Ich denke Sie mir also in Weimar und in irgend einer neuen Arbeit[6]). Ich, mein Theurer, lebe indeß hier nicht müssig, das weiß Gott, aber noch nicht in der Thätigkeit, die ich mir wünschte. Es mangelt mir weder Zeit, noch Stimmung, aber die Ideen, die mir gerade jetzt die lebendigsten und liebsten sind, sind noch nicht reif, und ich muß von der Zeit abwarten, was sich nicht gewaltsam herbeizaubern läßt.

Heute möchte ich Ihnen eine Angelegenheit ans Herz legen, die mir ausnehmend wichtig ist und von der Ihnen Karoline, an die meine Frau vor Kurzem geschrieben, schon gesagt haben wird. Wir haben durch eine sonderbare und wirklich unglückliche Verbindung von Umständen den Hofmeister unsrer Kinder aus dem Hause verloren[7]), und sind jetzt in sehr großer Verlegenheit. Unter den Deutschen, die gerade jetzt hier sind, ist kein einziges taugliches Subject, und an einen andern, als einen Deutschen, kann und mag ich natürlich nicht denken. Sie sehen also, was meine Bitte ist. Sie leben zwar jetzt weniger, als ehemals, von jungen Leuten umgeben, aber Sie sehen selbst doch immer noch einige und könnten das erste Aussuchen Niethammer[8])

---

[1]) Die Einlage ist nicht mehr vorhanden.

[2]) Georg Friedrich Karl Joseph von Mecklenburg-Strelitz (1779—1860), der Bruder der Königin Luise von Preußen, Großherzog seit 1816.

[3]) Am 23. Februar 1803 wurde die Prinzessin Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, geboren.

[4]) Humboldt hatte die seit seiner Ankunft in Italien neu begonnene Numerierung seiner Briefe nur bis zum vorigen vierten Brief, unserer Nr. 35, fortgesetzt.

[5]) Schillers letzter Brief an Humboldt datierte vom 17. Februar — 3. März, abgegangen am 16. März (Leitzmann Nr. 64), Goethes letzter vom 14. März (Briefe Bd. XVI, Nr. 4634).

[6]) Schillers Absicht, den von der Leipziger Messe nach Hause reisenden Cotta nach Stuttgart zu begleiten — Cotta traf in Weimar am 21. Mai ein — gelangte nicht zur Ausführung. Vgl. Cottas beide Briefe an Schiller vom 13. Mai und vom 3 Juni in „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta". Herausgegeben von W. Vollmer. Stuttgart 1876. Nr. 407 und 408.

[7]) Friedrich Wilhelm Riemer (1774—1845); er wurde im September 1803 Lehrer von Goethes Sohn August, später Gymnasialprofessor und Bibliothekar in Weimar.

[8]) Friedrich Immanuel Niethammer (1766—1848), Professor der Philosophie in Jena.

oder Paulus[1]) übertragen. Nur dann das Subject zu prüfen, und die eigentliche Entscheidung zu fassen, ob Sie es für mich tauglich finden oder nicht, darum möchte ich Sie bitten.

Sie kennen ungefähr meine Bedürfnisse. Da ich mehr als Ein Kind zu erziehen habe, und die jüngsten klein sind, muß ich vorzüglich darauf denken, jemand zu finden, der zum eigentlichen Erziehen Lust und Geschick hat, der nach der Verschiedenheit der Charaktere und Alter den Kindern allerlei Beschäftigungen zu geben, und mit ihnen bis auf einen gewissen Grad hineinzugehen versteht. Das fehlte mir vorzüglich bei dem letzten. Er wußte gründlich und gelehrt Griechisch und Lateinisch, hatte aber nicht die Gewandtheit auch andre Dinge mit den Kindern, nach Bedürfniß und Gelegenheit, anzuspielen, er hatte selbst eine sonst recht gute, nur hier schädliche Scheu, etwas auf eine andre, als durchaus gründliche Weise anzufangen, und war daher nicht gemacht, in den Kindern eine wahre Regsamkeit des Kopfes und der Aufmerksamkeit zu wecken. Denn Sie fühlen, daß es nur das ist, worauf ich hiebei zuletzt hinauswill. Es ist wirklich zu wenig, wenn ein Lehrer bloß Unterrichter in dieser oder jener Wissenschaft ist, wenn er nicht unmittelbar und mittelbar den Kopf zu bilden, seine Anlagen zu beurtheilen und zu benutzen versteht.

Ich weiß wohl, mein lieber Freund, daß man im eminenten Grad das nicht findet. Allein die höchsten und besten Kräfte werden oft auf eine, ich möchte beinah sagen, gemeine Art geweckt und gebildet. Es ist genug, daß ein Mensch sich gerne und viel mit Kindern abgiebt, daß er über verschiedene Methoden theils nachgedacht, theils sie geübt hat, daß er selbst lebendig und heiter ist, sich seines Geschäfts mit Wärme annimmt, sich von Zeit zu Zeit Stufen vorsetzt, zu denen er die Kinder bringen will, und darin zu gelingen, nicht bloß zu denken, daß er ihnen so und soviel Zeit gewidmet hat (der Erfolg sey, welcher er wolle) seine Freude und Beruhigung setzt. Gerade der beschränktere Mensch ist oft dazu tauglicher, als der eminente. Der letztere hat sich immer eine Wissenschaft gewählt, und natürlich mehr darauf gedacht diese zu erweitern, als sie zu lehren.

Der Unterschied besteht also nur in der größeren Aufmerksamkeit auf die Methode, als auf den Gegenstand des Unterrichts. Ein Subject bei dem sich dies fände, und das sonst tauglich wäre, würde ich in jeder Rücksicht vorziehn. Nur freilich hat man sich hier vor den Flachköpfen und den Albernheiten der neuern Pädagogik zu hüten, und die Hauptsache ist freilich immer, daß einer, auch unabgesehen auf sein Geschäft, ein guter, gern und mit Leichtigkeit raisonnirender Kopf sey.

Welches Fach er eigentlich für sich getrieben habe, ist mir gewissermaßen gleichgültig. Nur muß ich wünschen, daß es eins von beiden sey, entweder alte Sprachen und klassische Literatur, oder Physik und Naturwissenschaften. Aber in keinem Fall wäre es mir lieb, daß er sich zu einseitig in eins von beiden verschanzt hätte, und in jeder Rücksicht würde ich eine allgemeinere

[1]) Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851), Orientalist in Jena.

und liberalere Bildung vorziehn. Einen bloßen Metaphysiker oder Naturphilosophen schicken Sie mir wohl von selbst nicht.

Eine Hauptsache bei einem Menschen, mit dem man leben soll, ist freilich der Charakter. Darüber aber auch fühlen Sie von selbst, was wir wünschen müssen. In jeder Rücksicht wäre mir eine kräftige und selbst derbe Natur darin lieber, als eine schwächliche, furchtsame, und kleinliche. Nur bei der ersteren kann man die so nothwendige Regsamkeit und Heiterkeit des Gemüths erwarten, und vor sentimentalen Verstimmungen, die unter den Deutschen jetzt wie Epidemieen herumgehen, sicher seyn.

Die äußern Bedingungen, mein lieber Freund, wären freie Station und 300 Thaler und wie sich von selbst versteht, die Reisekosten, wobei ich aber erwartete, daß er den nächsten Weg nähme, und sich nicht gerade unnöthig aufhielte. Führte noch Karoline ihren Plan aus, und käme hieher, so wäre es sehr gut, wenn sie ihn mitbringen wollte.

Meine Frau hat dies neulich schon selbst ihr geschrieben, und ich wünschte sehr, daß wenn Sie Sich unsrer Verlegenheit, die Sie Sich nicht groß genug denken können, annehmen wollten, Sie Ihren Entschluß zusammen faßten, und nur den engagirten, der Ihre beiderseitige Zustimmung hätte. Wenn Fernow nach Deutschland zurückkommt, wird er sich gleichfalls Mühe geben, etwas für uns ausfindig zu machen, allein ich habe ihm ausdrücklich gesagt, daß ich nur Ihnen die Entscheidung anvertraut habe, und er wird also, wenn er in seinen Bemühungen glücklich ist, Ihnen nur Vorschläge thun. Ich rechnete nur insofern auf ihn, weil er meine Kinder und ihre Bedürfnisse jetzt genauer kennt. Sonst ist er, wie Sie in der ersten Viertelstunde sehen werden, in vieler Rücksicht zu einseitig, als daß ich mich hätte auf ihn verlassen mögen.

Ganz ohne Hülfe sind wir in diesem Augenblick nicht. Wir fanden noch glücklicherweise einen jungen Schweizer hier, den wir auf einige Monate haben konnten. Er ist aber eigentlich für die Folge ganz unbrauchbar und ein bloßes pis aller. Ich habe auch gleich die Parthie ergreifen müssen, mich selbst einige Stunden mit den Kindern täglich abzugeben, was aber für immer um so weniger angeht, weil meine Geschäfte sich eher vermehren, als vermindern werden.

Es thut mir herzlich leid, mein theurer Freund, gerade Ihnen mit einem Auftrage, dessen innre und äußere Schwierigkeiten ich fühle, beschwerlich zu fallen. Aber ich könnte ihn doch gerade in keine sichereren und bessern Hände legen, als in die Ihrigen. Sie kennen uns, nur von Ihnen kann ich erwarten, daß Sie uns nur einen Menschen schicken, der, was unumgänglich in diesem Fall nothwendig ist, eine gewisse Liberalität des Kopfes, des Geschmacks und der Sitten besitzt; das Aufsuchen eigentlich können Sie leicht einem Ihrer Bekannten in Jena auftragen, und die Beurtheilung wird Ihnen Caroline erleichtern.

Ob Sie den Menschen gleich annehmen sollen, oder nicht? darüber, mein Theurer, läßt sich von hier aus nichts bestimmen. Käme es so zusammen daß Sie recht nach Wunsch gefunden zu haben glaubten, und Caroline eben reiste so daß die Zeit zum Schreiben zu kurz wäre, nun

so wäre es nicht nöthig, es vorher zu thun. Wäre dieser dringende Grund weniger, oder hätten Sie nur eine Wahl getroffen, weil sie einmal die weniger schlimme war, so wäre mir (wie freilich immer, wenn es angeht) eine vorläufige Anzeige lieber. Es ist immer besser sich nicht zu übereilen, und ein Paar Monate länger in einer interimistischen Lage zu bleiben [1]).

Von Göthe erwartet meine Frau schon seit langer Zeit eine Antwort [2]), und noch sehnlicher, wo möglich, sehen wir Ihrer Braut von Messina entgegen [3]). Ich freue mich unendlich darauf. Das Herz wird einem im Auslande doppelt offen für Deutsche Laute und vor allem in Italien, wo Land, Himmel und Alterthümer empfänglicher machen. Wie oft wünsche ich Sie hieher, wie herrliche Spatziergänge könnten wir hier machen, wie würde auch auf Sie diese Umgebung wirken; und dann muß ich mir doch wieder sagen, wie ich Ihnen auch neulich schrieb [4]), daß ich Ihnen kaum rathen könnte, eine Reise hieher zu unternehmen. Daß der Mensch doch immer so fest an dem Boden kleben muß. Denn eigentlich ist der Unterschied zwischen einem Baum und einem Menschen nur der, daß der Mensch seine Wurzeln mit sich schleppen kann. Mit tiefen und schweren Wurzeln hängt doch auch der freieste und unabhängigste immer an dem Boden, auf dem er einmal steht. Hier eine Inlage von Graß [5]) an Ihre Frau, die wir herzlich grüßen. Die Li umarmt Sie. Mit inniger und unwandelbarer Liebe Ihr

Humboldt.

[1]) Vgl. hierzu Schillers Antwort vom 18. August (Leitzmann Nr. 65) und die weiteren Briefe der Beiden (ebenda Nr. 66—68). Am 6. Juli wandte sich Humboldt in der gleichen Angelegenheit auch an Schweighäuser (Laquiante S. 72—74), und am 23 Juli legte auch Karoline v. Humboldt diesem die Sache wiederholt ans Herz (ebenda S. 79 f.). Schweighäuser hatte denn auch Humboldt schon zwei Persönlichkeiten vorgeschlagen, den Philologen Karl Benedikt Hase und den Archäologen Friedrich Sickler (ebenda S. 87 und S. 92 f.), von denen letzterer dann 1805 tatsächlich auch Lehrer der Humboldtschen Kinder wurde; allein für den Augenblick machte der Tod Wilhelms, des ältesten Sohnes Humboldts (gest. am 15. August 1803 in Ariccia), die Annahme eines solchen unnötig.

[2]) Auf ihren Brief an Goethe vom 20. April (Bratranek Nr. 41).

[3]) Die erste Aufführung der „Braut" war am 19. März in Weimar erfolgt; im Druck erschien sie im Juni (Kalender S. 142 und 147).

[4]) Am 30. April 1803, oben Nr. 35.

[5]) Die Einlage war wohl der Brief vom 12. Juni 1803, gedruckt bei L. Urlichs, „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", Bd. III, S. 143—147. Stuttgart 1865.

Kanada

und seine Beziehungen zu England und den Vereinigten Staaten.

Von

P. Walther, Fregattenkapitän z. D.

Von dem Premierminister von Kanada, Sir Wilfrid Laurier, stammt der Ausspruch: „Wenn das 19. Jahrhundert den Vereinigten Staaten gehört hat, so gehört das 20. Kanada." Der Ausspruch wurde bald zum Schlagwort und zeitigte eine Flut von Entgegnungen, worunter auch solche, die ihn nur als geschickte Reklame für Kanada und seinen Hunger nach Menschen und Kapital gelten lassen wollten; aber seine Richtigkeit scheint bestätigt zu werden durch das fast zauberhafte Aufblühen des Landes in den letzten Jahren, das sich sowohl auf die industrielle Entwicklung des Ostens wie auf die schnelle Besiedlung des Westens erstreckt. Dabei ist die jetzige Entwicklung bei dem ungeheuren Reichtum des Landes an Mineralien und vor allem an besiedlungsfähigem Land nur als das Anfangsstadium einer viel größeren anzusehen. Wie sie sich bisher gestaltet hat, zeigen die offiziellen Angaben der kanadischen Regierung.

Danach betrug im Jahre 1894 die Bevölkerung 3,6 Millionen, 1903 5,7 Millionen, 1909 aber schätzungsweise 7,5 Millionen Einwohner, das bedeutet in fünfzehn Jahren mehr als eine Verdoppelung, in sechs Jahren eine Zunahme der Bevölkerung von 32 %. Die Staatseinnahmen stiegen in den letzten sechs Jahren von 276 Millionen Mark auf 400 Millionen, also um 45 %, der Wert der Ausbeute an Mineralien von 244 auf 360 Millionen Mark, um 48 %, der Verkehr auf der Kanada-Pacific-Bahn vergrößerte sich um 75, der Umsatz der Banken um 100 %.

Seinen Anfang nahm der wirtschaftliche Aufschwung in der Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als man allmählich den Wert der großen Prärien im Westen und Nordwesten erkannte und die Erfahrung machte, daß die niedrigen Jahrestemperaturen von nur etwa 2° Celsius (Berlin hat 9°) den Weizenbau trotzdem gestatten. Der warme Sommer und der meist wolkenlose Himmel lassen das Getreide außerordentlich schnell reif werden, so daß ihm die früh einsetzenden Nachtfröste im Herbst meist nichts mehr anhaben können. Über die noch zur Verfügung stehenden Land-

flächen wird offiziell angegeben, daß in den drei Provinzen Manitoba, Alberta und Saskatchewan 229 Millionen Acres besten Weizenbodens vorhanden sind, wovon 1909 12 Millionen, also nur 5,2 %, kultiviert waren. Wenn angesichts solcher großen, noch der Aufschließung harrenden Ländergebiete von einer künftigen Einwohnerzahl von über 150 Millionen gesprochen und Kanada als die dereinstige Kornkammer der Welt angesehen wird, so erscheint das kaum als eine Übertreibung.

Wie wird sich das Schicksal dieses großen Zukunftslandes nun gestalten? Wird es England verbleiben oder ein selbständiges Reich werden oder in die Vereinigten Staaten aufgehen? Von der Lösung dieser Fragen hängt die Zukunft des britischen Weltreiches ab.

Was Staatskunst und weit ausgreifende politische Maßnahmen vermögen, wird von England seit vielen Jahren daran gesetzt, um Kanada an sich zu fesseln. Der Erfolg wird aber nicht von der Politik des Mutterlandes allein bedingt, sondern weit mehr davon, wie sich das kanadische Volk, in das von Jahr zu Jahr eine Einwanderungsflut von mehreren Hunderttausenden sich ergießt, dazu stellen wird, und ob die Vereinigten Staaten an ihren Grenzen ein Reich erstehen lassen wollen, das in absehbarer Zeit an Macht und Reichtum ihm ebenbürtig werden kann.

Die Loyalität der Kanadier, die in der englischen Presse und in den Reden englischer Staatsmänner als über allem Zweifel erhaben hingestellt wird, kann nur als eine bedingte angesehen werden. Ein großer Teil der Bevölkerung, darunter in erster Linie das französische Element von etwa 2 Millionen und das sich schnell vermehrende amerikanische von gegenwärtig etwa $^3/_4$ Million, hegt keine patriotischen Gefühle für England. Ihn verbinden mit England nur Opportunitätsrücksichten und gemeinsame Interessen, die teils auf wirtschaftlichem, teils politischem, daneben aber auch auf religiösem Gebiete liegen, und die sich aus der Vergangenheit allmählich entwickelt haben. Zu ihrem Verständnis sei zunächst ein kurzer Rückblick auf die kanadische Geschichte, soweit sie hier in Frage kommt, geworfen.

I.

Als 1763 Kanada von Frankreich an England abgetreten wurde, bestand die Bevölkerung nur aus etwa 70000 Einwohnern, von denen der bei weitem größte Teil französischer Herkunft und katholisch war. Zwischen ihm und den wenigen, sich jetzt als Herren fühlenden Engländern entstanden sofort Streitigkeiten. Die Ursachen lagen nicht allein in Rasse- und Religionsunterschieden, sondern auch in dem plötzlichen Wechsel der Regierungsform, dem die französische Bevölkerung ausgesetzt wurde. Sie war bis dahin in völliger Unkenntnis mit allen politischen Vorgängen gehalten worden, kannte nur das willkürliche Regiment der Militärgouverneure, und war daher unfähig, sich in die eigenartigen Verhältnisse einer englischen Kolonie mit ihrer schon damals teilweisen Selbstverwaltung hineinzufinden; dazu kam, daß die englischen Behörden ihnen ihre neuen Rechte nach Möglichkeit vorzuenthalten suchten.

Den unhaltbaren Zuständen wurde kurz vor dem Abfall der anderen amerikanischen Kolonien durch die sogenannte Quebec-Akte von 1774 seitens des englischen Parlaments ein Ende zu machen gesucht. Der französischen Bevölkerung wurden darin weitgehende Gerechtsame zugestanden. Die freie Ausübung ihrer Religion, ihre alten Gesetze und Gebräuche wurden ihr bestätigt oder zurückgegeben, nur das Strafrecht blieb englisch. Dienste für die Regierung wurden bar bezahlt, was unter französischer Herrschaft weder von der Regierung noch von den adligen Großgrundbesitzern geschehen war. Abgaben wurden nur verlangt zur Bestreitung der Kosten für Justiz und Verwaltung mit der Maßgabe, daß nötigenfalls weitere Unterstützungen vom Parlament in England gewährt würden. — Während England so Nationalität und Eigentum, Sprache und Schule der französischen Bevölkerung schonte, ermutigte es gleichzeitig nach Möglichkeit englische Einwanderung und streute hiermit den Samen zu dem späteren Rassenkampf; dennoch wurde Kanada dadurch für England gerettet.

Bezeichnend für die damalige englische Politik ist, daß die Quebec-Akte mit den strengen Maßnahmen gegen Boston, die den letzten Anlaß zum Aufstande der alten Kolonien gab, zusammenfiel. Die Akte ist daher nicht als ein Ausfluß von Toleranz und Großmut, sondern nur als eine Maßregel der Selbsterhaltung anzusehen, die noch dazu in der englischen Bevölkerung die größte Entrüstung verursachen mußte. Die Unzufriedenheit gab sich in einer Reihe von Ausschreitungen kund: in Montreal verhöhnten die aufgeregten Volksmassen die Büste des Königs und versuchten die Stadt in Brand zu stecken. Eine Adresse an das englische Volk beschuldigte das Parlament, daß es in Kanada die englische Bevölkerung zurücksetze und eine Religion dulden wolle, die das Land durch Intoleranz, Verfolgung, Mord und Rebellion verheere. — Die englische Regierung ließ sich nicht beirren, und einzig und allein ihrem Festhalten an der einmal eingeschlagenen Politik war es zu danken, daß die französische Bevölkerung sich im Unabhängigkeitskriege bis auf wenige Ausnahmen neutral verhielt und mehr zu England neigte als zu den Aufständischen im Süden, obgleich an deren Seite ihr altes Mutterland gegen England kämpfte.

Am entschiedensten nahm die katholische Geistlichkeit Partei, da sie ihre Religion nach den ihr gemachten Zugeständnissen unter England für gesicherter halten konnte als unter einem neuen, überwiegend protestantischen Staatsgebilde mit stark puritanischem Einschlag.

Ihr Oberhaupt, der Bischof Briand, erließ ein Manifest, in dem er auf die Wohltaten hinwies, die Kanada durch die Vereinigung mit England erwachsen seien, und gleichzeitig das Volk aufforderte, mit England in der Verteidigung ihrer Provinz zusammenzustehen; in demselben Sinne wirkten die niedere Geistlichkeit und die einflußreichen französischen Notablen. Alle Versuche des fremden katholischen Klerus aus Frankreich und den südlichen Provinzen, das Volk zum Abfall zu bewegen, blieben erfolglos, ebenso die Bemühungen französischer Agenten und der französischen Oberbefehlshaber. Eine Proklamation des Admirals D'Estaing, die 1778 überall im Lande

verbreitet wurde und in glühenden Worten an die alten nationalen Gefühle appellierte, machte zwar in einzelnen Distrikten Eindruck, aber inzwischen war der Kriegsschauplatz längst wieder nach dem Süden verlegt worden. In der kritischen Zeit vor 1775, als die Aufständischen in die Provinz eingefallen waren und Quebec belagerten, hätte es nur des Schwankens eines Teils der französischen Bevölkerung bedurft, um Kanada für immer von England zu trennen. So hatte sich nachträglich die Willkürherrschaft der französischen Kolonialverwaltung gerächt. Die schwachen Bande, die die Franko-Kanadier damals noch mit ihrem alten Mutterlande vereinigten, wurden bald darauf durch die französische Revolution völlig gelöst, deren Tendenzen von den unter der Herrschaft der Geistlichkeit stehenden und mit ihrem Los zufriedenen Kanadiern auf das tiefste verabscheut wurden. Sie sind auch niemals wieder anzuknüpfen versucht worden, trotzdem Franzosen und Engländer in Kanada in stetigem Streit lagen, so daß es mehrfach zu blutigen Ausschreitungen kam.

Nach dem Abfall der Vereinigten Staaten prallten die Gegensätze durch starke Zuwanderung von dorther wieder aufeinander. Etwa 40 000 sogenannte Loyalisten, die dem Mutterlande treu geblieben und deshalb aus ihrer amerikanischen Heimat vertrieben worden waren, hatten ihre Zuflucht in die England verbliebenen Provinzen genommen und mußten von der Regierung unterstützt und angesiedelt werden. Nach Möglichkeit wurde dieser Einwandererstrom zwar nach Gegenden zu leiten versucht, wo keine oder nur geringe französische Bevölkerung vorhanden war, aber eine völlige Trennung ließ sich nicht durchführen. Der größte Teil, etwa 25 000, ließ sich im westlichen, dünn bevölkerten Teile der Provinz am St. Lawrence und am Niagara nieder, etwa 12 000 in Acadia, das 1784 in die Provinzen Neubraunschweig und Neuschottland geteilt wurde. Um zwischen den feindlichen Parteien einigermaßen Frieden zu schaffen, wurde die Provinz Kanada im Jahre 1791 in zwei Provinzen, das westliche, mehr englische Oberkanada, und das mehr französische Unterkanada, geteilt. Zugleich wurden den Provinzen neue Verfassungen gegeben. Ihr Urheber, der jüngere Pitt, begründete deren Entwurf damit, daß die Teilung der Provinz und die neue Verfassung den Meinungsverschiedenheiten zwischen den neuen und alten Bewohnern ein Ende machen würde, da jede Provinz das Recht erhalte, sich eigene Gesetze zu geben; anderenfalls sei ein Ausgleich der verschiedenen Interessen unmöglich. Er wurde hierin von seinem früheren Gegner Burke unterstützt, der es für völlig absurd erklärte, zwei in Rasse, Sprache und Gebräuchen völlig verschiedene Bevölkerungen miteinander verschmelzen zu wollen. Die neue Verfassung sah in jeder Provinz einen gesetzgebenden Rat (council) unter einem Gouverneur und ein Abgeordnetenhaus (assembly) vor. Den gesetzgebenden Rat, in Ober-Kanada aus sieben, in Unter-Kanada aus fünfzehn Personen bestehend, ernannte der König, die Abgeordneten wurden gewählt. Ähnliche Verfassungen erhielten die anderen Provinzen. Ihre Eifersucht aufeinander brachte es mit sich, daß das englische Parlament sich neben anderen Machtbefugnissen auch das Recht der Zollgesetzgebung nicht allein mit dem Auslande, sondern auch zwischen den Provinzen vorbehielt.

Die Verfassungen erwiesen sich in beiden Provinzen als ein recht fragwürdiges Geschenk. Ein harmonisches Zusammenarbeiten der „assemblies“ mit den Gouverneuren, die mit den vom Staat ernannten Mitgliedern des Rates zusammengingen, wurde meist nicht erreicht. Die Gouverneure beachteten die Wünsche der Abgeordneten nicht; die Streitfragen wurden auf ihre Berichte hin in England meist zu ihren Gunsten entschieden, so daß sie fast autokratisch regieren konnten. Am schlimmsten gestalteten sich die Verhältnisse in Unter-Kanada, wo das englische Element des Abgeordnetenhauses in verschwindender Minderheit, im Rat aber in der Mehrheit war. Die französische Bevölkerung wurde dadurch von der englischen Minderheit majorisiert, fühlte sich zurückgesetzt, und die gegenseitige Abneigung verschärfte sich mehr und mehr. Die Folge davon war, daß in dem Kriege zwischen England und den Vereinigten Staaten 1812—1815 die Loyalität der Franko-Kanadier schwankend wurde. Ein schnelles Zugreifen der Regierung, Verhaftung und Aburteilung der Rädelsführer sowie der Einfluß der katholischen Geistlichkeit, die unter Führung ihres Bischofs Plessis auch jetzt wieder entschieden für England Partei nahm, vermochten aber die aufständische Bewegung noch im Keime zu ersticken.

Inzwischen vermehrte sich die Bevölkerung schnell, teils durch starke britische Einwanderung, teils durch die außerordentliche Fruchtbarkeit der Ehen des französischen Elementes, durch die es sich bis zur Gegenwart seine Kraft und Bedeutung bewahrt hat, denn eine nennenswerte Zuwanderung hat es nicht mehr erhalten. Die Einwanderung aus Großbritannien wird nach dem Kriege bis 1840 auf jährlich 40—50 000 geschätzt; 1838 zählte die Bevölkerung schon $1{,}4$ Millionen, wovon auf Oberkanada $0{,}4$ Millionen, meist britischer Herkunft, auf Unterkanada $0{,}6$ Millionen, wovon zwei Drittel französischer Herkunft, entfielen. Auf eine derartige Bevölkerungszunahme waren die bisherigen Einrichtungen und die Verfassungen nicht zugeschnitten. Die Streitigkeiten zwischen Regierung und Volksvertretung nahmen sowohl in Ober- wie in Unter-Kanada einen bedrohlichen Charakter an.

In Unterkanada ward die Unzufriedenheit durch einzelne Fanatiker geschürt, von denen einer, Papineau, die Herrschaft über die Gemüter derart gewann, daß er fast die ganzen französischen niederen Volksklassen mit sich fortriß. Er stellte sich als den Begründer der „Nation Canadienne“ hin und predigte die Befreiung vom englischen Joch durch gewaltsamen Widerstand. Den äußeren Anlaß zu einem solchen gab ein Streit mit Oberkanada um die Durchgangszölle nach der Küste, der in England zugunsten Oberkanadas entschieden worden war. Trotzdem die katholische Geistlichkeit und die Notabeln an der Bewegung nicht teilnahmen, griff die Bevölkerung 1837 an mehreren Stellen zu den Waffen. Ihre undisziplinierten Banden wurden jedoch mit Verlust von einigen hundert Mann von den Regierungstruppen geschlagen. Die Aufrührer flüchteten teils über die Grenze, teils wurden sie gefangen genommen und hingerichtet.

Im folgenden Jahre kam es auch in Oberkanada, das wegen der Unruhen in Unterkanada noch von Truppen entblößt war, zu einer Art be-

waffnetem Aufstande. Die Ursachen waren hier ähnlicher Natur, wobei jedoch die Rassenunterschiede eine untergeordnete Rolle spielten. Seit Jahren befanden sich nämlich in Oberkanada die Regierungsstellen in den Händen der alten Loyalisten oder ihrer Nachkommen, gegen die die späteren Einwanderer in der „assembly" vergeblich ihren Einfluß geltend zu machen suchten. Auch die englische Staatskirche hatte sich Sonderrechte zu erwerben verstanden, die ihr bestritten wurden; sie hatte zudem reiche Ländereien in Besitz, deren Säkularisation zum Besten der Allgemeinheit von den Katholiken und den zahlreichen Methodisten gefordert wurde. Der heftigen Agitation und den lauten Forderungen dieser Volkskreise gegenüber machte die Regierung den Fehler, öffentliche Protestversammlungen zu verbieten, da sie mit denen in den ersten Anfängen des Abfalls der Vereinigten Staaten eine bedenkliche Ähnlichkeit zu haben schienen. Adressen der Volksvertreter an den König und an das Parlament, die die Absetzung des Gouverneurs verlangten, blieben erfolglos. Im Sommer 1837 wurde offen zum Aufstande agitiert; die Devise war die Verteidigung der Rechte des Volkes. Eine Truppe der Aufständischen von etwa 800 Mann rückte gegen die Hauptstadt Toronto, wurde jedoch von den Loyalisten auseinander gejagt. Ein Teil flüchtete über die Grenze und unternahm von dort Einfälle in kanadisches Gebiet, die erst ihr Ende erreichten, als im Dezember 1838 ein kleiner Dampfer der Flibustier, wie die Insurgenten nach den westindischen Seeräubern genannt wurden, auf amerikanischem Gebiet überrumpelt und verbrannt worden war. Die damit begangene Grenzverletzung erregte aber in den Vereinigten Staaten eine tiefgehende Entrüstung; es kam zu scharfen diplomatischen Noten, die die Erregung noch mehr steigerten. Erst nach vier Jahren konnte der Streit zur beiderseitigen Befriedigung beigelegt werden.

Den verworrenen Zuständen in Kanada stand man damals in England ratlos gegenüber. Die konservative Regierung unter Wellington dachte noch nicht daran, der Kolonie eine verantwortliche Regierung zu geben. Auch der folgenden liberalen Regierung wurden erst durch den Bericht eines großen Staatsmannes, des Lord Durham, der als Generalgouverneur beider Kanada hinausgeschickt worden war, die Augen geöffnet. Eine seiner ersten Maßnahmen war die Erlassung einer Amnestie gegen die Aufrührer mit Ausnahme der Anstifter; diesetwegen im Parlamente heftig angegriffen, reichte er zwar nach kurzem Aufenthalte seine Entlassung ein, sein Werk war aber durch klare Aufdeckung der Schäden und Angabe ihrer Heilung getan. In seinem Bericht hieß es: Es sei unmöglich zu verstehen, wie ein englischer Staatsmann jemals geglaubt habe, daß repräsentative und unverantwortliche Regierung in Kanada erfolgreich vereinigt werden könnten. Man müßte denn erwartet haben, daß die französische Bevölkerung einer repräsentativen Verfassung ein halbes Jahrhundert sich hätte erfreuen können, ohne die Eigenschaften eines freien Volkes zu erlangen, und daß Briten sich darein ergeben würden, auf jede politische Meinung zu verzichten, sobald sie nach den Kolonien auswanderten. Das einzige Heilmittel sei die Gewährung einer verantwortlichen Regierung und die Wiedervereinigung der beiden Provinzen,

um dem englischen Element die Oberhand zu sichern. — Lord Durhams Rat wurde befolgt, die heutige vollkommene Staatsform aber noch lange nicht erreicht. Die Machtbefugnisse der einzelnen Faktoren ließen sich noch nicht genügend umgrenzen.

Nach der heutigen Auffassung in England ist die Stellung eines Generalgouverneurs in den sich selbst verwaltenden Kolonien in allen Sachen, die nur diese betreffen und kein Reichsinteresse haben, die eines konstitutionellen Souveräns, der der englischen Regierung nicht verantwortlich ist; sobald aber Reichsinteressen vorliegen, wird er verantwortlich. Die Grenzen sind im Laufe der Jahre ziemlich klar umschrieben worden. Wie weit man vor siebzig Jahren davon entfernt war, ist aus einem Bericht des ersten Gouverneurs der beiden wiedervereinigten Provinzen, Poulett Thomsen, zu ersehen. Es heißt darin: Da er sich nicht von der Verantwortlichkeit der heimischen Regierung gegenüber frei machen könne, vermöge er auch seinen Ministern in der Kolonie keine Verantwortung einzuräumen. Entweder müsse der Gouverneur Souverän oder selbst Minister sein. Wenn das erstere, so möge er Minister haben, aber er könne der Regierung in der Heimat nicht verantwortlich sein; wenn das letztere, so stünde er unter der Kontrolle von Leuten in der Kolonie. Beiden verantwortlich zu sein, sei unmöglich. — Daß bei solchen unklaren Verhältnissen Legislative und Exekutive nicht harmonisch zusammenarbeiten konnten, ist leicht erklärlich; aber da doktrinäre Prinzipienreiterei dem englischen Volkscharakter fremd ist, entwickelten sich Selbstverwaltung, Verhältnis zum Mutterlande und verantwortliche Regierungsform von selbst, nachdem ihnen die allgemeinen Grundzüge vorgezeichnet worden waren. Im Jahre 1848 ernannte der Gouverneur Lord Elgin zum erstenmal nicht selbst seine Minister, sondern ließ sie sich vom Parlamente wählen. 1846 wurde den Kolonien das Privilegium der eigenen Zollgesetzgebung verliehen und 1857 das Beamtentum unabhängig von der jeweiligen Regierung gestellt, also der „civil service“ eingeführt, eine Einrichtung, die auch jetzt noch besteht und Kanada vor der in den Vereinigten Staaten herrschenden Beamtenkorruption bewahrt hat.

Das französische Element hatte sich mit der Entwicklung im allgemeinen zufrieden gegeben. Es hatte der Vereinigung der beiden Kanada 1840 zwar nicht zugestimmt, aber ihr wurden im gesetzgebenden Rat und in der Volksvertretung dieselben Stimmenzahlen zuerkannt wie den Engländern. Ein Anglisieren wurde nicht versucht, auch nicht in bezug auf künftige Generationen. Das Schulsystem ward derart geregelt, daß der französischen Minorität in Oberkanada französische Schulen, der englischen Minorität in Unterkanada englische Schulen eingerichtet wurden, womit auch der katholische Klerus zufriedengestellt war. Als Beispiel der Toleranz gegen die Franko-Kanadier sei angeführt, daß dem zum Tode verurteilt gewesenen französischen Volkstribunen Papineau in Montreal ein Standbild errichtet werden durfte, und daß die französische Sprache auch in Parlament und Gesetzgebung wieder als gleichberechtigt anerkannt wurde, nachdem ihr dies bei der Einigung der beiden Kanada aberkannt worden war. Die Einigung hatte sich überhaupt

für das französische Element als ganz unvorhergesehen vorteilhaft erwiesen. Die ihm zugebilligte Abgeordnetenzahl stimmte schon nach wenigen Jahren nicht mehr mit der Bevölkerungszahl überein. Die englische Bevölkerung war im Westen durch starke Einwanderung schneller angewachsen als die französische und verlangte dementsprechend eine größere Anteilnahme an der Regierung; da das nicht möglich war, drängte sie nach einer Verfassungsänderung oder abermaligen Trennung der beiden Provinzen.

Diesen Bestrebungen kam eine Strömung ganz anderer Art zur Hilfe. Mit fortschreitender Entwicklung hatten sich die allen Provinzen gemeinsamen Interessen derart vermehrt, daß der Gedanke einer Vereinigung unter gewissen Einschränkungen sich mehr und mehr Bahn brach. Beschleunigt wurde dieser Prozeß durch die Furcht vor den Vereinigten Staaten infolge der Spannung zwischen diesen und England nach Ausbruch des Sezessionskrieges. Damals, 1864, traten Delegierte der Provinzen in Quebec zusammen, um über einen Zusammenschluß zu beraten. Vorsitzender war ein Franko-Kanadier, Sir Etienne Paschat Taché, von dem der unter den damaligen eigenartigen Verhältnissen getane Ausspruch, „das letzte Gewehr für die britische Oberhoheit in Amerika würde von einem französischen Kanadier abgefeuert werden," in England noch jetzt mit Genugtuung angeführt zu werden pflegt. Die Delegierten schlugen in der sogenannten Quebec-Konvention eine Föderation der Provinzen mit einer Zentralregierung vor, der die Entscheidung über alle gemeinsamen Interessen zuerteilt wurde. Daneben sollten selbständige Provinzial-Regierungen mit dem Recht der Verwaltung und Kontrolle ihrer eigenen Angelegenheiten bestehen bleiben. Die Provinz Kanada sollte wieder in zwei Provinzen geteilt werden. Im Winter 1865 wurden die Beschlüsse der englischen Regierung unterbreitet. Beide Häuser des Parlaments stimmten ihnen zu, die Verhandlungen zogen sich aber in die Länge, da die Provinzen gleichzeitig 60 Millionen Mark für Eisenbahnbauten vom Mutterlande verlangten.

Am 22. Mai 1867 wurde das Gesetz über den Zusammenschluß der Provinzen und ihre Verfassung, die sogenannte „British North America Act," durch Proklamation der Königin verkündet. — Das heutige „Dominion of Canada" war erstanden. Es umfaßte zuerst nur vier Provinzen: Ontario (das frühere Oberkanada), Quebec (das frühere Unterkanada), Neubraunschweig und Neuschottland. Im Jahre 1870 kam die neue Provinz Manitoba hinzu, nachdem der bewaffnete Widerstand der Mischlinge von Franzosen und Indianern, der sogenannten métis, unter ihrem Anführer Louis Riel gebrochen war. Es hatte hierzu einer englischen Truppenmacht von 1200 Mann unter dem damaligen Oberst, späteren Feldmarschall Wolseley bedurft. Weiter kamen 1871 British Columbia, 1873 Prinze Edward-Island als neue Provinzen hinzu. Ein ähnlicher Aufstand wie 1870 brach 1885 unter demselben Anführer in dem Territorium Saskatchewan aus; und da sich diesmal den Mischlingen auch Idianerstämme anschlossen, bedurfte es eines weit größeren Machtaufgebots, um ihn niederzuschlagen. Schlimmer als diese Aufstände selbst war ihre Rückwirkung auf die französische Be-

völkerung, die für die Mischlinge in Parlament und Presse Partei nahm, und deren Erregung durch die Hinrichtung Riels noch vergrößert wurde. Alte Gegensätze wurden wieder erweckt und neue verschärft, unter denen der Kampf um die Schule den ersten Platz einnimmt.

In der „British North America Act" von 1867 heißt es, daß die Erziehung im allgemeinen der Gesetzgebung der einzelnen Provinzen untersteht, aber zum Schutz der konfessionellen Schulen die Regierung der Dominion das Recht hat, Maßregeln zu verbieten, die die Rechte einer religiösen Minderheit verkürzen. (Bemerkt sei hier der große Unterschied gegen die Einrichtungen in den Vereinigten Staaten, wo gesetzlich für Religionszwecke keine öffentlichen Gelder verwendet werden dürfen, also auch für den Religionsunterricht in den Schulen nicht.) Der erste Streit erhob sich in Neubraunschweig, wo die katholische Minderheit sich durch Maßnahmen der Provinzialregierung beeinträchtigt fühlte. Die Angelegenheit konnte von der Regierung der Dominion nicht entschieden werden und wurde nach jahrelangen Kämpfen dem Kabinett in England vorgelegt, das sie wieder an die Provinzialregierung verwies, worauf ein Vergleich zustande kam, der die Katholiken zufrieden stellte. Ernster war der Kampf in Manitoba, wo vor dessen Erhebung zur Provinz die verschiedenen Konfessionen, namentlich aber die Katholiken, aus privaten Mitteln eigene Schulen geschaffen hatten. Diese Einrichtung wurde 1871 gesetzlich festgelegt und die Kosten wurden von der Provinz bestritten. Als 1890 das Gesetz abgeändert und die Schulen konfessionslos gemacht wurden, widersetzten sich dem die Katholiken, und ihre Beschwerde kam bis zum Kabinett in England, das entschied, daß die Katholiken ihre Schulen aus eigenen Mitteln erhalten müßten. Der Streit war damit aber nicht zu Ende, er zog sich noch Jahre hin und teilte die Bevölkerung Kanadas in zwei Lager, das eine für die Rechte der Provinz und konfessionslose Schulen, das andere für die Rechte der katholischen Minderheit in Manitoba kämpfend. Die Wahlen 1896 entschieden für letztere und erhoben den noch jetzt seine Stellung innehabenden Wilfried Laurier, einen Franko-Kanadier, zum Premierminister. Durch dessen geschickte Verhandlungen mit der Provinzialregierung von Manitoba kam ein Kompromiß zustande, der den französischen Katholiken der Provinz Religionsunterricht in den Schulen und den Schutz ihrer Sprache zugestand. In dem Kompromiß heißt es, daß der katholische Religionsunterricht am Ende der Schulstunden durch einen katholischen Geistlichen oder Lehrer stattfindet. Ein katholischer Lehrer kann angestellt werden in Städten, in denen mehr als 40 katholische Schüler und in Landgemeinden, in denen mehr als 25 vorhanden sind. Französische Sprache soll gelehrt werden, wo mehr als 10 Schüler Französisch sprechen. — Im Jahre 1905 wurden die beiden Territorien Saskatchewan und Alberta zu Provinzen gemacht. Das Recht, über ihr Schulwesen selbst zu befinden, wurde ihnen aber nach den schlechten Erfahrungen in Manitoba nur in beschränktem Maße zugestanden. Die Verhältnisse lagen hier ähnlich wie in Manitoba; es bestanden aus älterer Zeit viele katholische Schulen, deren Privilegien man nicht in Frage stellen wollte. Nach langen Debatten kam es ebenfalls zu

einem Kompromiß, von dem befürchtet wird, daß es den Keim zu neuen endlosen Streitigkeiten in sich trägt.

Neben dem Kampf um die Schule, der für Kanada eine noch weit größere Bedeutung hat als in den alten Kulturstaaten, und bei der schnellen Entwicklung des Landes auch in Zukunft eine große Rolle spielen wird, waren es hauptsächlich Tarif- und Verkehrsfragen, also vornehmlich wirtschaftliche Interessen, die die politische Tätigkeit des Volkes seit der Konföderation bis zur Gegenwart in Anspruch nahmen. Da diese jedoch für unsere Darstellung weniger in Betracht kommen, wenden wir uns hier den jetzt bestehenden Verhältnissen zu, um zunächst Kanadas verschiedenartige Bevölkerung und deren Einfluß auf die Gesamtheit zu behandeln.

II.

Die Bedeutung des französischen Elements ist gegenwärtig fast noch größer als in früheren Zeiten: von der etwa 7,5 Millionen betragenden Gesamtbevölkerung sprechen etwa 2 Millionen Französisch. Von diesen wohnen etwa 1,3 Millionen in der Provinz Quebec, wo von irgendeinem Eindringen englischer Sprache und englischen Wesens in die breiten Massen, trotzdem Englisch in der Schule gelehrt wird, nichts zu spüren ist. Es wird sogar offiziell zugegeben, daß sich die englische Bevölkerung in der Provinz ständig vermindert; dasselbe gilt von mehreren Distrikten der Provinz Ontario, die 230000 Franko-Kanadier neben etwa 2,5 Millionen Engländern zählt. In Neubraunschweig sind 80000, in Neuschottland 50000, in Manitoba 20000 Franko-Kanadier. Zusammengehalten werden sie alle durch die katholische Religion, zu der sich über ein Drittel der kanadischen Bevölkerung bekennt. Da die nicht französischen Katholiken, insbesondere die Iren, vielfach mit den Franko-Kanadiern zusammengehen, erstreckt sich deren Macht auch auf Gebiete, wo sie nur in geringer Zahl vorhanden sind. Von den 221 Wahlkreisen Kanadas ist in 89 der Einfluß der französischen Wähler vorherrschend. – Die so vielgerühmte Fähigkeit der englischen Rasse, andere Völkerschaften aufzusaugen, hat hier also, ähnlich wie in Irland, völlig versagt. In beiden Fällen hatten die Engländer es allerdings mit einer alteingesessenen Bevölkerung, die lange vor ihnen da war, zu tun; da das auch in Südafrika der Fall ist, so mag füglich bezweifelt werden, ob es ihnen dort gelingen wird, das verwandte Burenelement aufzusaugen. Die Verhältnisse liegen aber in Südafrika insofern für die Engländer günstiger, als der Gegensatz der Religionen nicht so scharf ist wie den Katholiken gegenüber in Kanada und Irland.

Der zweitwichtigste Fremdkörper in der englischen Bevölkerung Kanadas ist das amerikanische Element, das vornehmlich im Westen seinen Sitz hat. Man schätzt es auf etwa 700000. Das Gros besteht aus wohlhabenden Farmern, unter denen viele deutscher oder skandinavischer Abstammung sind. Es wird durch Zuwanderung von Jahr zu Jahr erheblich verstärkt, im letzten Jahre um 104000, wovon 57000 geborene Amerikaner. Die Ursache dieser Völkerwanderung ist der billige und vorzügliche Boden, von dem der

beste den amerikanischen Einwanderern anheimfällt, die neben Geld und Intelligenz vor allem auch gute Kenntnis der landwirtschaftlichen Verhältnisse des Westens mitbringen. Dem Zuzug aus den Vereinigten Staaten im letzten Jahre hatte England zum erstenmal einen bedenklich geringen Prozentsatz entgegenzustellen: den 57000 reinen Yankees nur 53000 Einwanderer aus Großbritannien, die sich noch dazu über ganz Kanada verteilen, mithin nicht den Einfluß ausüben können wie die kompakten Massen von Amerikanern im Westen. Daß man unter diesen Umständen in England vor der Zukunft besorgt ist, begreift sich. Ein kanadischer Politiker urteilt in der „Times" über die amerikanischen Einwanderer folgendermaßen:

„Sie können keine ererbte Liebe für britische Einrichtungen und keine Loyalität für die britische Flagge haben. Noch für viele Jahre hegen sie kindliche Gefühle für ihre alte Heimat, lesen amerikanische Zeitungen und kaufen, wenn die Tarifverhältnisse es gestatten, amerikanische Waren. Als geborene Politiker sind sie einflußreich in lokalen und nationalen Fragen und werden in immer erhöhtem Maße die Institutionen des Landes nach ihren Wünschen formen. Niemand befürchtet, daß sie es an Loyalität Kanada gegenüber fehlen lassen werden, aber wie sie für Großbritannien und für die Interessen des Reiches interessiert werden können, ist das größte Problem Englands."

Die Hoffnung auf ihre Loyalität gegen Kanada erscheint nicht unbegründet. Verfassung und Lebensverhältnisse Kanadas haben im Vergleich mit denen der Vereinigten Staaten unzweifelhaft viele Vorzüge. Dahin gehören die Unabhängigkeit der Richter und Beamten von den Parteien, das Fehlen der amerikanischen Korruption, die beschränkte Macht der Provinzen in bezug auf die Gesetzgebung, wodurch die Minderheiten Schutz und Rückhalt durch Anrufen einer höheren Instanz erhalten, größere Sicherheit gegen Ausbeutung durch Trusts und die großen Eisenbahngesellschaften. Letztere unterstehen in Kanada der Staatsaufsicht, die im Interesse der Gesamtheit auch mit Energie ausgeübt wird. Daß aus solchen geordneten Verhältnissen heraus die Sehnsucht nach den Vereinigten Staaten nicht groß sein kann, ist wohl anzunehmen. Es bleiben also hauptsächlich die sehr gewichtigen, gemeinsamen Wirtschaftsinteressen, die sie dazu bewegen könnten. Auf diese Frage kommen wir weiterhin noch zurück.

Neben dem französischen und amerikanischen Element ist das deutsche von geringerer Bedeutung. Nach dem letzten Zensus 1901 waren 27000 Deutsche vorhanden, von denen die meisten im Westen wohnen. Ein Teil davon sind Deutschamerikaner und Deutschrussen; dazu kommen noch viele Tausende Eingewanderter aus den Vereinigten Staaten, die in der zweiten und dritten Generation deutscher Herkunft sind. Nach den „Mitteilungen für das Deutschtum im Ausland" haben sich die katholischen Deutschen am besten organisiert. In Saskatchewan allein bestehen drei deutsche Kolonien, die St. Joseph-, St. Pius- und St. Peter-Kolonie, zusammen 17000 Deutsche zählend. Die aus den Vereinigten Staaten zugewanderten Kolonisten sind entweder durch den deutsch-amerikanischen Nationalbund oder durch den Volksverein der katholischen Deutschen Nordamerikas beeinflußt. In Winnipeg, Münster und Regina erscheinen deutsche Zeitungen; deutsche Schulen sind

in diesen und mehreren anderen Städten, wie Windthorst, Leofeld, Humboldt. Ein Aufgehen des deutschen Elements in das englische soll nicht zu befürchten sein. Wie in allen anderen Ländern gelten die Deutschen als die am meisten willkommenen Einwanderer, still, fleißig und den Gesetzen gehorchend. — Der „National Revue" wird über sie geschrieben, daß sie in Ontario zu den besten Einwohnern zählen, ebenso im ganzen Westen, in Winnipeg und in den Städten von Britisch-Columbia. Überall bildeten sie einen niemals aggressiven, immer aber produktiven Teil der Bevölkerung, der einen großen Einfluß ausübt, wenn auch auf der Oberfläche davon nicht viel zu merken sei. Ihre Macht läge, ihrer geringen Anzahl entsprechend, nicht in den Wahlen, sondern in ihrem Charakter und ihrem Zusammenhalten. Im allgemeinen Sinne gute Kanadier, seien sie in politischer Hinsicht nicht zu tadeln, wenn sie eine finanzielle Annäherung an Deutschland unterstützten, sollten auch die Schwierigkeiten der britischen Tarifreform und der Reichsvorzugszölle dadurch vermehrt werden.

So erwünscht die deutsche Einwanderung der kanadischen Regierung ist, so wenig werden die einströmenden slawischen Völkerschaften willkommen geheißen. Als Arbeiter sind sie bei dem großen Mangel zwar genehm, nicht aber als Ansiedler, trotzdem sie sich gerade hierfür besonders eignen. Wie groß der Arbeitermangel ist, erhellt aus einem Bericht der Direktion der Grand Trunk-Pacific-Bahn vom Juli vorigen Jahres, in dem es heißt, daß die Bahn, trotzdem sie Löhne von $2\frac{1}{2}$—3 Dollar per Tag zahlt, nur 1600 Arbeiter zum Bahnbau habe, während 5000 gebraucht wurden. Es gibt in Saskatchewan weit über hundert Dörfer, die nur von Galiziern, Polen, Russen, Rumänen, die einzelnen Völkerschaften voneinander getrennt, bewohnt sind. Da sie, ihrem niedrigen Kulturstandpunkt entsprechend, Fremdlinge in dem großen Staatsorganismus bleiben, wird seit einigen Jahren angestrebt, neue Ankömmlinge möglichst über das Land zu zerstreuen. Man berechnet das slawische Element auf etwa 300 000, das italienische, das ebenfalls nicht beliebt ist, auf 50 000, das jüdische auf 40 000. An Indianern sind nur noch wenige Tausend vorhanden, die langsam vor der Kultur dahinsterben.

Seit einem Jahre wird von den Einwanderern außer körperlicher und geistiger Gesundheit auch ein Besitz an mindestens 100 Mark gefordert, eine Gesetzesvorschrift, die sich nicht allein gegen die östlichen Völkerschaften richtet, sondern auch gegen die Arbeitslosen und Degenerierten Englands, diesem Hefesatz von Arbeitergenerationen, an dem dieser älteste Industriestaat Europas am meisten leidet. Die Rückweisung von Hunderten solcher Einwanderer hat naturgemäß viel böses Blut gemacht. In Parlament und Presse wurde dagegen vergeblich angekämpft, da die Kolonie sich hier nicht dreinreden läßt.

Andere Menschenmassen, wie Chinesen und Indier, sind trotz der dadurch dem Mutterlande verursachten Schwierigkeiten bis jetzt mit Erfolg abgehalten, Japaner allerdings in beschränktem Maße geduldet worden; aber auch sie sollen in Zukunft ausgeschlossen bleiben. — Soweit sich also nach den jetzigen Verhältnissen urteilen läßt, wird das zukünftige kanadische Volk ziemlich reiner germanischer Rasse sein und noch in diesem Jahrhundert eine größere germanische Bevölkerung haben als Europa. —

Wie sind nun die Staatseinrichtungen, die die verschiedenen Völkerschaften in eine große Nation verschmelzen sollen? Die dafür passende Verfassung hat sich in den steten Kämpfen zwischen den englischen und französischen Kanadiern im Laufe des vorigen Jahrhunderts allmählich herausgebildet; sie verbindet die unbestrittene Autorität des Staates mit Selbstverwaltung in glücklichster Weise und ist dabei dehnbar und veränderungsfähig. Da ohne ihre Kenntnis die Vorgänge in dem heutigen Kanada nicht verständlich sein würden, seien ihre Grundzüge hier kurz angeführt.

Die exekutive Gewalt hat nominell der König von Großbritannien und Irland; sie wird ausgeübt in seinem Namen durch seinen Repräsentanten, den General-Gouverneur, zurzeit Lord Grey, dessen Nachfolger in kurzem der Herzog von Connaught sein wird, und das Privy Council, bestehend aus dem Premierminister und vierzehn Ministern. Nur der General-Gouverneur wird vom König ernannt. Durch ihn übt die Krone ein allgemeines Aufsichtsrecht über die Verwaltung aus. Tatsächlich ist Kanada in seinen eigenen Angelegenheiten selbständig, nur Verträge mit fremden Staaten und allgemeine Reichsangelegenheiten unterliegen der Entscheidung des Mutterlandes; aber auch hierin ist die Abhängigkeit der Kolonie vom Mutterlande bereits bedenklich abgeschwächt, insbesondere in bezug auf Handelsverträge und zum Teil auch in bezug auf die Reichsverteidigung. Das Privy Council oder Ministerium ist ebenso wie in England im letzten Ende nur ein Komitee der herrschenden Partei im Parlament. Die Mitglieder werden zwar vom General-Gouverneur ernannt, sie behalten ihre Stellung aber nur so lange, als sie die Mehrheit des Parlaments für sich haben. Alle Regierungsakte bedürfen ihrer Zustimmung und führen daher die Unterschrift „Governor-general in Council".

Die gesetzgebende Gewalt wird vom Parlament ausgeübt, das aus zwei Häusern, dem Senat und Haus der Gemeinen, besteht. Die Mitglieder des Senats, im ganzen 87, werden auf Lebenszeit vom General-Gouverneur in Council ernannt. Jede Provinz stellt so viele als ihrer Bevölkerungsziffer entspricht, die beiden größten, Ontario und Quebec, aber je 24, wodurch das französische Quebec bei seiner bedeutend geringeren Einwohnerzahl bevorzugt ist. Da die konservative Partei bis 1897 über 25 Jahre lang am Ruder war, seitdem aber durch die liberale abgelöst worden ist, steht eine konservative Mehrheit im Senat der liberalen im Hause der Gemeinen gegenüber, ein Zustand, der nur durch allmähliches Aussterben der konservativen Senatoren sich ändern kann; dennoch hat die Verwaltung gut funktioniert. Ähnlich wie in England gegen das Oberhaus ist in letzter Zeit auch eine Bewegung für Abschaffung des Senats in Kanada im Gange, die voraussichtlich auf eine Reform auslaufen wird, nach der die Mitglieder des Senats zur Hälfte von den Provinzen gewählt werden und ihre Stelle nicht mehr auf Lebenszeit innehaben. Das Haus der Gemeinen besteht aus 221 Mitgliedern, die, aus direkten Wahlen hervorgehend, sich folgendermaßen verteilen: Ontario 86, Quebec 65, die übrigen Provinzen zwischen 3 und 18. Der General-Gouverneur hat verfassungsmäßig das Recht, Veto einzulegen gegen Beschlüsse beider Häuser, wenn sie den Reichsinteressen oder der Reichsgesetzgebung zuwiderlaufen; Ge-

brauch gemacht ist hiervon nur einmal in einer auswärtigen Angelegenheit. Als Kuriosum der kanadischen Verfassung sei erwähnt, daß der jeweilige Führer der Opposition ebenfalls ein Gehalt bezieht, in gleicher Höhe wie das der Minister: 28000 Mark, was wohl als letzte Konsequenz des parlamentarischen Systems bei dem Vorhandensein zweier großer Parteien angesehen werden kann.

Die Provinzen haben eigene Verwaltung und eigene Parlamente unter Gouverneuren, denen, ähnlich wie dem General-Gouverneur, die Exekutivgewalt über ihre Provinz zusteht. Sie werden vom General-Gouverneur in Council auf fünf Jahre ernannt. Die Parlamente sind je nach der Entwicklung der einzelnen Provinzen verschieden, Quebec und Neuschottland haben zwei Kammern, die übrigen nur eine; es zeigt sich hierbei die Eigentümlichkeit der englischen Kolonialpolitik, alles der natürlichen Entwicklung zu überlassen unter Vermeidung von jeglichem Schematismus. Die Provinzen haben Selbstverwaltung, soweit hierdurch nicht die Interessen der Zentralregierung berührt werden, der Strafrecht, Eherecht, Post, Zölle, Reichsverteidigung, Eisenbahnen, Handel und Verkehr, Bank und Münzwesen, in einzelnen Provinzen auch die Schule vorbehalten sind. Sie übt ferner ein Aufsichtsrecht aus über die Gesetzgebung der Provinzen, das jedoch von diesen immer mit Eifersucht bekämpft wird. Ein oberster Gerichtshof bei der Zentralregierung entscheidet als letzte Instanz nicht nur über juristische, sondern auch über legislative Fragen des Dominiums wie der Provinzen, ihm kann auch der General-Gouverneur in Council jede Gesetzstreitigkeit vorlegen. Ein Appell gegen dessen Entscheidung beim Rechtskomitee des Privy Council des Vereinigten Königreichs ist zulässig, wurde bis jetzt aber nur sehr selten erhoben. So ist für alle nur möglichen Konflikte ein Ausweg geboten durch Anrufung höherer Instanzen, wenn auch tatsächlich kein Gebrauch davon gemacht wird.

Die kanadische Verfassung ist der Englands am gleichartigsten und für die der jüngeren Staatsbildungen, das Commonwealth von Australien und die Union von Südafrika, vorbildlich gewesen. In Australien allerdings hat die demokratische Mehrheit einige wesentliche Abänderungen vorgenommen, die ihre Verfassung in mancher Hinsicht der der Vereinigten Staaten ähnlicher machen als der englischen. Es gibt dort nicht Provinzen, sondern Staaten, die, ihrem Namen entsprechend, auch eine größere Selbständigkeit der Zentralregierung gegenüber haben; so wählen sie sich ihre Gouverneure, Beamten und Richter selbst, anstatt sie von der Zentralregierung entgegenzunehmen. Auch die Bande Australiens mit dem Mutterlande sind loser, es fehlt z. B. das Glied, bei Verfassungsstreitigkeiten das Rechtskomitee des Privy Council des Vereinigten Königreichs anrufen zu können. Aber Australien ist fast rein englisch, es hat aus Furcht vor dem Eindringen von Asiaten das Bedürfnis, sich eng an das Mutterland anzulehnen und ist finanziell von England völlig abhängig. Ganz anders steht es mit dem unendlich viel wichtigeren Kanada, sein Besitz ist durch die verschiedenartige Bevölkerung, durch die Nachbarschaft der Vereinigten Staaten und durch drohende Interessengegensätze mit dem Mutterlande gefährdet.

III.

Das Verhältnis zu den Vereinigten Staaten hat im Laufe der Geschichte die mannigfachsten Wandlungen durchgemacht. Häufig war es schlecht bis zur Kriegswahrscheinlichkeit; aber da es sich bei den Konflikten meist um Rechtsstreitigkeiten, die Auslegung von Verträgen handelte, die die Lebensinteressen der jugendlichen Staaten nicht gefährdeten, so fand schließlich immer ein Ausgleich statt, das heißt, England gab regelmäßig nach langem Sträuben nach, trotz allen Gegenvorstellungen Kanadas. Einige der großen Streitpunkte sind fast vergessen; dahin gehört der Grenzstreit des Staates Maine, dessen Ergebnis war, daß dieser Staat jetzt keilförmig zwischen die Provinzen Neubraunschweig und Quebec hineinragt; ferner der Streit um die Grenzen im Westen. Nach vielem Kriegsgeschrei erhielt Kanada die Insel Vancouver, gab dafür aber alle Gebiete südlich vom 49. Breitengrad auf, ein Abkommen, das für England außerordentlich ungünstig war. Der neuesten Zeit gehört der Yukon-Grenzstreit an, der infolge der Goldfunde in Alaska 1896 akut wurde. Es handelte sich hier um die Auslegung eines alten Vertrages mit Rußland von 1825, wonach dem späteren Besitzer der russischen Gebiete, den Vereinigten Staaten, nur ein schmaler Küstenstreifen nördlich vom 55. Breitengrad zustand. Der Streit wurde 1903 zugunsten der Vereinigten Staaten entschieden, sie erhielten einen bedeutend breiteren Küstenstreifen, vor allem den wichtigen Lyenkanal.

In den letzten Jahren ist England bemüht, alle Streitfragen so schnell wie möglich zu Ende zu führen. Auf Betreiben seines Botschafters in Washington, Bryce, ist zu diesem Zweck eine ständige Kommission aus drei Delegierten der Vereinigten Staaten und Kanadas eingesetzt worden, deren höhere Instanz bei Meinungsverschiedenheiten das Haager Schiedsgericht ist, vorausgesetzt, daß die Regierungen dem zustimmen. Die Kommission wirkt zwar nur beratend, aber ihrer Tätigkeit ist es bereits gelungen, die Schiffahrt auf dem Michigan- und Erie-See und in den Kanälen sowie die Ausnutzung der Niagarafälle zu regeln. Die vielumstrittenen Fischereigerechtsame in den Gewässern von Neufundland und Labrador, über die eine Einigung nicht erzielt werden konnte, sind im September 1909 durch das Haager Schiedsgericht entschieden worden. Welche Bedeutung diese Frage für Kanada hat, ergibt sich aus einigen Zahlen des vorjährigen Regierungsberichts. Danach sind etwa 65 Millionen Mark im Küsten- und Seefischereibetrieb angelegt; etwa 85000 Mann sind in der Fischerei tätig, wovon 63000 in der wichtigen Bootsfischerei nahe der Küste, auf die es in dem fast ein Jahrhundert alten Streit vornehmlich ankommt.

In einem Vertrage von 1818 hatten die Vereinigten Staaten für immer darauf verzichtet, innerhalb der Dreimeilengrenze an der Küste und an den Meeresbuchten Neufundlands und des südlichen Labrador Fischerei zu betreiben, den Vertrag aber so ausgelegt, daß sie nicht nur drei Meilen außerhalb der großen Meeresbuchten, sondern auch in ihnen, drei Meilen von der Küste entfernt, fischen dürften. England gab 1854 für die Fundy-Bai nach, dann 1865 auch für alle größeren Buchten, deren Eingang breiter als

sechs Seemeilen ist. Nach dem Sezessionskriege respektierten die Vereinigten Staaten aber auch die Dreimeilengrenze nicht und sprachen England das Recht der Fischereigesetzgebung ohne ihr Mitwirken, also im letzten Ende die Souveränität über die betreffenden Gewässer überhaupt ab. Das Haager Schiedsgericht hat in den beiden Hauptpunkten zugunsten Englands gesprochen und dürfte nach diesen Erfahrungen wohl kaum mehr von den Yankees als die geeignete Stelle für die Entscheidung von Streitfragen mit Kanada angesehen werden.

Deutlicher als in der Fischereifrage tritt die Nachgiebigkeit Englands in einer Angelegenheit zutage, die ihrer delikaten Natur nach in der englischen Presse nur selten berührt wird und bei den freundschaftlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten eigenartig anmutet: In einem Vertrag von 1817, dem sogenannten Rush-Bagot-Vertrag, hatten sich beide Teile verpflichtet, auf den Seen nur eine bestimmte Anzahl von Kriegsschiffen zu halten, und zwar auf dem Ontariosee je eins, auf dem Obernsee zwei und auf dem alten Kriegsschauplatz, dem Champlainsee, je eins. Keins der Schiffe darf nach dem Vertrage ein größeres Deplacement haben als 100 Tonnen und eine größere Armierung als einen Achtzehnpfünder. Während nun Kanada sich streng an die Vertragsbedingungen hielt und sogar weniger Kriegsfahrzeuge hatte, als es vertragsmäßig durfte, führten die Vereinigten Staaten deren mehr. Wenn dies Mehr auch niemals einen bedrohlichen Charakter annahm, so lag immerhin ein Vertragsbruch vor, der von England geduldet wurde, um einer offiziellen Kündigung des Vertrages aus dem Wege zu gehen. Gegenwärtig hat Kanada nur ein Kriegsfahrzeug auf dem Obernsee und das noch unarmiert, die Vereinigten Staaten hingegen haben hier deren fünf und eins auf dem Ontariosee, alle zusammen mit einer Armierung von fünfzig Geschützen, dazu eine Marinemiliz von 2000 Mann. Die Durchfahrt amerikanischer Kriegsfahrzeuge wird von Fall zu Fall gestattet unter dem Vorbehalt, daß sie nicht armiert sind. Zuweilen, wenn die amerikanischen Übergriffe zu sehr dem Vertrage Hohn sprachen, erhebt sich in Kanada lauter Protest, so im vergangenen Jahre, als wieder zwei Schiffe die Kanäle passiert hatten und dann auf den Seen armiert wurden. Wegen der Angelegenheit im kanadischen Parlament interpelliert, konnte der Premierminister nur antworten, daß seiner Kenntnis nach ein Antrag von der Regierung der Vereinigten Staaten bei der englischen vorliege, den Vertrag zu revidieren; bis jetzt sei aber in der Sache noch nichts geschehen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die militärgeographische Lage der Seen eine solche ist, daß sie unter der Oberherrschaft der Vereinigten Staaten jeden Widerstand Kanadas aussichtslos machen würden. Der ganze Westen mit seiner gemischten und zum Teil amerikanischen Bevölkerung wäre einfach abgeschnitten und von vornherein verloren. Will man also Kanada nicht ganz der Gnade der Vereinigten Staaten überantworten, so muß, falls diese wirklich eine Flotte von Bedeutung auf den Seen schaffen wollen, auch eine kanadische geschaffen werden; es käme also auf ein Wettrüsten an. Gerade das soll aber verhindert werden, denn offiziell wird ein Zerwürfnis mit den

Vereinigten Staaten bei der Blutsverwandtschaft der beiden Völker für eine Unmöglichkeit erklärt, wenn man neuerdings auch dabei ist, die Wehrkraft Kanadas durch bessere Organisation und Ausbildung der Miliz zu heben.

Die kanadische Miliz ist unter dem Gesichtspunkt, daß die Vereinigten Staaten eine solche Einrichtung überhaupt nicht haben, auch gar nicht so unbedeutend. Ihre jetzige Organisation verdankt sie der Unfreundlichkeit der Vereinigten Staaten in den neunziger Jahren. Bis dahin war sie aus Mangel an Unterstützung durch den Staat und an Interesse seitens der Bevölkerung ziemlich verwahrlost. Seit 1898 wird mit Eifer daran gearbeitet, sie zu einer kriegsmäßigen Truppe zu machen. Bewaffnung und Ausrüstung wurden erneuert, und die Ausbildung geschieht seitdem nach modernen Anschauungen; der Schutz des Landes beruht jetzt allein auf ihr. Englische Truppen sind in Kanada nicht mehr vorhanden, das letzte Regiment wurde 1905 zurückgezogen. Nach dem Etat von 1909 besteht die kanadische Miliz aus 60000 Mann und 13000 Pferden; eine ständige Truppe von 5000 Mann bildet das Gerippe für die Kriegsformationen. Es besteht allgemeine Dienstpflicht und zwar drei Jahre aktiv, später in der Reserve. Die Übungen — im ersten Jahre einige Wochen, im zweiten und dritten nur acht bis sechzehn Tage — werden in den Ausbildungsschulen der dreizehn Militärdistrikte, in die das Land geteilt ist, abgehalten. Die obersten Kommandostellen haben abkommandierte englische Offiziere inne. Doch trotz des Vorsprunges, den Kanada mit seiner Miliz hat, würde es gegen die ungeheuren Hilfsmittel der Vereinigten Staaten auf die Dauer nichts ausrichten können; dazu bedarf es vor allem einer größeren Einwohnerzahl, wie sie erst in Jahrzehnten erreicht werden kann. Es ist daher leicht erklärlich, daß gegenwärtig jede Kriegsgefahr durch Nachgiebigkeit und Entfernen aller Reibungsflächen abgewendet wird. Dafür droht England aber eine Gefahr ganz anderer Art, nämlich die Möglichkeit einer wirtschaftlichen Vereinigung Kanadas mit den Vereinigten Staaten und damit deren Eroberung des Landes auf friedlichem Wege. Wir kommen hiermit zu den wirtschaftlichen Beziehungen Kanadas zu den Vereinigten Staaten und zum Mutterlande.

IV.

Berücksichtigt man die enge Nachbarschaft auf der langgestreckten Grenze über den ganzen Kontinent, die vielen verwandtschaftlichen Beziehungen der Grenzbevölkerung, besonders im Westen, die gleichen Lebensbedingungen, die gemeinsame Sprache, den Einfluß der amerikanischen Zeitungen und Literatur, die gleiche Währung und schließlich die Tatsache, daß sich die wirtschaftlichen Verhältnisse beider Länder vorzüglich ergänzen, so muß ein Zusammengehen zunächst auf wirtschaftlichem, dann auch auf politischem Gebiet und schließlich eine Annexion des kaum den zehnten Teil Einwohner enthaltenden Kanadas durch die Vereinigten Staaten als das Natürlichste von der Welt erscheinen. Konnte doch in den achtziger Jahren noch in Kanada der engste Anschluß an die Vereinigten Staaten offen gepredigt werden. Politisch trat dann aber eine große Ernüchterung ein durch die amerikanischen Rücksichtslosigkeiten in

bezug auf Grenzstreitigkeiten und die Neufundlandfischerei, wirtschaftlich durch den McKinley-Tarif 1890, der die kanadischen Produkte mit einem hohen Zoll belegte. Die Wirkungen lassen sich an einigen Zahlen leicht erkennen. 1889 exportierte Kanada zwölf Millionen Büschel Gerste über die Grenze, 1908 kaum eine viertel Million, an Pferden 17000, 1908 nur 2000, an Eiern vierzehn Millionen Dutzend, 1908 nur einige Tausend und so fort. Der Wert der Ausfuhr fiel in einem Jahre um etwa dreizehn Millionen Mark, für den damaligen Entwicklungsstandpunkt des Landes eine sehr beträchtliche Summe. Auf diese Weise haben die Vereinigten Staaten Kanada wirtschaftlich wie politisch in die Arme des Mutterlandes zurückgetrieben. Die günstige Situation wurde von diesem sofort ausgenutzt.

Während früher alle Verhandlungen zwischen England und Kanada an dem Freihandelssystem Englands gescheitert waren, gelang es nunmehr dem derzeitigen Kolonialsekretär Chamberlain, Kanada zu Vorzugszöllen auf englische Waren ohne Gegenleistung zu bewegen und hiermit ein Hauptbindemittel nicht nur mit Kanada, sondern auch mit den übrigen Kolonien herzustellen, die, bis auf Indien, bald nachfolgten. Seitdem ist England immer der beste Abnehmer für Kanadas Produkte gewesen; 1909 exportierte dieses zum Beispiel nach England für 540 Millionen Mark, nach den Vereinigten Staaten nur für 380 Millionen. Englands Hauptziel, auch Kanadas erster Lieferant zu sein, ist nicht erreicht worden; es scheiterte daran, daß Kanada der Bevorzugung englischer Waren eine Grenze setzen mußte, um seine eigene in der Entwicklung begriffene Industrie nicht zu schädigen. Aber auch so ist es nicht gelungen, die amerikanische Einfuhr aus dem Felde zu schlagen; nur die übrigen Länder haben darunter merklich zu leiden gehabt.

Kanada hat gegenwärtig drei Tarife, den Generaltarif für alle Länder, die ihm keine Zollvergünstigungen zugestehen, einen mittleren Tarif für Länder mit Zollvergünstigungen und den Vorzugstarif für das Mutterland. Der mittlere Tarif ist 10 %, der Vorzugstarif 33 % niedriger als der Generaltarif. Den mittleren genießen mit verschiedenen Abänderungen seit einem Jahr Frankreich, Österreich, Rußland, Spanien und acht kleinere Staaten; diesen Ländern werden außerdem für bestimmte Waren besondere Vergünstigungen gewährt. Deutschland hat von allen Ländern seit 1903 außer dem Generaltarif noch einen Zollzuschlag von 33 % hinnehmen müssen, der unsere Ausfuhr nach Kanada von 39 Millionen Mark im Jahre 1902 auf 20 Millionen in 1908 hat sinken lassen und uns leider während des großen Aufschwungs Kanadas in den letzten Jahren gegenüber den anderen Staaten bedenklich ins Hintertreffen gebracht hat. Die Ursache war der an sich wohl richtige Standpunkt, daß Deutschland Kanada nicht die volle Meistbegünstigung zu gewähren brauche, wenn Kanada unseren Handel einem anderen Lande gegenüber — in diesem Falle also England — benachteilige. Da sich aber von anderen Ländern nur Belgien dem Vorgehen Deutschlands anschloß, so erwies sich die Maßnahme als eine schwere Schädigung unseres Handels. Seit Februar 1909 ist diesem Zustande durch Gewährung von 25 Sätzen des deutschen Konventionalzolltarifs ein Ende gemacht. Wir stehen jetzt unter dem kanadischen

Generaltarif; die Wirkung hat sich schon innerhalb dreier Monate gezeigt. Unsere Ausfuhr nach Kanada hat sich in dieser Zeit um 8 %, die Einfuhr aus Kanada um 100 % gegen die vorhergehenden drei Monate gehoben. Das Mißverhältnis ist dadurch erklärlich, daß Kanada Rohprodukte liefert, wir Waren, für deren Absatz ein einmal verlorenes Terrain sich nicht so leicht wiedergewinnen läßt. Weitere Verhandlungen über gegenseitige Zollermäßigungen sollen im Gange sein, zum Leidwesen der englischen Imperialisten, die gegen den Friedensschluß zwischen Deutschland und Kanada in Presse und Parlament ihre Stimme erhoben haben.

Alle diese neuen Abkommen und Verhandlungen Kanadas mit europäischen Staaten haben aber eine geringe Bedeutung gegenüber dem jetzt zum Abschluß gekommenen Gegenseitigkeitsvertrag mit den Vereinigten Staaten. Seine ganze Tragweite wird erst ersichtlich, wenn man den schon unter den bisherigen Verhältnissen mächtig zunehmenden kommerziellen Einfluß der Vereinigten Staaten in Kanada berücksichtigt. Nach den Angaben des Premierministers Asquith im Parlament am 21. Juli 1910 betrug die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten nach Kanada im vorhergehenden Jahre 52 % der Gesamteinfuhr, die englische nur 30 %, die der anderen englischen Kolonien 6 und die aller übrigen Länder 12 %. Über die 30 % englischer Einfuhr rechnet ein Abgeordneter Kanada vor, daß sie mit zirka 250 Mill. Mark gerade die Hälfte der kanadischen Ausfuhr nach England bedeute, und daß Kanada auf sie einen Zoll von 52 Millionen Mark erhoben habe. Außerdem habe es aber noch an die kanadische Eisenindustrie 30 Millionen Entschädigung gezahlt, nur um sie zu befähigen, die Eisenprodukte selber herzustellen, die sonst von England hätten eingeführt werden müssen.

Während in den achtziger Jahren noch die englische Einfuhr die amerikanische übertraf, ging sie bis 1900 trotz der amerikanischen Zollschranken und trotz der Ermäßigung von 12 % für englische Waren ständig herunter, erst mit einer Zollvergünstigung von 33 % ist das Verhältnis zwischen den beiden Einfuhren stabil geblieben, das heißt in demselben Maße wie die englische Einfuhr, hat auch die amerikanische zugenommen, absolut genommen also beträchtlich mehr. Daneben findet eine bedeutende Einwanderung amerikanischen Kapitals statt, das in Kanada Fabriken anlegt für Produkte, deren Einfuhr sich wegen zu hoher Zölle nicht lohnt. Die Wirkung dieser Einwanderung besteht darin, daß sie zwar Industrie und Handel in Kanada befruchtet, aber die wirtschaftlichen Bande, die es mit England verbinden, lockert, die mit den Vereinigten Staaten stärkt.

Nach der „Monetary Times", dem ersten Finanzblatt Kanadas, ist — abgesehen von den vielen Millionen der zugewanderten amerikanischen Farmer — etwa eine Milliarde Mark amerikanischen Kapitals in Kanada angelegt, an englischem allerdings das Mehrfache. Das englische Geld kommt aber als Bindemittel nicht voll zur Geltung, weil es zum größten Teil in festverzinslichen Werten, wie Regierungs- und Städteanlagen und Eisenbahnwerten, angelegt ist, während das amerikanische sich der Industrie, dem Bergbau und Landspekulationen zuwendet. Für die Industrie allein gibt das Blatt nach

Statistiken und Umfragen eine Anteilnahme amerikanischen Kapitals von 420 Millionen Mark, des englischen nur von 134 Millionen an. In Britisch-Kolumbien haben Amerikaner für Ausnutzung der Wälder und Minen über 200 Millionen angelegt, in Saskatchewan und Alberta für Ländereien 80 Millionen, in Alberta für Minen 20 Millionen und so fort. Alle diese Investierungen arbeiten intensiv auf eine wirtschaftliche Annäherung an die Vereinigten Staaten hin, wobei ihnen das englische Kapital noch hilfreiche Dienste leistet, insofern als die von englischen Geldern gebauten Eisenbahnen dem Verkehr Kanadas mit den Vereinigten Staaten mehr zugute kommen als dem mit England. Ein Blick auf die Eisenbahnkarte Kanadas mit ihren vielen nordsüdlichen Verbindungszweigen der großen Ostwestlinien läßt dies sofort erkennen. Die Höhe des in kanadische Eisenbahnen angelegten englischen Kapitals wird auf über eine Milliarde angegeben.

Die einzige Möglichkeit, den natürlichen Prozeß einer weiteren wirtschaftlichen Annäherung zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten aufzuhalten, ist, daß England sich herbeiläßt, Kanada Zollvergünstigungen zu gewähren, insbesondere seinen Weizen zu bevorzugen. Nur dann will sich Kanada zu weiteren Vergünstigungen verstehen. Hierüber hat es in Parlament und Presse das Mutterland nicht in Zweifel gelassen, ebenso nicht darüber, daß es sich in seinen Verträgen mit anderen Ländern völlig freie Hand bewahren will. Da England aber eine Bevorzugung der Kolonien nur dadurch gewähren kann, daß es die Einfuhr anderer Länder besteuert, so ist es vor die Wahl gestellt, entweder der natürlichen Entwicklung in Kanada ihren freien Lauf zu lassen oder aber seine bisherige Freihandelspolitik, durch die es groß geworden, aufzugeben. Es ist dies eine der Ursachen für die jetzige Strömung in England, zum Schutzzoll überzugehen. — Die letzten Wahlen haben die Anhänger von Schutzzöllen, Konservative und Unionisten, auch nicht entmutigt. Ihr Führer Balfour gab im Parlamente mehrfach der Hoffnung Ausdruck, daß seine Partei noch vor Zusammentreten der nächsten Kolonialkonferenz das englische Volk zum Schutzzoll bekehren werde. Die „Times" schrieben nach den Wahlen, nachdem sie auf die schwindenden Handelsinteressen Englands in Kanada hingewiesen:

„Wenn sogar in dieser späten Stunde das britische Volk die ungeheure Wichtigkeit der Frage erkennen wollte, so kann das verlorene Terrain noch wiedergewonnen werden, und es kann noch jetzt die Grundlage gelegt werden für unberechenbare wirtschaftliche und politische Entwicklungsmöglichkeiten in der Zukunft. Wenn nicht, wird der Rest der englischen Handelsvorteile in wenigen Jahren dahinschwinden, mit ihm all die großen Gelegenheiten, das Reich zu konsolidieren. Für die Kolonien wie für das Mutterland bedeutet Gegenseitigkeit sofortiger Gewinn und am letzten Ende weit mehr Stärke und Sicherheit als irgendeine andere Politik."

Von diesen Gesichtspunkten aus wird die ängstliche Spannung verständlich, mit der man dem Ergebnis der in Washington geführten geheimen Verhandlungen über einen Gegenseitigkeitsvertrag zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten entgegensah.

Am 26. Januar wurde der Vertrag durch eine Spezialbotschaft Tafts an den Kongreß zuerst bekannt. Er übertraf alle Befürchtungen, die man in England vor ihm gehegt hatte, und stellt sich als ein schwerer Schlag gegen die imperialistischen Bestrebungen eines britischen Zollbundes dar.

Die Vereinigten Staaten gewähren darin Kanada Zollherabsetzungen, die auf 20 Millionen Mark geschätzt werden, während die Kanadas nur etwa 8 Millionen betragen. Zollfrei werden die hauptsächlichsten Nahrungsmittel: Korn, Vieh, Fische und alle Farmprodukte, ferner Bauholz, Papier, Drähte, Gips; Zollherabsetzungen erfahren Maschinen, Eisenerze, Lederwaren und viele andere Industrieerzeugnisse. In der Botschaft Tafts heißt es, „der Vertrag werde die freundschaftlichen Beziehungen zu Kanada, die sich jetzt nach dem befriedigenden Abschluß Jahrhunderte langer Streitigkeiten entwickelt hätten, befestigen und die Zuneigung der verwandten Völker erhöhen." — Die in ihm zum Ausdruck kommende scheinbare Selbstlosigkeit der Vereinigten Staaten bedeutet den Anfang der Abkehr von den hohen Schutzzöllen und ist ein geschickter Schachzug der Regierung gegen die demnächstige Mehrheit der Demokraten im Repräsentantenhause; sicherlich liegen ihm aber auch panamerikanische Ideen von einer wirtschaftlichen Einigung ganz Amerikas zugrunde. Derartige Erwägungen finden nun zwar in den Massen kein Verständnis. Ihnen wird der Vertrag aber sympathisch gemacht durch die Hoffnung auf billige Lebensmittel und dadurch, daß er den Trusts und den Hochschutzzöllen einen Schlag versetzt. In ihren Interessen geschädigt werden auf amerikanischer Seite die Farmer im Westen und die bedeutende Seefischerei in Neu-England. Trotz aller sofort einsetzenden Gegenströmungen und des Widerstandes der Mehrheit des Senats erscheint aber auf amerikanischer Seite die Annahme des Vertrages als gesichert.

Auf kanadischer Seite liegen die Verhältnisse, soweit sich bis jetzt urteilen läßt, ebenfalls günstig. Der Westen ist für den Vertrag, der Osten zum Teil, soweit Farmer und Seefischer in Betracht kommen; ihm feindlich ist die Großindustrie. Die Handelskammer in Toronto, die erste des Landes, hat sich bereits gegen die Annahme ausgesprochen. Von den politischen Parteien ist die liberale Regierungsmehrheit dafür, die konservative Partei, da sie in dem Vertrage eine Lockerung vom Mutterlande sieht, dagegen. Ihr imperialistischer Standpunkt wird aber abgeschwächt durch Spezialinteressen und die vielen Vorteile, die das Land im allgemeinen von dem Vertrage haben wird. Diesen Vorteilen stehen aber auch große Nachteile gegenüber. Man fürchtet, daß durch den Vertrag die kommerziellen Beziehungen zwischen dem Westen und Osten Kanadas, die schon jetzt durch die großen Entfernungen schwierige sind, noch mehr gelockert werden. Für die großen Ost-Westbahnen und den neuen Handelsweg über die Hudson-Bai erwartet man eine Schädigung zugunsten der Nord-Südbahnen. Der Vertrag werde letzten Endes die kommerzielle Annexion des Westens durch die Vereinigten Staaten zur Folge haben, dem die politische bald folgen werde. Diese Befürchtung sprach bereits im vorigen Jahre Roblin, der Premierminister von Manitoba, aus. Er warnte in einer Rede England, daß, wenn es nicht mehr für den kanadischen

Handel tun wolle, die Bande, die früher genügt hätten, die Anhänglichkeit an das Mutterland zu bewahren, für die Zukunft nicht halten würden. In zehn Jahren könnten die fremdgeborenen Bürger Westkanadas, wenn sie wollten, die Zügel in ihre Hand nehmen.

In England wird der Vertrag von den Unionisten allgemein als die britischen Interessen in hohem Grade gefährdend angesehen. Ihr Führer Balfour erklärte im Parlament den Vertrag als ein nationales Unglück, an dem allein die Weigerung der Regierung, den Bitten kanadischer Staatsmänner Gehör zu schenken, Schuld sei. Die „Times" klagt, Chamberlains derzeitige Warnung, die Frist, das Imperium zu konsolidieren, sei nur noch kurz, habe sich nunmehr als wahr erwiesen. Die „Morning Post" sagt, England werde von Kanada immer weniger haben, es dürfe auf die Kolonie nicht mehr rechnen. Die Schuld trüge England allein, indem es Kanada die Tür für Amerikas Eintritt geöffnet habe.

So egoistisch sich Kanada in seiner Handelspolitik dem Mutterlande gegenüber durch den Vertrag auch zeigen mag, Zeichen einer Entfremdung sind darin nicht zu finden. Die Kolonie wird noch durch Bande anderer Art als kommerzielle vom Mutterlande festgehalten. Wir kommen hiermit zu den politischen Beziehungen Kanadas zu England in ihrer neuesten Entwicklung.

V.

Vor einem Vierteljahrhundert war die Gefahr einer friedlichen Eroberung Kanadas durch seinen südlichen Nachbarn tatsächlich vorhanden. Seitdem haben sich aber die Bewohner beider Länder mehr und mehr entfremdet. Die Gründe dafür sind bereits dargelegt; sie bestehen in den ungerechten amerikanischen Ansprüchen um Grenzen, Fischereigerechtsame, Benutzen von Kanälen usw., ferner in den besseren innerpolitischen Verhältnissen und der größeren Rechtssicherheit in Kanada. Aus diesen Verhältnissen heraus erklären sich die selbstbewußten Reden der kanadischen Staatsmänner den Vereinigten Staaten gegenüber. Der Generalgouverneur, Lord Grey, erklärte vor drei Jahren in New York einem großen Auditorium, daß eine Annexion Kanadas durch die Vereinigten Staaten ebenso undenkbar sei, wie eine Annexion der Vereinigten Staaten durch Kanada. Ähnlich, in etwas weniger krasser Form, äußerte sich im vergangenen Sommer, ebenfalls in New York, der englische Botschafter Bryce. Es habe noch nie eine Zeit gegeben, in der das kanadische Volk mehr gewünscht hätte, innerhalb des Reiches zu bleiben und seine Verbindung mit ihm für immer aufrecht zu erhalten als jetzt. Die freundschaftlichen Beziehungen mit den Vereinigten Staaten seien gewährleistet durch die letzten Verträge und durch Entfernen aller Reibungsflächen. Nach seiner Rede erhob sich der Sprecher des Abgeordnetenhauses Kanadas, Marcil, und sagte: Kanada sei zufrieden mit seinem Los; die ungeheure Mehrzahl seiner Bewohner wolle, daß es die älteste Tochter des Mutterlandes bleibe und die erste unter den Nationen des Reiches. Als Vierter sei schließlich Laurier angeführt, der am 3. September 1910 in Winnipeg ausführte: Die Republik beginne zu

lernen, daß die monarchischen Einrichtungen in Kanada nicht weniger demokratisch seien als die der Vereinigten Staaten. Der König von England sei dem Gesetz unterworfen wie der Präsident, ohne dessen viele autokratischen Gewalten zu besitzen. Sie alle arbeiteten zusammen daran, Kanada als eine Nation aufzubauen. Sie folgten nicht einem vorgeschriebenen Wege, sondern schlügen sich ihre Bahn allein, die keine Parallele habe in einem anderen Teile der Welt oder in einem früheren Zeitalter. Die Geschichte berichte von Ländern, die ihre Nationalität durch Trennung vom Mutterlande erreicht haben. Sie aber hätten das Geheimnis gefunden, eine Nation zu werden, ohne mit dem Mutterlande zu brechen. Laurier hätte das Geheimnis noch etwas näher erklären können. Anscheinend besteht es nur darin, daß Kanada eine eigene Nation überhaupt nur in enger Anlehnung an das Mutterland werden kann, weil es noch auf viele Jahre zu schwach ist, sich seines gewaltigen Nachbarn im Süden zu erwehren.

Hier nun setzt die englische Staatskunst ein mit ihren Bemühungen, das Anlehnungsbedürfnis Kanadas in wirkliche Anhänglichkeit an das Mutterland zu gestalten. Sie sucht ihr Ziel mit Geduld, Selbstlosigkeit und bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu erreichen. Ihre Hauptwaffe ist, neben Gewährung von Selbstregierung im weitesten Sinn, der imperialistische Gedanke, der den Bewohnern Kanadas das stolze Bewußtsein geben soll, einem großen Staatsgebilde selbständiger Nationen anzugehören, an dessen Erhaltung alle gleichberechtigt mitarbeiten. In dieser Hinsicht hat der südafrikanische Krieg mächtig gewirkt, indem er den Bevölkerungen der Kolonien erst zum Bewußtsein brachte, daß sie noch durch andere Bande als die bloß materialistischen mit dem Mutterlande verknüpft sind. Der aufflammende Patriotismus veranlaßte die freiwilligen Truppensendungen aus Kanada, Australien und Neuseeland nach dem Kriegsschauplatze und machte neben dem Gefühl der eigenen Schwäche die Gemüter für die imperialistischen Ideen empfänglich.

Die erste Frucht der Bewegung war die Kolonialkonferenz von 1902. Vertreten durch ihre Premierminister waren nur die Siedelungskolonien mit Selbstregierung: Kanada, Australien, Neuseeland, Südafrika (Kapkolonie und Natal). Die Ergebnisse waren sehr gering. Eine Resolution ging dahin, daß in gewissen Zwischenräumen von etwa vier Jahren Fragen, die die Beziehungen des Mutterlandes mit den Kolonien betreffen, zwischen dem Staatssekretär der Kolonien und den Premierministern der sich selbst regierenden Kolonien diskutiert werden sollten. Ferner wurde über die Einführung von Vorzugszöllen verhandelt, und bei der heiklen Frage der Reichsverteidigung auch die Möglichkeit eines gemeinsamen Parlamentes gestreift. Auf die Behauptung Chamberlains, daß eine politische Föderation in den Grenzen der Möglichkeit liege, erklärte der Vertreter Kanadas Laurier: „Wenn Ihr unsere Hilfe wollt, so zieht uns auch zu Rate.“ Die in England unendlich oft erörterte Frage eines Reichsparlamentes, auf die sich Lauriers Antwort bezieht, ist in Frankreich theoretisch dadurch gelöst worden, daß die älteren Kolonien Abgeordnete in Senat und Parlament schicken; ein Gleiches wird bei der Verfassung und bei der Parteiregierung Englands für

völlig unmöglich angesehen. Man will anstatt dessen eine Art Reichsrat für gemeinsame Interessen anstreben; zu irgendwelchen Resultaten ist man nicht gekommen, und das sogenannte ideale Parlament für das Reich schwebt noch in nebelhafter Ferne. Die Kolonialkonferenzen sind dem Ziel bis jetzt auch nicht näher gekommen. In bezug auf die Reichsverteidigung jedoch wurde so viel erreicht, daß Australien seinen Beitrag für maritime Streitkräfte auf 4 Millionen Mark, Neuseeland auf 0,8 Millionen, Südafrika auf 1,7 Millionen erhöhten. Wie gering diese Beiträge sind, erhellt daraus, daß 1902 in England für die Reichsverteidigung 29 Schilling, in Australien 3,5, in Kanada nur 2 Schilling auf den Kopf entfielen. Kanada lehnte einen direkten Reichszuschuß ab, erkannte aber seine Verpflichtung an, seine Streitkräfte im Verhältnis zu seiner Bevölkerung und seinen Mitteln zu vermehren. Es wollte auch seine Streitkräfte unter Mithilfe der Reichsregierung nach dem Rat erfahrener englischer Offiziere ausbilden, soweit das mit dem Prinzip der lokalen Selbstverwaltung vereinbar wäre. Dieselbe Zurückhaltung hat Kanada auch auf der folgenden Konferenz im Jahre 1907 gezeigt. Presse und Parlament waren gegen Übernahme irgendwelcher weitergehender Verpflichtungen, vor allem waren es die Franko-Kanadier, die wohl gerne im britischen Reiche bleiben wollen, aber mit aller Macht sich dagegen auflehnen würden, eine aktuelle Rolle in einem anderen Teile des Reiches zu spielen als in ihrem eigenen.

Die Konferenz von 1907 tagte über einen Monat. Die endlosen Debatten legten die verschiedenen Interessen der Kolonien, ihre verschiedenen Wünsche und Ansprüche an das Mutterland offen zutage und gaben den Beweis, daß die Beziehungen zum Mutterlande nur in sehr wenigen Fällen für alle gleichartig gestaltet werden können. Von den gefaßten Resolutionen sind die wichtigsten folgende:

1. Die Zusammensetzung der künftigen Konferenzen wurde genauer bestimmt und der Wunsch ausgesprochen, daß die verschiedenen Regierungen durch einen permanenten Beamtenstab unter dem Staatssekretär der Kolonien über die zu diskutierenden Fragen auf dem Laufenden erhalten würden. Über die Zusammensetzung dieses Stabes wurde Näheres nicht geäußert, gerade aber ist vielleicht hier der Keim zu einer Art Reichsrat zu suchen. Ständige Vertreter (High Commissioners), deren Stellung nicht genau definiert ist, haben Kanada und Australien bereits in England; für Kanada ist es Lord Strathcona.

2. Für Sonderfragen zwischen Mutterland und einzelnen Kolonien und Fragen, die einer detaillierten Behandlung bedürfen, sollen Spezialkonferenzen anberaumt werden können.

3. Zur Erleichterung der Verbindung zwischen Mutterland und den Kolonien soll eine Verbindung Englands mit Kanada und von hier nach Australien und Neuseeland hergestellt werden, wozu alle Teile finanzielle Mittel beisteuern.

4. Die Konferenz erkennt die Notwendigkeit an, aus den verschiedenen Streitkräften des Reiches einen Reichsgeneralstab zu schaffen. Er soll alle

militärischen Fragen studieren, den verschiedenen Regierungen Informationen über militärische Angelegenheiten geben, Verteidigungspläne nach gleichen Prinzipien ausarbeiten. Er soll ferner, ohne sich im geringsten in Fragen zu mischen, die Kommandogewalt und Verwaltung betreffen, auf die Bitten der einzelnen Regierungen hin Ratschläge geben in bezug auf Ausbildung und Kriegsorganisation der militärischen Streitkräfte der Krone in allen Teilen des Reiches.

Man sieht, wie eifersüchtig die Kolonien ihre Oberhoheit über ihre Streitkräfte sich zu wahren versuchen. Dennoch bedeutet die Schaffung einer militärischen Zentralstelle für das ganze Reich, wenn auch mit noch so beschränkten Befugnissen ausgerüstet, einen bedeutenden Fortschritt.

Über die Kampfmittel zur See kam eine Einigung nicht zustande, da die Ansichten der Kolonien weit auseinander gingen. Kanada und Australien nahmen den Standpunkt ein, zunächst ihre eigenen Häfen schützen zu müssen. Das sicherste Mittel ist natürlich, selbst Küstenbefestigungen anzulegen und maritime Streitmittel defensiver Natur zu schaffen anstatt das Geld in die großen Kassen der englischen Admiralität verschwinden zu lassen. Da gegen diesen Standpunkt nichts zu machen war, kam es für die Admiralität nur noch darauf an, sich die Kontrolle über die Streitkräfte der Kolonien zu sichern. Der erste Lord der Admiralität versuchte dies zu erreichen, indem er betonte, daß die Beherrschung der See die Hauptsache sei und es hierzu des Zusammenwirkens aller bedürfe. Zu einer Debatte über diese Frage kam es nicht mehr; sie wurde auf eine Spezialkonferenz verschoben, die im August 1909 in London stattfand. Über die Resultate dieser für Großbritannien so bedeutsamen sogenannten Imperial defence conference äußerte der Premierminister Asquith im Parlament: In bezug auf die Armee empfehle die Konferenz den Kolonien, daß sie, ohne die vollständige Kontrolle über ihre Streitkräfte zu beeinträchtigen, ihre Machtmittel genau festlegen und deren Formationen, Transportmittel und Waffen so ähnlich wie möglich denen des Mutterlandes gestalten. Der auf die Vorschläge der Konferenz von 1907 bereits geschaffene Reichsgeneralstab sei hierdurch in der Lage, Pläne auszuarbeiten, durch die die Streitkräfte des Reiches in wirklicher Not schnell in eine homogene Reichsarmee geeinigt werden könnten, vorausgesetzt, daß die Kolonien wünschen sollten, an der Verteidigung des Reiches teilzunehmen. In bezug auf die maritimen Streitkräfte zögen Kanada und Australien es vor, eigene Flotten zu gründen. Sie gestänben aber zu, daß die Flotten so groß sein müssen, daß Offizieren und Mannschaften eine Karriere in ihrem Beruf ermöglicht und das Personal nach Bestimmungen ähnlich denen der englischen Marine ausgebildet werde, so daß eine Auswechselung oder Vereinigung zwischen britischem und kolonialem Personal möglich sei; aus demselben Grunde sollen auch Bauart und Armierung der Schiffe den englischen gleichartig sein.

Trotz dieser Abmachungen ist aber auf den drei Konferenzen von Verpflichtungen der Kolonien dem Mutterlande gegenüber auch nur andeutungsweise nicht gesprochen worden. Es ist ihrem Ermessen anheim gegeben, ob

sie mitmachen wollen oder nicht. Zu dieser Politik ist England durch die harten Lehren der Geschichte gekommen; denn die amerikanischen Kolonien sind verloren gegangen, weil sie zur Reichsverteidigung beitragen sollten. Als sie sich weigerten und ihnen dafür Steuern auferlegt wurden, machten sie sich frei.

Die Zeit nach der Imperial defence conference bis zur Bestätigung ihrer Beschlüsse durch das kanadische Parlament wurde durch weitere Verhandlungen der Admiralität mit der kanadischen Regierung und durch eine planmäßige Bearbeitung des kanadischen Volks von England ausgefüllt. Eine Reihe seiner ersten Staatsmänner wie der Generalgouverneur Lord Grey selbst, Lord Milner und Lord Beresford unternahm einen oratorischen Feldzug durch Kanada, um die Bevölkerung zu überzeugen, daß sie nur zusammen mit England einer großen Zukunft entgegengehen könne. Es seien hier einige besonders markante Stellen aus den vielen Reden angeführt. Mögen es vielleicht auch meist nur Worte sein, so wird doch niemals darin von einer bevorzugten Stellung Englands gesprochen, sondern einzig von dem britischen Reich, in dem England ein Glied ist wie die übrigen Kolonien auch.

Lord Milner sagt: Die Forderung der Gegenwart sei, in allen denkbaren Beziehungen ein Zusammenarbeiten der Kolonien mit dem Mutterlande zu erstreben. Eine politische Föderation der britischen Staaten müsse dem idealen Parlament oder, wenn das nicht, der Einigung der angelsächsischen Rasse vorangehen. Ein Imperialist stelle nicht seinen eigenen Teil des Reiches über den Rest, sein Bestreben sei vielmehr, ein dauerndes Werk zu bauen, das auf vielen Pfeilern von gleicher Stärke ruhe. England sei nur einer dieser Pfeiler, die anderen seien Kanada und Australien.

Lord Beresford behandelt das Thema von einem anderen Gesichtspunkt. Er sucht vor allem Deutschland als die drohende Gefahr hinzustellen und eine Vereinigung der kanadischen Seestreitkräfte mit der englischen Marine zu bewirken. Es soll die Gefahr bestehen, meint er, daß die Kolonien ihre eigenen Flotten haben. Das ist ein leeres Argument. Wir haben zusammenzustehen, zu steigen und zu fallen. Es soll auch die Gefahr bestehen, daß sich die Kolonien unabhängig erklären. Sie mögen es, das Mutterland würde dem nie widersprechen. Es hat seine Lektion beim Abfall der Vereinigten Staaten erhalten. Wenn die Kolonien sich unabhängig machen, so ist es sehr bedauerlich, aber das Recht dazu haben sie.

Lord Grey verkündet den Kanadiern, daß, so sicher wie die Sonne am nächsten Tage scheinen werde, so sicher würde nichts sie daran verhindern können, vielleicht noch vor dem Ende dieses Jahrhunderts nicht allein die Kornkammer, sondern das Herz, die Seele und das Steuer des Reiches, ja, wenn sie nicht Furcht hätten vor der Größe einer solchen Aufgabe, der kontrollierende Teil zu werden.

Diesen schwungvollen Reden sei hier der diplomatische Standpunkt des Premierministers Laurier gegenüber gestellt. In einer Rede vom 25. August vorigen Jahres heißt es: „Wir erstreben nicht die Unabhängigkeit und Trennung vom Mutterlande. Die Töchterstaaten wollen keine Trennung. Je freier sie

sind, um so größer ihre Anhänglichkeit. Wir sind unabhängig als eine Nation, aber während wir unabhängig sind als Nation, sind wir die Untertanen S. M. des Königs, und wir haben keinen anderen Souverän als den König von Großbritannien und Irland." — Aus diesen Worten geht die Verschiedenheit der englischen und kanadischen Auffassung deutlich hervor Mit dem englischen Parlament wollen Laurier und der größte Teil seiner Partei, die Franko-Kanadier, nichts zu tun haben, nur mit dem König von England und auch mit diesem nur durch seinen Stellvertreter, den General-Gouverneur im Rate der kanadischen Minister, nicht mit dem König im Rat der englischen Minister. Denselben Geist atmen denn auch die Beschlüsse des kanadischen Parlaments, die es im August vorigen Jahres in bezug auf die Reichsverteidigung faßte. Die konservative Opposition verlangte, daß die maritimen Streitkräfte Kanadas in jedem Kriegsfalle Englands automatisch dem Mutterlande zur Disposition gestellt werden sollten. Der Premierminister definierte hierauf den kanadischen Standpunkt mit folgenden Worten: „England habe in der Vergangenheit viele Kriege geführt, an denen Kanada gerechterweise nicht teilnehmen könne, wie den Krimkrieg und den ägyptischen Feldzug 1882. Die Loyalität Kanadas käme nicht in Frage. Wenn die Oberhoheit Englands bedroht würde, so würde jede Regierung, die England den Beistand der kanadischen Flotte verweigere, davongefegt werden. Die Frage spitze sich einfach dahin zu, ob der König die kanadische Marine durch seine englischen Minister oder durch seine kanadischen Minister kontrollieren wolle, die allein dem kanadischen Volke verantwortlich seien." Das Parlament entschied mit 111 Stimmen gegen 70 zu Lauriers Gunsten. Hiermit hat Kanada tatsächlich allein den Oberbefehl, nicht allein über seine Marine, sondern auch über seine Armee. Nachdem dies einmal verfassungsmäßig festgelegt, kann angenommen werden, daß von diesem Recht niemals wieder etwas aufgegeben werden wird.

Für den großen Gedanken des britischen Imperiums bildet das Problem, Kanada an England zu ketten, die bedeutendste Schwierigkeit. Eine wirtschaftliche Annäherung ist, selbst wenn England sich zum Schutzzoll bekehren sollte, nicht mehr wahrscheinlich, günstiger liegen die Aussichten in politischer Hinsicht, wobei das unleugbar vorhandene Konsoliditätsgefühl der britischen Rasse stark ins Gewicht fällt. Gelingt es dem Mutterlande nicht, die Kolonie sich zu erhalten, so bleibt ihm doch der Ruhm, Kanada seine Sprache, Kultur und Staatseinrichtungen viel tiefer und nachhaltiger eingeprägt zu haben, als ihm dies unter den weniger entwickelten Verhältnissen des 18. Jahrhunderts bei den späteren Vereinigten Staaten gelingen konnte.

Schleiermacher und die Frauen.

Von
Friedrich Wiegand.

Von hoher Stelle aus ist jüngst die Königin Luise den deutschen Frauen als Muster vor die Augen gerückt worden. Und in der Tat, wer möchte sich nicht gern ein solches Vorbild für seine Lebenshaltung gefallen lassen, zumal wenn es sich um die Königin Luise handelt, wie sie wirklich war, um das durch und durch gesunde, lebensfrohe und kluge Menschenkind, frei von dem bekannten legendarischen Aufputz, in dem wir sie meist nur kennen. Trotzdem hat jener Appell durchaus keine unbedingte Zustimmung bei der deutschen Frauenwelt gefunden. Man nahm ihn als rückhaltlose Empfehlung dessen, was wir gemeinhin die gute alte Zeit nennen, von der wir aber doch nur allzu genau wissen, daß sie durchaus nicht in allen Stücken gut war, und daß ihr auch nicht das stürmische Suchen und Weiterstreben einer hoffnungsvollen Jugend gefehlt hat. Jedenfalls bietet dieses Luisen-Zeitalter gerade an eigenartigen und selbständigen Frauengestalten eine reiche Menge, und es sind wiederum unter ihnen nicht die unbedeutendsten, die sich um eine Persönlichkeit gruppieren, deren Entwicklung wir uns ebensowenig ohne die Frauen denken können, wie etwa den Lebensgang Goethes. Für Friedrich Schleiermacher war es eine Forderung seines Gemütes, daß er sich enger an Frauen anschloß als an Männer. Wollte er auf wahre Freundschaft nicht verzichten, so konnte er zeitlebens nicht ohne die Frauen sein. Aus diesem Anspruche sind ihm bei Mit- und Nachwelt schwere Vorwürfe erwachsen. Man nennt ihn weibisch und vergleicht ihn ungerecht genug mit den großen Kraftnaturen, die ganz auf eigenen Füßen standen und niemanden brauchten, am wenigsten die Frauen. Und doch hat noch niemand das Kunststück fertig gebracht, den Gradmesser zu finden, der für jedes Genie in gleichem Maße paßt. Wir werden es vielmehr einem genialen Wegeweiser, wie Schleiermacher einer war, glauben dürfen, daß er auch für sich immer nur die Bahnen eingeschlagen hat, die zu ergreifen eine unausweichliche Forderung seines geheimsten Inneren und damit zugleich ein Erfordernis seiner geschichtlichen Mission war.

Schleiermacher und die Frauen! An die Spitze stellen wir naturgemäß die Mutter, eine ernste Christin und kluge Frau. Ihre Religiosität blieb frei von pietistischer Manieriertheit. Ihre ganze Kraft galt der Erziehung

und Ausbildung ihrer drei Kinder. Mit schlichtem Verstande wurde sie aller Schwierigkeiten Herr, die das wechselvolle Berufsleben des Mannes über die Häuslichkeit brachte. Die frühe zutage tretende Begabung ihres Sohnes Friedrich verursachte ihr eher Sorge als Freude; denn sie fürchtete davon Eitelkeit und Hochmut, und sie wußte nur zu gut, daß es für das innere Glück mehr auf ein gutes Herz als auf äußere Erfolge ankommt. So geleitete ihn ihre treue Fürsorge durch die ersten Schulen und bis in das herrnhutische Pädagogium zu Niesky. In der Wahl dieser Erziehungsanstalt war die Mutter mit dem Vater durchaus einig. Daß ihr Sohn fern vom Geiste der Welt in der Abgeschlossenheit der Brüdergemeinde wohlgeborgen aufwachsen sollte: diesen Gedanken ergriff sie mit herzlicher Rührung, und doch wieder zugleich mit jener Besonnenheit, der auch das Übernatürliche im ruhigen Lichte erscheint. Man darf darum annehmen, daß sie ihrem Sohne auch als milde Beurteilerin zur Seite gestanden haben würde, wenn sie seine schweren Konflikte auf dem Seminar zu Barby noch erlebt hätte, wenn sie nicht schon dem erst Fünfzehnjährigen durch den Tod entrissen worden wäre.

Das Seminar zu Barby trug zwar den Charakter einer theologischen oder philosophischen Fakultät, aber alles war rein auf die Bedürfnisse der Brüdergemeinde zugeschnitten und seminaristisch eingeengt. Und dabei lag Barby vor den Toren von Halle, wo schon seit einigen Jahren die pietistische Richtung durch die kritische Exegese und die Wolffsche Philosophie zurückgedrängt war. Gegen diesen modernen Geist die Schüler abzusperren war unmöglich. Bücher und Gedanken der Halleschen Aufklärer wurden Woche für Woche in Barby eingeschmuggelt und richteten als Konterbande um so größere Verwirrung an. Die Ratlosigkeit unter den Lehrern wuchs. Bald machte man das Studium der alten Sprachen in Niesky für die Misere verantwortlich; denn wer auf der Schule Homer und Plato lese, verlange auf dem Seminar nach Lessing und Goethe. Bald dachte man wieder daran, der neuen Richtung mit offenem Visier entgegenzutreten und sie niederzukämpfen. Auf entsprechender Höhe stand in Barby das gesellschaftliche Leben. Die Elbe floß dicht vorbei; aber das Baden war wegen leiblicher Gefahr und des dabei zu besorgenden Seelenschadens verboten. Verboten war überhaupt alles, selbst der Familienverkehr in der Stadt und der Besuch des Gottesdienstes in der Stadtkirche. Es war ein Leben arm an Freuden weltlicher Art nach streng pietistischem Zuschnitt, zusammengehalten obendrein durch ein ausgebildetes Beicht-, Kontroll- und Denunziationssystem. Die Mittelmäßigkeit mochte sich hier geborgen fühlen und sich eine leidliche Amtsroutine aneignen; für tiefer veranlagte Naturen war diese Luft unerträglich; das religiöse Genie mußte sich dagegen aufbäumen.

Nicht ganz anderthalb Jahre haben Schleiermachers Seelenkämpfe in Barby gewährt. Er jagte vergeblich nach den übernatürlichen Gefühlen, nach dem, was man unter den Brüdern den Umgang mit Jesus nannte. Die Kennzeichen echter herrnhutischer Frömmigkeit blieben bei ihm aus. Er sah ein: ein Pfarrer in der Brüdergemeinde kann ich nicht werden. Doch

das Rad rollte rasch weiter. Ein Semester später, und Schleiermacher entdeckte in sich die Vernunft. Er gelangte zu der Überzeugung: auch mit dem orthodoxen Systeme der Brüdergemeinde ist es nichts. Zur Philosophie kam rasch der frohe Genuß der von Rousseau und Goethe wieder entdeckten Natur, kam bald auch die empfindsame Poesie. Werthers Leiden und andere verbotene Romane taten das ihrige. Einen neuen Frühling sahen diese jungen Stürmer in Barby rings um sich her erblühen; es war eine jauchzende herrliche Zeit, hinter der freilich der Schrecken lauerte. Denn für Schleiermacher wenigstens bedeutete die Wahrheit offen zu bekennen nichts anderes als den Abgang von Barby und den Bruch mit der Brüdergemeinde. Vor allem aber, was würde der Vater dazu sagen, wenn der Sohn den sicheren Hafen, in den ihn die Eltern fürsorglich geborgen hatten, mutwillig verließ?

In der Tat übertraf die Antwort des Vaters alle Befürchtungen. „O Du unverständiger Sohn! Wer hat Dich bezaubert, daß Du der Wahrheit nicht gehorchest?" Der Sohn hat mit seinen Zweifeln an den kirchlichen Lehren von der Versöhnung und von der Gottheit Christi Christus selbst aufs neue gekreuzigt; er hat die Ruhe der seligen Mutter grausam gestört; selbst die fremde Stiefmutter weint über ihn. „Ach! mit herzschneidender Wehmut", heißt es weiter, „entlaß ich Dich, und entlassen muß ich Dich, da Du den Gott Deines Vaters nicht mehr anbetest, nicht mehr vor einem Altar mit ihm niederknieest."

Der Sohn war frei, er durfte Barby verlassen und in Halle studieren. Eine weite Welt erschloß sich mit einem Male vor seinen Augen. Er wurde hineingezogen in die großen Fragen der Zeit, in den Kampf zwischen der absterbenden Philosophie Wolfs und den siegreich vordringenden Ideen Kants. Das Halle von damals bot ihm reiches Genüge. Aber freilich unter welcher Bedingung! Er hatte die Gemeinschaft mit dem Vater, ja, wie er glaubte, auch vollkommen seine Liebe verloren. In letzterem irrte er allerdings; der Vater hatte das Band mit dem Sohne nicht ganz zerschnitten. Er nahm im Gegenteil an seinem Wohl und Wehe nach wie vor herzlichen Anteil; er verfolgte seinen Studiengang bis in alle Einzelheiten. Nur, daß freilich diese andringende Liebe des Vaters nicht ganz selbstlos war; sie galt vielmehr der Rückgewinnung des verloren Geglaubten zu den eigenen Anschauungen. Er schickt ihm Bücher und Aufsätze, die ihm das Ungereimte der Halleschen Theologie vor Augen führen sollen. Er hofft, der Stolze und Verblendete werde den Weg zum himmlischen Hohenpriester wieder zurückfinden. So bleibt doch die Kälte, unter der Schleiermachers zärtliches Herz empfindlich leidet. Er hält zwar in großer Selbstbeherrschung an sich; aber diese äußerliche Ruhe steht unter Druck. Bei aller Ehrerbietung, die er ihm zollt: den Vater im hohen Sinne des Vertrauens vermag er doch nicht mehr in ihm zu sehen.

Das einsame Herz des Zwanzigjährigen braucht einen Austausch der Empfindungen, einen Menschen, der mit ihm leidet und mit ihm fühlt. Am Bruder hat er nichts; er ist mittelmäßig und in hohem Grade träge. So bleibt sein Ein und Alles in dieser furchtbaren Zeit die Schwester.

Gewiß fehlt der guten Charlotte nicht minder wie Vater und Bruder jedes Verständnis für das Genie; mit banger Scheu steht sie diesem Wogen und Brausen gegenüber. Sie fühlt sich in ihrer herrnhutischen Enge wohlgeborgen; sie will und weiß nichts von der großen Welt draußen; sie ist darum in ihren Verhältnissen vergnügt und glücklich, und alle sind mit ihr zufrieden. Leicht nehmen infolge davon ihre Sorgen um den im ungewissen Meere Treibenden eine Form an, wie sie die Liebe wohl eingibt, wie sie die Selbständigkeit aber nicht ertragen kann. Auf die ängstlichen Mahnungen der Schwester antwortet darum der Bruder mit hochfahrender Schärfe. Er behandelt Charlotte schroff wie eine Gegnerin. Und sie hat es ertragen, hat den Sturm ausgehalten. In ihren Briefen findet sich bald kein unangenehmes Wörtchen mehr, sondern nichts als die wärmste schwesterliche Liebe. Damit aber hat sie den Bruder erobert, den Geistesmächtigen besiegt. Jetzt ist sie die Größere, sie wird die Vertraute seines Herzens. Und was er vor dem Vater klug zurückhält, das strömt er um so aufrichtiger in den Briefen an die Schwester aus. Damit aber gibt er sich ihr gefangen und ganz in ihre Hand. Er weiß, sie wird keinen schnöden Gebrauch von dieser Beute machen.

Schleiermacher hat seit einem Jahre die Universität verlassen; er sitzt beim Onkel in Drossen, äußerlich ganz behaglich und wohl beschäftigt. Aber seine Gedanken sind trübe und ernst. Was soll aus ihm werden? Was wird die Zukunft bringen? Er ist Theologe, aber die Theologie erfüllt ihn mit Ekel. Auf niemanden ist Verlaß, am wenigsten auf den eigenen Vater. Die Lage wird unerträglich. Schleiermacher verachtet den Selbstmord, und doch spielt er mit dem Gedanken daran.

Es kam des Vaters Geburtstag. Er selbst in besonders froher und dankbarer Stimmung. Die Familie war beisammen, auch der ferne Bruder sollte nicht fehlen; wenigstens im Geiste sollte er dabei sein. Charlotte kramt seine Briefe hervor und liest und liest den ganzen Vormittag. Dem Vater gingen die Augen über. So hatte er sich das Verhältnis des Sohnes zu ihm nicht vorgestellt; er fühlte, daß er des Sohnes Vertrauen verloren hatte. Das mußte anders werden. Der Bann war gebrochen. Von jetzt ab wirbt der Vater geradezu um die Freundschaft des Sohnes. Damals erst haben sich beide gefunden, ohne sich je wieder zu verlieren trotz allem, was sie nach wie vor trennte. Der demütigen Schwesterliebe war ganz unbewußt das große Werk gelungen.

Charlottes Leben blieb das einer echten Herrnhuterin. Sie hielt in der Gemeinde aus. Anfangs freilich auch nicht mit leichtem Herzen. Die Kämpfe, Nöte und Verstimmungen der Einsamen wollten kein Ende nehmen. Aber schließlich erlag bei ihr die Sehnsucht nach Freiheit doch immer wieder der Überzeugung, daß das Leben inmitten der geschlossenen Gemeinde ihrer anlehnungsbedürftigen Natur entspreche. Ihr reiches Gemüt, ihr schwärmerisches Empfinden ließen sie im Gedankenaustausch mit Schwestern und dankbaren Schülerinnen schwelgen. Musik und eine echte herrnhutische Schreibseligkeit hoben sie über die Enge und Bescheidenheit des Daseins hinweg.

Am innigsten blieb ihr Verkehr mit dem Bruder trotz aller Verschiedenheit der Bildung und der Betätigung. Mit warmem Herzen teilt sie seine Sorgen und Freuden. Alles ist ihr wichtig, was den Bruder angeht. Und er gesteht ihr offen, wieviel ihm auf ihr Urteil ankommt. Wo er gefährliche Wege geht, erfährt sie alles bis aufs letzte. Von sich aus geht sie nie auf Dinge ein, die einer ihr fremden Welt angehören. Aber wenn der Bruder sie darum bittet, so tut sie es um so lieber und ausführlicher. Sein Dasein wird bestimmt durch die Art der großen Welt; er braucht die mannigfaltige und zusammengesetzte Tätigkeit. Aber inmitten eines reichen Lebens von Kunst, Philosophie und Politik kann er nicht ohne Herrnhut sein, das er doch einst als lästige Fessel von sich gestoßen hatte. Es ist, als ob er die Brust öffnen und sich von dort neue geistliche Lebensluft zuströmen lassen wollte, wenn er die Schwester immer wieder um eingehende Berichte über alle Einzelheiten in der Gemeinde bittet, wenn er jede Gelegenheit benutzt, sie in ihrem Kreise aufzusuchen und dort der Zeiten zu gedenken, da er selbst sich noch um den echten Geist von Herrnhut bemühte. Eigentlich ist Schleiermacher sein Leben lang doch ein Herrnhuter geblieben, wenngleich ein Herrnhuter höherer Ordnung. „Was hätte aus mir werden, wohin hätte es mit mir kommen können, wenn nicht die Gemeinde gewesen wäre," so konnte er am Ende seines Lebens dankbar bekennen. Unter den Fäden aber, die ihn zeitlebens mit jener zwar engen und vielfach verkehrten, aber eben doch von tiefer und wahrer Religiosität beherrschten Welt verknüpften, war nicht der schwächste die anspruchslose Schwester Charlotte.

Im Entwicklungsgange des jungen Theologen bildet, zumal im deutschen Osten, das Hauslehrertum einen beliebten Abschnitt. Der ostelbische Großgrundbesitzer hat dank seiner Wohlhabenheit den Vorzug, sich für seine Kinder einen Kandidaten engagieren zu können, der sie unter seiner Aufsicht unterrichtet und dadurch selbst in engere Beziehungen zur Familie tritt. Auch Schleiermacher hat diesen Weg nach Beendigung seiner Universitätsstudien eingeschlagen.

Das gräfliche Haus Dohna zu Schlobitten zwischen Elbing und Braunsberg gehörte damals und gehört noch heute zu den ersten Familien in Preußen. Der Graf war auch nach seiner Verabschiedung der alte Soldat geblieben in seiner Strenge, seiner Ritterlichkeit und seinen sonderbaren Einfällen. Um so weiser und besonnener erscheint überall die Gräfin, sie das ausgleichende Element in vielen Fragen und auch von Einfluß auf ihren Mann. Ein Kranz von zehn vortrefflich entwickelten Kindern bildete das Glück des Paares. Man kann sich kaum einen größeren Kontrast denken als den Wechsel, den Schleiermacher im Oktober 1790 durchmachte, indem er das stille Pfarrhaus des braven Onkels in Drossen mit diesem aristokratischen Milieu vertauschte. Eine enge Kammer mit Büchern, dazu ein bißchen Naturgenuß, im übrigen stets unter Druck, in Geldnöten und mit etwas bösem Gewissen: dies war bisher Schleiermachers Welt gewesen. Jetzt darf sich mit einem Male seine fein konstruierte Seele nach jeder Richtung hin ausweiten und eine Fülle der zartesten Empfindungen ausströmen und wieder

in sich aufnehmen. Seine Briefe fließen denn auch von Glück und höchster Befriedigung über. Kein Unkraut kalter Gelehrsamkeit hemmt seinen raschen Schritt, keine theologischen Grübeleien trüben sein religiöses Empfinden. Dagegen hat er Schüler und Schülerinnen, die nach Geist und Charakter über das Mittelmaß hinausragen, und denen die Geburt schon die Anwartschaft auf eine bedeutendere Zukunft mit auf den Weg gegeben hat. Hier verlohnte es sich, zu unterrichten, hier waren Früchte und Freuden zu ernten.

Daneben predigte Schleiermacher, den Blick unwillkürlich auf die Familie Dohna gerichtet. Er sprach zu Menschen, die ihn verstanden, deren innere Welt der seinigen wahlverwandt war. Eine gewisse Eigenart tritt in diesen Predigten bereits zutage. Der zwanzigjährigen Gräfin Karoline erschien die Weise zu neu. Aber wohl gerade deshalb woben diese Predigten ein neues Band zwischen dem jungen Hofmeister und alt und jung in der Familie. So durfte Schleiermacher allmählich über den engen Bezirk des Unterrichts hinausgreifend sich in zarter Weise auf das seelenführende Gebiet wagen. Eben die Gräfin Karoline machte ihn zu ihrem Vertrauten. Er hat der jungen Enthusiastin, der die Menschen nicht genügten, die sich bald mit Schwärmereien, bald mit Zweifeln trübe Stunden machte, den Weg zu einer gesunden Erfassung des Lebens gezeigt.

So brachte ihm das Jahr 1791 den glücklichsten Sommer. Er fand auch alsbald die Formel für den Unterschied zwischen seinen bisherigen Verhältnissen und diesem ganz anders gearteten Familienleben; es war das Wort: Freiheit.

Das deutsche Bürgertum des 18. Jahrhunderts, in den Tagen der Aufklärung, war ehrenfest und tüchtig sondergleichen. Aber doch, wie eng war noch diese bürgerliche Welt, ehe die deutsche Dichtkunst ihren Horizont weitete, und ehe der aus der patriotischen Erhebung sich entwickelnde Liberalismus neben den privilegierten Ständen auch dem Bürger das Feld der politischen Betätigung freigab. Wie damals der gnädige Landesherr den geliebten Untertanen jede Äußerung ebensowohl ihres Willens wie ihres Unwillens versperrte, so verfuhr in gleicher Weise der Hausherr gegenüber Frau und Kindern. Auch er spielte innerhalb seiner vier Wände gern den aufgeklärten Absolutisten; er versagte den Seinigen das Recht auf freie Entwicklung und Selbstbestimmung. Das Schleiermachersche Haus war dafür ein typisches Beispiel. Ein rührend besorgter Vater, aber ein Gewissenstyrann durch und durch. Damit verglich nun Schleiermacher, was er in Schlobitten sah und hörte, wie hier Erziehung und Verkehr der Familienglieder untereinander auf Selbständigmachung und klare Charakterherausgestaltung abzielten.

In einem so durch Freiheit geadelten Familienleben übt naturgemäß auch die Frau eine erhöhte Wirksamkeit aus. Sie tritt nicht ungebührlich hinter dem Manne zurück. In Schlobitten lernte Schleiermacher Frauen kennen, denen die volle Bildung der Zeit zur Verfügung stand, und deren Empfindungsleben dabei aufs feinste entwickelt war. Erst in diesem häuslichen Kreise ging Schleiermacher der Sinn für die Frauen auf. Und erst

indem er das weibliche Gemüt verstehen lernte, gewann er ein Urteil über den wahren Wert des Menschen überhaupt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieses Studium des menschlichen Herzens Schleiermacher noch weiter führte.

Die zweite Tochter, Gräfin Friederike, eine Siebzehnjährige, war ihm von Anfang an als ein Wesen höherer Art erschienen. „Sie vereinigt alles," bekennt er, „was ich mir jemals von Reiz und Grazie des Geistes und Körpers gedacht habe. Jede Beschreibung wäre gewagt. Für alle geselligen Empfindungen geschaffen und gestimmt, mit einer ruhigeren Einbildungskraft, einem tiefblickenden Verstand, und dabei so voll attachement und ohne Prätension: wie glücklich wird sie nicht einen Mann machen, der dieses Schatzes würdig ist!" Eine tiefe Zuneigung zu Friederike konnte nicht ausbleiben, die indessen von der klugen Mutter gut beobachtet und im Hinblick auf den Standesunterschied und Schleiermachers unfertige Lage in ihren Grenzen gehalten wurde. Aber Friederike Dohna geht seitdem durch die Geschichte als eine jener auserlesenen Mädchengestalten, die durch die Liebe eines großen Geistes verklärt wurden. Früh ist sie in die Ewigkeit abberufen worden. Wie ein Heiligtum hat Schleiermacher zeitlebens von ihr ein Blatt aufbewahrt, auf dem sie im Gespräche mit Gott sich gegen den Wunsch ihrer Eltern stärkt, einen Mann heiraten zu sollen, den sie nicht lieben kann. Und daneben lag unter Schleiermachers Papieren der ergreifende Bericht über Friederikens letzte Stunden.

Was Schlobitten und insbesondere Friederikens schönes Dasein im Entwicklungsgange des bis dahin noch Weltfremden zu bedeuten gehabt hatten, dessen war sich Schleiermacher nur allzugut bewußt. Es war an seinem 24. Geburtstage, daß er, die Feder in der Hand, sein bisheriges Leben überblickte und seinen Wert festzuhalten suchte. Die erste Jugend mit ihren Phantasien liegt hinter ihm. „Der Egoismus des Vergnügens ist der Begierde, etwas für andere zu sein, gewichen." Noch kennt er zwar seine eigentliche Lebensaufgabe nicht, aber er hat das Vertrauen zu sich selbst, daß er seinen Weg mit voller Sicherheit nehmen wird.

Im September 1796 bezog Schleiermacher die Predigerwohnung in der Charité vor den Toren von Berlin, um sechs Jahre dort zu bleiben. Es war die Zeit, da in der preußischen Hauptstadt die altgewordene Aufklärung, mit ihrem Führer Nicolai an der Spitze, sich in ihrem schwung- und phantasielosen Alltagsleben durch eine an der deutschen Poesie genährte neue Weltanschauung ernstlich bedroht sah. Goethe hatte mit seinem Wilhelm Meister die Welt einen neuen und freien Stil des Lebens gelehrt. Hier erfuhr man wieder von dem selbständigen Werte der Persönlichkeit und wie sich diese voller Lust dem Reichtum menschlicher Beziehungen hingibt, wie sie den Moment genießt und ihm vertraut, und wie sie mit der Freude an der eigenen Erscheinung zugleich der fremden Individualität ein volles Verständnis entgegenbringt. Dieser Konflikt hat damals dem Berliner Leben einen wunderbaren Glanz verliehen. Man lebte in Berlin vor der Schlacht bei Jena fast ebenso geistreich wie in Florenz unter den Mediceern,

wie in Paris unter Ludwig XIV. Man fragte nicht, was leistet der Mensch, sondern was ist der Mensch. Man schätzte an ihm nicht die arbeitende Maschine und ihre Produkte, sondern man genoß den Reiz seiner Eigenart.

Der Berliner ist bekanntlich seit zweihundert Jahren ein Gemisch von Brandenburger, Refugié und Jude. Wer damals in das gärende Berlin eintrat, dem mußte dieses dritte Element der Gesellschaft ganz besonders auffallen. Gepeinigt vom Hunger nach Bildung und geistiger Vervollkommnung, unendlich fleißig und von leidenschaftlichem Ehrgeiz, nicht gehemmt durch Beziehungen zum Hofe, nicht abgelenkt durch Rücksichten auf Stellung oder Karriere, dagegen durch Reichtum in die angenehme Lage versetzt, sich alle künstlerischen und wissenschaftlichen Bildungsmittel zugänglich machen zu können: so präsentierte sich damals die eingeengteste und doch wieder freieste Gesellschaftsschicht Berlins, die jüdische Kaufmannschaft. Moses Mendelssohn war einer der ersten und wenigen gewesen, die es in Berlin verstanden hatten, ein Haus zu machen. Seitdem nimmt das Haus des gebildeten, wohlsituierten Juden in der Hauptstadt eine führende Stellung ein. In ihm selbst aber wieder spielt die bevorzugte Rolle die Frau. Der beruflich überlastete Gatte überläßt ihr gern die Repräsentation. Sie hat vom Vater die Klugheit und den heftigen Drang nach Betätigung geerbt, eine Neigung zu Schwärmerei und philosophisch-religiöser Spekulation steckt ihr im Blute, und durch faszinierende Schönheit weiß sie gerade auch die nichtjüdischen Männer in ihrem Banne zu halten. So fühlt sich gleicherweise die Aristokratie des Geistes wie des Blutes in ihrem Zirkel heimisch. Uns sollen hier zwei glänzende Erscheinungen dieses Schlages beschäftigen: Henriette Herz und Dorothea Veit.

Sein Freund Brinckmann von Barby her, jetzt Attachee bei der schwedischen Gesandtschaft, und Graf Alexander Dohna haben Schleiermacher bei dem Dr. Markus Herz und seiner schönen Gattin Henriette eingeführt. Graf Dohna ist um Henriettes willen unverheiratet geblieben. Noch persönlicher gestaltete sich das Verhältnis zwischen der begabten Jüdin und dem jungen Charitéprediger. Äußerlich freilich ein sehr ungleiches Paar. Die Witzblätter haben den kleinen, etwas verwachsenen Schleiermacher als Knicker, d. h. als zusammengeklappten Sonnenschirm dargestellt, den die voll erblühte, stattliche Henriette in der Hand hält, um mit ihm reden zu können. Henriettes Wesen war wie ihr Gesicht voller Harmonie und Ebenmaß. Weder originell noch eigentlich schöpferisch, besaß sie doch das, was Schleiermacher die „passive Wissenschaftlichkeit" nennt, die Gabe, nicht nur zuzuhören, sondern auch auf alles, was an sie herantrat, mit Verständnis einzugehen. Dazu kam ihr fabelhaftes Sprachtalent, ihre auffallende Menschenkenntnis und die unbedingte Sicherheit in den gesellschaftlichen Formen wie in allen schwierigen Lebensverhältnissen. So glücklich ihre Ehe war, so lebte doch in ihr ein Verlangen nach Größerem, das sie schwer bemeistern konnte, und das sie unruhig machte. Schleiermacher hat auch dieser reichen Natur bald viel zu geben vermocht; er hat ihr vor allem das Vertrauen zu sich selbst gestärkt.

Zunächst freilich war sie die gebende; an ihrer Hand betrat Schleiermacher den Wundergarten der deutschen Romantik, in dem er bald selbst für Ungezählte ein kundiger Führer werden sollte. Auch Friedrich v. Schlegel lernte Schleiermacher in diesem Kreise kennen. Schlegel stellt recht eigentlich die große dichterisch-wissenschaftliche Gärung der Zeit in eigener Person dar. Nur mühsam hat sich seine genialische Natur hier und da zu nüchternem Wollen durchgerungen. Schleiermacher umgekehrt war nur Klarheit, spekulative Gelassenheit, praktischer Wille. So bot der eine, was dem anderen fehlte. Schlegel steckte voller literarischer Absichten: er war beständig auf der Suche nach Mitarbeitern für neue Unternehmungen. In Schleiermacher erkannte er sofort den großen Wurf und den unaufhaltsamen Strom. Aber gerade deshalb war Schleiermacher nicht flink mit der Feder zur Hand. Er unterhielt sich wohl gern mit sich selbst, aber er erwog noch nicht die Wirkungen, die seine Gedanken vielleicht auf andere haben könnten. Dies wurde jetzt anders. Wenn er mit Friedrich v. Schlegel über philosophische Dinge plauderte oder ganze Tage bei Henriette Herz in ihrer anmutigen Tiergartenvilla zubrachte, dann objektivierten sich ihm seine eigenen Gedanken, dann lernte er den Effekt kennen, den sie machten, und damit den Wert schätzen, der ihnen innewohnte. Zugleich gliedert sich ihm seine innere Welt zu künstlerischen Formen; was in ihm rumort, bekommt jetzt Interpunktion und Akzente. Henriette Herz und Friedrich v. Schlegel haben den Freund zuerst über sein großes Können aufgeklärt; sie haben die Schleusen geöffnet; jetzt konnte, was bisher in ungekannter Tiefe wogte, sich selbst überstürzend über die Ufer brausen und eine neue Geisteswelt schaffen.

Schlag auf Schlag folgen Schleiermachers Reden „Über die Religion", seine „Monologen" und die „Vertrauten Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde", drei Veröffentlichungen, die seinen literarischen Ruf begründet und ein für allemal gesichert haben.

Mit den Reden „Über die Religion" wendet sich Schleiermacher an diejenigen Kreise seiner Zeit, die inmitten einer Welt des Behagens, in der Beschäftigung mit Philosophie und Dichtkunst einen hinreichenden Ersatz gefunden zu haben glauben für den Verkehr mit Gott, den sie nicht mehr kennen. An sie tritt er heran als einer der Ihrigen. Ihnen führt er zu Gemüte, daß nur der einen Anspruch auf gediegene Bildung und wahres Wissen erheben kann, für den die Religion das Höchste im menschlichen Geistesleben ist. Die Reden wollen natürlich mit dem Maßstab ihrer Zeit gemessen sein, nicht mit unserer durch eine hundertjährige historische Arbeit bereicherten Erkenntnis. Aber mit der Flachheit und Armut der Theologie von damals verglichen, sind sie riesengroß. Schleiermacher hat selbst ein starkes Empfinden davon. „Daß ich rede, ist die innere unwiderstehliche Notwendigkeit meiner Natur; es ist ein göttlicher Beruf, es ist das, was meine Stelle im Universum bestimmt und mich zu dem Wesen macht, welches ich bin." So spricht nur ein Narr oder eine Persönlichkeit, die das Zeug zum Reformator in sich hat. Und doch wie unsicher fühlt sich daneben Schleiermacher noch als Schriftsteller! Wie setzt er sich oft mühsam in

Positur und sucht er für seine Gedanken gezwungen und künstlich die hohe Form! Um so mehr kam ihm darum auf das Urteil der Freunde an.

Schleiermacher wohnte im Frühjahr 1799 für einige Wochen in Potsdam Er schrieb fast täglich, und fast in jedem Briefe berichtet er über das Fortschreiten seiner Arbeit. Jede Rede passierte gewissermaßen erst die Zensur von Henriette und von Schlegel, ehe sie an die staatliche Zensurbehörde gelangte. Und die Freunde sagen ihm auf seinen Wunsch Abschnitt für Abschnitt redlich ihre Meinung. In der Hauptsache konnte Schleiermacher freilich von beiden nur wenig oder nichts lernen; denn er war sich über alles völlig klar, ehe er an das Werk heranging. Aber an Änderungen im einzelnen fehlte es nicht. Nicht an dem Daß, wohl aber an dem Wie hatten die Freunde ihren Anteil. Es klingt paradox und entbehrt doch nicht ganz der Wahrheit: dieses für die neuere protestantische Theologie grundlegende Werk ist zustande gekommen unter der Anteilnahme und dem werbenden Interesse eines dissoluten Romantikers und einer geistvollen Jüdin.

Friedrich v. Schlegel stand in naher Beziehung zu Dorothea Veit, der phantasiereichen Tochter Moses Mendelssohns und Gattin des Berliner Bankiers Veit. Sie zog mit Schlegel nach Jena und wurde nach Scheidung ihrer Ehe seine Frau. In Jena reichten sich damals die neue idealistische Philosophie und die dichterische Romantik die Hand. Eine Fülle von Kraftgenies traf hier auf engstem Raume zusammen, eine geradezu dämonische Welt, wahlverwandt mit Napoleon und seinen großen Generalen. Witz und Philosophie, bissige Kritik und feinsinnige Kunstgespräche schwirrten und wirbelten siegesgewiß durcheinander, leise berührt von der alten Exzellenz in Weimar, mit der einmal zusammenzutreffen doch auch für jeden dieser pietätlosen Stürmer und Dränger ein Ereignis war. Auf diesem glänzenden Schauplatz erscheinen also für einige Jahre auch Schlegel und Dorothea Veit. Es fehlten ihrem Zusammenhausen nicht die rührenden Züge der Bohême. Friedrichs Kopf ist zum Zerspringen voll von neuen Ideen, aber er hat nichts zu leben. Dorothea tritt in den Riß mit einträglicheren Übersetzungsarbeiten. Sie will ihm Ruhe schaffen und in Demut als Handwerkerin zugleich das tägliche Brot, bis er es selbst beschaffen kann.

Was Schlegel vorschwebte, war das Kunstwerk schlechthin, das ästhetische und zugleich ethische Bekenntnis der Romantik. Die Triumphe von Wilhelm Meister ließen ihn nicht schlafen; auch er wollte seine Weltanschauung in vollkommener Form zum Ausdruck bringen. Wie sehr er sich zunächst über sein Können in bezug auf die Form getäuscht hat, ist nur allzubekannt. Seine Weltanschauung hingegen drehte sich um den Kampf gegen das Konventionelle, Unfreie, Unwahre, um das Eintreten für die Individualität. So kämpft er auch für die Emanzipation der Frau; er verwirft die Ehe als Zwang; er verlangt für die wahre echte Sinnlichkeit das Recht, sich in voller Glut und Freiheit zu entfalten. Als Modell für dieses sein erhofftes Kunstwerk dient ihm natürlich sein eigenes Verhältnis zu Dorothea Veit. Mit unbedingter Aufrichtigkeit hat er den Schleier davon hinweggezogen, mit verblüffendem Realismus hat er es gezeichnet.

Mit peinlichem Bangen sah der Freundeskreis das Werk entstehen. Schleiermachers briefliche Kritiken führten fast zum Bruche mit Schlegel. Dieser nahm keinen Rat an; er glaubte an sein Kunstwerk. Dennoch brachte der Roman „Lucinde" nur eine große Blamage; der ganze romantische Kreis war diskreditiert, das Geschrei allgemein.

Wenige Wochen zuvor hatte Dorothea an Schleiermacher geschrieben: „Was Lucinde betrifft — ja was Lucinde betrifft! Oft wird mir es heiß und wieder kalt ums Herz, daß das Innerste so herausgeredet werden soll — was mir so heilig war, so heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Hassern preisgegeben. — Ich denke aber wieder, alle diese Schmerzen werden vergehen mit meinem Leben, und das Leben auch mit; und alles was vergeht, sollte man nicht so hoch achten, daß man ein Werk darum unterließe, das ewig sein wird." Der Notschrei aus verzweifeltem Herzen. Ein gräßliches Opfer will sie bringen, dem Freunde zu Liebe; denn er wird ein Kunstwerk schaffen, das seine Seele erfüllt, das ewig sein wird. Jetzt lag das geträumte Kunstwerk wie ein Scherben am Boden. Das Opfer war umsonst gebracht.

In dieser Not ist Schleiermacher für die Freunde eingetreten; er war zu einer literarischen Auseinandersetzung mit dem Buche bereit. Aus jubelndem Herzen kommt Dorotheens Antwort: „Wie sehr mich Ihr Vorsatz mit der Über Lucinde freut, kann ich Ihnen nicht sagen; aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich es erwartete von Ihnen — möchte es doch kein Verhältnis geben, das Sie abhält Ihren Namen zu Ihrer aufrichtigen Meinung zu geben!"

In der Tat vertrat Schleiermacher selbst freiheitliche Ideen, die sich mit den Tendenzen der Lucinde nahe berührten. Auch wußte er nur zu gut, vor und neben Lucinde war unendlich viel Unsittliches geschrieben worden, platt und niedrig obendrein. Warum sich also jetzt mit solch pharisäischem Dünkel auf ein Buch stürzen, dessen Verfasser durchaus nicht der unedelste und wertloseste unter den zeitgenössischen Schriftstellern war, den er im Gegenteil als eine hohe und sittliche Persönlichkeit achten mußte. Gegenüber der ungerechten Laune der großen Masse wuchs ihm Friedrich v. Schlegel ins Riesengroße. Vor allem, der Freund war in seiner moralischen Existenz bedroht und mit ihm die Frau.

So schrieb Schleiermacher anonym die „Vertrauten Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde". Er hat am Schlegelschen Buche viel zu tadeln und auszusetzen; im allgemeinen überwiegt aber doch die Neigung des Freundes, dem eigenartigen Werke in jeder Weise gerecht zu werden. Als maßgebend erscheint dabei Schleiermacher der Wille, ein Kunstwerk zu schaffen. Insofern nun die künstlerische Form, wenn anders der Künstler zum Ziele gelangen soll, einen bestimmten Inhalt erfordert, kann also auch dieser Inhalt nicht tadelnswert sein.

Schleiermachers „Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde" waren eine ritterliche Tat. Dies vor allem hätten diejenigen bedenken sollen, die mit kräftigen Verunglimpfungen jetzt auch über ihn herfielen. Als ritterliche Tat sind sie von Dorothea aufgefaßt worden; er hatte mit Anstand und Würde

ihr ganzes Herz erobert. Denn er hatte den eigenen guten Ruf in die Schanze geschlagen für den Freund und für die Frau. Aber die öffentliche Meinung hat ihm den gewagten Schritt nie verziehen. Sein alter Gönner, der Hofprediger Sack, hat zeitweilig mit ihm gebrochen; er verschmähte das Anstaunen und das Lob der empfindelnden, gelehrt sein wollenden Weiblein; er verabscheute den Verkehr mit Personen von verdächtigen Grundsätzen und Sitten und zwar ganz besonders bei einem Manne, der auf der Kanzel stand. Schleiermacher konnte dem entgegenstellen, daß er es gerade als die Aufgabe seines geistlichen Standes ansehe, durch das eigene untadelhafte Leben den unverschuldeten üblen Ruf seiner Freunde zu decken. Und Sack hatte in der Tat später noch reichliche Gelegenheit, den Mut und die hohe Gesinnung dieses außergewöhnlichen Charakters zu würdigen und anzuerkennen.

Damals freilich entsprach dem stolzen Worte Schleiermachers die Sicherheit seiner inneren Stimmung durchaus nicht. Selbst den fernen Freunden entging es nicht, daß er ganz maßlos, ganz unverständlich litt, daß etwas Außergewöhnliches in seinem Innern vorging. Man geht eben nicht ohne Gefahr auf schwindelndem Pfade. So etwas wie die romantische Theorie von der neuen sittlichen Idee zieht leicht ungeahnte Kreise.

Eine Parallele zum Verhältnis zwischen Schlegel und Dorothea und doch wieder grundverschieden davon sind die gleichzeitigen Beziehungen Schleiermachers zu Eleonore Grunow. Eleonore Grunow war die unreife Jugendliebe des Berliner Pfarrers Grunow. Als beide heranwuchsen, glaubten sie, er in egoistischer Tyrannei, sie aus überspannten Begriffen von Treue, die Verlobung nicht aufheben zu sollen. So kam, was kommen mußte, eine unwahre, unglückliche Ehe. Er aufgeblasen, launisch und charakterlos, sie körperlich verkümmernd und auf den Verkehr mit lauter mittelmäßigen Menschen angewiesen. Schleiermacher vergleicht Eleonore mit einem Magnet, der nur deshalb kein solides Stück Eisen zum Anziehen findet, weil er sich ganz in Eisenfeile gehüllt hat. Konnte sie sich von dieser hindernden Zutat frei machen, so war sie vollkommen. Und der Verkehr mit Schleiermacher gewann für sie diese Bedeutung. Er brauchte aus ihr nicht erst etwas zu machen; er brauchte sie nur zu finden durch eine Offenbarung der Liebe.

Nie hat Schleiermacher bessere, aufrichtigere Briefe geschrieben als an Eleonore Grunow. Es fehlen das holde Getändel, das graziöse Spiel der anmutigen Phantasien. An ihre Stelle treten überall Ernst und Respekt, Lebensfragen und Ewigkeitswerte. Schleiermacher gibt immer die ersten Töne an, dann aber lauscht er mit tiefer Erwartung, was Eleonore daraus zu machen versteht. Er ahnt die Kraft, die eine Seele haben muß, die dort steht, wo Eleonore steht. Wie sie unter den Frauen des Berliner Kreises eine Sonderstellung einnimmt, so hat keine von ihnen allen auch nur annähernd einen solchen Einfluß auf die Gestaltung von Schleiermachers Innenleben ausgeübt; dies bezeugt er ihr selbst in ehrlicher Dankbarkeit. Selbst in den Lucindebriefen geht der schönste Abschnitt auf ihre Inspiration zurück. Das Verhältnis beider zueinander lebt von dem Gelübde ewiger Jugend, dem er zur selben Zeit in den Monologen einen ergreifenden Ausdruck ge-

geben hat, jener Jugend, die da dauert, auch wenn der Augen Licht schwindet und das weiße Haar zwischen den blonden Locken keimt, jener Jugend, die aus dem Feuer heiliger Schmerzen immer schöner wieder hervorgeht und, von Stufe zu Stufe steigend, sich beständig im Werden fühlt.

Je mehr Eleonore ihm nun selbst war, um so härter drückten ihn ihre Fesseln. Er konnte nur mit Protest zusehen, wie hier das heilige Recht der Individualität einem ungerechten Zwange erlag. Eine Ehe, in der durch die unwürdige Haltung des einen Teiles der andere Teil verkümmerte, war für ihn keine Ehe mehr; sie war nur ein unheiliges, unsittliches Zusammenhausen. Anfangs hat er ihr nur in diesen Nöten treu zur Seite gestanden und mit Befriedigung beobachtet, wie ihre herrlichen Anlagen sich unter seinen Händen freier entwickelten. Dann aber schuf eine übereilte Bemerkung eine ganz neue Lage. In einer Stunde höchster Not entfuhr ihm das Wort: „Sie könnten meine Frau werden." Was beiden bisher nicht in den Sinn gekommen war, lag jetzt ausgesprochen vor ihnen: die Möglichkeit. Schleiermacher hat jahrelang daran festgehalten; die Gedanken an Haus und Familie beherrschen ganz seinen Blick. Und er kann sich dieses Glück nur an Eleonores Seite denken, und ohne sie nur ein grauenvolles Nichts. Er scheut, um dieses Ziel zu erreichen, weder den Bruch mit der öffentlichen Meinung noch das Aufgeben seines enthusiastisch geliebten Berufes.

Anders Eleonore. Sie steht unter dem Pflichtbewußtsein des protestantischen Pfarrhauses. Was ihr kommt an Schönem wie an Bitterem, nimmt sie allein aus Gottes Hand, und eben weil es von dort kommt, muß es das für sie Gute sein. Dieser Charakter ist in Ringen und in Leiden felsenfest geworden. Das Ausharren auch unter widrigen Verhältnissen wird ihr zur religiösen Pflicht. Indem sie die Ehe für etwas Unlösbares ansieht, will sie mutig leiden und sterben.

Es war eine harte Schule, durch die Schleiermacher von Eleonore geführt wurde, und es war nicht sein Verdienst, wenn er aus dieser Krisis ohne Schaden hervorging. Jahre hindurch hat er sich nur mit dem einen Gedanken zermartert, um dann schließlich nach einer endgiltigen Absage zusammenzubrechen. „Es ist das tiefste ungeheuerste Unglück, der Schmerz wird mich nicht verlassen, die Einheit meines Lebens ist zerrissen; was sich aus den Trümmern machen läßt, will ich daraus machen." Und wieder mußten lange Jahre vergehen, ehe Schleiermacher endlich die Klarheit fand, sich zu Eleonores ängstlichem Gewissen zu bekennen und ihrem Entschlusse beizustimmen, ehe er ihr gegenüber es auszusprechen vermochte: „Gott hat es doch gut mit uns gemacht." Dann aber hat er sich auch nicht gescheut, dies offen und ausdrücklich vor aller Welt zu vertreten. In einer besonderen Predigt wie in seiner Christlichen Sittenlehre konnte er später erklären, daß eine Ehe, die in schuldhafter Weise geschlossen ist, gleichwohl unauflöslich ist, und daß keinem Teile vom Standpunkte christlicher Sittlichkeit aus die Buße erspart bleiben könne, seinen Anteil an dem sündlichen und verworrenen Zustande auf sich zu nehmen.

Wir stehen am Tiefpunkt der Entwicklung Schleiermachers. Um Eleonores willen gab Schleiermacher Berlin auf und ging er ins Exil, als Hofprediger nach Stolp in Hinterpommern. Auf diese Weise hoffte er eine Vereinigung mit Eleonore ermöglichen zu können. Sie selbst schickte ihn; in Stolp sollte er sie erwarten.

Der Wechsel war so kraß wie möglich, und Schleiermacher hat ihn in seiner ganzen Tiefe empfunden. Aus der feinsten Kultur in die vollkommene Unkultur. Das Klima naß und kalt, das Haus ungesund, die Treppen so eng, daß die Bücherbretter darauf stecken blieben. Dazu miserabele Verbindungen und ein erschwertes Reisen. Und erst die Menschen von damals in Pommern, diese Pfarrer! Schleiermacher machte eine Konferenz seiner Synode mit; sein Urteil ist allbekannt. „Wenn man so unter 35 Geistlichen ist! Von den offenbar infamen will ich gar nicht reden, auch wollte ich mir gern gefallen lassen, daß einige dergleichen unter einer solchen Anzahl wären, besonders solange die Pfarren noch 1000 Taler eintragen — aber die allgemeine Herabwürdigung, die gänzliche Verschlossenheit für alles Höhere, die ganz niedere sinnliche Denkungsart." Den an Austausch überreich Gewöhnten umfängt mit einem Male die volle Vereinsamung. Daß es ein Glück für ihn war, von einem Schauplatz abzutreten, der ihm vorläufig nichts mehr bieten konnte; daß es eine Notwendigkeit für ihn war, fern von dem bisherigen Treiben in der Einsamkeit er selbst wieder zu werden: diese Erkenntnis dämmerte ihm erst sehr allmählich. Aber dann kam auch rasch sein Selbstvertrauen zurück und mit ihm die ungeheuere Schaffenslust und Arbeitskraft.

Die überaus ernste Lebenserfahrung mit Eleonore Grunow fällt bei Schleiermacher zusammen mit dem Übergang von der farbenprächtigen jugendlichen Unfertigkeit, dem unklaren Suchen, Gären und Drängen zu der großen ernsten Mannesarbeit. Die Welt merkte allmählich, was sie an ihm hatte; er sollte nicht in Stolp verkümmern, darin sind sich seine Freunde einig. Kurfürst Max Josef von Bayern berief ihn als Professor der Theologie nach Würzburg; dorthin wünschte ihn der aufgeklärte Minister Montgelas als Gegengewicht gegen die Jesuiten. Schleiermacher nahm nur ungern an, denn er blieb lieber unter einerlei Schicksal und Gesetz mit seinen Freunden. Um so größer war deshalb seine Befriedigung, als ihm Friedrich Wilhelm III. die Dienstentlassung überhaupt verweigerte. Der König suchte ihn um jeden Preis für Preußen zu halten und schob ihn deshalb 1804 in die theologische Fakultät von Halle.

Endlich ist Schleiermacher am Ziel, er kann predigen und zugleich lehren. Der Erfolg hebt ihn; inmitten einer alternden Fakultät fühlt er sich unbewußt als Träger der Zukunft. Der kommende Sommer war so schön, so reich, daß ihm sein Leben wieder lieb wurde. Zwar traf ihn mitten in diesem Glück der vernichtende Schlag, Eleonores endgültiger Verzicht. Aber er hatte doch Boden unter den Füßen. Er weiß, daß er leben muß, und daß er darum sich erhalten muß. Die Ergebung in Gottes Willen und die sittliche Aufgabe, sie halten ihn hoch und geben ihm rasch den Frieden wieder.

Vor allem, die kleinen eigenen Sorgen treten jetzt vor der großen Not des Vaterlandes völlig zurück; der Tag von Jena und seine Folgen haben aus Schleiermacher endgültig einen anderen gemacht. Halle von den Franzosen besetzt, die Universität aufgehoben, Preußen durch den Frieden von Tilsit zu Boden geworfen, Schleiermacher selbst in materieller Not. Eben erst hat er die Geliebte verloren und nun auch noch den Beruf. Jetzt ist es ein für allemal mit dem romantischen Genießen, dem feinsinnigen Schwelgen vorbei. Die patriotische Frage packt ihn und läßt ihn nicht mehr los. Der praktische Volksredner erwacht in ihm, der Mann des politischen Handelns, der staatsmännische Charakter. Er glaubt an die bürgerliche Freiheit wie an die nationale Einheit Deutschlands, und alle Interessen gelten bei ihm jetzt diesem einen durch Preußen zu erreichenden Ziele. Selbstlos gibt er alles daran, ohne Sorge um die Zukunft. Alles Einzelne verschwindet vor dem großen Schauspiel der Gesamtheit. Mit Scharnhorst, Gneisenau und Boyen, mit Stein, Arndt und Alexander Dohna arbeitet er zusammen. Wir finden ihn auf politischer Mission in Rügen, in Königsberg, wo er mit der Königin Luise konferiert und von der Prinzessin Wilhelm einen dauernden Eindruck empfängt, endlich in Dessau. Sein Wohnort ist wieder Berlin. Er hält Vorlesungen und Predigten ohne amtliche Stellung, aber mit um so größerem Einfluß. Und dies alles mit einem klaren festen Ziel im Auge. Die Wiedergeburt von Deutschland ist nur zu erhoffen, wenn jedem einzelnen die Möglichkeit geboten wird, sich in Selbständigkeit, geistiger Freiheit und Charakterfestigkeit zu entwickeln. Auf diese Tendenz hin soll die neue große preußische Universität angelegt werden. Nur so kann der preußische Staat ein Mittelpunkt für alle wissenschaftlichen Tätigkeiten in Norddeutschland werden. Keins der zahlreich einlaufenden Gutachten, die der Gründung der Universität Berlin galten, hat so sehr den Nagel auf den Kopf getroffen wie das seinige. Man sagt kaum zu viel, wenn man Schleiermacher den geistigen Vater der Universität Berlin nennt.

Wie hat sich der Mann gewandelt! Was ist in kurzer Zeit aus ihm geworden! Wohin ist der bunte Flitter der ästhetisierenden Romantik und ihres phantastischen Spielens mit der neuen Weltanschauung verflogen! Man vergleiche nur jetzt einmal Schleiermacher mit seinem alten Herzbruder Friedrich v. Schlegel. Schleiermacher fürchtet in Napoleon, der die Geistesfreiheit haßt, vor allem die große Gefahr für den Protestantismus. Darum kann er als protestantischer Theologe ihm auf keinen Fall dienen; auch nicht in Halle unter dem Könige von Westfalen. Er ist zu jedem Opfer bereit. Er will kämpfen im Gliede für das preußische Vaterland und gegen den großen Feind der Geistes- und Gewissensfreiheit. Hingegen Friedrich v. Schlegel, der Mann der großen Töne, der Vertreter der neuen Ethik, der Verfasser der freiheitstrunkenen Lucinde: er spottet jetzt über Schleiermachers Erzprotestantismus. Wir finden ihn in Paris; er hängt sich Metternich, dem Todfeinde aller freiheitlichen Bestrebungen, an die Rockschöße. Er tritt mit Dorothea in Köln zur römischen Kirche über und arbeitet in Wien als Hofsekretär der Staatskanzlei für die Restauration des Katholizismus und für

die Jesuiten. Von der überspannten Freigeisterei zur geistigen Unfreiheit ist eben immer nur ein Schritt.

In Schleiermacher hat sich indessen der Patriot, der führende Theologe, der Kirchenmann entwickelt, und alles dies in den kurzen Tagen der nationalen Krisis, in den Stunden der eigenen Herzensnot. Sichtlich ist er ein anderer geworden. Er schöpft aus eigener Quelle; er wird unabhängig von seiner Umgebung; er gibt den Seinigen unendlich mehr, als er von ihnen entnimmt. Auch das langjährige Bedürfnis nach einer reichen Korrespondenz, die sich in breiten Mitteilungen persönlicher Art ergeht, versiegt allmählich auf dieser Höhe des Lebens. Noch in Stolp war dies anders gewesen. Wie ein Ertrinkender hatte er sich an den Briefwechsel mit den alten Freunden geklammert. Sie erschienen ihm als das unverlierbare Kapital, auf das er immer wieder zurückgreifen konnte. Wie war er damals dankbar gewesen, selbst in Pommern Menschen zu finden, zu denen er sich hingezogen fühlen konnte.

Ein intimer Freund des Hauses Herz war seit Jahren der junge Theologe Ehrenfried v. Willich gewesen. Schon in Berlin hatte Schleiermacher von diesem reinen und edlen Menschen sehr viel gehabt. Dann war Willich in Schleiermachers Stolper Zeit als Militärgeistlicher nach Stralsund gekommen und hatte sich gleich darauf mit Henriette v. Mühlenfels verlobt. Beide stammten aus Rügen, aus den Kreisen der behäbigen Pfarrer und Rittergutsbesitzer der Insel. Beide waren auch inmitten des geistig frischen und religiös warmen Lebens aufgewachsen, durch das sich gerade die schwedische Insel vor den übrigen Teilen von Pommern damals auszeichnete. Dorthin hatten sich rasch auch Schleiermachers Blicke gerichtet. Er, den die Ungewißheit des eigenen Liebesglückes noch abwechselnd zu überquellendem Jubel und finsterer Verzweiflung brachte, freute sich neidlos am jungen Herzensbunde der Freunde. In der Braut sieht er das Kind, die eigene Tochter, mit der er sofort in Briefwechsel tritt, während es Henriette v. Mühlenfels als ein Glück erscheint, ihm sagen zu dürfen, wie sehr sie ihn verehrt und wie sein Andenken sie begleitet. Bald lernte er sie selbst in Rügen kennen; er bewunderte an ihr die herrliche Verbindung von Lieblichkeit und tiefem Gefühl mit leichtem Frohsinn, Stärke und Herzhaftigkeit. Bei ihrer Hochzeit grüßt er sie aus der Ferne als Vater, der sie dem Freunde zuführt. Und eigenartig berührt es im Hinblick auf das, was noch kommen sollte, wenn sie den über zwanzig Jahre Älteren einige Zeit später bittet, auch ihres Kindes zweiter Vater zu sein, und wenn er sich sehnlich wünscht, noch einmal unmittelbar etwas für das kleine Geschöpf tun zu können. In der Tat sollten sich beide nur allzurasch noch mehr werden.

Ehrenfried v. Willich starb 1807 am Nervenfieber, das im belagerten Stralsund herrschte; die neunzehnjährige Witwe zog zunächst zu ihrem Schwager nach Sagard auf Rügen. Aber ihre eigentliche Stütze war von Anfang an Schleiermacher, an den sie sich mit vollem Vertrauen in allen Nöten anlehnte. Und den selbst Vereinsamten zog es nicht minder zu ihr. Sie wohnte jetzt bei ihrer Schwester, in dem Gutshaus von Götemitz, wo

sich inmitten des nationalen Zusammenbruches noch andere Freunde zusammenfanden, unter ihnen Ernst Moritz Arndt und die heimatlos gewordene Henriette Herz. Die viel geliebte Herrin des Hauses, Charlotte v. Kathen, und Henriette Herz sahen denn auch bald, was kommen mußte, und sie sahen es beide nicht ungern. Henriette v. Willich brauchte einen Getreuen, mit dem sie sich in die Erziehung ihrer Kinder teilen konnte, und Schleiermacher, des Treibens müde und gerade jetzt vor immer größere Aufgaben in Wissenschaft und Politik gestellt, verlangte stürmisch nach Häuslichkeit und Familie. So schlossen sie den Ehebund, der sie noch fünfundzwanzig Jahre hindurch Sorge und Trauer, reiche Freude und glänzende Erfolge miteinander tragen ließ.

Im Leben dieser eigenartigen Geistesmenschen spielt das Voraussehen und Vorwegnehmen eine merkwürdige Rolle. Henriette hatte ein Jahr nach Willichs Tode, noch ehe wohl der Gedanke an eine Verheiratung mit Schleiermacher ihr durch die Seele gegangen war, sich ihm gegenüber sehr getreu in einem Briefe porträtiert. Sie weiß da nichts von einem großen fröhlichen Wirken in der Welt; stille Geschiedenheit, Entbehrung der süßesten Freuden, sehnsüchtiges Blicken nach dem Himmel, das ist ihr Teil.

Henriette v. Willich war als Waise in Greifswald aufgewachsen und hatte keine sehr glückliche Jugend gehabt. Doch erklärt dies nicht allein den großen Abstand zwischen ihr und ihrer Schwester, der sonnigen Charlotte v. Kathen. Henriette besaß alle trefflichen Eigenschaften der guten Christin, sie war die Hingabe und Aufopferung in eigener Person, voller Demut, Geduld, Entsagung. Aber es war nicht das naive Christentum mit der alles überwindenden Hoheit, wie es Eleonore Grunow besaß. Es war mehr das bewußte Christentum der kirchlichen Kreise, neben dem noch viel anderes Nichtchristliches Platz findet. Sie war eine eminent vornehme, aristokratische Natur, die in ihren hochgespannten Ansprüchen nur mit außerordentlichen Menschen verkehren mochte. Ihre christliche Demut war nicht so groß, daß sie auch gegen Menschen der mittleren Linie, was Begabung und Stellung betrifft, hätte herzlich sein mögen. Das Einfache und Bescheidene erschien ihr trivial, und auch ihr Christentum war apart, schwärmerisch, überschwänglich-mystisch.

Die einzige Bürgerliche, der Frau Schleiermacher wirklich ihr Vertrauen geschenkt hat, war eine Somnambule. Diese Frau Fischer, die sich durch die Kunst des Heilmagnetismus im Schleiermacherschen Hause einführte, übte durch Visionen und Spiritismus allmählich auf Frau Schleiermacher einen geradezu heillosen Einfluß aus. In der Überzeugung, der Frau Fischer für ihr und der Ihrigen inneres Leben zu unaussprechlichem Danke verpflichtet zu sein, gab Frau Schleiermacher ihr gegenüber nach und nach alle Selbständigkeit im Denken, Handeln und Empfinden daran. Und sie verlangte ein gleiches von allen übrigen, von Mann, Kindern, Freunden. Wer der Frau Fischer nicht mit Hingabe begegnete, dem trat auch Frau Schleiermacher innerlich fern. Die Fischer sollte der Kinder zweite Mutter sein oder vielmehr die erste; denn ihr gegenüber verzichtete Frau Schleiermacher sogar bereitwillig auf ihr Mutterrecht. Die völlig ungesunde Entwicklung des

ältesten Sohnes geht in der Hauptsache auf sie zurück. Frau Schleiermachers Christentum war die Mystik in ihrer tiefsten und reinsten Form, das Aufgeben alles eigenen selbstsüchtigen Wollens, die rückhaltlose Hingabe an den Willen Gottes, das völlige Einswerden mit Gott. Ein Mittel zu dieser Selbstverleugnung, ja das wichtigste Mittel auf dieses Ziel hin wurde ihr der Verkehr mit der Fischer, deren Worte ihr die Weisungen einer höheren Welt dünkten. So ließ sie die Fischer im eigenen Hause nach Lust schalten, ja sie sah es nicht ungern, wenn die Stimme des „Hellen", die aus ihr sprach, sogar Badereisen und andere schöne Dinge verlangte, die mit dem Übersinnlich-Göttlichen eigentlich recht wenig zu tun hatten, die aber trotzdem beschafft werden mußten. Ja Heldenhaftes konnte Frau Schleiermacher vollbringen, wenn es innerhalb des Fischerschen Kreises lag.

Unwillkürlich fragt man sich, wie konnte Schleiermacher, dieser hohe lichte Geist, ein solches Treiben, das jeder Vernunft und jeder religiösen Nüchternheit Hohn sprach, in nächster Nähe mit ansehen. Denn wenn er auch hier und da eine feine Grenzlinie zog, wenn er auf die äußere Ordnung im Hause wenigstens hielt, und wenn er es vermied, sich mit Frau Fischer irgendwie in inhaltsvolle Gespräche einzulassen, so ließ er doch in der Hauptsache die Dinge treiben, wie sie trieben.

Manche interessante Frauengestalt ist damals, als das Schleiermachersche Haus auf seiner Höhe stand, in ihm aus- und eingegangen. Da war die frisch fromm fröhliche Tante Charlotte von der Brüdergemeinde, die hier Familienluft atmete. Aber wir hören nicht mehr, daß Schleiermacher irgendeinen Wert darauf gelegt hätte, ob sie ihm ihr Urteil über seine Predigten sagte. Da war die große Jette, wie Henriette Herz im Unterschiede von anderen Henrietten genannt wurde; sie durfte nach wie vor bei keiner Gelegenheit fehlen, sie war ein stehender Gast im Hause. Eine schöne und anziehende Frau war sie noch immer, aber nicht mehr ein bestimmender und beherrschender Mittelpunkt. Da war die amüsant phantastische Bettina v. Arnim, die immer etwas haben mußte, woran sie in die Höhe schwärmte. Schleiermacher erschien ihr, wenn auch nicht der größte Mann, so doch der größte Mensch. Sie war katholisch und besuchte doch regelmäßig Schleiermachers Predigten. Denn in seiner sittlichen Größe fand dieses unruhige Gemüt einen festen Grund. Als er starb, konnte sie jammern: „Außer ihm hatte ich keinen Halt, und ich weiß auch, daß ich hinfort keinen mehr finden werde." Da war auch Rahel Varnhagen, etwas prätensiös und gern vom Dreifuß herab orakelnd, aber trotzdem voll Verehrung für den großen Meister. Schleiermacher freute sich über die krause Gesellschaft, die um ihn herschwirrte. Er liebte es, sie alle um sich zu sehen. Aber nötig hatte er sie insgesamt nicht mehr; sie alle brauchten vielmehr jetzt ihn. Trotzdem ließ er sie in ihrer Verschiedenheit gewähren; denn er respektierte bei einer jeden von ihnen die Eigenart. Auch an ihre Wunderlichkeiten stieß er sich nicht. Schien es ihm doch gerade ein Vorzug, den die Freundschaft habe, daß der Freund den Freund mit seinen Fehlern lieben müsse.

Hier aber liegt auch ohne Frage das Geheimnis im Verhältnis Schleiermachers zu seiner Frau. Die Abhängigkeit von der Fischer lastete wie ein Alp auf dem Hause und gab jedem, der es betrat, Anlaß zu scharfer Verwunderung. Nur Schleiermacher blieb ruhig. Er liebte seine Frau zärtlich; er wußte, was er an ihr hatte; darum ließ er sie, soweit es irgend möglich war, gewähren. Sein unbedingtes Vertrauen gehörte ihr und ihrem Streben, das nur auf das Jenseits gerichtet war, das darum gut war, und das auch das Seinige war. So wurde es ihm leicht, darüber hinwegzusehen, wenn die Mittel, die seine Frau anwenden zu müssen glaubte, um jenes Ziel zu erreichen, krause und bizarre Formen annahmen. Er konnte sich nicht entschließen, seiner Frau ein Verhältnis zu zerstören, das ein gutes Teil ihrer religiösen Welt ausmachte, und das zu verlieren sie darum kaum ertragen haben würde, wenigstens nicht ohne den schwersten Schaden in ihrem Innern davon zu haben. Schleiermacher urteilte, daß auch die Ehe den Menschen nicht hindern dürfe, aus sich selbst heraus seinen Weg zu nehmen und der Vervollkommnung auf die Weise nachzustreben, die er mit gutem Gewissen für die beste hält.

Deutschland und Österreich seit der Gründung des Neuen Reiches.

(1871—1911)[1].

Von

Hermann Oncken (Heidelberg).

Nationale Schicksalsfragen gibt es, deren an den Erinnerungstagen unseres jungen Reiches selten gedacht wird, weil sie über den Rahmen neudeutscher Staatsgeschichte weit hinausreichen — Schicksalsfragen, die sich trotzdem mit Unwiderstehlichkeit einem nachdenklichen Deutschen aufdrängen, weil sie aus dem Boden gemeindeutscher Volksgeschichte niemals losgerissen werden können. Deutschland und Österreich in den vier Jahrzehnten des neuen Reiches — die Worte schon erinnern uns daran, daß dieses Reich nicht alle Deutschen umspannt, die um die Einheit des Nationalstaates gerungen haben. Sie bezeichnen dasjenige Problem, das gerade aus der Lösung von 1866 und 1870/71 emporgestiegen ist: für die meisten der Ausdruck unentrinnbarer Notwendigkeit, für andere auf immer ein bitterer Rest glänzenden Gelingens, vor der Geschichte das ungelöste Stück des Exempels und doch eine lebendige und dauerhafte Lösung in sich, an der kein verständiger Politiker und kein guter Deutscher wird rütteln wollen: etwas Endgültiges und trotz alledem das innerlichste Problem aller deutschen Zukunft.

Längst sind die alten Parteirufe kleindeutsch oder großdeutsch, preußische Führung im kleineren Deutschland oder österreichische Führung im größeren Deutschland verklungen, und die Geschichte der Nationalitätenkämpfe in der habsburgischen Monarchie im letzten Menschenalter hat uns vollends gelehrt, daß ein deutscher Nationalstaat mit dem Ganzen dieses vielgestaltigen Körpers schlechterdings nicht verbunden bleiben konnte. Wir wissen, daß allein die Unmöglichkeit, alle Glieder des Volkes politisch zu einigen, einen Teil seiner Söhne damals hinausgestoßen hat. Diese Einsicht hat uns unbefangener gemacht gegenüber der Vergangenheit und von den Einseitigkeiten jener Kämpfe befreit, in denen doch auch das alte deutsche Erbübel, der Haß gegen den Stammesnachbarn, wieder aufgelodert war. Wir würdigen heute, daß damals

[1] Nach einem am 16. Januar 1911 zur Feier des vierzigjährigen Bestehens des Deutschen Reiches im Gürzenich zu Köln gehaltenen Vortrage, dessen Anfang im Abdruck etwas gekürzt erscheint.

viele Deutsche, und gewiß nicht die schlechtesten, den schmerzlichen Schnitt durch den deutschen Nationalkörper nicht ertragen konnten und darum zu den heißesten Gegnern Bismarcks sich gesellten; wir fühlen es den Süddeutschen nach, daß gerade sie von ihren nächsten Stammesvettern in Österreich und den Alpenländern sich nicht losreißen lassen wollten; wir haben ein volles Verständnis dafür gewonnen, daß die deutschen Katholiken in ihrer Mehrheit sich leidenschaftlich gegen die Vornahme eines Schnittes sträubten, dessen blutende Wundfläche in erster Linie durch den katholischen Teil deutschen Volkstums lief, ihre kirchlich-kulturelle Einheit und ihre reale Machtstellung traf und verletzte. Vor allem aber fühlen wir mit dem Trennungsschmerze der Deutsch-Österreicher selbst, dieser Märtyrer unseres Einigungskampfes, von dessen Früchten das Land der Babenberger und der Habsburger, das Land Walthers von der Vogelweide und Mozarts, von nun an für immer ausgeschlossen sein sollte. Und doch ist das Schwerste verwunden. Die Großdeutschen von ehedem sind hüben und drüben versöhnt, weil sie die Unvermeidlichkeit der Trennung erkannten, und die Kleindeutschen von ehedem fühlen längst wieder in sich den Schlag eines großdeutschen Herzens. Fürsten und Völker haben sich darin gefunden. Noch im Jahre 1863 hatte Kaiser Franz Josef die deutschen Fürsten ohne den Hohenzollern im „Römer" zu Frankfurt um sich vereint, um das rollende Rad der Geschichte rückwärts zu wälzen und noch einmal in Germanien den Doppeladler, an Ehren und an Siegen reich, wieder aufzurichten. Im Jahre 1908 aber sind die reichsdeutschen Fürsten unter Führung des Hohenzollernkaisers demselben Franz Josef genaht, um ihm in Wien am Tage seines sechzigjährigen Regierungsjubiläums persönlich zu huldigen — nur ein äußerlich höfischer Vorgang freilich, ohne politische Bedeutung des Augenblicks, und doch argwöhnisch umlauert von den nichtdeutschen Nationalitäten Österreichs; denn der tiefere Sinn dieses Vorganges zeigte nicht nur den erschütternden weltgeschichtlichen Umschwung eines Zeitalters menschlich überwunden, sondern er verriet der Welt mit symbolischer Eindruckskraft, daß die staatliche Trennung von einst zahllose unsichtbare Bande nicht hatte zerschneiden können.

Was an solchen unsichtbaren Banden zwischen Deutschen und Deutsch-Österreichern vorhanden ist, das wissen und erfahren wir alle Tage auf den Gebieten des geistigen Lebens, wo die zartesten Keime und Blüten nationalen Daseins sich enthüllen: in Kunst, Literatur und Wissenschaft sind wir trotzalledem ein Volk geblieben. Dankbar empfinden wir immer von neuem den Segen, daß die deutsche Kulturnation sich nicht deckt mit der deutschen Staatsnation, sondern weiter reicht und ein unsterbliches Leben in sich selber führt. Eine große deutsche Literatur blüht auf dem Boden unserer Sprache und unseres Volkstums, und sie weiß nichts von der politischen Trennung der Staaten. Mit Stolz zählen wir die deutsch-österreichischen Dichter zu den unsrigen, und es scheint eher, als ob das Gefühl dieser Zusammengehörigkeit sich verstärkte, denn daß es sich lockern wollte. Denn als der Größte von ihnen, Franz Grillparzer, in den Zeiten des Deutschen Bundes seinen bitteren Leidensweg unter dem lähmenden Drucke Altösterreichs ging, und damit

rang, Form und Dasein in höherer Einheit zu verbinden, da hat es lange genug gedauert, bis der österreichische Dichter zum deutschen Dichter und zum Gemeinbesitz der Nation wurde. Heute liegen solche Schranken am Boden. Die klare Natur und die reife Kunst der Ebner-Eschenbach, die aus kernigem Holz geschnitzte Erscheinung und das deutsche Herz des gemütvollen Steirers Peter Rosegger, sind es nicht fast die ehrwürdigsten Namen der älteren Generation unserer Gesamtliteratur? Gesellen wir zu ihnen von den unlängst Dahingegangenen den elegischen Österreicher Ferdinand v. Saar und den schwerblütig-zerrissenen Mähren J. J. David, unter den Lebenden die formgewandten und dekadenten Talente der jüngeren Wiener Schule, wie Hofmannsthal und Schnitzler, den üppig gärenden Most eines Bartsch: wer sieht in ihnen Gewächse eines uns fremd gewordenen Erdreichs? Und welch ein deutscher Dichter ist zu guter Letzt der Tiroler Karl Schönherr, dessen starkes erdgebornes Talent soeben in seinem „Glaube und Heimat" mit erschütternder Kraft des Gemütes in die Kämpfe der Gegenreformation zurückgriff und eines der innerlichsten historischen Dramen schuf, die unsere Literatur aufzuweisen hat; erscheint doch diese „Tragödie eines Volkes", wie er sie nennt, wie eine Szene nur aus der großen Tragödie unserer Volksgeschichte. Die gleiche Gemeinschaft gilt — ich brauche keine Namen zu nennen — für die bildende Kunst, für die Malerei und Bildhauerei, vor allem für die Musik. Auch das wissenschaftliche Leben erfreut sich, über die natürlichen Schranken hinweg, einer unzerstörbaren Einheit; und die deutsch-österreichischen Universitäten mit ihren Professoren und Studenten, mit ihren Formen und ihrem Geiste sind Glieder desselben Corpus academicum, das unserer Nation auch in den Tagen der Zerrissenheit die Einheit gewährleisten half. Die führenden Namen der Österreicher verehren wir in der uns gemeinsam teuren Wissenschaft der Germanistik von Wilhelm Scherer bis Heinrich Brunner, wir begrüßen sie auf eigenen Wegen in der Nationalökonomie und in der Medizin, und die Geschichtschreibung weiß davon zu sagen, daß neben Sybels großem Werk ein Österreicher, Heinrich Friedjung, die unbefangenste Geschichte des Kampfes um die Hegemonie in Deutschland von 1859—1866 geschrieben hat — und daß sie aus dem Lager der Besiegten kam, ist wieder ein seltenes Symbol einer innerlichen Versöhnung vergangenen Streites.

In diesem Österreichertum, fruchtbar und reich auf allen Gebieten, enthüllt sich eine Art deutschen Volkstums, die in der Tiefe mit dem unseren eins ist, aber in den äußeren Erscheinungsformen sich mannigfach von ihm scheidet, eine liebenswürdigere Art des Empfindens und Sich-gebens, süddeutsche Art gewiß, aber auch sie nüanciert durch fremde Rasseneinwirkungen, verfeinert und versinnlicht durch ein reicheres Maß weiblichen Fluidums, vor allem aber zusammengefaßt in einer besonderen großen und eigenen Tradition. Eine Volksindividualität, deren äußere Energien vielleicht nicht den unseren gewachsen sind im harten Daseinskampfe, deren innere Form aber etwas Eigenes und zum Teil Überlegenes enthält. Gewiß ist heute dieses Österreichertum nicht mehr das Bild unserer eigenen liebenswürdigen Jugend, die den Fremden angeblich so teuer ist, es ist nicht mehr das Österreich

Moritz v. Schwinds und Schuberts, Raimunds und aller entzückenden Wiener Gemütlichkeit; aber wir empfinden doch, vieles ist hier erhalten geblieben, was bei uns zu Boden fiel, im materiellen Kampfe oder erdrückt von der Büreaukratisierung der Gesellschaft, von der Berufsverengung des ganzen Menschen, von den Sünden der Amerikanisierung Neudeutschlands. Man erstaunt nicht über das Urteil eines Ausländers: Vieles von dem deutschen Wesen früherer Art aus der vorbismarckischen Epoche sei nur auf dem Boden Österreichs noch unzerstört.

Dieser Eindruck birgt den richtigen Gedankenkern, daß nicht allein die Stammesart, sondern ebensosehr der Staat und die Geschichte die Formung der Stammesindividualitäten vollziehen. Denn Staat und Geschichte hatten schon vor 1866 aus dem Österreichertum einen in sich ebenso geschlossenen Typus geschaffen wie etwa aus dem Preußen; und vor allem seitdem hat die Verschiedenheit unserer politischen Geschicke sie noch viel weiter sich auseinander entwickeln lassen. Seitdem ist das politische Leben des Reichsdeutschen und des Deutsch-Österreichers verflossen unter so veränderten Gestirnen, daß es gar nicht anders sein konnte, als daß es sich hüben und drüben den verschiedenen Daseinsbedingungen anzupassen versuchte und darüber das ursprüngliche Wesen noch weiter veränderte. Bei uns sind die eigentlichen nationalen Kämpfe abgeschlossen. In Österreich stehen sie im Mittelpunkte alles politischen, ja alles wirtschaftlichen und selbst persönlichen Daseins. Wo in unserem Staatskörper noch nationale Gegensätze vorhanden sind, da suchen wir als Herrenvolk die Minorität mit Härte unter die Anforderungen der Gesamtheit zu beugen. In Österreich ist die Zeit längst dahin, da die Deutschen als Herrenvolk nach dem hochfahrenden Worte Hebbels auf die Bedientenvölker der habsburgischen Monarchie herabsahen, und nur die Anspannung aller Kräfte läßt sie den Rang der primi inter pares behaupten; ja sie mögen manchmal selbst dem Druck von Mitteln ausgesetzt sein, wie sie der Preuße etwa gegenüber seinen polnischen Untertanen anwendet. Bei uns ist der romantische Zauber nationaler Begeisterung, die in unseren Vätern glühte, ein wenig verblaßt, und wenn sie erklingt, wird sie von militärischen Trompeten oder politischen Posaunen übertönt; in Österreich aber ist das Ganze dieser Musik noch lebendig, jene Stimmung einer dahingegangenen Generation, wie sie 1848 zu Worte kam oder bei der Schiller-Feier von 1859 oder in den Tagen des Nationalvereins: ein herzhaftes, begeisterungsfrisches, manchmal etwas nebelhaftes Deutschtum, wie es einem auch wohl drüben unter den Deutsch-Amerikanern in New York oder Chicago begegnet, das sich innig und laut zugleich an der Reihe der nationalen Ideale von Arminius bis Schiller erbaut und stärkt.

Die harte Not hat dieses Deutsch-Österreichertum inzwischen realistischer gemacht, aber der eigentümliche politische Akzent bleibt doch ein anderer als in unserem Reiche. Jedes Problem nimmt hüben und drüben eine andere Gestalt an. Wir besitzen seit 1866 das demokratische Reichstagswahlrecht, und Bismarck hat es geschaffen, um die nationalen Tendenzen der Massen mit diesem stärksten Hebel in Bewegung zu setzen; als im Jahre 1906 die

österreichischen Staatsmänner zu derselben Institution griffen, wollten sie vielmehr mit dem Massenwahlrecht die sozialen Interessen zum überwältigenden Ausdruck bringen, und mit ihnen die nationalen Gegensätze überwinden. Bei uns weist die innere Umbildung hin auf einen exportierenden Industriestaat mit kapitalistischem Gesellschaftsaufbau; unter dem ständigen Druck weltpolitischer Entscheidungen gehen wir unseren Weg vorwärts, der uns im Zeitalter unseres Kaisers eine weltwirtschaftliche Weitung unseres Gesichtskreises mit allem Befreienden und Stärkenden, mit allen ihren Lasten und Gefahren gebracht hat. Die wirtschaftliche Struktur Österreichs und demgemäß auch des Deutsch-Österreichertums ist im Vergleich dazu in notgedrungener oder selbstgewollter Beschränkung zurückgeblieben, verschont von den Nöten, die uns drücken, wenn sie auch unzweifelhaft früher oder später ähnlichen Problemen entgegengehen. Wohin wir blicken, haben wir denselben Eindruck, daß die achtundzwanzig Jahre Bismarckscher Staatslenkung im nationalen Charakter andersartige Spuren hinterlassen haben als die beiden Menschenalter, die Franz Josef auf dem Throne seiner Väter sitzt. Man hat den Eindruck, als ob die entscheidendsten Probleme reichsdeutscher Zukunft jenseits unserer Grenzen in der Welt liegen, während sie für den Österreicher in den nationalen Kämpfen innerhalb seiner Monarchie beschlossen sind.

Ja, soweit sind unsere Wege auseinander gegangen, daß wir uns diesen inneren Kämpfen, in denen die Deutsch-Österreicher stehen, manchmal fast fremd fühlen. Es ist eine berechtigte Klage der Deutsch-Österreicher, daß die Reichsdeutschen den Problemen österreichischen Staatslebens eine nur geringe Summe von Nachdenken und Anteil widmen, daß das notwendige Maß politischer Zurückhaltung, das wir üben müssen, von einem guten Stück Gleichgültigkeit und Kenntnislosigkeit begleitet wird, wie es der glücklich Besitzende, der Saturierte, für das Ringen eines entfernten kleinen Verwandten in der Fremde übrig hat. Wenn man die staatsrechtliche und historische Literatur über die zentralen Probleme österreichischen Staatslebens mustert, so erkennt man, daß Franzosen und Engländer die Augen weit mehr geöffnet haben, sie haben die eingehendsten Werke verfaßt, wie Georges Weill über den Pangermanismus, wie der Nancyer Professor Eisenmann über den österreich-ungarischen Dualismus, und vor allem Ernestе Denis in Paris über die böhmische Geschichte. Gewiß lauert hinter diesem gelehrten Anteil an den Nationalitätenkämpfen allerhand politische Berechnung, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß unsere eigene politische Bildung über ihrer weltweiten Orientierung häufig das Nächste vergißt, und darum, meine ich, gehört es gerade an den Gedenktagen unseres Volkes zur nationalen Pflichterfüllung, das innerste Wesen der Probleme zu begreifen, die am letzten Ende in der Trennung unseres Volkes von 1866 wurzeln.

Es konnte nicht anders sein: die habsburgische Monarchie mußte durch ihr Ausscheiden aus dem Deutschen Bunde in dem Kern ihres Gefüges auf das tiefste erschüttert werden. Der Staat hatte territorial zwar kaum etwas verloren, aber seine eigentümliche Wesenheit aufgegeben. Er mußte jetzt nach

außen und innen nach einer neuen Unterlage seiner Existenz suchen. Er bedurfte einer neuen Orientierung seiner auswärtigen Politik, und er bedurfte einer neuen Struktur seiner inneren Bestandteile, einer veränderten Auseinandersetzung mit der Masse seiner eigenen Nationalitäten.

Beide Sphären, die äußere und die innere, stehen naturgemäß in einem intimen Zusammenhange, der manchmal wohl verdeckt erscheinen mag, aber immer wieder mit Macht durchbricht, in einer unaufhörlichen geheimnisvollen Wechselwirkung: gehört sie doch zu den feinsten Kompliziertheiten des geschichtlichen Verlaufes, die selten systematisch ins Auge gefaßt und nur in der Praxis der großen Geschichtschreiber bis in ihre verborgenen Tiefen aufgehellt werden. Allerdings war vom Standpunkt des habsburgischen Gesamtstaates aus wünschenswert, wie Kalnoky es einmal formulierte, eine „möglichste und allseitige Konkordanz der inneren Politik mit den Prinzipien, Aufgaben und Interessen der auswärtigen Politik". Der Reichtum geschichtlichen Lebens ist aber zu vielgestaltet, als daß eine magere Formel ihn bändigen könnte, und die Wechselwirkung der beiden Sphären verläuft nicht so einfach, daß diese oder jene Tendenz nach innen mit zwingender Notwendigkeit einer gleichartigen Tendenz nach außen entspräche: etwa in der Weise, daß die Erhaltung der traditionellen Vormachtstellung der Deutschösterreicher zu jeder Zeit Voraussetzung und Folge einer engen Allianz der Donaumonarchie mit dem Deutschen Reiche hätte sein müssen. Die Geschichte lehrt vielmehr, daß scheinbare Widersprüche nebeneinander stehen können. Derselbe Richelieu, der im Innern den Hugenottenstaat im Staate gewalttätig zerbrach und die Rekatholisierung Frankreichs vorbereitete, trieb zugleich in Europa eine protestantische Bündnispolitik größten Stils, und in aller Erinnerung ist, daß Bismarcks Bekämpfung seiner nationalen und liberalen Gegner in der Konfliktszeit mit einer auswärtigen Politik Hand in Hand ging, die in Europa mit revolutionärer Kühnheit dieselben nationalen und liberalen Tendenzen in Fluß brachte. Und so kennt die politische Dynamik Beispiele genug, in denen die Einheit zwischen äußerer und innerer Politik nicht in einer formellen Konkordanz, sondern in einer Verbindung scheinbarer Gegensätze besteht, etwa wie positive und negative Elektrizität einander neutralisieren, ja jene niemals aussetzende Wechselwirkung erscheint manchmal in der Gestalt eines fast dialektischen Umschlags der Motive: gerade den Deutschösterreichern sollte diese überraschende Erfahrung nicht erspart bleiben.

Mit einem raschen Blick gehen wir vorbei an dem kurzen Intermezzo von 1867 bis 70, in dem die leitenden Männer der habsburgischen Monarchie nur an Revanche für Königgrätz dachten und sich um jeden Preis in Deutschland wieder hineinerobern wollten. Allein um dieses Revanchetraumes willen ließ man sich in jenen Jahren dazu herbei, die innerpolitische Umbildung des Gesamtstaates anzubahnen, und bezeichnenderweise bediente man sich der Mitwirkung ehemaliger Staatsmänner deutscher Mittelstaaten, die aus dem Lager der Geschlagenen von 1866 nach Wien gekommen waren. Der Sachse Beust war es, der als Reichskanzler die Spaltung der Gesamtmonarchie, die dualistische Gestaltung von Österreich-Ungarn vornehmen half, und der

Schwabe Schäffle arbeitete im Ministerium Hohenwart auf die ähnliche Organisation eines halb selbständigen tschechischen Königreiches Böhmen hin. Um der äußeren Stärkung halber, als Vorbereitung für einen letzten deutschen Hegemoniekampf, ließ man zunächst einmal den Nationalitäten freien Raum und betrieb mit allen Kräften den föderalistischen Umbau und Abbau des alten zentralistischen Staates — und nun erst begannen die Deutschösterreicher an ihrem Leibe die vernichtende Wirkung des Jahres 1866 zu spüren, das sie nicht nur von der Mehrheit ihrer deutschen Landsleute losgerissen hatte, sondern auch in der heimischen Monarchie von der Höhe ihrer historischen Führerstellung hinabstieß.

Erst Metz und Sedan sollten den Habsburger dazu bringen, sich mit dem Prager Frieden abzufinden und dem deutschen Volke die unselige Wiederholung eines siebenjährigen Krieges zu ersparen. Also machte der Abschluß unserer eigenen Reichsgründung zugleich in Wien den Experimenten ein Ende, die zur Stärkung nach außen vorläufig die Desorganisation nach innen, die Auflösung des Reiches in ein Bündel von nationalen Autonomien betrieben. Nach innen und nach außen mußte man, als der Leitstern der Revanche erloschen, das Steuer anders stellen. Nach außen hin entschloß man sich, mit dem neuen Deutschen Reiche ehrlich Frieden zu machen und zu halten; im Innern gab man die Hohenwart-Schäffleschen Pläne auf und beließ die Deutschen bis auf weiteres in der Vormachtstellung innerhalb der zisleithanischen Reichshälfte. Hätte man in Wien anders gehandelt, so würde man eine zwiefache Gefahr gelaufen sein: das Deutsche Reich würde auf dem Wege nationalstaatlicher Konsolidierung nicht haltgemacht haben, sondern den vollen Strom der Kräfte, die es geschaffen hatten, auch über die schwarzgelben Grenzpfähle hinweg gelenkt haben, die Deutsch-Österreicher aber, zunächst in Böhmen slawischer Majorisierung preisgegeben, würden innerlich der Anziehungskraft der großen nationalen Gemeinschaft nicht haben widerstehen können. So gab es keine Wahl. Bismarck aber ermöglichte dem Habsburger den jetzt endgültigen Verzicht auf Deutschland, indem auch er endgültig jeden Gedanken an einen Fortgang nationaler Propaganda aus der reichsdeutschen Politik verbannte. Dieser Verzicht ist bis heute und für immer die selbstverständliche Basis des Verhältnisses zwischen dem Reiche und Österreich-Ungarn, so gut wie die Anerkennung der Neuordnung von 1866 und 1870—71 auf der anderen Seite. Die Alldeutschen aber hüben und drüben, die wenn auch nur mit Worten die damals gezogene Grenze überspringen möchten, rütteln in Wahrheit an dem Grundpfeiler des Vertrauens, das die beiden Mächte verbindet.

Das erste Ergebnis der politischen Neuorientierung unter diesem veränderten Zeichen, das Dreikaiserverhältnis von 1872, ist nur ein Durchgangsstadium geblieben. Es war gewiß diejenige Konstellation, die dem Ideal Bismarcks am ehesten entsprach, da sie die völlige Sicherung nach Westen bot, aber es war nicht viel, mehr ein Provisorium, das nur insoweit und nur so lange haltbar blieb, als die beiden älteren Kaisermächte nicht untereinander in Gegensatz gerieten. Deutschland konnte und wollte, in wunschloser Erstarkung, mit beiden Mächten freundschaftliche Fühlung halten. Diese beiden

aber konnten zu gleicher Zeit mit Berlin nur dann zusammenstehen, wenn ihre auswärtigen Interessen, insonderheit ihre Interessen im Orient, nicht gegeneinanderliefen. Dieses Dreieck Berlin—Wien—Petersburg besaß einen Schwerpunkt, der außerhalb seines unmittelbaren Bereiches lag.

Man hat wohl die Frage aufgeworfen, ob eine so weitgehende Lockerung der nationalen Bestandteile, wie sie in dem österreich-ungarischen Staatskörper bereits eingetreten war, nicht geradezu verhängnisvoll auf die Führung seiner Gesamtinteressen in der auswärtigen Politik zurückwirken mußte, ja ob — wie Graf Kalnoky im Oktober 1879 seinem damaligen Chef Andrassy schrieb[1]) , „bei unserer dualistischen Gestaltung eine Großmachtspolitik, eine einheitliche Aktion überhaupt möglich sei." Die Antwort auf die aufgeworfene Frage liegt darin, daß man den Satz von den inneren Voraussetzungen aller Aktion nach außen hin, wie Kalnoky es tat, kühn umdrehte und die Großmachtspolitik als den kräftigsten Hebel des Zusammenhaltes nach innen, als „Bedingung für das Gedeihen der Monarchie" ansprach — daß sie es für keinen Staat im höheren Grade ist, haben die jüngsten Ereignisse eindrucksvoll gelehrt. Österreich-Ungarn durfte also um seiner selbst willen auf diese Betätigung seiner Kraft in der Außenpolitik nicht verzichten: „Fehlt der Impuls zu einem gemeinsamen Ziele," so urteilte der Minister weiter, „der treibende Staatsgedanke, der die vielfältigen heterogenen Elemente in einer bleibenden Bewegung erhält, so tritt eine faule Stagnation ein, die selbst zur Zersetzung führen kann." Wenn Eisenmann in seinem vortrefflichen Buche sich die schließliche Überwindung der Nationalitätenkämpfe vorzustellen versucht, so denkt er an eine Umbildung der österreich-ungarischen Monarchie in eine Art von monarchischer Schweiz[2]). Das ist gewiß soweit richtig, als einmal irgendwelche dauernde Formen nationalen Ausgleichs gefunden werden müssen; soll es aber heißen, daß die Lösung des Problems in einem Staatskörper von der völkerrechtlichen Beschaffenheit der Schweiz liegt, so könnte man den Lebensnerv gerade der Donaumonarchie nicht stärker verkennen; ein neutralisiertes, ein politisch entmanntes Österreich-Ungarn würde rettungslos auseinanderfallen. Das einzige Feld seiner Betätigung lag für den seit 1866 und 1870—71 von Deutschland und Italien abgeschnittenen Staat im Orient. Diese historische Tendenz des Donaureiches, die in den Menschenaltern des Kampfes um Deutschland und Italien manchmal vergessen schien, war jetzt, wie die neuen Staatslenker, Andrassy voran, sogleich erkannt hatten, die einzig mögliche Front. Indem aber Österreich-Ungarn in die neuen Bahnen einer aktiven Orientpolitik zurücklenkte, stieß es mit den traditionell geheiligten Eroberungsplänen Rußlands zusammen. An dieser Stelle war das Dreikaiserverhältnis von 1872 sterblich seit seiner Geburt. Also liegt, bis zum heutigen

[1]) Siehe den biographischen Abriß Friedjungs über Kalnoky in A. Bettelheims „Biographischem Jahrbuch".

[2]) Louis Eisenmann, Le Compromis Austro-Hongrois de 1867, S. 680: „Un pareil régime . . . ferait de la monarchie austro-hongroise, dans la mesure où le permettent ses conditions propres d'existence, une Suisse monarchique; le modèle vaut d'être imité."

Tage, auch für die im Orient zunächst ganz uninteressierte deutsche Politik in der orientalischen Frage der oberste Richtungspunkt aller Navigierung. Die orientalische Frage hat bald Rußland, bald Österreich, bald beide an den deutschen Nachbar herangeführt, werbend, bündnisheischend oder auch drohend. Sie ist es denn auch gewesen, die im Laufe der Jahre 1876—79 das Dreikaiserverhältnis gesprengt und Bismarck zu der lange vermiedenen Option zwischen Rußland und Österreich genötigt hat. Es ist jene allbekannte Phase europäischer Politik, deren Wendepunkte Bismarck selbst in seinen Gedanken und Erinnerungen in scharfe Beleuchtung gerückt hat; aus dem Gesichtswinkel einer vierten Macht, für die alles an dieser Entscheidung hing, hat Gabriel Hanotaux ihre verschlungenen Wege zu verfolgen versucht, und neuerdings hat A. Fournier[1]) vor allem auf Grund des russischen Materiales ihren innersten Gang ans Licht gestellt.

Indem Bismarck im Herbste 1879, nach einem ergreifenden Ringen mit seinem alten Kaiser, für das Bündnis mit Österreich optierte, hat er den entscheidendsten Schritt seiner auswärtigen Staatsleitung nach 1871 getan, einen Schritt, dessen Nachwirkungen nicht wieder zu beseitigen sind. Wir wissen aus seinem eigenen Munde, aus welchem Grunde er seine Wahl getroffen hat. Er hat den schwächeren Bundesgenossen dem stärkeren um deswillen vorgezogen, weil der Schwächere mit seinem eigenen Wollen viel weniger auf die deutsche Aktionsfreiheit drückte; er konnte nur ein Bündnis brauchen, in dem er Herr seines Willens und seiner Hand blieb. Neben diesem bestimmenden realpolitischen Motiv tritt die Erwägung, daß dieses Bündnis eine Verbindung mit dem deutschen Element in Österreich-Ungarn gewähre, unbedingt in die zweite Reihe. Aber selbst für das persönliche Empfinden des großen Realisten haben im Herbste 1879 die Imponderabilien, die vom gesamtdeutschen Standpunkt in dieser Verbindung lagen, ihre Bedeutung gehabt; das klingt aus dem Kapitel der Gedanken und Erinnerungen noch vernehmlich nach. Der gewaltige Zerspalter Deutschlands von 1866 schlug zu dem abgespaltenen Teile deutschen Volkstums wenigstens eine völkerrechtliche Brücke hinüber. Und wie man in Österreich das Versöhnende dieser Wendung empfand, so wurde sie auch bei uns von Dynastien und Völkern, Konservativen, Liberalen und Klerikalen mit innerlicher Wärme begrüßt; die Erben der großdeutschen Träume und die Epigonen des Gagernschen Programms vom engeren und weiteren Bunde waren in gleicher Weise von diesem Ausgang befriedigt, und es scheint, als wenn die Reminiszenzen, die in solchem Augenblicke aufsteigen mußten, auch Bismarck zu dem Versuche anregten, den völkerrechtlichen Charakter des Bündnisses in staatsrechtliche Formen hinüberzuleiten. Dieser Versuch einer Fortbildung, eines „organischen Verbandes zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn", kam allerdings nicht zur Ausführung, aber er war vielleicht auch nicht ernsthaft gewollt: er war wohl mehr ein letztes Finale der nun begrabenen Hegemoniekämpfe, als ein Leitmotiv für die Zukunft. Was überhaupt der Idee eines „ewigen Bündnisses", die an sich dem natürlichen Egoismus aller Staaten

[1]) Wie wir zu Bosnien kamen. Wien 1909.

widerspricht, eine innere Berechtigung gewähren konnte, das war die fortdauernde kulturelle Einheit des deutschen Gesamtvolkes, die wenigstens politisch geschützt werden sollte gegen die bloße Möglichkeit kriegerischer Zusammenstöße: denn jeder Krieg Deutschlands mit Österreich-Ungarn wäre fortan vom gesamtdeutschen Standpunkte als ein neuer Bürgerkrieg empfunden worden. Bismarck war sich bewußt, daß das Bündnis über ein Bindemittel verfügte, wie es in den anderen Allianzen der Kabinette an keiner Stelle wiederkehrt; noch der Achtzigjährige hat, als er längst außerhalb des Amtes stand, den Steiermärkern im April 1895 zugerufen: „Je stärker der Einfluß der Deutschen in Österreich sein wird, desto sicherer werden die Beziehungen des Deutschen Reiches zu Österreich sein." Aber er verhehlte sich nicht die Kehrseite dieses besonderen Verhältnisses: daß dieses Bindemittel für die nichtdeutschen Nationalitäten Österreich-Ungarns keine Geltung hatte, ja, daß seine Bedeutung für diese, im Verlauf ihrer Nationalitätenkämpfe, in das Gegenteil umschlagen konnte.

Hier begann also vom österreichischen Standpunkt das Problem des Ineinandergreifens von innerer und auswärtiger Politik. Ein Magyare als Minister hatte 1879 das Bündnis geschlossen, und die Magyaren blieben fortan neben den Deutschen seine besonderen Anhänger. Nicht mit Unrecht pflegte Kalnoky die Deutschen und die Magyaren als die am stärksten am Bestande der Monarchie interessierten Gruppen zu betrachten und erblickte darum in einer Politik, die vor allem von diesen beiden Völkern getragen würde, eine „logische Rechtfertigung des dualistischen Systems in Österreich-Ungarn vom Standpunkte der auswärtigen Politik." Eine Argumentation, die vieles für sich hatte und nur den einen Fehler besaß, daß sie der dritten großen Gruppe, den österreichischen Slawen, nicht einleuchtete. Konnte man unter ihnen die Polen immerhin als laue Anhänger des Bündnisses bezeichnen, so waren die Tschechen und die Südslawen ihm feindlich, weil sie von dem Rückhalt des deutschen Bündnisses die Stärkung ihrer intimsten nationalen Gegner befürchteten. Hier war von vornherein der schwache Punkt des Bündnisses, und wenn er in den nächsten Jahrzehnten weniger zur Geltung kam, so lag es daran, daß die innerösterreichische Staatskunst in Zisleithanien von jetzt an eine gerade die slawischen Elemente versöhnende Wendung nahm.

Es ist nicht anders: mit der Vollziehung des deutsch-österreichischen Bündnisses fällt das Ende der deutschen Vormachtstellung in der zisleithanischen Reichshälfte zeitlich und ursächlich zusammen. Der erste Anlaß wurzelte noch in den Verwicklungen der orientalischen Frage, aus denen soeben das Bündnis emporgestiegen war. Indem die Deutsch-Österreicher sich der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina wegen der befürchteten Vermehrung des slawischen Elements in der Gesamtmonarchie widersetzten, stellten sie sich aus nationalem Eigennutz dem Großmachtsinteresse des Staates, allem dem, was ihren besonderen Wünschen schlechthin übergeordnet bleiben mußte, in den Weg. Sie rührten damit an den Lebensnerv des Staates und verschuldeten selbst die Wendung, die über sie hinwegschritt. Französische Historiker und Politiker haben mit hingebender Mühe und gutem Erfolge den

österreichischen Slawen beizubringen gesucht, daß sie immer von neuem auf ihrem Siegeslaufe gegen die Deutsch-Österreicher unterbrochen und zurückgeworfen seien durch die mächtige Intervention des „Preußen", und daß der letzte Grund dieses für eine selbstbewußte Nationalität unerträglichen Verhältnisses in dem deutschen Bündnis liege [1]); diesen Stein des Anstoßes wollten die freundlichen Berater aus dem Wege räumen. In Wahrheit hat die Sache von Anfang an umgekehrt gelegen. Die durch den Namen des Grafen Taaffe bezeichnete Staatspraxis, welche die Deutschen entthronte und die politische Parität der Slawen einleitete, war erst seit dem Jahre 1879 möglich. Wenn man fortan in Wien ungestraft eine Nationalitätenpolitik treiben durfte, die man 1871 unter keinen Umständen hätte wagen dürfen, so lag es daran, daß man jetzt durch das Bündnis mit dem Deutschen Reiche gegen jede etwaige reichsdeutsche Rekrimination sich gedeckt fühlte.

Man darf billig staunen, welchen Belastungen die slawenfreundliche Politik der Habsburger von jetzt an das Bündnis aussetzte. Wie Bismarck, in Bundestreue kühl, sich den Nöten der Deutsch-Österreicher verschloß, so gewöhnten auch die Reichsdeutschen sich an eine realpolitische Reserve gegenüber Dingen, die sie nicht ändern konnten. Die Deutsch-Österreicher aber, sich selbst überlassen, verfielen zeitweilig in einen tiefen Pessimismus; sie standen unter dem niederdrückenden Gefühl, daß der große Strom der Nationalitätenbewegung, der im Deutschen Reiche und in Italien, ja selbst unter den Völkerschaften der Balkanhalbinsel, mit staatenschöpfender Fruchtbarkeit einhergegangen, in ihrer alten Monarchie nur staatzerstörend wirke, und ihr eigenes Volkstum, den seit 1866 losgerissenen Außenposten deutscher Erde immer vernichtender umbrause. Es sind Stimmungen, die zeitweilig dem ganzen Österreichertum das Gepräge gaben und die Sehnsucht nach dem großen Deutschen Reiche von neuem anfachten; in ihren extremsten Formen, der alldeutschen Richtung Schoenerers und der Los-von-Rom-Bewegung, brachten sie ebenso ihrer eigenen Sache wie der Verbindung mit dem Deutschen Reiche schweren Schaden. Diese heißblütigen Nationalen verkannten, daß das Deutsche Reich an nichts mehr interessiert ist als an dem Bestande Österreich-Ungarns, ja daß selbst das Bündnis nicht gebunden ist an eine einseitige deutsche Parteiherrschaft, sondern im reichsdeutschen Interesse am besten ruht auf dem Boden eines nationalen Ausgleichs, in dem allerdings die Deutschen zu ihrem Recht kommen müssen — darin gibt es auch von unserem Standpunkt eine äußerste Grenze.

Wenn man in der Bismarckischen Periode von einer bedenklichen Seite des Bündnisses reden will, so war sie nicht so sehr in der inneren, als in der

[1]) So Denis, La Bohême depuis la Montagne Blanche (Bd. II, S. 661) zum Sturze Thuns: „Pour la quatrième fois depuis la fin du régime absolutiste la Prusse venait au secours des Allemands de l'Autriche et leur permettait de refouler l'assaut des Slaves. Koeniggraetz avait entraîné la chute de Belcrédi et Sedan celle de Hohenwart; depuis, la main du Chancelier de Berlin apparait visiblement dans les intrigues qui ont abouti à la chute de Taaffe et de Thun. La nécessité même de ces interventions réiterées de l'étranger ne semble pas prouver que les Allemands de la monarchie doivent être longtemps en état de soutenir l'effort de leurs adversaires."

auswärtigen Politik zu suchen, in einer weiter ausgreifenden Balkanpolitik Österreich-Ungarns, wenigstens von dem Augenblicke an, wo sie den deutschen Verbündeten allzu stark für sich selber zu engagieren suchte. Hier gab es für Bismarck eine sehr bestimmte Grenze, und an mancher Stelle seiner „Gedanken und Erinnerungen," in mancher Information der „Hamburger Nachrichten" hat er sie mit Nachdruck und Sorge bezeichnet. Mochte Andrassy auch, voll sanguinischer Erwartung, im Jahre 1879 seinem Monarchen zurufen: „nun sind Eurer Majestät die Tore zum Orient geöffnet" Bismarck war keineswegs gewillt, das Deutsche Reich, den pommerschen Musketier als Schildwache an dem geöffneten Tore aufzustellen, durch das der „ungarische Husar" auf der Straße nach Saloniki oder noch weiter abgerückt wäre.

Gegen eine solche allzu starke Inanspruchnahme diente ihm einmal die Ausdehnung des Bündnisses über Italien – die Dreibundtendenzen selbst mögen außerhalb dieser Betrachtungen bleiben — und vor allem die Rückendeckung durch eben die Macht, vor der man sich im Bündnis zu schützen gelobt hatte. Bismarck ließ den Draht nach Petersburg nicht abreißen. Die wechselnden Beziehungen beider Mächte zu Rußland (denn auch Österreich-Ungarn beschritt bald den Weg der Sonderabmachungen) fuhren fort, bestimmend für das Schwergewichtsverhältnis zwischen Berlin und Wien zu bleiben und verliehen jeweilig der Allianz ihre Farbe. Am weitesten ging jedenfalls der deutsche Reichskanzler, indem er im Jahre 1887 hinter dem Rücken seines Verbündeten jenen Rückversicherungsvertrag mit Rußland schloß, dessen Bekanntwerden später die öffentliche Meinung in Österreich empfindlich vor den Kopf stieß. Das Bedenkliche lag weniger in dem materiellen Inhalt, als in der Geheimhaltung des Vertrages. Heute sind wir längst gewöhnt, diese politischen Methoden bis zur virtuosen Technik in allen Lagern fortgebildet zu sehen; die Politik der großen Allianzen wird überall durch Sonderabmachungen mit Gliedern der anderen Gruppe ergänzt oder durchbrochen, gefahrloser gemacht oder aufgehoben, so daß das mit Rückversicherungsverträgen gefüllte Portefeuille manchmal sogar wertvoller sein mag als das feierliche Dokument des Bündnisvertrages; wenn das hübsche Wort des Fürsten Bülow auch den Ehemann mit Recht mahnte, nicht gleich einen roten Kopf zu bekommen, wenn die junge Frau einmal eine Extratour tanze, so hat doch ein Beispiel jüngster Tage gelehrt, daß selbst einem so erfahrenen Ehemanne wie dem Pariser die Verfänglichkeit einer neuartigen Situation das Blut ein wenig zu Kopfe treibt.

Zu keiner Zeit jedoch ist der Kern des deutsch-österreichischen Bündnisses durch andere Abmachungen berührt worden. Seine Dauer seit mehr als dreißig Jahren brachte das stärkste Moment der Beständigkeit in die europäische Politik. Gewisse Abwandlungen sind zuzeiten eingetreten, weil eben hinter dem engsten Bündnis lebendige politische Individualitäten mit gesundem staatlichen Egoismus stehen. Insbesondere läßt sich nicht verkennen, daß die Voraussetzungen des Bündnisses sich seit Bismarcks Abgang in zwei Hinsichten verschoben haben. Einmal ist auch das deutsche Interesse im Orient gewachsen, und wenn es auch durchaus wirtschaftlicher Natur bleibt, so setzt

sich doch heute alles wirtschaftliche sofort in politisches Interesse um und wird im Daseinskampfe der Völker als solches bewertet. Sodann ist infolge der deutschen Weltpolitik und des aus ihr entspringenden Gegensatzes zu England die Konstellation der Mächte von Grund aus verschoben worden, nicht zum Vorteil für die Aktionsfreiheit, über die eine rein kontinentale Auslandspolitik unseres Reiches ohne Mühe verfügte; das wirkte natürlich auf den inneren Bestand des Dreibundes zurück, lockerte zeitweilig die Zugehörigkeit Italiens und machte, wie Algeciras offenbarte, Österreich-Ungarn unentbehrlicher für die Deutschen, damit aber mächtiger und aktionslustiger innerhalb des Bündnisses, so daß dessen Schwerpunkt sich in einzelnen Momenten nach Wien zu verschieben schien; in der Zuversicht, daß der Deutsche doch im Notfalle Hilfe leisten müsse, begann man hier auf eigene Faust im Orient vorzugehen.

So waren die Verhältnisse von Grund aus verschoben, als das Bündnis vor zwei Jahren auf die große Probe gestellt ward. Selten hat das Objekt einer kriegerischen Spannung, die bloße Verwandlung einer tatsächlichen und unangefochtenen Okkupation in einen völkerrechtlich anerkannten Besitz, so außer allem Verhältnis gestanden zu dem Umfang der dadurch hervorgerufenen Weltkrisis, wie in der bosnischen Frage. Es handelte sich ja nicht um den formalen Vorgang der Annexion selbst, sondern vielmehr um den Bestand des Dreibundes, um einen Versuch der Triple-Entente Rußland-Frankreich-England, Österreich-Ungarn entweder zu demütigen oder von Deutschland abzudrängen, an dieser Stelle also das letzte Glied im Ringe der Einkreisungspolitik zu schließen. Um dieses höheren Preises willen wirkten alle Gegner zusammen, in den europäischen Kabinetten, auf der Balkanhalbinsel und schließlich — damit wurde die wunde Stelle des Bündnisses aufgedeckt — unter den nichtdeutschen Nationalitäten Österreich-Ungarns. Ein Teil der österreichischen Slawen hatte nur das eine Gefühl, in der auswärtigen Politik gekettet zu sein an die Aktionskraft eines Körpers, der vor allem 60 Millionen Reichsdeutsche und 10 Millionen Deutsch-Österreicher umfaßte und in dieser Krisis seine Spitze gegen die slawische Großmacht Rußland richten mußte; über der wilden Begier, jetzt oder nie das deutsche Bündnis und den verhaßten Rückhalt der Deutsch-Österreicher zu sprengen, vergaßen diese Slawen die Zugehörigkeit zu der eigenen Monarchie. Die Hoffnung des Franzosen, „die Schüler des Comenius möchten noch einmal wieder zu Soldaten Ziskas werden" und im letzten Entscheidungskampfe alle Gegner „der brutalen Gewalt" auf ihrer Seite finden[1]), schien sich zu verwirklichen. Die Fäden, die der Tschechenführer Kramarsch von Prag nach Petersburg und Belgrad spann, verflochten sich in das Gespinst, das Kossuths Hände von Pest nach Paris warfen; denn auch die Magyaren hatten unter extremen Führern ihre tradi-

[1]) Ernest Denis, La Bohême depuis la Montagne Blanche (Bd. II, S. 670): „Les disciples de Comenius sauront, s'il le faut, redevenir les soldats de Zizka. Ils auront avec eux, dans ce combat suprême, tous ceux, qui refusent de s'incliner devant la force brutale et qui réclament pour les peuples le droit de disposer d'eux mêmes ... Pour maintenir le glorieux héritage que leur ont légué leur héros et leurs martyrs, les Tchèques sont prêts, si l'heure fatale sonne, aux suprêmes sacrifices."

tionelle Stellung aus dem Auge verloren, und von den Nationalitäten waren fast nur die Deutsch-Österreicher als Hort des Bündnisses zurückgeblieben. Umgekehrt als im Jahre 1879 standen sie diesmal fest zu der Lebensfrage der Großmacht, der sie angehörten, während man unter den Slawen in leidenschaftlicher Verblendung bis an die Grenzen des Landesverrats trieb. Alles stand dergestalt auf dem Spiele: der Zusammenhalt und der Charakter der habsburgischen Monarchie, ihre politische Verbindung mit dem Deutschen Reiche und indirekt die ganze deutsche Weltstellung.

Noch steht es in aller Gedächtnis, wer dieses Gespinst zerrissen und dieses Spiel gestört hat. Einmal die feste Hand der politischen und militärischen Staatslenker des Donaureiches. Wieder erhellte die Wahrheit des Wortes, daß in dieser Monarchie der Machtwille nach außen von jeher erkennbarer war als der Staatswille nach innen. Wiederum, wie im Jahre 1848 Grillparzer dem Feldmarschall Radetzky zurief, hieß es in dieser Stunde der Prüfung von der Armee: „In Deinem Lager ist Österreich, wir anderen sind einzelne Trümmer." Der altösterreichische Pessimismus aber und die Geringschätzung der anderen verflatterte vor der Stärke eines Staatsgefühls, in dem der Titel jener alten Flugschrift „Österreich über alles, wenn es nur will" wieder auflebte. Das andere und in letzter Linie den Ausschlag gebende Moment war das Festhalten Deutschlands am Bündnis bis zum äußersten. Das Werk Bismarcks von 1879 hielt der stärksten denkbaren Belastungsprobe stand. In dem Worte von der Nibelungentreue aber lag noch mehr als das gehobene Gefühl politischer und militärischer Vertragsleistung: von weitem, von der Vergangenheit her, klang aus diesem Worte die Erinnerung an das gemeinsame Kultureigentum an, das Deutschland und Deutsch-Österreich besitzen. Da mag der Blick zurückschweifend darauf ruhen, daß diese größte deutsche Dichtung, die ritterlich-epische Fortbildung gemeingermanischen Sagengutes, ihre uns überlieferte Form vor sechs Jahrhunderten auf österreichischem Boden gefunden hat, und zugleich gedenken wir, daß noch vor fünfzig Jahren ein trotziger Nordgermane, Friedrich Hebbel, im schönen Wien, wo er heimisch geworden, den unsterblichen Stoff dramatisch neu gestaltete. Das war es: hinter der politischen Interessengemeinschaft, hinter der sie so oft zurücktreten mußte, war wieder einmal die nationale Kulturgemeinschaft sichtbar geworden und hatte der Festigkeit des Bündnisses den besten Rückhalt gegeben. Darin lag wenigstens für das Gefühl des deutschen Volkes, das doch hinter den leitenden Politikern stand, die letzte Rechtfertigung ihres Handelns, auch für das Maß der geleisteten Dienste.

In der Not der Stunde und auch hernach hatte den einen oder anderen wohl die Sorge überkommen, ob Deutschland mit dem Einsetzen des Letzten für die österreichische Aktion nicht zu weit gegangen sei. Ein Weltkrieg um Bosnien — waren die Nibelungen nicht einst vom Rheine ins Hunnenland gezogen und keiner von ihnen heimgekehrt? Ohne Frage haben die Grenzlinien, die Bismarck der Leistung Deutschlands innerhalb des Bündnisses zog, damals überschritten werden müssen. Aber wenn man auch mit Recht zweifeln darf, ob Bismarck die Dinge so weit hätte kommen lassen und dem wagenden

Grafen Ährenthal die Vorderhand im Spiel überlassen hätte, darüber besteht kein Zweifel, daß im Momente auch er nicht anders hätte handeln können. Nicht die buchstabentreue Bismarck-Orthodoxie der „Hamburger Nachrichten", sondern der Kaiser und seine Berater haben damals im Geiste Bismarcks gehandelt, und sie haben recht behalten.

Zu einer bleibenden Institution durfte allerdings das Schwergewichtsverhältnis zwischen Berlin und Wien, wie es in der bosnischen Krisis hervortrat, schlechterdings nicht werden. Eine kluge deutsche Politik mußte dafür sorgen, in Bismarcks Geiste während und nach der Spannung den Draht nach Petersburg wieder anzuknüpfen. Die deutsch-russischen Besprechungen in Potsdam — der wichtigste politische Vorgang seit Algeciras und Bosnien — scheinen nicht nur unsere wirtschaftlichen Orientinteressen, wie den Fortgang der Bagdadbahn, zu sichern; sie vermindern nicht nur die Gefahren der Triple-Entente und besiegeln den Bankerott der Einkreisungspolitik; sie stellen auch innerhalb des deutsch-österreichischen Bündnisses den Zustand wieder her, der Bismarck als der wünschenswerteste vorschwebte. Auch das intimste Bündnis kann nur an Festigkeit gewinnen, wenn es den gesunden Egoismus des einzelnen Staates weder durch Überlastung mit fremden Bedürfnissen noch durch Einschnürung seiner eigenen Lebensnotwendigkeiten beeinträchtigt. „Ich glaube, daß das wandelbare Element des politischen Interesses und seiner Gefahren", so hat Bismarck gesagt, „ein unentbehrliches Unterfutter für geschriebene Verträge ist, wenn sie haltbar sein sollen." Gegen eine Überspannung des Sonderinteresses und gegen alle störenden Mißverständnisse bietet die Eigenart, die gerade dieses Bündnis vor allen ähnlichen Verbindungen auszeichnet, einen sicheren Schutz.

Hat doch die Krisis von 1908/09 aller Welt enthüllt — und über diesen Eindruck hat die unterlegene Partei sich nicht getäuscht —, daß es dauerhaftere Grundlagen der Allianzen gibt, als die schlaue Berechnung von politischen Intriganten, die durch nichts als die gemeinsame Gegnerschaft unter sich zusammengehalten werden; auf dem Grunde der Verbindung der Staaten sah man die unzerstörbare Zusammengehörigkeit deutschen Volkstums und deutscher Volkssympathien auftauchen. Darum hat auch der Ausgang jener Weltkrisis uns von neuem eine Bestätigung von Bismarcks Lebenswerk gebracht — von neuem eine Versöhnung, die über das Trennende von 1866, über Kleindeutschtum und Großdeutschtum hinwegreichte, und von neuem eine Rechtfertigung, den tieferen Sinn seiner Wahl von 1879. So fahren wir fort, das Bündnis, obgleich es nicht staatsrechtliche Fixierung gewonnen hat, trotzdem wie eine Institution zu empfinden, die bei uns über allen Parteienkampf hinausgehoben ist und bleibt, und wir hoffen, daß es in der befreundeten Monarchie mit dem endlichen Ausgleich der Nationalitätenkämpfe in wohlverstandenem Interesse aller ihrer Elemente, gleichfalls über den inneren Hader hinauswächst.

Ernst von Pleners Lehr- und Wanderjahre.

Benvenuto Cellini verlangte, daß jeder tüchtige Mann gleichviel welchen Standes nach dem vierzigsten Geburtstag eigenhändig sein Leben aufsetzen solle; die Forderung blieb in einer Vergangenheit, in der die Analphabeten die Mehrheit bildeten, unerfüllbar, und sie wird vermutlich auch in der schreibseligsten Zukunft sich nicht in solcher Allgemeinheit verwirklichen. In Österreich insbesondere wird es schwer halten, zu viel alte Versäumnisse gutzumachen. Goethe warf gelegentlich die Äußerung hin, daß Autobiographien in protestantischen Landen besser gedeihen als in katholischen, in denen die Ohrenbeichte dem tief menschlichen Bedürfnis nach Bekenntnissen entgegenkäme: ein Motiv, das bei den Massen und im Mittelstand des Habsburgerreiches die verhältnismäßig geringere Zahl schriftlicher Konfessionen miterklären mag. Unter den Hoch- und Höchstgestellten wiederum scheuten Zaghaftere und mißachteten Hoffärtige die öffentliche Meinung dermaßen, daß zum Leidwesen eines so guten Patrioten und Geschichtschreibers wie Heinrich Friedjung die Nächstberufenen „die Darstellung der zeitgenössischen Geschichte stets den Nebenbuhlern und Feinden überließen. Erst wenn die Tradition gegossen und erstarrt war und ihre Wirkung auf das europäische Urteil geübt hatte, ließ man sich zu Veröffentlichungen über längst verflossene Zeiten herbei". Im neuen deutschen Reich gaben die Werkmeister und Zeugen seiner Begründung mittlerweile wetteifernd anderes besseres Beispiel. Heilsamer als irgendwer das an ihrer Stelle vermocht hätte, sorgten Bismarck, Moltke, Graf Blumenthal usw. auch mit der Feder für das Andenken ihrer Schicksale und Taten, für die Erkenntnis ihrer Absichten und Persönlichkeiten. Und welche dauernde Bedeutung dem Vermächtnis Rudolf Delbrücks, seinen „Lebenserinnerungen", zukommt, haben gleich nach der Prüfung der Handschrift zwei weitblickende Richter ausgesprochen: Max Lenz nannte das Werk eine wesentliche Quelle zur Geschichte der Einheitsbewegung, und Schmoller prophezeite, daß die Jugendgeschichte für alle Zeiten eines der wertvollsten Denkmäler der preußischen Beamten-, Geistes- und Kulturgeschichte der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bleiben werde.

Die Aufschlüsse, die ein namhafter Staatsmann des Zeitalters Franz Josefs, Ernst Freiherr v. Plener, in seinen Erinnerungen[1]) über seine in die zweite Hälfte des gleichen Jahrhunderts fallende Werdezeit gibt, verdienen kaum geringeren Dank der österreichischen Landsmannschaft. Und sie werden auch jenseits der schwarzgelben Pfähle willkommen geheißen werden als lebendige Probe der erzieherischen Wirkungen, welche die ungeheuren Wandlungen der Weltpolitik, der Umschwung in Theorie und Praxis der Staatswissenschaften in diesem Zeitraum auf einen unbeschadet aller Selbständigkeit so bildsamen und empfänglichen Geist wie Ernst v. Plener ausübten. Der Forscherernst, die Lernfreudigkeit und Entwicklungsfähigkeit, die dem Erzähler in Wirklichkeit eigen waren und sind, verleugnen sich nicht in den besten Abschnitten seiner Denkwürdigkeiten. Auf den

[1]) Band I. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

ersten Blick gleicht seine Laufbahn einer Kette von Glücksfällen — der Sohn des Finanzministers wurde durch das Wohlwollen des damaligen Ministers des Auswärtigen, des Grafen Mensdorff, mit 24 Jahren Attachee bei der Pariser Botschaft. Und der einunddreißigjährige Legationsrat hatte abermals dem Ansehen seines Namens sein Reichsratsmandat als Abgeordneter der Egerer Handelskammer zu danken — in der Tat wurde ihm jede neue Förderung eine neue Mahnung, sie durch seltene Beharrlichkeit zu rechtfertigen. So ist es kein Zufall, daß einer der ersten literarischen Versuche des jungen, späterhin nach London versetzten Botschaftsattachees die Verdeutschung der Glasgower Rektoratsrede Lord Stanleys, eine Verherrlichung der Arbeit, insbesondere der geistigen, war. „Arbeit ist nicht bloß das beste Schutzmittel gegen niedrige und verderbte Geschmacksrichtung, sie ist auch die beste Schutzwehr gegen kleinliche Verworrenheit des Gemütes und gegen die Unzufriedenheit, die aus zu großer Eigenliebe entsteht." „Überarbeit ist sicher vom Übel, allein sie verursacht im ganzen wahrscheinlich weniger Leiden als das Bewußtsein, Energie zu besitzen, der man nicht freien Lauf lassen kann." „Der Eifer der Unwissenheit ist ein armseliges Ding, und das Streben muß sehr seicht und gehaltlos sein, das die Untersuchung seiner Ziele nicht verträgt": Sätze, zu denen Plener sich heute wie dazumal bekennt; Regeln, nach denen lange vor dieser Formulierung die Lebensführung seines Vaters und Großvaters verlief.

Beide waren gebürtige Wiener, beide Finanzbeamte. Der Großvater (1785 bis 1863) hatte es bis zum Sektionsrat gebracht und den Adelsstand (für die Rettung mehrerer Offiziere während der revolutionären Wirren) erhalten. Der Vater Ignaz v. Plener (1810—1908) war 1841, als Ernst zur Welt kam, Kameralrat in Eger. Dank seiner Tüchtigkeit stieg er in Prag, Ofen, Preßburg, Lemberg zu immer höheren Stellen auf, bis er nach dem Selbstmord des schmählich verleumdeten Finanzministers Baron Bruck 1860 dessen Nachfolger, ein treuer Mitarbeiter Schmerlings und 1867 nach Wiedereinführung der zeitweilig sistierten Februarverfassung Handelsminister im Bürgerministerium wurde. Vater Plener ließ sich gleich nach seinem Amtsantritt vor allem die Ehrenrettung seines unglücklichen, schnöde verunglimpften Vorgängers Baron Bruck angelegen sein; Ignaz v. Plener erwarb sich weiterhin unvergessene Verdienste um die Ordnung des durch den Absolutismus zerrütteten Staatshaushaltes; sein Name bleibt dauernd verbunden mit dem Bankstatut. Der Drang der Geschäfte hinderte den Trefflichen nicht, alten philosophischen Liebhabereien nachzugehen. Noch als Sechziger war er rüstig genug, den Ortler zu ersteigen, und ich entsinne mich, den erstaunlich frischen alten Herrn als hohen Achtziger gehört zu haben, wie er in größerer Gesellschaft unversehens munter Heinesche Gedichte aus dem Gedächtnis hersagte. Altersbeschwerden fochten, wenn man von seiner Taubheit absah, den Senior des Herrenhauses wenig an, der, allseitig beklagt, vor zwei Jahren als Achtundneunziger aus dem Leben schied. Wieviel Ernst v. Plener im Verkehr mit diesem herrlichen Vater empfing, wird er kundiger als ein Zweiter in einer geplanten, seinem Gedächtnis geweihten Schrift sagen. Ernst war neun Jahre alt, als die Mutter starb, zwölf Jahre, als er seine jüngere Schwester verlor. So waren Vater und Sohn nur aufeinander angewiesen; durch die Gemeinsamkeit der gleichen Berufs- und Arbeitssphäre zuerst im Staatsdienst, hernach im Parlament doppelt eng verbunden. Fürsorglich überwachte Vater Plener den Bildungsgang des Knaben; stolz folgte er den Flügen des jungen Forschers und ein gehaltreicher, während der Wanderjahre des Diplomaten geführter Briefwechsel, der vielfach den „Erinnerungen" zur Grundlage dient, offenbart außer der Vielseitigkeit ihrer Interessen die beständig zunehmende Unabhängigkeit des Jüngeren, endlich naturgemäß die Umkehrung des ursprünglichen Verhältnisses: mehr und mehr wird es der Sohn, der dem Vater neue Horizonte aufschließt. Als Ernst v. Plener heranwuchs, waren im Kreise des Vaters die Ansichten Schmerlings maßgebend, der in Deutschland die Vorherrschaft Österreichs, in Österreich den Einheitsstaat wollte. Nach dem

Jahre 1866 waren diese Grundgedanken nicht mehr aufrechtzuerhalten. Das hat unbeirrt durch die Vergeltungsgelüste der Militärpartei frühzeitig der jüngere Plener klar erkannt und kurz nach dem Prager Frieden in einem Brief an den Vater vorausgesagt: „Eine baldige Umkehr der politischen Entwicklung ist nicht zu erwarten. Das preußische Königtum steht einmal an der Spitze der Expansionsbewegung Deutschlands und vereinigt in seiner Hand eine furchtbare Macht. Die Liberalen hatten immer unrecht, dasselbe einfach als ein militärisches Junkerregime aufzufassen. Im preußischen Königtum liegt jetzt mehr bureaukratischer Zäsarismus und dieser Charakter wird durch die verwaltungsmäßige Inkorporierung der neuen Provinzen weiter gebildet werden. Ich glaube, daß für die nächste Zeit diese Richtung eingehalten und das Studium eines neuen Königtums mit sozialen Aufgaben die Politiker der nächsten Jahre beschäftigen wird." Ebenso sicher wie den Fortgang der deutschen Einheit hat er die Notwendigkeit einer Umbildung der nationalökonomischen Lehren, die neuen Aufgaben des Arbeiterschutzes vorhergesehen. Als Hörer Lorenz v. Steins in Wien, als Hospitant bei Gneist in Berlin, im persönlichen Umgang mit Lassalle, dem er nachmals in der Allgemeinen Deutschen Biographie eine zutreffende Würdigung widmete, wendete er sich immer entschiedener von der abstrakten Methode der klassischen Nationalökonomie zu den neuen durch die historische Schule und die sozialen Reformer entwickelten Ideen. Als Fachmann ging er seinen eigenen Weg, unermüdlich auf die Vertiefung seiner Kenntnisse bedacht. Inmitten aller diplomatischen Amts- und Gesellschaftspflichten fand der Ausdauernde in Paris und London nicht nur Gelegenheit zu ausgiebigen, Vergangenheit und jüngste Gegenwart mit gleichem Anteil pflegenden Literaturstudien; er suchte Leute vom Bau aller Spielarten, rückständige fourieristische Wirrköpfe und mit allem Rüstzeug moderner Kritik bewehrte Schulhäupter auf; er sah sich in weitschichtigen Enqueteprotokollen so gründlich um wie auf Wanderfahrten in Industriebezirken, auf Streifzügen durch Arbeiterquartiere. Und er faßte die Ergebnisse solcher Beobachtungen in Berichten für das österreichische Rotbuch, die Allgemeine Zeitung und einer Monographie über Fabrikgesetzgebung zusammen. Sein Aufenthalt in England wurde zum folgenreichsten Lebensereignis: das Reading-Room des British Museum und die Lords Gallery im House of Commons nennt er die zwei Orte, an denen er vielleicht am meisten gelernt hat. Er war Augenzeuge der wichtigsten parlamentarischen Leistungen Gladstones und Disraelis. Und es ist ein Genuß eigener Art, den Erzähler, der nachmals selbst einer der ersten Redner nicht nur Österreichs werden sollte, über Art und Kunst dieser ehrlich bewunderten englischen Größen sich aussprechen zu hören: „Gladstone beherrschte die Sprache wie niemand, und wenn in jedem großen Redner ein Stück Dichter stecken muß, so traf er, so oft er wollte, den hohen Schwung und die erhebende Sprache." „Disraeli stand als Redner weit hinter Gladstone, er hatte aber, was dieser nicht so viel besaß, Humor, Ironie und Witz in Fülle." Plener schildert die Parlamentsschlachten um Wahlreform, Staatskirche, irische Universität mit starkem, den Leser überzeugenden Anteil: „Ich hatte im Laufe der Jahre viele ausgezeichnete Reden von Gladstone gehört, aber diese Schlußrede in der irischen Universitätsdebatte war die größte oratorische Leistung, die ich von ihm und die ich überhaupt jemals gehört habe." Nach diesem Kennerwort analysiert Plener dieses Meisterstück in Andeutungen, wie sie nur Künstler desselben Faches wechselseitig von ihren Schöpfungen geben. Man merkt, daß dieses Vorbild auf ihn gewirkt, soweit ein älteres auf ein jüngeres Beispiel Einfluß nimmt. Für die Redetechnik scheint Plener nebenher einen gesprächsweise erteilten Rat des Sohnes Wilberforce beherzigt zu haben: das Geheimnis des guten Sprechens bestehe in nichts anderem as to think upon your legs — ein Wink, bei dem es freilich darauf ankommt, welcher Kopf auf welchen Beinen steht und dabei Gedanken spinnt. Zuletzt wurden die gewaltigen Schauspiele dieser das englische Weltreich bewegenden Rede- und Geisteskämpfe entscheidend für Pleners Entschluß, den diplomatischen

Dienst zu verlassen, in dem er es vermutlich ebensoweit gebracht hätte wie manche seiner damaligen ihm eng befreundeten Amtsgenossen Kalnoky, Graf Wolkenstein. Er hatte sich nicht nur den Geschäftsgang rasch zu eigen gemacht. Sein angeborener Blick wurde durch berufsmäßige Beschäftigung mit den Welthändeln geschärft. Er lernte das Getriebe der Presse kennen, unabhängige Journalisten und andere; er wurde Zeuge seltsamer Geschäftspraktiken, u. a. einer seither rätselhaft verschollenen, dem Wiener Staatsministerium zum Kauf angebotenen Kiste mit Heine-Manuskripten. Für die Unbefangenheit, Zuverlässigkeit und Vollständigkeit, mit der er heikle Streitfragen im großen und kleinen erfaßte, geben mehrere Abschnitte der „Erinnerungen" (zur Vorgeschichte des Bündnisses zwischen Preußen und Italien 1866; über die 1871 von Rußland aufgeworfene Schwarze-Meer-Frage; über die Alabamafrage) Aufschluß: sorgfältige quellenmäßige Untersuchungen, echte Staatsschriften, die nach Form und Inhalt von jedem Historiker dieser Dinge zu Rate gezogen werden sollten. Seine beiläufigen und ausführlichen Charakteristiken der führenden österreichischen und sonstigen Diplomaten (die gerechte Abfertigung Beusts und die Ironisierung seiner übergeschäftigen Preßchefs, Baron Hofmann und Falke; die auffallend milde Beurteilung des Fürsten Richard Metternich; die belangreichen Angaben über Brunnow) und die Kritik des Nachwuchses lassen vermuten, daß Plener im Laufe der Zeiten als Botschafter oder Minister des Auswärtigen seinen Mann gestellt hätte. Dem Stammgast des englischen Parlamentes festigte sich indessen immer mehr der Glaube, daß die diplomatische Karriere, von Ausnahmefällen abgesehen, keine so ernste Befriedigung gewähre wie die Betätigung als Abgeordneter.

Im Einvernehmen mit dem anfangs zaudernden Vater tat er 1871 den entscheidenden Schritt. Fern von flackernder Ehrsucht hatte er, wie manches gehaltvolle Blatt der „Erinnerungen" bekundet, in langjähriger philosophischer Gewissensforschung mit den Rätseln der Weltordnung, mit dem Lebenszweck des einzelnen und der Gesamtheit gerungen. In selbstsicherem Jugendmut zitierte er mit Vorliebe den Satz Spinozas: „Die Imaginatio steht auf der Spitze des Berges und sieht die Güter der Welt, der Intellekt steht auf der Zinne des Tempels und sieht die Gesetze der Welt": späterhin hatte ihn der von ihm hochgehaltene Schopenhauer, Kant, vor allem lebendige Erfahrung bescheidener denken gelehrt. In einem (in den Erinnerungen mit Recht wiederholten, unter dem unmittelbaren Eindruck der Todesnachricht für die Allgemeine Zeitung improvisierten) bewunderungswürdigen, in dem Kernpunkte heute und in alle Zukunft gültigen Nachruf für John Stuart Mill zog er die Grenzlinien zwischen tätigem und beschaulichem Leben, gab er sich Rechenschaft über die Fehlerquellen der vita activa und contemplativa. Der Mann, der eine so tiefgründende, Zustimmung und Einspruch weise verteilende Kritik über einen geistigen, wenngleich nach Pleners Ansicht in mancher Hinsicht überschätzten Führer seiner Generation zu geben vermochte, mußte naturnotwendig sich selbst als politischer Führer versuchen. Mit der Fülle seiner neuen Gedanken, Erfahrungen und Lehren gedachte er sein Teil zur Verjüngung des Vaterlandes beizutragen, durchdrungen von dem Glauben an die Möglichkeit einer „Erziehung des Menschengeschlechtes".

Dauernde Verdienste, seltene Erfolge und herkömmliche Heimsuchungen hat er sich in den nächsten vier Jahrzehnten geholt; Siege und Hemmungen vermochte er in unverminderter Kraft zu überstehen: Zeuge dessen dieser erste, kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag in die Welt geschickte Band seiner Erinnerungen. Ein treues Abbild seiner reichen, tapferen und tröstlichen Lehr- und Wanderjahre, das unersetzliche Selbstporträt einer in sich gefesteten, Achtung gebietenden, überlegenen Natur. A. Bm.

Kunst und Kunstgeschichte.

Impressionismus.

Impressionismus. Ein Problem der Malerei in der Antike und Neuzeit. Von Werner Weisbach. Band I. Mit 6 Farbentafeln, 7 Kupferätzungen und 94 Textbildern. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1910.

Neben die mancherlei Betrachtungsweisen, zu denen die Kunst der Vergangenheit immer wieder einlädt, die ästhetische, die formalistische Gesichtspunkte voranstellt, die stilkritische, deren subtil analysierende Methode die Handschrift der Künstler erkennen lehrt, und die historisch-philologische, die dem Aufdecken der äußeren Momente dient, welche das Schaffen der Künstler bedingt haben, darf sich mit vollem Recht eine vierte stellen, um den bedeutenden Problemen der Kunstbetrachtung von einer anderen Seite her näher zu kommen. Suchen jene anderen Methoden, sei es die Gesetze des Kunstschaffens zu ergründen oder die historischen Vorbedingungen festzustellen, die das Entstehen künstlerisch aktiver Epochen ermöglichen, so kann man wohl auch einmal vom völlig modernen Standpunkt aus das gewaltige Gebiet durchschreiten und an alle großen Erscheinungen der Vergangenheit mit der einen Frage herantreten: was habt ihr, losgelöst von historischen Erwägungen, dem modernen Betrachter zu bieten? Wer von euch, welche eurer Werke sind geistige Ahnherren der Schöpfungen, deren Entstehung wir mitangesehen haben und noch miterleben?

Jedem Beobachter des Wechsels künstlerischer Anschauungen wird es nicht schwer fallen, nachzuweisen, wie eine solche subjektive Fragestellung sich zu allen Zeiten wiederholt, und wie dementsprechend gleichzeitig mit dem Aufkommen neuer Bestrebungen in der Kunst auch das Verhältnis zur Kunst der Vergangenheit neu gestaltet wird. Jede Epoche sieht alles früher Entstandene mit frischen Eroberungsgelüsten an, verwirft zugleich mit dem Schaffen der jüngsten Vergangenheit, was in älteren Zeiten daran erinnert, und hebt dagegen auf den Schild, was den neuen Ideen der aufstrebenden Generation verwandt ist. Wer die Geschichte des Ruhmes der alten Meister im 19. Jahrhundert schreiben wollte, würde finden, wie Lob und Tadel gespendet werden, je nachdem das eine oder andere Streben die jeweilige Produktion bestimmt hat. Das Verständnis für die Kunst des Quattrocento erwachte, als die Romantiker in bewußtem Gegensatz zu der die Antike und das klassische Ideal der Hochrenaissance verehrenden Richtung auftraten; die mehr klassizistische Strömung um die Mitte des Jahrhunderts fand in den großen italienischen Meistern abermals das unerreichbare Ideal, bis die gewaltige Welle der auf koloristische Probleme gerichteten Bestrebungen die großen Koloristen der Vergangenheit hoch emportrug. Wer Antithesen liebt, könnte alle diese Strömungen als einen Kampf zwischen Raffael und Rembrandt bezeichnen.

Eine malerische Richtung, die erst einer von vielen unter uns miterlebten Vergangenheit angehört, hat Werner Weisbach zum Ausgangspunkt seiner rückwärts gerichteten Betrachtungen genommen: jene Richtung in der Malerei, neben der im Augenblick wenigstens alle anderen völlig zurückzutreten scheinen. Mit einem Ausdruck, der vor etwa vierzig Jahren in Frankreich — dem Lande, das wir als Wiege der ganzen neueren Bewegung betrachten dürfen — aufkam, nennen wir sie „impressionistisch". Was darunter in der Gegenwart verstanden wird, ist jedem klar, obwohl das Wort vieldeutig ist; denn schließlich kann ein jedes Kunstwerk im letzten nur den Eindruck wiedergeben, den sein Schöpfer aus der Natur

empfangen hat, wie viele Zwischenstufen dieser Natureindruck auch immer durchlaufen haben mag, ehe er, durch die Phantasie des Schaffenden umgestaltet, in neugeschaffener Form seine künstlerische Gestalt erhielt. Aber die Gegenwart versteht unter impressionistisch etwas anderes: jenes heiße Streben des modernen Künstlers, unter möglichster Ausschaltung anderer Vorstellungen den Natureindruck als Ganzes unmittelbar wiederzugeben; „unter Ausscheidung", charakterisiert es Weisbach, „anderer, etwa nur durch die Erfahrung gegebener Faktoren." „Um eine Naturerscheinung eindrucksfähig aufnehmen zu können, ist es nötig, einen Standpunkt zu wählen, von dem sie sich als Totaleindruck zusammenfassen läßt. Die ganze Erscheinung muß sich in ihrer Augenblickswirkung wie mit einem Blick umspannen lassen. Das geschieht bei der Betrachtung aus einer gewissen Entfernung. Nur das Fernbild ist impressionistisch gestaltbar."

Man darf freilich nicht erwarten, die modernste Ausgestaltung des künstlerischen Problems, welche die möglichst unmittelbare Wiedergabe der „rein visuellen Erscheinung" anstrebt, schon in der Vergangenheit zu finden. Höchstens Ansätze und Regungen, erst schüchtern, nur für das kundige Auge des Suchenden erkennbar, treten diese Bestrebungen in relativ neuer Zeit an jenen Stätten zutage, deren Kunst stets als koloristisch gefeiert worden ist: in Venedig, Spanien und Holland. Anderwärts — etwa in Florenz — würde dergleichen, sieht man von ganz vereinzelten Erscheinungen ab, vergeblich gesucht werden.

Weisbach aber greift mit seinen Beobachtungen noch viel weiter zurück, bis auf die antike Kunst, deren Malerei ja freilich nur wie in schwachen Wiederklängen, in meist geringwertigen Kopien auf unsere Tage gelangt ist. Wie sich aus literarischen Zeugnissen feststellen läßt, sind in hellenistischer Zeit Probleme des rein illusionistischen Kolorismus behandelt worden. Spuren davon lassen sich noch heute nachweisen, wie in den berühmten Odysseelandschaften der vatikanischen Sammlungen. Einzelne römische Mosaiken und Wandmalereien in Pompeji darf man als rein malerische Schöpfungen ansprechen. Man trifft hier und da Werke, die, wie Improvisationen eines geistvollen Künstlers wirkend, mit Werken unserer impressionistischen Malerei die kühne Leichtigkeit des Farbenauftrags gemein haben. Wie in der Gegenwart, wird schon mit Farbflecken gearbeitet. Besonders eine Darstellung der „Einbringung des hölzernen Pferdes" aus Pompeji weckt in dem bewußten Streben, den Totaleindruck einer reich bewegten Szene malerisch wiederzugeben, wie ein impressionistisches Augenblicksbild in unserem Sinne. Verwandtes kann man auf Hintergründen Tintorettoscher Bilder finden. Ausgeprägt impressionistisch ist der malerische Stil in den Katakomben, wozu jedoch die flüchtig gewordene Arbeitsart beigetragen haben wird. Auf die Wirkung in bestimmter Entfernung berechnet sind auch die höchst interessanten Porträts, mit denen in neuerer Zeit uns, als einzigen Proben der hochentwickelten Bildniskunst der Alten, der Boden Ägyptens beschenkt hat. In ein paar berühmten Handschriften des frühen Mittelalters, deren Meister noch mittelbar an antike Vorbilder anknüpften, hat man gleichfalls die impressionistische Darstellungsweise aufgewiesen.

Darf man das die Antike behandelnde Kapitel in Weisbachs Buch als die einleitenden Takte betrachten, so setzt nun mit dem „Venedig" betitelten Abschnitt die Ouvertüre glänzend ein. Eine Lücke von annähernd einem Jahrtausend liegt zwischen dem einen uud dem anderen Abschnitt. Ist in der Zwischenzeit nichts vom Impressionismus zu entdecken? Ich meine, der Verfasser hat dem Prinzip zufolge, das er im Vorwort ausspricht, er wolle das Nebensächliche nur kurz skizzieren oder ganz fortlassen, damit die Grundlinien des Verlaufes klar hervorträten, einiges Beachtenswerte hier mit Absicht übergangen. Man hätte etwa von der Kunst des Pleinairisten Piero della Francesca (dem der Verfasser von jeher ein besonderes Studium hat angedeihen lassen), von Landschaften bei Botticelli, dessen von Leonardo überlieferter Ausspruch, wenn man einen Schwamm voller Farben gegen die Wand würfe, so gäbe der Fleck eine schöne Landschaft, vielleicht

impressionistisch zu deuten ist, von gewissen Landschaften des Piero di Cosimo und einiger Umbrer etwas zu hören erwartet. Aber solche Dinge bleiben im übrigen Italien vereinzelt; in Venedig hingegen findet man nicht nur Kontinuität, sondern bewußtes Fortarbeiten am impressionistischen Problem. Von Leonardo aus, der an koloristischen Beobachtungen mehr aufgezeichnet hat, als wohl irgendeiner seiner Zeitgenossen auch nur beobachtet, ist dagegen nichts derartiges ausgeführt worden, und sein Einfluß auf die Venezianer seiner Zeit, Giorgione namentlich, der immer wieder behauptet wird, bleibt unerweislich. Vielmehr haben hier zweifellos die besonderen atmosphärischen Vorbedingungen zu der nachdrücklich koloristischen Entwicklung, die diese Schule durchlaufen hat, geführt. Der große Träger und Führer aller dieser Bestrebungen ist Tizian. Bei ihm führt die immer intensivere Beobachtung der Wirklichkeit zu einer völligen Umgestaltung seiner Technik, die in der Spätzeit — als Glanzbeispiel in Deutschland sei an die glorioſe „Dornenkrönung" in München erinnert — immer breiter, fleckiger wird: Tizian habe, sagt ein direkt unterrichteter Zeuge, zuletzt mehr mit dem Finger als dem Pinsel gearbeitet. Eine annähernd analoge Entwicklung seiner technischen Ausdrucksmittel wird man auch bei Rembrandt beobachten können.

An Tizians Spätstil knüpft Tintoretto an. Von den Zeitgenossen teils nicht verstanden, wie von Vasari, der in ihm nur den Bravourmaler sah, teils wegen seines Auftretens gehaßt, auch von der Nachwelt bis heute nicht nach seiner ganzen Größe eingeschätzt, hat er neben Tizian angeregt, wie sonst keiner. Von Tizian und Tintoretto gehen die großen Linien aus, die einmal durch Greco nach Spanien, das andere Mal über Rubens und van Dyck nach den Niederlanden führen; auch an Rembrandt ist der Eindruck dieser selbstherrlichen Malerei nicht spurlos vorübergegangen. Weisbach hat völlig recht, wenn er von Tintoretto sagt, am Ende seines Lebens sei er der größte Landschaftsmaler Italiens gewesen. Er ist hier der Fortsetzer dessen, was Tizian in seinem „Petrus Martyr" begonnen hatte; und andererseits wirft in seiner Kunst eine Erscheinung, wie Velazquez, ihre Schatten voraus. „Auch in seinen Landschaften pulsiert dramatisches Leben." Als Porträtmaler geht er in der Erfassung des momentanen Eindruckes weit über Tizian hinaus, dessen Dargestellte sich mit wenigen Ausnahmen viel zurückhaltender geberden. Am stärksten impressionistisch aber erweist sich Tintoretto in den erst neuerdings bekannt gewordenen Ölskizzen, die das Britische Museum in London zu erwerben das Glück gehabt hat (vgl. Burlington Magazine Januar/Februar 1910); wie Visionen, mit einer an Ekstase grenzenden Energie des Schaffens hingesetzt, leiten sie unmittelbar über zu der jetzt so übertrieben gefeierten Kunst des Theotocopuli. Zwischen diese und Tintoretto schiebt sich noch der durch lebendige Wiedergabe des Momentanen unter rücksichtsloser Fortlassung alles Nebensächlichen manchmal (namentlich in Porträts) überraschende Giacomo Bassano, der auch in einzelnen Landschaften schon Erscheinungen wie den kühnen Salvator Rosa, anzukünden scheint. Eine Einzelerscheinung, wie Schiavone, unter dessen Namen man bisweilen ganz impressionistisch hingehauene (nur dieses, dem Atelierjargon entnommene Wort paßt zur Charakteristik) landschaftliche Skizzen zu sehen bekommt, durfte billig von Weisbach übergangen werden.

Weisbach verfolgt nun die Linie, die von hier über Greco zu Velazquez führt, und setzt dann bei den großen Holländern von neuem an. Er läßt die starke naturalistische Strömung, die historisch mit Caravaggios Namen verbunden ist, und die in Flandern eine ganze, hochbegabte Künstlergeneration mit sich fortriß — ich denke an den manchmal ganz modern wirkenden Jordaens (Familienbild in Cassel im vollen Sonnenlicht mit violetten Schatten) — nicht ganz gelten, weil einmal an seinen Szenen ein starkes stoffliches Interesse hafte, andererseits sie keinen Fortschritt nach der Seite einer koloristischen Ausdeutung der Natur bedeuteten. Vom modernen Standpunkt aus mag das richtig sein; vom Standpunkt des Historikers möchten sich jedoch Einwendungen dagegen erheben lassen.

Mit Greco hält der venezianische Impressionismus in Spanien seinen Einzug. Dieser aus Kreta gebürtige Grieche, der Italien seine Ausbildung verdankt, wird, ein außerordentliches Beispiel von Assimilierung, der spanischste der Spanier. Seine impressionistischen Werke (schon Justi hat den modernen Terminus auf sie angewandt) wurden von den Anhängern eben jener Richtung in der Gegenwart neu entdeckt; ihr Schöpfer hält nun seinen Siegeszug durch Europa und seinen Einzug in die vornehmsten Galerien der Welt, wohin er manchmal gerufen scheint, um dem überkommenen Ruhm anderer den Garaus zu machen. Seinen oft völlig phantastischen Gestaltungen weiß er dank seines Vortrages zu einer schaurigen Realität zu verhelfen. Aber man mag über ihn als Erfinder visionärer Szenen denken, wie man immer will: den Porträtisten Greco wird jeder gelten lassen müssen, der seine, äußerlich dem Giacomo Bassano ähnelnden Bildnisse im Prado gesehen und mit den Meisterwerken anderer berühmter Porträtmaler, an denen gerade diese Sammlung so reich ist, verglichen hat; trotz seiner nicht zu leugnenden Mängel, als welche Weisbach mit Recht „Rücksichtslosigkeit der Form gegenüber, Flüchtigkeit und Sichbegnügen mit einem vagen Eindruck, Ausarten in grobe, plakatartige Wirkungen" hervorhebt. Wem fiele hier nicht mehr als ein Moderner ein?

Echt aristokratisch stellt sich neben Greco Velazquez, der „bedacht und unablässig sich die Wege zu einer wirklichkeitsgetreuen, sachlichen Wiedergabe der Umwelt bahnte". Trotz des einseitigen Überwiegens des Porträts in seinem Schaffen, wieviel Gebiete der Malerei hat er nicht sieghaft betreten! Wie er „das Huschen einer Stimmung über die Züge auf die Leinwand zu bannen wußte", so verstand seine Hand die flüchtige landschaftliche Stimmung, die das Herauf- und Hinabsteigen des Himmelsgestirnes, das Ziehen der Wolken, das Spiel bewegter Luft in jedem Augenblick verändern, so schlicht, wahr und zwingend festzuhalten, daß, wer einmal im Prado seine Studien aus dem Garten der Villa Medici oder den unvergleichlichen Ausblick auf die Sierra de Guadarrama, die den Hintergrund zum Reiterbildnis des Prinzen Balthasar Carlos abgibt, gesehen hat, ihn für den größten Landschafter seiner Zeit zu erklären hingerissen wird. „Man fühlt sich unwillkürlich an moderne Schöpfungen, etwa an Corot, erinnert." Von der genialischen Willkür des Greco aber hält sich die überlegene Kunst des Velazquez frei; er hat gezeigt, sagt Weisbach bei der Besprechung seines Spätstiles, wie sich impressionistische Freiheit mit kompositioneller Notwendigkeit verbinden läßt. „Diese Haltung" — fährt er fort —, „das akademische hat Velazquez denn auch modernen Anhängern eines extremen Impressionismus verdächtig gemacht." —

Im Gegensatz zu der manieristischen Kunstweise, wie sie in Holland zu Ausgang des 16. Jahrhunderts Mode war, rang sich die nationale niederländische Kunst der großen Zeit empor. Es war ihr Glück, daß sie im Anbeginn einen Kämpen impressionistischer Malerei von der grandiosen Wucht eines Frans Hals ins Feld zu stellen hatte. Auch bei ihm kann man, völlig deutlich allerdings nur in der Galerie von Harlem, studieren, wie im Fortschreiten seine Manier immer breiter wird: „er wurde der Meister des freien Pinselstriches par excellence." Den flüchtigen Ausdruck, wie die Stellung des Augenblickes bannt er fest, als hätte sein Auge ihm wie eine moderne Camera gehorcht. So bildet er einen Altersstil aus, in dem er so rücksichtslos den Pinsel führt, daß das Haupt der modernen Impressionisten, Manet, hier vorweggenommen, ja überholt scheint.

Was Hals für das holländische Porträt, bedeutet Brouwer für das niederländische Genrebild mit kleinen Figuren und für die Landschaft. Wie Augenblicksbilder wirken seine Kneipenszenen, deren unvergleichliche Tonschönheit sie zu hohen und viel begehrten Kunstwerken erhebt, so daß man seine oft widerlichen Sujets darüber vergißt.

Um die gleiche Zeit wird in Harlem das Landschaftsbild im modernen Sinn ausgestaltet. Esaias van de Velde, Pieter Molijn und besonders Jan van Goyen

leisten für diese annähernd, was Frans Hals für das Figürliche getan hatte. Eine neue, freie Pinselführung weiß dem Charakter der Erscheinungen gerecht zu werden und dem Landschaftsbild Stimmung wie Bewegung zu geben. Goyen bildet für seine mit Vorliebe gedämpft gehaltenen Bilder eine eigenartige Technik in kleinen Flecken und Druckern aus, die den Beschauer nötigt, aus einem gewissen Abstand seine Bilder zu betrachten, die dann erst ihre volle Wirkung tun. Brouwer, von dem man nur wenige, aber farbig ganz herrliche Landschaften kennt, Herkules Seghers, der neben einigen gemalten eine größere Zahl farbiger radierter Landschaften geschaffen hat, sind, jeder in seiner besonderen Art, Impressionisten der Landschaft. Bei letzteren spricht Weisbach von einem „problematischen Linien- und Fleckengerinnsel".

Über alle Meister seiner Heimat, eine Synthese aller Bestrebungen, die sie erfüllten, erhebt sich Rembrandt empor. Wie bei Tizian, bei Velazquez, bei Hals, bricht sich bei ihm der Impressionismus schrittweise Bahn; seine Technik, anfänglich beinahe glatt, wird mit den Jahren immer breiter, um endlich bei einer völligen Auflösung der Form durch Flecken zu enden. In all den verschiedenen Äußerungen seiner Kunst studiert Weisbach den Meister, analysiert eingehend seine gemalten und radierten Landschaften. Vor einem der spätesten Blätter dieser Art, dem „Waldessaum" mit seiner gewaltigen Schattentiefe steht man wie vor etwas ganz Außerordentlichem: wie wirkt hier trotz der Auflösung der Form durch das Licht alles gerade formal überzeugend! Ganz impressionistisch sind auch die späten Aktstudien; man möge die „Männer beim Baden" in Gedanken etwa mit einem ähnlichen Gegenstand von der Hand Max Liebermanns vergleichen.

In solchen Bestrebungen ist nach Weisbachs Ansicht der Radierer dem Maler vorausgeschritten. In seiner letzten Schaffensperiode gelangt Rembrandt zur Valeurmalerei, die eine außerordentliche Ausbildung des Auges und damit Schritt haltende Übung der Hand voraussetzt. Diese letzten und nach unserer modernen Auffassung grandiosesten Äußerungen Rembrandts hat sein Publikum nicht mehr verstanden; es bezeichnete die Arbeiten des Meisters als unfertig und wandte sich von ihm zu den Malern einer geleckten Schönheit. Dergleichen hat sich eben zu allen Zeiten wiederholt. Aus dieser Epoche Rembrandts aber besitzt man Werke, wie die Staalmeesters, die Porträts des Bürgermeisters Six und des Bruyningh, endlich das Familienporträt in Braunschweig, sein spätestes datiertes Werk, ein wahres Labsal für Augen, die ihren Durst nach glühenden, reichen Farben stillen möchten.

Neben Rembrandt darf der Historiker des Impressionismus zwei Erscheinungen nicht außer acht lassen: Carel Fabritius und dessen Schüler Jan Vermeer van Delft. Der erstere, der eine spitzig-fleckige Technik selbständig ausbildete, hat wie kaum ein anderer seiner Zeit einen modernen Zug: er ist der impressionistische Beleber kleiner Flächen und kleiner Motive. Vermeer verwendet eine Palette, die nur ihm eigen ist; im Gegensatz zu den meisten seiner Zeitgenossen bevorzugt er kühle Töne, in denen Blau eine den Gesamtton bestimmende Rolle spielt. Wenige Bilder in Holland üben eine so starke Wirkung aus, wie seine große Ansicht von Delft: „das modernste Landschaftsbild der ganzen Epoche, ist es die hohe Schule für die moderne holländische Landschaftsmalerei geworden." Der Maler dieses und anderer Meisterstücke ist bis ums Jahr 1850, als ihn Bürger-Thoré wieder entdeckte, fast völlig vergessen gewesen.

Das 18. Jahrhundert setzt an drei Stellen impressionistische Kunstbestrebungen: in Frankreich, in Italien und in Spanien. Watteau, der unvergleichliche Schilderer der Fêtes galantes, schuf im Gegensatz zu der glatten Technik der Akademiker einen prickelnd-geistvollen, pikanten Farbenauftrag; die Einzelbewegung hat er in seinen prächtigen Farbstiftstudien überraschend suggestiv festzuhalten verstanden, von seinen zahlreichen Nachahmern darin nie erreicht. Die malerischen Werte kleinbürgerlicher Existenz wußte Chardin entzückend zu schildern, und fand zugleich im Stilleben –

dem willkürlichen Nebeneinander von Töpfen, Schüsseln, Flaschen, Gemüsen und Früchten — eine malerische Attraktion, die ihn zu Meisterwerken dieses Genres inspiriert hat. Die stärksten Impressionisten dieser Schule aber sind Quentin de la Tour, dessen glänzende Pastellskizzen meist im Museum von Saint-Quentin vereinigt sind, und Fragonard, der „von allen französischen Rokokomalern Bewegungen am glücklichsten interpretiert hat."

Gleichzeitig sucht in Italien Tiepolo „alles in Bewegung aufzulösen". „Seine Schöpfungen sind am größten, wo am meisten Bewegung aufgeboten ist" (was nur für seine großen Deckenmalereien, nicht für seine Altarbilder Gültigkeit hat). An seinen Studien mit Feder und Tusche kann man besser als in seinen ausgeführten Werken verfolgen, wie er Bewegung impressionistisch festzuhalten vermochte. Neben ihm steht der Landschafter Francesco Guardi (auch ihm hat erst die Neuzeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen), dessen prickelnde, licht- und lufterfüllte Schildereien seiner Vaterstadt, die er mit einem geistvollen Getriebe von Figuren zu beleben weiß, aufs überraschendste Whistlers Kunst zu präludieren scheinen.

Am Ausgang des Jahrhunderts steht Goya, Vollender der alten, Wegweiser in die neue Zeit. In Berlin besitzt das Kaiser-Friedrich-Museum, wie die Nationalgalerie Bilder von ihm: ein lebendiger Ausdruck dafür, daß man ihn zu den Meistern der Vergangenheit wie des letzten Jahrhunderts rechnen darf. An Velazquez und Rembrandt hatte er sich gebildet. „Mit dem zunehmenden Alter entwickelt auch er die Bildnismalerei nach der impressionistischen Seite weiter." Er wendet sich dem Problem der Bewegung zu, malt Interieurs mit Menschenmassen, Volksgetümmel im Freien. Der starke Realismus seiner Impressionen stellt den Beschauer gleichsam den Dingen selbst gegenüber.

Gleichzeitig mit Goyas späterer Epoche herrscht in Frankreich der Klassizismus und zieht ganz Europa vorübergehend in seinen Bann. Gegen ihn erheben sich die Romantiker. Ihr Haupt in Frankreich ist Delacroix, der sich, als bewußter Kämpfer gegen den Klassizismus zum Kolorismus bekennt. Weisbach zitiert von ihm den Ausspruch: „Bilder dürfen nicht zu fertig sein. Es kommt nur auf den Eindruck an." Die Ausführung müsse beim Malen etwas von der Improvisation haben. Seine Stärke ist es gewesen, das Bewegte, Momentane zu schildern; daher betrachten ihn die Neu-Impressionisten als ihren Ahnherrn.

Mit diesem Ausblick auf unsere Gegenwart, bis zu welcher der zweite Band des Buches führen soll, — der zugleich die Kunst Ostasiens behandeln wird —, schließt Weisbach seine Ausführungen. Allen Äußerungen des Impressionismus in der Vergangenheit ist er nachgegangen und hat mit belebtem Wort zu zeigen verstanden, wie schließlich die als etwas Neues angefeindete Kunstform als Problem immer wieder die großen Koloristen aller Zeiten beschäftigt hat. Seine Worte erläutern und seine Behauptungen belegen zahlreiche, sehr glücklich gewählte Illustrationen, unter denen man mit Genuß manche köstliche Seltenheit seinem Erinnerungsbesitz einverleiben wird.

Georg Gronau.

Edward v. Steinle.

Edward v. Steinle. Des Meisters Gesamtwerk in Abbildungen. Kempten und München, Kösel'sche Buchhandlung. 1910.

Es ist eine der merkwürdigsten künstlerischen Tatsachen und wohl ein tief im Wesen aller Entwicklungen begründetes Gesetz, daß man für zeitlich nahe zurückliegende Epochen den Maßstab gerechter Würdigung verliert. Großväterhausrat ist altes Gerümpel; erst was darüber hinausgeht, Antiquität. In der Kunst, wo

auch noch die Richtungen aufeinander gehen, sind Glaubensbekenntnisse von gestern Irrlehren. Als Steinle 1886 starb, hatte die Welt kein Verständnis mehr für ihn. Er und das ganze Nazarenertum war für die damalige Gegenwart abgetan, stand völlig außer Diskussion. Man ertrug es nicht, ernsthaft darüber zu reden. Heute steht man der gesamten Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit wesentlich anderen Gefühlen gegenüber. Man fängt ihr gegenüber an, unparteiisch zu werden, und daran knüpfen sich die erstaunlichsten Entdeckungen, — Entdeckungen von der Größe dieser so rasch als überwunden betrachteten Meister und ihrer Ideale. Zuerst kamen die Landschaften in Schätzung. Waldmüller ließ sich als Erbonkel für den Impressionismus legitimieren, Friedrich für die Neuromantik. Auch der Mystiker Runge leistete dafür Dienste. Den Nazarenern ging man immer noch aus dem Wege. Aber nun kommen auch sie daran. Es mag für den Augenblick vielleicht noch befremdend klingen — Thoma und Feuerbach schlugen die Brücke. Eine Zeit, die sich von der ehrlichen, religiösen Kraft des einen und von der gewaltigen Großzügigkeit des anderen hinreißen läßt, ist ganz selbstverständlich in der geeignetsten Verfassung, eine Kunst zu verstehen, deren äußeres Streben hochgesinntes Idealisieren, deren innerstes Wesen und Wollen religiöses Erlebnis ist. Und eine solche Kunst ist die der Nazarener. Man tut dieser Gruppe auch Unrecht — es muß endlich bekannt werden, denn wir alle von heute haben uns dieses Unrechtes oft genug schuldig gemacht! —, immer wieder das ihr mangelnde Verständnis für die Farbe zu betonen. Eine Kunst, in der die Zeichnung das überwiegend Bedeutende ist, darf eben nicht in der Hauptsache auf das Koloristische hin kritisiert werden. Bei Richter und Schwind haben wir uns übrigens schon längst mit der Tatsache abgefunden. Und, seien wir offen, auch bei Dürer.

Das vorliegende Werk ist aufrichtigen Dankes wert. Es ist in hohem Maße geeignet, die noch vorhandenen Vorurteile gegen das in der bisherigen Schätzung als saft- und marklos verschrieene Nazarenertum zu beseitigen; zugleich bringt es aber auch manche Aufklärung über das Verhältnis der Nazarener zur Romantik und wiederum über Steinles persönliche Stellungnahme zu beiden Strömungen. Als Herausgeber zeichnet Alphons von Steinle, der Sohn des Meisters. Von ihm stammt auch die mit liebevoller Pietät geschriebene Einführung. Es ist sehr richtig, wie der Herausgeber sagt, daß die falsche Bewertung der Kunst Steinles darin liegt, „daß von den Hunderten seiner Werke nur ein geringer Bruchteil der allgemeinen Beurteilung zugänglich war und ist. Die meisten seiner Schöpfungen gingen direkt von der Staffelei in Privatbesitz über und die durch graphische Kunst vervielfältigten sind zumeist längst vergriffen." So kam es, daß man Steinle einseitig als Madonnenmaler und Nazarener beurteilte, während uns nun das „Gesamtwerk" den Meister als eine vielseitige, reiche Natur offenbart, die in gleicher Weise dem religiösen Pathos wie dem Humor, der Märchenstimmung wie der Karikatur, dem illustrativen Genre wie dem Bildnis gerecht wird. Seine Kunst erschöpft sich keineswegs in der „tatenlosen Feierlichkeit" des katholischen Kirchenbildes nazarenischer Observanz. Man betrachte nur einmal die entzückenden Legendenbilder. In welch herzenswarmem, frischem Plauderton weiß da der Meister zu erzählen! Das ist sinnige Poesie, die weit über den engen Begriff des Kirchlichen hinausgeht. Überhaupt ist es mit Steinle nicht anders wie mit allen den alten und neuen Meistern: da wo er sich von dem dogmatischen Hergang entfernt, ist er am bedeutendsten. Die Apokryphen und Legenden sind nun einmal der Kronschatz der christlichen Kunst. Es ist bemerkenswert, daß Steinle, der in seinen Madonnenbildern die alten Italiener und die deutschen Primitiven zum Teil nahezu *kopiert* hat, den christlichen Darstellungskreis um eine ganze Reihe von Motiven *bereicherte*. Demgegenüber ist die bisher beliebte Bezeichnung einer retrospektiven Richtung für Steinle nicht mehr zutreffend. Und gerade diese neuen Motive sind von besonderer Schönheit in Empfindung und Vortrag. So z. B.

ein Sepiablatt „Die Aufnahme des guten Schächers in das Paradies". Zwei liebe Englein, eines Memling würdig, schlagen mit drolliger Kraftanstrengung die hohen Flügeltüren der Himmelspforte zurück, auf deren Schwelle der arme Sünder vor seinem in flutendem Glanze auf ihn zuschreitenden Erlöser niedersinkt. Oder das wundervolle Aquarell-Triptychon „Christus unter den Menschen", mit der von allen Zaubern idealer Frauenschönheit und unsichtbar webenden Gottesmysteriums eingesponnenen Magnifikatszene — Maria und Elisabeth, die beiden in dem hohen, stillen, von wabernder Ampellohe beleuchteten Raum wirken mit unvergeßlicher Unmittelbarkeit — und der durch die Straßen Jerusalems ziehende Christus! Dann wieder eine Sepiazeichnung „Maria vor Bethlehem wartend". Sie steht an einen Baum gelehnt, neben ihrem armseligen Gepäck. Der erste Mondstrahl trifft sie, wie mit feinem Silberfinger ihren Umriß abdeutend. Im Abenddunst, Tor über Tor und Mauer über Mauer sich auftürmend, die Felsenstadt Bethlehem, in die Josef Herberge suchend hineingeht; viel Fremde noch durch die einbrechende Nacht ziehend, zu Fuß und zu Esel; zwei nach Maria blickend, die sich bangend in den Schatten des Baumes drückt, wünschend, daß ihr Beschützer bald zurückkehren möge. Das alles sind ganz neue Motive, die man früher nicht kannte, und doch liegt ihr Reiz nicht in ihrer Neuheit. Es ist nichts Neues damit gesucht. Mit derselben harmlosen Sicherheit, mit der Steinle hier erfindet, schließt er sich an anderer Stelle an berühmte Vorbilder an in der ruhigen Empfindung: was diese gut gemacht haben, kann ich nicht besser machen. Da sehen wir Tizians Kirschenmadonna, Raffaels Madonna aus dem Hause Orleans, zahlreiche Bambini Raffaels, unsere liebe Frau auf altdeutsche Manier, zärtlich und feingliedrig vor dem obligaten Brokatvorhang usw. Freilich kristallisieren sich auch hier wundervolle Neubildungen heraus, wie die märchenvolle „Madonna an der Mauer". Steinle hat sich in die einzelnen alten Meister und auch in den Stil ihrer Zeit so tief eingelebt, daß er zeitweise gleichsam in die alte Ausdrucksweise verfällt. So kann z. B. die „Mater dolorosa" von 1868 wirklich als eine Neugeburt gotischer Empfindungswelt bezeichnet werden. Aber noch stärker wirkt er, wo nur allgemeine Erinnerungen die eigene Sonderart und das tiefe seelische Erleben befruchten. Wer denkt z. B. bei dem Abschied St. Benedikts von seiner Schwester nicht an Dürers Abschied Jesu von seiner Mutter? Und doch ist gerade dieses Blatt in seiner stillen, erschütternden Tragik eines der persönlichsten des Meisters.

Nicht geringer als die religiösen Darstellungen sind die profanen. Von der Legende zum Märchen ist nur ein Schritt. Das Märchen mit seinem ethischen und mythologischen Gehalt ist freilich eigentlich keine Profankunst. Für Brentanos phantastische Welt fand Steinle den rechten Ton. Er schuf Märchentypen, die für die Idealgestaltung jüngerer Künstler entscheidend wurden. Viktor Müller schwebte bei seinem „Hamlet" zweifellos Steinles „Müller Radlauf" vor. Von fast noch höherem Reiz sind die Shakespearebilder, — man mag hier nicht Illustrationen sagen. Dazu sind sie zu selbständig. „Der Kaufmann von Venedig", „Was ihr wollt", die Rüpelflucht aus dem „Sommernachtstraum" — das ist kongeniale Shakespeare-Interpretation. Und endlich die Bildnisse. Auch unter ihnen viel Vortreffliches.

Man legt den umfangreichen Band, durch dessen Fülle man sich nicht schnell durcharbeiten kann und darf, mit tiefer Befriedigung aus der Hand. Wenn der Herausgeber den Wunsch ausspricht, das Werk möge ein Hausbuch werden, so kann man ihm nur beipflichten. Sehr erfreulich ist auch die liebevolle Ausstattung, die der Verleger dem Band zuteil werden ließ. Nun drängt sich ein Wunsch auf: daß auch die eigentlichen Nazarener, Overbeck und Veit, eine derartige würdige Publikation erfahren möchten. Das Ergebnis würde ganz gewiß dasselbe werden, nämlich, die wesentliche Höhereinschätzung einer Kunst, für die vorübergehend das Verständnis verloren gegangen war. Mela Escherich.

Literarische Rundschau.

Neuere deutsche Dichtung.

1. Heilige Not. Ein Gedichtbuch von Carl Busse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1910.

Die Ansprüche, die wir an die Lyrik unserer Tage zu stellen berechtigt sind, dürfen sehr hohe sein. Einer rastlosen, minutiösen Kleinarbeit, die darum der Unter- und Geringschätzung nicht entgangen ist, danken wir es, daß die Sprache jetzt eine verfeinerte Nuancierung gestattet. Unsere Lyriker haben, Hand in Hand mit der Musik, instrumentieren gelernt bis zur Virtuosität. Daher auch hier wie dort viel feine, saubere Arbeit, glanzvolle Klangwirkungen, abgefeilteste Form. Und in dieser formalen Durchbildung liegt wie in jeder Form eine starke sittliche Wirkung, weil die Forderung an Selbstbescheidung und Selbstkritik um so viel höher gestiegen ist. Aber niemals werden wir über dem äußeren Gewande das missen wollen, was allein die Berechtigung verleihen sollte, Gedichte zu machen oder zum mindesten sie drucken zu lassen: die starke, dichterische Persönlichkeit, die Eigenes zu sagen hat, — und solch eine ist Carl Busse, dessen jüngster Gedichtband „Heilige Not" ein umfassendes Bild seines Schaffens gibt und ein Gesamturteil ermöglicht. Das Gedicht, das dem Bande den Namen gab, tönt klar und laut den Grundakkord, auf den trotz ihrer Verschiedenheit alle Lieder gestellt sind.

Es hat mir heut so bitter weh,
So seltsam weh die Brust beklemmt:
Wie vielem sagt' ich schon ade,
Wie vielem ward ich fern und fremd!

Mich band mit Rosen weiß und rot
Ein Lebensglück wohl wunderbar,
Doch nahm es mir die heil'ge Not,
Die meines Tags Gesellin war.

O daß des Glückes goldner Pfeil
Doch stets ins Herz der Sehnsucht zielt!
Daß jedes volle Lebensteil
Vom andern immer borgt und stiehlt!

Ich hört' heut nacht ein Brausen gehn,
Da ward mir jäh das Herze weit.
Ich sah die Sehnsucht vor mir stehn,
Die Sehnsucht meiner Kämpferzeit.

O heil'ge Not, ich grüße dich,
Die mir das Glück so lang' verhüllt!
Gib du, daß meine Seele sich
Mit Kräften und mit Zielen füllt!

Daß bald ein Sturm darüber saust
Wie einst in junger Frühlingskraft,
Und daß sie wieder schluchzt und braust
Und überströmend schwillt und schafft.

In diesem kraftvollen, bewußten Bekennen zur Sturm- und Drangzeit haben wir den ganzen Carl Busse, und in allen Liedern, so schwer oder so zart sie immer

sein mögen, zuckt blitzgleich, bald klar und hell, bald halb verhüllt dieselbe Sehnsucht auf. Er ist kein Müder, kein Gesättigter; immer noch ist es die gleiche trotzige, starke, wilde, liebe Natur, die ihn als einen Unentwegten, als tapferen Neinsager zu konventionellen Werten erscheinen läßt. Darum kein Wunsch nach Glück, dem lauen, wärmenden, der Herdfeuerbehaglichkeit, ja fast eine Angst vorm Glück, weil es das Beste in uns, die Sehnsucht, einschläfert. Unser Dichter braucht den Kampf, der die Kräfte stählt.

Kein selig Ruhn, kein wohlig Sich-Verliegen!
Sturmruf und Kampf — und siegen, Seele, siegen!

Das Glück dazwischen nur ein Atemholen,
Von eigner Kraft dem Schicksal abgestohlen.

Ein jungmännerhafter Trotz bricht aus manchen Liedern, so dem „Rebellenblut"; aber er wächst nicht aus der Unkenntnis oder Überschätzung eignen Seins, sondern schwere Jahre schmerzlichen Ringens und quälenden Erkennens haben ihn sich selbst und seines Wesens Grenzen nach oben wie nach unten richtig sehen gelehrt.

Durch alle Tiefen seelischen Leides, die er in diesen Jahren der Läuterung durchlitten, gehen wir mit ihm. Trotz der herben Schönheit mancher dieser Lieder scheint es fast, als ob seine Muse hier ihm nur widerstrebend folgte, und immer wieder bricht das alte Feuer durch, weil es doch das Leben selbst ist. Darum auch der schwermütig jubelnde Ruf:

Doch über Schmerzen und Graun
— Ob auch das Herze mir zittert —
Gläubig und unverbittert,
Leben, will ich dir traun!

Feine, zarte Töne, wie wir sie von dem Carl Busse der „Gedichte" und „Neuen Gedichte" kennen und lieben, schlägt er in „Herbstmelancholie", „Frühling", „An einem Sommertage" und in den folgenden Liedern an. Als Probe sei das Gedicht „Frühling" verstattet:

Drunten am See der Kirschbaum
Blüht so wunderbar,
Steht in sich selbst verzücket,
Als brächt' er Opfer dar.

Gesegnet in allen Tiefen
Trägt er die heilige Last,
Schneeblühend empor in die Bläue
Reckt sich Ast um Ast.

Das sind wohl Kinderarme,
Erhoben zum Licht,
Das ist wie stürmischer Jubel,
Der aus den Zweigen bricht.

Das ist wie Schaum der Welle
Selig versprüht, —
Das ist mein übervoll Herze,
Das drunten blüht!

Die Gedichte an seine Kinder durchleuchtet ein sonniger Humor, und die Alltäglichkeiten der Kinderstube und -spiele erscheinen herzerfreuend verklärt. Nachdenklich und tief ist die gewandelte Lehre von der ewigen Wiederkehr, wie er sich seinen Vätern verbunden fühlt, mit denen er, in den äußeren Umständen so fremd, sich doch in der grundlegenden Gesinnung eins weiß; wie er nun mit seinen Kindern alles, was im Kreislauf der Natur beschlossen, neu erleben, ja in seiner Tochter „Weibesschicksal erdulden" muß. Und so schließt sich aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, belastet und begnadet durch das Erbe von Generationen, der enge Ring, den wir Leben nennen.

Vortrefflich gelingen ihm die volksliedmäßigen, vagantenartigen Lieder, wie „Hochzeit", dem, als einer Perle, ein Platz hier gebührt.

Die Graugans zog gen Süden heut
Wohl auf geschwindem Flügel,
Da fuhr mit Schall und Brautgeläut,
Juchheirassasa!
Ein' Hochzeit über die Hügel.

Viel helle Geigen mischten sich
Und riefen laut und leise,
Und klang ein süßer Bogenstrich,
Juchheirassasa!
Verbuhlt aus ihrer Weise:

„Es wird ein heißes Sternlein stehn
Und hundert Nächte scheinen,
Und soll dein Kränzel heut verwehn,
Juchheirassasa!
Lieb Mädel, laß das Weinen!

Gib hin, gib hin, dein Jungfernkron! —"
Und weiter scholl der Reigen.
Wie Kinderstimmlein schrie es schon
Juchheirassasa!
Hell aus dem Chor der Geigen.

Das fiel zu Tal und stieg zu Höhn,
Die Graugans schwang die Flügel,
Und war ein Schall und Lustgetön,
Juchheirassasa!
Noch lang' auf Heid' und Hügel!

Vor allem aber in seiner Geschlossenheit vollendet ist der Zyklus „Irrende Liebe". Wie die Neiguug zu einer fremden Frau sich zu lodernder Leidenschaft erhebt, dann im Schmerz wehmütig und langsam, durch schwere Rückfälle unterbrochen, bis zur müden Resignation abebbt, wie alle feinsten Herzenstöne bis zum demütigen Bekenntnis an die Gattin angeschlagen werden — das gehört zum Ergreifendsten, was in jüngerer Zeit geschaffen.

Der Band schließt mit den Versen:

Form zerfällt. Doch aus dem Kerker
Steigt sein Geist ins Licht und handelt,
Und er lebt und leuchtet stärker
Als zur Zeit, da er gewandelt.

Wir glauben, daß diese Prophezeiung noch zu seinen Lebzeiten sich erfüllen wird. Denn durch den Dichter Carl Busse lernen wir den Menschen lieben — was doch am letzten Ende der schönste Ertrag jeden Schaffens ist.

Rudolf Pechel.

2. Lieder aus Niedersachsen. Ausgewählt von Gotthard Kurland. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1910.

Es ist keine Anthologie im hergebrachten Sinne des Wortes, die hier vorliegt; bescheiden im Umfang, doch nicht gering an innerem Wert und Gehalt, beabsichtigt dieses Büchlein, einige niedersächsische Dichter, die bisher mit selbständigen Sammlungen noch nicht aufgetreten sind, dem Leser bekannt zu machen. Mit gutem Verständnis für das Charakteristische hat der Herausgeber Gotthard Kurland — ein Pseudonym, unter dem sich eine vielfach, zumal in Erziehungsfragen verdiente Frau birgt — die Auswahl getroffen; und der Umstand, daß deren Ursprung auf Hannover zurückführt, mag daran erinnern, daß schon einmal, vor mehr als fünfzig Jahren, ein Hannoveraner den Versuch gemacht hat, den anderen deutschen Landschaften gegenüber das Land des Deisters und der Weser als poetische Provinz zur Geltung zu bringen. Es war dies der bei den wenigen seiner Schüler, die noch leben mögen, unvergessene Direktor der Höheren Bürger-

schule zu Hannover, Professor Adolf Tellkampf, der, selbst dichterisch veranlagt, in den von ihm — anonym — herausgegebenen und ihrerzeit weitverbreiteten „Blüten und Perlen deutscher Dichtung" die Poeten seines Heimatlandes, von Hölty bis Hoffmann von Fallersleben und Bodenstedt, zu einer niedersächsischen Gruppe vereinigte. Da berührt es uns heute nun sehr merkwürdig, daß keiner von diesen einen Ton anschlägt, der auch nur entfernt auf Stammesgemeinschaft hindeutete; und vielleicht merkwürdiger noch, daß derjenige, der dem Strom, der lange unter dem Epigramm Schillers gelitten, poetische Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, kein Niedersachse, sondern ein Oberhesse, Franz Dingelstedt, war.

Das ist nun in diesen „Liedern aus Niedersachsen" anders. Denn wenngleich von ihren Promotoren mit Recht gesagt wird, sie trügen „keineswegs etwa in dem Sinne ein enges heimatliches Gepräge", daß sie nur von niedersächsischen Lesern begrüßt werden könnten, so machen sie doch ganz den Eindruck, als seien ihre Dichter von der besten Kraft desselben heimatlichen Bodens genährt worden.

Ich fuhr die helle Weser
Hinab mit raschem Kiel . . .

so singt gleich der erste der viere, A. Bessell;

Und wie mich trug die Welle
Stromab im glatten Lauf,
Da stieg Burg Heristelle
Vor meinen Blicken auf.

Hier sieht er „den alten Kaiser in seiner Töchter Schar", den Sachsenbesieger, der dort oben Rast hält „vom Kampf mit Widukind". Und als das Schiff weitergleitet,

Da hört ich dumpf erklingen
Der Glocken Melodei
Und hörte die Mönche singen
Im Kloster von Corvey.

Und Lüning, der dritte von Bessells Weggenossen, träumt:

. . . ich führe die Weser hinab
Durch die breiten bremischen Brücken,
Und langsam sah ich die alte Stadt
Und die Türme vorüberrücken.

Am Hafen vorbei, wo die Schiffe ruh'n,
Und die Kräne die Lasten heben,
Den Strom hinunter, am Ufer entlang,
Am Strohdach, vom Kampe umgeben.

In den alten malerischen hannoverschen Städten fühlen sie sich heimisch, diese Dichter; am Markt zu Hildesheim sieht Bessell das Haus der Tempelritter:

Und drüben die Gebilde
Der Knochenhauergilde
Schimmern im bunten Licht.

Den Frühling in Göttingen, wo am Weendertor ihm die Alte die ersten Schneeglöckchen bietet, besingt Lüning; und wenn es ehedem hieß: »Frisia non cantat«, so vernehmen wir jetzt aus Aurich M. Jahns melodische Strophe:

Einmal noch die Glocken klangen
Überm Wall;
Nun ist alles schlafen gangen.
Nur die kleinen, wunderfeinen
Goldnen Blinzelsterne wachen
In der Nacht,
Windverweht ein letztes Lachen —
Und die Linden rauschen, rauschen sacht . . .

Ist es ein Wunder, wenn der Poetenseele vor der Großstadt, der eigentlichen Millionenstadt, bangt, wo Leben und Sterben in der brutalsten Gestalt vor sie dahintritt; daß sie mitten im Menschenstrome beim Anblick der Tausende an die Bäume denkt, „die heimlich schon gezeichnet sind", und daß

In des Großstadtfriedhofs engen Reih'n,
Dort im Hafen der Mühseligen —

dem Dichter davor schaudert, einst auch „Einer unter Unzähligen" zu sein?

Ach — möchten sie in der kleinen Welt
Eines Dörfleins mich bestatten,
Wo über meinen Hügel fällt
Der alten Kirche Schatten —

Dort, wo die Kinder froh und mild
Spielen im welken Laube,
Wo ich im Kirchhof einst gespielt
Über andrer totem Staube.

Der Verfasser dieser schönen Verse, Aug. H. Plinke, kennt sie, die Großstadt, er hat „den Schrei ihrer Nöte und Kämpfe" gehört und einen Blick getan in den Abgrund des Elends und Verbrechertums, in dem dennoch die Stimme der menschlichen Natur nicht ganz unterdrückt ist. Von geradezu dramatischer Wirkung ist sein Gedicht: „Die Beichte". Ein Mörder, der krank im Lazarett liegt, schleppt sich in dem Dunkel und der Stille der Mitternacht an das Lager eines Sterbenden, um diesem sein schauriges Geheimnis in das verschwiegene Grab mitzugeben. Man würde jedoch dem Dichter dieses stark realistisch gefärbten, düsteren Nachtstücks unrecht tun, wenn man ihn darum zu den Pessimisten rechnen wollte, denen vielmehr sein Spruch gilt:

Vergebliche Mühe, ihr Weltverächter!
Mit eurem Tadel und Unkenruf
Macht ihr die Welt wohl schlecht, doch nicht schlechter,
Als Gott sie zu seiner Freude erschuf.

Vor dem Irrtum, als ob der Dichter Wirklichkeit und Wahrheit nur in den Niederungen des Daseins darstellen könne, bewahrt ihn schon sein glücklicher Humor, wie wenn er z. B. den Poeten, dem nichts einfällt, weil ihn der Lärm der Straßenjugend stört, plötzlich mit fliegender Feder schreiben läßt:

Jauchzender Kinderlieder
Süßer, willkommener Schall,
Weckt mir im Herzen wieder
Harmonischen Widerhall!

Oder wo er den nach probatem Rezept geprügelten und heulend auf der Gartenbank sitzenden Knaben vom Brüderchen trösten läßt:

Wenn wir erst Jungens haben,
Na warte! — die hauen wir auch!

Munter lesen sich ebenfalls W. Jahns Lieder vom Wallensteiner und vom Sausewind; und wenn der späte Wanderer, trotz allen Schauern der Nacht, tapfer zuschreitet und sich nicht fürchtet, so ist es, weil ein fernes Licht ihm scheint — „das Licht, bei dem die Mutter wacht". Und H. Bessell, der „das Heut' und das Morgen dazu" für einen Tag in der alten Zeit und der alten Stadt hingäbe, begrüßt doch auch das Lied der Lerche, das sie „dem Leben und dem Sonnenangesicht" singt. Seine Stärke jedoch ist die Ballade, in der dieses Dichters Talent sich am eigenartigsten ausprägt; sei es, daß er, wie im „Gonger" und in „Rungholt", alte graue Sagen von den Halligen und friesischen Inseln erzählt, oder, wie in „Bathseba", der biblischen Geschichte folgt, oder, wie in „Salome" und „Tristan", diesen gegenwärtig so viel behandelten Motiven, neue Wirkungen abzugewinnen weiß.

Überwiegend freilich ist es die lyrische Tonart, die in diesem Bändchen vorherrscht und am reinsten vielleicht in den Beiträgen von Lüning zum Ausdruck kommt. Der volle Reiz einer fein empfindenden, aber ebensoweit von Empfindsamkeit entfernten Subjektivität ist ihnen eigen, und nicht besser als mit einem Vers von ihm wüßten wir diese Anzeige zu schließen:

Es pfeift der Star dem Winter Hohn,
Und in der Knospe träumt das Blatt,
Im Winde klingt ein neuer Ton,
Es ist, als ob der Frühling schon
Den Weg zu uns gefunden hat!

Wohlan denn — möchten die Hoffnungen in Erfüllung gehen, die diese „Frühlingsboten" erwecken! J. R.

σι. **Unter italienischem Himmel.** Von Ludwig Salomon. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Es ist wirklich der italienische Himmel, der sich über diesem Buche ausbreitet: ein goldener Duft, ein zarter Schimmer liegt über allem, und jeder Freund dieses unvergeßlichen Landes wird bei der Lektüre eine leise Sehnsucht nach „mia bella Venezia", nach dem farbenprächtigen Gestade des Golfes von Neapel, nach den stillen kleinen Dörfern des Volskergebirges, nach den schweigenden Zypressen der Villa d'Este und nach den mondscheinüberglänzten Ruinen des Kolosseums empfinden. Ludwig Salomon ist, wie er schon durch seine „Spaziergänge in Süditalien" bewiesen hat, ein feinsinniger Kenner des italischen Landes und seiner Bevölkerung; in diesen Novellen aber erhebt er sich über den Rang eines anregenden und unterhaltenden Reiseschriftstellers auf das Niveau eines gestaltenden Künstlers und weiß eine Reihe einfacher, aber menschlich reicher und bedeutungsvoller Schicksale mit wenigen, kräftigen Strichen plastisch vor uns hinzustellen. Da ist die rührende und anmutige Geschichte von der jungen venezianischen Blumenmacherin, die einen Engländer heiraten und ihren geliebten Paolo wie ihr nicht minder geliebtes Venedig verlassen soll, bis sie der bezaubernde Anblick ihrer in der Abendsonne mit Kuppeln und Palästen daliegenden Vaterstadt zu einer kunstvollen Malerei anregt, die sie berühmt macht und ihre Zukunft sicherstellt; die Erzählung von dem jugendlichen Giacomo Rossini, dem die Liebe die Kraft zur Schöpfung seines „Barbier von Sevilla" verleiht; die ergreifende Geschichte des wackeren Antonio, der sich allem verleumderischen Gerede zum Trotz seine geliebte Gaëtana durch einen entschlossenen Messerstich in die Seite des ihn verspottenden Nebenbuhlers zu erringen weiß. An diese Kinder des Landes, das überall einen stimmungsvollen Hintergrund für die dargestellten Begebenheiten abgibt, schließen sich deutsche Künstler an, deren Leben und Schicksal eng mit Italien verwachsen ist: vor allem Franz Liszt, der in der Novelle „Eine kleine Gefälligkeit" als guter Genius den verwachsenen kleinen Tondichter mit der schönen Contessa zusammenführt — in einer sehr anmutigen und humorvollen Art —; und dann der unglückliche Ulrich Donat, den eine rätselhafte, an der Grenze des Pathologischen stehende Neigung für die Centauren auf merkwürdige Weise in den Tod treibt. Besonders gelungen ist die kleine Erzählung „Der verborgte Heiligenschein": der heilige Petrus leiht dem biederen Curato eines Dorfes seinen Heiligenschein, damit der arme, von seiner Gemeinde wenig respektierte Mann etwas zu Ansehen komme, muß ihm aber diesen Schmuck auf Befehl des Herrn Jesus bald wieder abnehmen, worauf der Curato schnell seine Bedeutung und seine Aussicht auf die Beförderung zum Dechanten verliert. Das ist in glücklichem Legendenton und mit liebenswürdiger Schelmerei vorgetragen. Die anspruchslosen und reizvollen Novellen werden sich sicher bald in weiteren Kreisen Freunde erwerben.

μκ. **The Winter Queen.** Being the unhappy History of Elizabeth Stuart, Electress Palatine. Queen of Bohemia — A romance by Marie Hay. With Illustrations. London, Constable. 1910.

Wieder ist es eine Frauengestalt, deren Schicksalen die Autorin mit wärmster Sympathie und vielem historischen Spürsinn nachgegangen ist, die schöne Stuarttochter, deren Blut fast in allen regierenden Häusern von Europa fließt, und deren unwillkürlicher Einfluß die Pfalz und das böhmische Königreich einem kläglichen Sturz entgegengeführt hat. Anmutig hat Marie Hay (Baronin Hindenburg) das Idyll der jungen Ehe in Heidelberg geschildert, aber auch psychologisch erklärt, wie in dem schwachen Kopf des Pfalzgrafen Friedrich die Liebe für die reizende englische Prinzessin in eine Art Größenwahn ausartet, der ihn nach der böhmischen Königskrone greifen läßt. Vortrefflich ist die Darstellung der böhmischen Zustände. Wie die Autorin den Gegensatz der fremden Herrscher zu dem Hilfe und Stütze suchenden Volk präzisiert, einen Mißgriff, ein Mißverstehen nach dem anderen beleuchtet, um in einem wahrhaft epischen Stil die Schlacht am Weißen Berge mit dem heroischen Schluß der letzten Verteidigung der königlichen Standarte in Schloß Stern zu enden, ist eine meisterhafte Leistung. Es ist Marie Hay geglückt, Massen in Bewegung zu setzen, ohne je zu verwirren, und die einzelnen Figuren so lebendig zu gestalten, daß wir sie persönlich zu kennen meinen. So erscheint uns die liebenswürdige Königin mit ihrem britischen Selbstgefühl und ihrer mütterlichen Nachsicht für den haltlosen König, mit ihrer Gutmütigkeit und dem völligen Unverständnis für ihre neuen Untertanen, mit ihrer Tapferkeit und gelegentlichen Kopflosigkeit, die so weit geht, daß sie bei der Flucht aus dem Hradschiner Schloß den Säugling Prinz Rupert vergißt und ihren Affen mitnimmt. Nachher folgt eine romanhafte Episode mit Christian von Braunschweig, dem tollen Halberstädter, die uns nicht recht überzeugt. Dagegen ist der Lebensabend der bemitleidenswerten Frau höchst anziehend erzählt, der Tod des Prinzen Hal ein kleines Kabinettstück. Der Schluß, da die britische Königstochter an dem verliederten Hof Karls II. ein Asyl sucht und in der späten Ehe mit Lord Craven eine letzte Zuflucht findet, wirkt ungemein sympathisch. Selten ist eine geschichtliche Episode uns so lebendig gemacht worden wie in diesem Buche mit seiner feinen Empfindung und oft markigen Sprache.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Acker. — Les Exilés. Par Paul Acker. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1911.

Alexander. — Johann Georg Meyer von Bremen. Das Lebensbild eines deutschen Genremalers. Von Fr. W. Alexander. Mit 142 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. 1910.

Bäumer. — Constantin Brunner über die Prinzipien der Naturwissenschaft und der Aberglaube in der modernen Medizin. Von Dr. Eduard Bäumer. München, Verlag der ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin. 1911.

Baldwin. — Le Darwinisme dans les sciences morales. Par James Mark Baldwin. Traduit de la 2e édition anglaise par G.-L. Duprat. Paris, Félix Alcan. 1911.

Basch. — La poétique de Schiller. Essai d'esthétique littéraire. Par Victor Basch. Deuxième édition revue. Paris, Félix Alcan. 1911.

Behaghel. — Die gewerbliche Stellung der Frau im mittelalterlichen Köln. Von Wilhelm Behaghel, Dr. phil. Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Heft 23. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1910.

Bellermann. — Schiller. Von Ludwig Bellermann. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 16 Bildnissen. Leipzig, E. A. Seemann. 1911.

Bensusan. — Rubens. Von S. L. Bensusan. Übersetzt von Alice Fliegel. Illustriert durch acht farbige Reproduktionen. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. O. J.

Bergmann. — Die Begründung der deutschen Ästhetik durch Alex. Gottlieb Baumgarten und Georg Friedrich Meier. Von Dr. Ernst Bergmann. Mit einem Anhang: G. F. Meiers ungedruckte Briefe. Leipzig, Röder & Schunke. 1911.

Björnson. — Björnstjerne Björnson. Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Thomas Schäfer. Drei Bände. Berlin, Peter J. Oestergaard. O J.

Bode. — Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. VI. Band. Zweites Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. O. J.

Bonnefon. — Dialogue sur la Vie et sur la Mort. Suivi de quelques méditations sur les mêmes sujets. Par Charles Bonnefon. Paris, Librairie Fischbacher. 1911.

Boubée. — Camille Jordan en Alsace et à Weimar. D'après des documents inédits. Avec un portrait. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1911.

Brandenburg. — Briefe und Aktenstücke zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches (1870—1871). Herausgegeben von Erich Brandenburg. Heft I. Vorverhandlungen. Heft II. Hauptverhandlungen in Versailles. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Braun. — Romrausch. Roman von Wilhelm Braun. Berlin, Adler-Verlag. 1911.

Bredow. — Sommerträume. Neue Gedichte von Heinrich Bredow. Hamburg, Otto Bröcker & Co. 1911.

Clemens Brentano. — Romanzen vom Rosenkranz. Herausgegeben von Viktor Michels. Clemens Brentanos Sämtliche Werke Band IV. München, Georg Müller. 1910.

Brethon. — Lettres et documents pour servir à l'histoire de Joachim Murat 1767—1815, publiés par S. A. le Prince Murat. Avec une introduction et des notes par Paul le Brethon. V. Campagne de Pologne (1806—1807). Grand-Duché de Berg (1807—1808). Lieutenance de Murat, Grand-Duc de Berg, en Espagne (1808). Avec un portrait en héliogravure et deux fac-similés. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1911.

Brunnhofer. — Die Schweizerische Heldensage im Zusammenhang mit der deutschen Götter- und Heldensage. Von Prof. Dr. Hermann Brunnhofer. Bern, Fr. Semminger. 1911.

Buat. — L'Artillerie de Campagne. Son Histoire — Son Évolution — Son État actuel. Par E. Buat. Avec 75 figures. Paris, Félix Alcan. 1911.

Busse. — Heilige Not. Ein Gedichtbuch von Carl Busse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1910.

Camenisch. — Im Banne der Alpen. Goethe, Scheffel und C. F. Meyer in Graubünden. Von Carl Camenisch. Chur, F. Schuler. O. J.

Captain. — Kursbuch der Passagier-Dampferlinien aller Meere. 1911. I. Feb./Mai. Berlin, Maritima-Verlags-Ges. m. b. H. 1911.

Casu. — Notte Sarda. Vecchia Storia di Gallura. Per Pietro Casu. Sassari, G. Dessi. 1910.

Cauzons. — La Magie et la Sorcellerie en France. Par Th. de Cauzons. III. La Sorcellerie de la Réforme à la Révolution. Les convents possédés. La Frano-Maçonnerie. Le Magnétisme animal. Paris, Dorbon Ainé. 1911.

Chénier. — Œuvres complètes de André Chénier. Publiées d'après les manuscrits par Paul Dimoff. Poèmes — Hymnes — Théatre. Paris, Ch. Delagrave. 1911.

Collas. — Valentine de Milan, Duchesse d'Orléans. Avec un portrait. Par Émile Collas. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1911.

Correi. — Vom blühenden Da-Sein. Zehn Geschichten. Von El-Correi. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1910.

Cuenot. — La Genèse des espèces animales. Par L. Cuenot. Avec 123 gravures dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1911.

Delvaille. — La Chalotais Éducateur. Par Jules Delvaille. Paris, Félix Alcan. 1911.

Delvaille. — Essai sur l'histoire de l'Idée de Progrès jusqu'à la fin du XVIIIe siècle. Par Jules Delvaille. Paris, Félix Alcan. 1911.

Diederich. Von unten auf. Ein neues Buch der Freiheit. Gesammelt und gestaltet von Franz Diederich. Zwei Bände. Mit 26 Bildern. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 1911.

Dromard. — Essai sur la sincérité. Par Gabriel Dromard. Paris, Félix Alcan. 1911.

Egloffstein. — Im Dienste des Großherzogs Carl Alexander. Ein Erinnerungsblatt von Hermann Freiherrn v. Egloffstein. Mit einem Porträt in Lichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1911.

Ehrenberg. — Bismarck als Leitstern sozialer Erkenntnis. Von Dr. Richard Ehrenberg. Gegen den Katheder-Sozialismus. Viertes Heft. Berlin, Reimar Hobbing. 1911.

Eichendorff. — Joseph von Eichendorffs Dichtungen. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Fabre. — Mœurs des Insectes. Morceaux choisis. Extraits des Souvenirs Entomologiques. Par J.-H. Fabre. 16 planches, hors texte d'après les photographies de Paul-H. Fabre. Paris, Ch. Delagrave. 1911.

Festenberg. — Künstlerleben. Lustspiel in vier Aufzügen. Von Hermann v. Festenberg. Leipzig, B. Volger. 1911.

Fester. — Jugenderinnerungen und Kriegsbriefe eines Altfrankfurter. Von Geh. Justizrat Dr. Adolf Fester. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Richard Fester. Halle, Max Niemeyer. 1911.

Fischer. — Neuere Erfolge und Probleme der Chemie. Experimentalvortrag gehalten von Emil Fischer. Berlin, Julius Springer. 1911.

Foerster. — Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen. Von Professor Wilhelm Foerster. (1832—1910.) Berlin, Georg Reimer. 1911.

Gachot. — La troisième Campagne d'Italie (1805—1806). Guerre de l'an XIV. — Expédition de Naples. — Le vrai Fra Diavolo. — Lettres inédites des Princes Eugène et Joseph Napoléon. Par Édouard Gachot. Trois gravures, un plan et trois cartes. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1911.

Gallion. — Der Ursprung der Zünfte in Paris. Von Wilhelm Gallion, Dr. phil. Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Heft 24. Berlin, Dr. Walter Rothschild. 1910.

Gastoué. — L'Art grégorien. Par Amédée Gastoué. Paris, Félix Alcan. 1911.

Gildemeister. — Gedichte. Von Andreas Gildemeister. Leipzig, Ernst Rowohlt. 1911.

Gnauck-Kühne. Christine. Ein Schauspiel in drei Aufzügen. Von Elisabeth Gnauck-Kühne. Berlin-Friedenau, Büreau Karl Fischer. O. J.

Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in vierzig Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Gesamtregister versehen von Karl Alt in Verbindung mit Emil Ermatinger, S. Kalischer, Wilhelm Niemeyer, Rudolf Pechel, Robert Riemann, Eduard Scheidemantel und Christian Waas. Teil 11—13, 23—26, 32—38. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. O. J.

Grabbes Werke. Herausgegeben von Dr. Albin Franz und Dr. Paul Zaunert. Kritisch durch-

gesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. O. J.

Grisar. — Luther. Von Hartmann Grisar. S. J. Drei Bände. Erster Band: Luthers Werden. Grundlegung der Spaltung bis 1530. Freiburg, Herder. 1911.

Gutherz. — Die Lilienkrone. Tragödie von Gerhard Gutherz. Wien, Hugo Heller & Cie. O. J.

Gutzkows Werke. Auswahl in zwölf Teilen. Herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Reinhold Gensel. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. O. J.

Hartmann. — Wilhelm Raabe. Wie er war und wie er dachte. Gedanken und Erinnerungen von Fritz Hartmann. Hannover, A. Sponholz. 1910.

Heines Werke in zehn Bänden. Herausgegeben von Oskar Walzel. Siebenter Band. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Hellmann. — Heinrich von Kleist. Darstellung des Problems. Von Hanna Hellmann. Heidelberg, Carl Winter. 1911.

Hellmann. — Zur Reichsgründungsfeier. Ansprache, gehalten am 19. Januar 1911 bei der von den Münchener freien Studentenschaften veranstalteten allgemeinen akademischen Feier im Auditorium maximum der Universität. Von Dr. Sigmund Hellmann. München, C. H. Beck. 1911.

Hendel. — Goethe, Hermann und Dorothea. Bearbeitet vom Lehramtspraktikant Karl Hendel. Professor Walthers Erläuterungen zu den Klassikern mit Dispositionen und Aufsätzen. Viertes Bändchen. Würzburg, F. X. Bucher. O. J.

Hock. — Deutsche Literaturgeschichte für österreichische Mittelschulen. Von Stefan Hock. Ausgabe für Gymnasien und Realgymnasien. Erster Teil. Für die V. und VI. Klasse. Mit 10 Abbildungen. — Ausgabe für Realschulen. Erster Teil. Für die V. Klasse. Mit 4 Abbildungen. Wien, F. Tempsky. 1911.

Huch. — Peter Michel. Ein komischer Roman. Von Friedrich Huch. München, Martin Mörike. 1911.

Iffert. — Sprechschule für Schauspieler und Redner. Von August Iffert. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1911.

Jaks. — Die Sozialversicherung und die Arztfrage auf dem Lande. Von Dr. Jaks-Thüngen-Eilenstedt. Leipzig, Georg Thieme. 1910.

Jenny. — Geschichte der schweizerischen Literatur. Von Ernst Jenny und Virgile Rossel. Zwei Bände. Bern, A. Francke. Lausanne, Payot & Co. 1910.

Junk. — Tannhäuser in Sage und Dichtung. Von Victor Junk. München, C. H. Beck. 1911.

Kausch. — Jugend-Symphonie. Gedichte von Agnes Kausch. Leipzig, Schulze & Co. 1910.

Kern. — Weltanschauung und Welterkenntnis. Von Berthold Kern. Berlin, August Hirschwald. 1911.

Kiefer. — Der Mensch. A Allgemeine Gesichtspunkte. B. Spezielleres. Von Arthur Kiefer. Breslau, Koebner'sche Buchhandlung. 1911.

Klimke. — Der Monismus und seine philosophischen Grundlagen. Beiträge zu einer Kritik moderner Geistesströmungen. Von Friedrich Klimke S. J. Freiburg, Herder. 1911.

Krieg. — Hermann v. Treskow, General der Infanterie und Generaladjutant Kaiser Wilhelms I. Ein Lebensbild von Dr. Thilo Krieg. Mit einem Bildnis. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1911.

Külpe. — Rote Tage. Baltische Novellen aus der Revolutionszeit. Von Frances Külpe. Berlin, S. Schottlaender. 1910.

Kuppers. — Anleitung zur Stimmbildung, gestützt auf eine dreiunddreißigjährige praktische Erfahrung. Von A. Kuppers. Fünfte Auflage. Leipzig, K. F. Koehler. 1910.

Lamprecht. — Zwei Reden zur Hochschulreform. Von Karl Lamprecht. I. Rede gelegentlich der Eröffnung des Königl. Sächs. Instituts für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig, am 15. Mai 1909. II. Rede bei Übernahme des Rektorats der Universität Leipzig am 31. Oktober 1910. Berlin, Weidmann 1910.

Lazăr. — Die Südrumänen der Türkei und der angrenzenden Länder. Beitrag zur Ethnographie der Balkanhalbinsel. Victor Lazăr. Mit elf Abbildungen und einer Karte. Bukarest, George Jonescu. 1910.

Lewald. — Der Magnetberg. Roman von Emmi Lewald (Emil Roland). Berlin, Georg Stilke. 1911.

Liebmann. — Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. Von Otto Liebmann. Vierte, verbesserte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner. 1911.

Lipps. — Weltanschauung und Bildungsideal. Untersuchungen zur Begründung der Unterrichtslehre. Von G. F. Lipps. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Massilie. — La Sexologie. Prédiction du sexe des Enfants avant la naissance. Par Sirius de Massilie. Nouvelle édition. Paris, H. Daragon. 1911.

Meyer-Benfey. — Das Drama Heinrich von Kleists. Von Heinrich Meyer-Benfey. Erster Band. Kleists Ringen nach einer neuen Form des Dramas. Göttingen, Otto Hapke. 1911.

Michelis. — Unsere ältesten Vorfahren. Ihre Abstammung und Kultur. Mit 14 Textfiguren. Leipzig, B. G. Teubner. 1910.

Möller. — Überstunden. Von Josef Möller. Brackwede, Dr. W. Breitenbach. 1911.

Moore. — Der Apostel. Ein Szenarium von George Moore. Nach zwei Entwürfen bearbeitet von Max Meyerfeld. Berlin, Paul Cassirer. 1911.

Muck. — Der echte Helianthus und seine Bedeutung für die Landwirtschaft, Wildpflege und den Gemüsebau. Von Forstbeamten Richard Muck. Znaim, im Eigenverlag. 1910.

Napoléon. — En marge de la correspondance de Napoléon I. Pièces inédites concernant la Pologne. 1801—1815, Varsovie, Gebethiner & Wolff. Paris, H. Le Soudier. 1911.

Neuwirth. — Illustrierte Kunstgeschichte von Prof. Dr. Jos. Neuwirth. Lieferung 4. Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. O. J.

Nevill. — Leaves from the Note-Books of Lady Dorothy Nevill. Edited by Ralph Nevill. London, Macmillan and Co. 1910.

Overhof. — Jenseits des Stromes. Ein Lied der Sehnsucht. Von Otto Overhof. Berlin, Karl Curtius. 1911.

Petsch. — Lessings Faustdichtung. Mit erläuternden Beigaben. Herausgegeben von Robert Petsch. Germanische Bibliothek. Zweite Abteilung. Band 4. Heidelberg, Carl Winter. 1911.

Pohle. Der Unternehmerstand. Von Ludwig Pohle. Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Dritter Band. Leipzig, B. G. Teubner. 1910.

Prod'Homme. — Franz Liszt Par J.-G. Prod'Homme. Paris, H. Fabre. 1911.

Raffay. — Dämmerstunde. Von Robert Raffay. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Troll. — Fritz von Uhde. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk mit einem Geleitwort von Alexander Troll. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Jos. Scholz. 1908.

Werkmeister. — Wilhelm König, Vater, Sohn und Enkel. Eine deutsche Dichtung in drei Teilen. Von Otto Werkmeister. Berlin, Georg Wahner. O. J.

Wielands Gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Deutschen Kommission der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Erste Abteilung: Werke. Dritter Band: Poetische Jugendwerke. Dritter Teil. Herausgegeben von Fritz Homeyer. Berlin, Weidmann. 1910.

Wittner. — Briefe aus dem Vormärz. Eine Sammlung aus dem Nachlaß Moritz Hartmanns. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Wittner. Prag, J. G. Calve. 1910.

Wohlrab. — Das neutestamentliche Christentum. Auf psychologischer Grundlage dargestellt von Martin Wohlrab. Leipzig, L. Ehlermann. 1910.

Wulf. — Über Heilige und Heiligenverehrung in den ersten christlichen Jahrhunderten. Ein religionsgeschichtlicher Versuch von Max von Wulf. Leipzig, Fritz Eckardt. O. J.

Zinkernagel. — Goethe und Hebbel. Eine Antithese. Festvortrag zur Dezennarfeier des Würtembergischen Goethebundes am 22. November 1910 im Bürgermuseum zu Stuttgart. Von Franz Zinkernagel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911.

Zlatnik. — Weihestunden. Ausgewählte Gedichte. Von Franz Jos. Zlatnik. Baden-Baden, Pet. Weber. O. J.

Zorn. — Das Deutsche Reich und die Internationale Schiedsgerichtsbarkeit. Von Philipp Zorn. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1911.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Prinz Wilhelm von Preußen und Prinzessin Elisa Radziwill.

(1817—1826.)

Von

Paul Bailleu.

Zehn Jahre lang hat Prinz Wilhelm die Liebe zu Elisa Radziwill in seinem Herzen getragen und um den Besitz der Geliebten gekämpft; ein volles Jahrzehnt, von seinem zwanzigsten bis zu seinem dreißigsten Jahre, hat diese Liebe sein Innenleben bewegt anfangs und erschüttert, allmählich ganz beherrscht und ausgefüllt. Der Prinz selbst hat diesen Abschnitt seines Lebens einmal als einen Roman bezeichnet. Man könnte ihn auch ein Drama nennen, bitterer Kämpfe und herber Leiden voll, ein Drama des Entsagens, dessen drei Akte sich mit den drei Worten charakterisieren lassen: zuerst (1820) *wollte* der Prinz entsagen, später (1822) *sollte* und endlich (1826) *mußte* er entsagen.

Die Geschichte dieser Liebe ist zuerst durch die in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Briefe des Prinzen Wilhelm an den General Oldwig v. Natzmer bekannt geworden (Febr. 1890). Die Memoiren der Gräfin Elise Bernstorff (1896), die ebenfalls ursprünglich hier (1898) erschienenen Briefe „aus der preußischen Hofgesellschaft" und andere Veröffentlichungen haben die Kenntnis jener Vorgänge in manchen Punkten vervollständigt. Neuerdings hat sich die Teilnahme besonders der Prinzessin Elisa Radziwill zugewandt. O. Baer[1]) erzählt auf Grund der Briefe Elisens an ihre Cousine Blanche v. Wildenbruch ihre Schicksale nach dem Abbruch der Beziehungen zu Prinz Wilhelm. Bruno Hennig konnte zwei Briefreihen von Wert benutzen: die Briefe Elisens an ihre vertraute Freundin Lulu von Kleist, die Tochter der aus Königin Luisens und Heinrichs v. Kleist Leben bekannten Marie v. Kleist, und den Briefwechsel der Mutter Elisens mit der Prinzeß Wilhelm (Marianne) von Preußen. Indem er diese Briefe wie Steine eines Mosaiks aneinanderreihte, gestaltete er mit leicht stilisierender

[1]) *Prinzeß Elise Radziwill.* Ein Lebensbild. Von *Oswald Baer.* Mit 14 Abbildungen und 1 Brieffaksimile. Berlin, Mittler & Sohn. 1908.

Hand ein Lebensbild der Prinzessin, das in geschmackvollem Rahmen soeben erschienen ist[1]).

Alle diese Veröffentlichungen, so viele Lücken sie noch lassen, denn die Archive des Hauses Hohenzollern wie des Hauses Radziwill bleiben nach wie vor geschlossen, ermöglichen doch den Versuch einer zusammenfassenden Darstellung; dabei konnten hier die wenigen bisher bekannten Briefe des Prinzen Wilhelm für die Jahre 1818 bis 1826 aus einer reichen Petersburger Briefsammlung wesentlich ergänzt werden.

I.

Prinz Wilhelm hat, wie schon als Knabe, auch als Jüngling viel im Hause des Fürsten Anton Radziwill verkehrt, der seit 1815 als Königlicher Statthalter in Posen residierte, in den Wintermonaten aber zu den Hoffesten nach Berlin zu kommen pflegte. In seinem gastlichen Hause in der Wilhelmstraße trafen sich Angehörige des Hofes und des Adels mit den Vertretern von Kunst und Wissenschaft und den Helden der Freiheitskriege, mit Gneisenau und Clausewitz. Der Prinz fand hier ein reiches und glückliches Familienleben und in der Fürstin Luise Radziwill, der Nichte Friedrichs des Großen und Schwester des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, eine geist- und gemütvolle „Tante", die durch herzliche Güte und Liebe ihm die früh entrissene Mutter zu ersetzen suchte. Mit dem ältesten Sohne des Hauses, dem gleichaltrigen Prinzen Wilhelm — seinem späteren Generaladjutanten — verband ihn eine innige Freundschaft. Der um sechs Jahre jüngeren Prinzessin Elisa, einer schlanken und anmutigen Schönheit von sanftem, etwas schwärmerischem Wesen, wandte er seit 1817 eine stille Neigung zu, die doch nicht unbemerkt blieb und seine Geschwister bald zu kleinen Neckereien veranlaßte. Im Januar 1818, als er aus Rußland zurückkam, wohin er die Schwester Charlotte zur Vermählung mit dem Großfürsten Nikolaus begleitet hatte, verweilte er einige Tage in Posen bei Fürst Radziwill. Er fand Elisa sehr gewachsen, „überhaupt charmant"; bei einem Balle tanzte er den ersten Walzer mit der kaum Vierzehnjährigen. Noch später meinte er: „Sie war damals in ihrer größten Frische und Lieblichkeit". Nach Berlin zurückgekehrt, mußte Prinz Wilhelm sich lange gedulden, ehe er Elisa wiedersah. Wohl kam der Fürst für kurze Zeit nach Berlin, aber Prinzeß Luise blieb mit der Tochter in Posen, worüber der Prinz recht „desperat" sich äußerte. „Ewig" oder „Ewy" — das war Elisens familiärer Kosename — „Ewy bleibt eine Ewigkeit", so neckte man ihn. In fleißiger Teilnahme an den Sitzungen des Staatsrats, vor allem aber in treuester und gewissenhaftester Erfüllung seiner militärischen Pflichten als Kommandeur einer Gardebrigade, verlebte er einen stillen Sommer in Berlin, während der Vater mit dem Kronprinzen zum Besuch Charlottens nach Rußland gereist war.

[1]) Elisa Radziwill. Ein Leben in Liebe und Leid. Unveröffentlichte Briefe der Jahre 1820—1834. Herausgegeben von Dr. Bruno Hennig. Mit 8 Abbildungen. Berlin, Mittler & Sohn. 1911. — Eine zweite Auflage ist, wie wir hören, in Vorbereitung.

Was der Winter und der „öde" Sommer von 1818 versagt hatten, brachte ihm der Herbst um so schöner: „unbeschreiblich wonnigliche" Tage. Die Durchreise der Kaiserin-Mutter von Rußland, Maria Feodorowna, die damals ihre württembergische Heimat besuchte, veranlaßte König Friedrich Wilhelm III., seine beiden ältesten Söhne, den Kronprinzen und Prinz Wilhelm, zu ihrer Begrüßung nach Schlesien zu senden. Mit Schlesien verknüpften sich für beide Prinzen die weihevollsten Erinnerungen an die große Erhebung des Jahres 1813; ob sie dabei wußten, was Königin Luise, ihre Mutter, im Jahre 1810 mit den letzten Kräften ihres schwindenden Lebens für die Erhaltung dieser Provinz getan hatte? Prinz Wilhelm jedenfalls hat in seiner Jugend, abgesehen von den Rheinlanden, keine preußische Provinz mehr geliebt als Schlesien, keine lieber besucht als Schlesien. Am 27. September 1818 kam der Prinz in Breslau an, wo kurz darauf auch die Familie Radziwill eintraf. Bei den Bällen, die der Oberpräsident Merckel und die Bürgerschaft Breslaus gaben, konnte er wieder mit Elisa tanzen. Anfang Oktober, nachdem er inzwischen dem alten General Yorck in Klein-Öls einen Besuch abgestattet und die Kaiserin-Mutter bis an die österreichische Grenze bei Nachod begleitet hatte, reiste er über Glatz, wo man wieder mit den Radziwills zusammentraf, nach Kunzendorf bei Landeck, das fast in jedem Baum und in jedem Stein an den schönen Sommer von 1813 erinnerte. In Kunzendorf trennten sich die Prinzen von den Radziwills, die nach Landeck reisten, und fuhren über Peterswalde, dem Schloß der Stolbergs, und Fürstenstein in das Schmiedeberger Tal, wo sie von Ruhberg aus, das damals noch den Birons gehörte, Ausflüge in die herrliche Umgebung unternahmen, auch die Schneekoppe bestiegen.

„Einer war immer köstlicher wie der andere," so rühmt der Prinz die Tage dieser Reise.

Nach kurzem Aufenthalt in Berlin ging er dann Ende Oktober 1818 an den Rhein, nach Aachen, wo sich die Kaiser von Österreich und Rußland und König Friedrich Wilhelm mit ihren Ministern und zahlreichen Vertretern der anderen europäischen Mächte zu diplomatischen Unterhandlungen vereinigt hatten. Der Prinz, wie natürlich, hatte daran keinen Anteil. Er verkehrte viel und gern bei seiner Mutterschwester, der Prinzessin Therese von Thurn und Taxis, die in Aachen, wie zehn Jahre früher in Erfurt, allabendlich die Diplomaten zu einem politischen Salon um sich versammelte; er hörte die Catalani singen, lauschte den Gesprächen Alexander v. Humboldts und freute sich an dem Wiedersehen so manches lieben Kameraden aus den heißen Tagen der Freiheitskriege. Dazwischen unternahm er einen Ausflug nach Brüssel zu „Tante Königin", seines Vaters Schwester Wilhelmine, Königin der Niederlande, bei der er auch den Spielgefährten seiner Kindheit, Vetter „Fritz Oranien", Prinz Friedrich der Niederlande, antraf. Am 1. Dezember, nachdem er noch in Koblenz sein Regiment besichtigt hatte, war der Prinz wieder in Berlin.

Nicht lange nach seiner Rückkehr, um Weihnachten 1818, kam auch die Familie Radziwill nach Berlin, zur Freude aller, denen ihr Haus mit seiner

heiteren und schönen Geselligkeit offen stand. Ernste Konzerte wechselten wieder mit fröhlichen Karnevalsbällen. Das Bohnenfest wurde in der gewohnten Weise gefeiert; am 1. April neckte und überlistete man sich mit den üblichen Scherzen; in der Walpurgisnacht empfing man eine Deputation vom Blocksberg. Prinz Wilhelm, so ernst er auch damals schon erschien, nahm in froher Jugendlust an allem teil und war ein regelmäßiger Gast in der Wilhelmstraße. Aber Prinzeß Elisa sah er nur selten. Sie kränkelte leicht. Wie man schon in Memel und Königsberg (1807—1809) das Übermaß gesellschaftlicher Veranstaltungen in diesem Hause und die zu frühe und zu häufige Beteiligung der Kinder getadelt hatte, so meinte auch der Prinz jetzt, daß Elisa, obgleich sie sich zurückhalte, doch wohl zu viel tanze. Man sprach schon von einem Lungenleiden. An dem Ballfest zur Geburtstagsfeier des Prinzen konnte sie nicht teilnehmen. Dagegen hatte sie ihn kurz vorher bei der Aufführung eines Mazur, dessen Vorbereitung zu mancher fröhlichen Tanzstunde im Radziwillschen Hause Anlaß gab, um so mehr entzückt. Den Abschluß und die Krone aller dieser Festlichkeiten bildete am 24. Mai 1819 zur Feier des Geburtstages der Prinzessin Luise die berühmte Aufführung einiger Szenen aus Goethes Faust mit der Musik des Fürsten Radziwill, unter Beteiligung des Herzogs Karl von Mecklenburg und des Schauspielers Wolff. Der Erfolg war groß und allgemein, der Eindruck gewaltig, auch auf Prinz Wilhelm, obwohl ihm gerade diese Aufführung für eine Geburtstagsfeier nicht eben geeignet schien. Anfangs Juni vergnügte man sich noch mit einer hübschen Wasserpartie auf der Spree bei Schloß Bellevue, dann löste sich die Gesellschaft auf. Der Prinz selbst verließ am 10. Juni 1819 Berlin, um abermals an den Rhein zu gehen, diesmal zu längerem Aufenthalt.

Am Abend vor seiner Abreise verabschiedete er sich im Hause Radziwill. „Beim Abschied", so schreibt er darüber, „bewies mir die Tante wie auch alle anderen, so viel Freundschaft und Herzlichkeit, daß ich wirklich recht gerührt schied und das auf sechs Monate. Wir haben gar zu frohe Tage bei ihnen in den letzten sechs Monaten verlebt, als daß man ohne Dankbarkeit scheiden könnte. Ich muß mir aber alle Nebengedanken wegen E. bei diesen Zeilen verbitten. Daß auch sie zur Annehmlichkeit des Hauses beiträgt, wird kein Mensch leugnen — aber auch weiter nichts."

Weiter nichts? Kein Zweifel, daß Prinz Wilhelm aufrichtig war, als er in diesen Worten aussprach, was er zu empfinden meinte. Prinzeß Elisa hatte im Winter 1817 in ihm eine leise Neigung geweckt, die bei dem Zusammentreffen in Posen im Januar 1818 noch gesteigert wurde, seitdem aber sich etwas abgeschwächt hatte. Ihre Entwicklung, körperlich wie geistig, entsprach nicht ganz seinen Erwartungen; nur ihren Wuchs fand er überaus schön, ihr ganzes Wesen recht anmutig, ihren Geist und ihren Verstand damit nicht voll im Einklang. In dieser Hinsicht fesselte ihn mehr eine seiner hessischen Cousinen, die man jetzt öfter mit ihm zusammen nannte, und die sich damals in der Tat zeitweise mit Elisa in sein Herz geteilt haben mag. Elisens Zauber wirkte anfangs, wie mir scheint, auf ihn nur bei ihrer

Gegenwart, in ihrer Abwesenheit versagte er. Dazu kam, daß der Prinz sich fest vorgenommen hatte, bis zur Vollendung seines 25. Jahres jede ernstere Beziehung zu vermeiden, sich, wie er einmal sagte, „ein steinernes Herz" zu bewahren; er wollte noch arbeiten — denn er fand, daß er in der letzten Zeit doch nicht genug geleistet habe — mehr lernen, vor allem natürlich militärisch, womöglich auch, ehe er sich für immer binde, einen Krieg mitmachen. So eilte er, ohne daß die Erinnerung an Elisa ihn sehr beschwert hätte, frohen Sinnes dem geliebten Rheine zu.

Von der niederländischen Grenze aus aufwärts hat der Prinz im Sommer 1819 die ganzen Rheinlande bereist, um sich über die Zustände und die Stimmung der Bevölkerung zu unterrichten. Von dem altpreußischen Cleve fuhr er nach dem neuerworbenen Krefeld, das ihn mit großem Jubel empfing, nach Wesel und Xanten, wo er die Überreste aus Römerzeiten besichtigte, nach Köln, wo er den Dom und die Boisserée'sche Gemäldesammlung besuchte, nach Koblenz und dann die herrliche Bergstraße entlang nach Heidelberg und Karlsruhe. Hier hat er einer Sitzung der zweiten badischen Kammer beigewohnt, leider ohne daß wir etwas über die empfangenen Eindrücke erführen. In Baden-Baden, von wo er auch einen Ausflug nach Straßburg machte, traf er die bayerische Königsfamilie mit ihren sechs schönen Töchtern, von denen die eine, auch eine Elise, bald seine Schwägerin werden sollte. Sie gefiel ihm schon damals außerordentlich. Erst Mitte September, nachdem er noch die Bundesfestung Luxemburg inspiziert und die Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, Großfürstin Maria Pawlowna, seine spätere Schwiegermutter, die ihn überaus freundlich aufnahm, in Schloß Dornburg besucht hatte, kehrte er wieder nach Berlin zurück.

Hier umfingen ihn bald ernste Sorgen. Es waren die Tage schwerer und entscheidungsvoller Kämpfe um die Fortführung oder Rückbildung der Stein-Hardenbergischen Reformen, um die Einführung der Karlsbader Beschlüsse, um den Gegensatz zwischen Wilhelm v. Humboldt und Hardenberg. So wenig Prinz Wilhelm von diesen Streitigkeiten eigentlich berührt wurde, so lebhaft beschäftigte ihn eine andere Frage, die damals ebenfalls in den Zwist der Parteien gezogen wurde, die Frage der Umgestaltung der Landwehr. Der Prinz, wie die Männer, mit denen er bei den Radziwills verkehrte, und wie auch der Kriegsminister Boyen selbst, glaubte anfangs, daß es sich um „Sein oder Nichtsein" der Landwehr handele. Er fürchtete insbesondere, daß man von Wien aus auf die Beseitigung der preußischen Landwehr hinarbeite; in der Einrichtung der Landwehr aber sah er die einzig mögliche Form für die Erhaltung einer starken Heeresmacht in einem armen Staate und in einem starken Heere die Grundlage für die Großmachtstellung des preußischen Staates. Es sind die Gedanken, die ihn doch eigentlich sein ganzes Leben hindurch beherrscht haben, die den Kern und das Wesen seiner militärisch-politischen Anschauungen ausmachen, wenn er damals (6. Dezember 1819) schrieb: „Ohne ein formidables Heer können wir nicht existieren, wenn wir unsere Stellung als eine Hauptmacht erhalten wollen. Ist also den Landwehren der Untergang geschworen, so sehe ich uns in folgender Alter-

native: entweder wir verstärken unsere Linienarmee in dem Maße, daß sie mächtig genug ist, dem Auslande zu imponieren, und dann sind ungeheure Summen erforderlich; oder wir beschränken uns aus Mangel an Geld auf eine kleine Armee und treten damit in die Kategorie der zweiten Mächte zurück; wahrlich keine erfreuliche Aussicht für jemand, der sein Vaterland zu dieser Höhe hat steigen sehen und die politische Wichtigkeit Preußens erkannt hat!" Schließlich überzeugte sich der Prinz dann doch, daß bei der geplanten Umgestaltung das System der Landwehr im wesentlichen unverändert bleibe, und er beklagte den Rücktritt Boyens, der damals erfolgte, als eine Übereilung.

Eben in diesen Tagen traf ihn einer jener zahlreichen Unfälle, die ihn sein ganzes Leben hindurch heimgesucht haben, eine schwere Verletzung des rechten Zeigefingers, die ihn längere Zeit an sein Zimmer fesselte. Als Rekonvaleszent empfing er unter den teilnehmenden Besuchern auch den Fürsten und die Fürstin Radziwill, die inzwischen nach Berlin gekommen waren. Bei seinem ersten Ausgang, am 24. Januar 1820, zur Feier des Bohnenfestes, sah er auch Elisa wieder, die ebenfalls etwas gekränkelt hatte. Als Undine gekleidet, gefiel sie ihm „sehr gut"; er fand „ihre Figur sehr schön und graziös", „ihre Konversation zuweilen recht liebenswürdig", sie selbst „von Herzen unendlich gut und sehr fromm". Nur mit ihrer Gesichtsfarbe war er auch jetzt noch nicht zufrieden und ebenso mißfielen ihm in ihrem Wesen gewisse „Zerstreuungsmomente", in denen sie „nicht recht geistreich" erschien. Man sieht: der Prinz war keineswegs ein blinder Bewunderer Elisens, und doch war jetzt, wie sich bald zeigen sollte, der Eindruck ihrer Persönlichkeit auf ihn tief und nachhaltig.

Mit der Genesung des Prinzen begann wieder der regelmäßige Verkehr bei den Radziwills, deren musikalischer Kreis damals durch Spontini vergrößert wurde. Dort feierte der Prinz in der Nacht vom 21. zum 22. März 1820 den Anbruch seines Geburtstages. Er war zugegen, als eine Woche später Elisa mit ihrer Cousine Blanche v. Wildenbruch, der Tochter des Prinzen Louis Ferdinand, in der Schloßkapelle von Sack konfirmiert wurde. „Die Einsegnung", so schreibt er darüber, „ist sehr gut abgelaufen; Elisa hat ganz vorzüglich bestanden und alle Fragen mit Dreistigkeit und Bestimmtheit beantwortet, Blanche auch sehr gut . . . . Wie bewegt beide waren, kannst Du denken. Recht rührend war der Augenblick, als Elisa ihrer Mutter in die Arme fiel. Das ganze war einfach und feierlich und daher wahrhaft religiös."

Das Frühjahr 1820 brachte die knospende Neigung des Prinzen für Prinzeß Elisa zur Blüte. Die jungen Herzen begannen sich einander zu nähern und sich zu finden. Der Prinz hatte dabei reiche Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß Elisa doch nicht bloß Gemüt, sondern auch Geist besitze, mehr als er ursprünglich angenommen. Kaum ein Tag verging, ohne daß sie sich sahen, im Hause der Eltern der Prinzessin, bei dem Herzog und der Herzogin von Cumberland — der Mutterschwester des Prinzen, — im Tiergarten. Bei den Frühjahrsmanövern, in der Umgegend von Zehlendorf,

erschienen Fürst und Fürstin Radziwill mit ihrer Tochter eines Abends im Biwak des Prinzen. Mitte Juni verlebten sie mit den Geschwistern einige schöne Tage im Schloß von Freienwalde; sie gingen spazieren unter den schattigen Bäumen, in der Waldesstille am lieblichen Baasee und die Geister der Romantik umschwebten sie: abends wurde Fouqués Zauberring vorgelesen.

Es waren die Tage, von denen Prinz Wilhelm später sagte: „Wir lernten uns verstehen, ohne zu sprechen."

Aber wenn sie beide selbst schwiegen, so sprachen andere um so lauter; namentlich das Zusammensein in Freienwalde scheint dazu Anlaß gegeben zu haben. Es blieb nicht mehr bei harmlosen Neckereien, man sprach ernstlich von der Absicht Wilhelms, seine Cousine Elisa als Gattin heimzuführen. Der Prinz ward ärgerlich und, wie es wohl zu geschehen pflegt, in der ersten Aufwallung, aus Trotz gleichsam, hätte er, wie er meint, sich fast zu einem übereilten Geständnis hinreißen lassen, wenn er nicht eben entschlossen gewesen wäre, bis zu seinem 25. Jahre „an nichts zu denken". Wozu „quälte" man ihn überhaupt? „Weil ich viel dort im Hause bin, wo ich seit langer Zeit mit Freundschaft und Herzlichkeit gesehen werde und mich viel mit Elisa unterhalte, die oft recht liebenswürdig sein kann und dabei ein so angenehmes Wesen hat . . . Doch dies alles finde ich so natürlich, vorzüglich bei einer Cousine, daß ich darin nichts böses sehe, und würde mein Betragen ja gegen jede so nahe Verwandte dasselbe sein, sobald sie mir gefiele!" Man merkt an diesen Äußerungen noch das Unbewußte der Gefühle, die Unklarheit über sich selbst. Nicht lange, und die Neckereien der einen, die Warnungen der anderen geben ihm Licht über den Zustand seines Inneren. Er erkennt jetzt: er liebt Elisa, und zugleich fühlt er auch, daß er selbst ihr nicht gleichgültig ist. Es ist Liebe, aber eine Liebe, der gleichsam von der Geburt an auch schon der Keim frühen Todes eingepflanzt ist. Denn in demselben Augenblick, da jene Gefühle in das helle Bewußtsein des Prinzen traten, fiel auch schon der Gedanke der Entsagung lähmend auf seine Seele. Eben die warnenden Äußerungen, die ihm zur Klarheit verhalfen, hatten ihn doch auch auf die Bedenken und Hindernisse hingewiesen, die sich der Ehe eines preußischen Königssohnes mit einer Prinzessin Radziwill in den Weg stellten. Es waren nicht konfessionelle Gegensätze, denn Prinzessin Elisa war evangelisch, sondern die Zweifel an ihrer Ebenbürtigkeit. Als der Oberstthofmeister von Schilden im Auftrage des Königs zum erstenmal mit dem Prinzen über seine nun offenkundige Neigung sprach — am 6. August 1820 auf der Pfaueninsel —, war der Entschluß der Entsagung freiwillig schon gefaßt. Der Prinz erklärte dem Abgesandten seines Vaters: er leugne nicht, Neigung gefühlt zu haben, denke aber noch nicht an eine ernstliche Verbindung, da er „die Hindernisse nur zu gut kenne, die entgegenstehen würden." Er fügte hinzu, er werde sich „in der Folge sehr in acht nehmen, um durch sein Benehmen nicht Hoffnungen zu erregen, die unerfüllt bleiben müßten."

Mit den letzten Worten berührte der Prinz den Punkt, der ihm bei seinen tapferen Entschlüssen wohl am schwersten fiel und ihn am schmerzlichsten

bewegte. Mochte es seiner Willenskraft gelingen, die eigenen Gefühle zu beherrschen und zu unterdrücken, wie würde Elisa sich damit abfinden, deren schlummernde Empfindungen durch seine Neigung geweckt waren? Wohl sagte er sich, daß er nie ein Wort geäußert habe, welches von Absichten geredet und Erwartungen hätte erregen können. Aber der Gedanke schon, daß er durch sein bloßes Benehmen Hoffnungen erweckt hätte, machte ihn, wie er schreibt, „ganz tiefsinnig", und nur „die Überzeugung oder die Hoffnung, daß ihr reines unschuldiges Herz bei ihr solche Gedanken noch nicht habe aufsteigen lassen, beruhigte ihn einigermaßen". Um so fester nur war er entschlossen, über sich zu wachen, um nicht „einem so lieben Wesen eine trübe Zukunft zu bereiten".

Die Festigkeit dieser Entschlüsse erfuhr gleich eine schwere Prüfung. Die Familie Radziwill hatte für den Monat August 1820 eine Reise nach Schlesien in Aussicht genommen, wo einer der Brüder Elisens ein Bad gebrauchen sollte. Dem Prinzen Wilhelm hatte Hufeland gegen rheumatische Leiden, die ihn in jenen Jahren viel belästigten, eine Kur in Landeck empfohlen. Da der Prinz, den die Teilnahme an den Beratungen des Staatsrats über die preußische Finanzreform bis in den Hochsommer hinein in Berlin festhielt, gegen seine ursprüngliche Absicht die Badereise ebenfalls erst im August antrat, so mußte er sich auf ein Zusammentreffen mit der Familie Radziwill gefaßt machen, dem er nicht leicht ausweichen konnte. Der Gedanke daran, der ihn früher beglückt hätte, war ihm in seiner jetzigen Stimmung und bei seinen jetzigen Entschlüssen überaus peinlich. Es galt nun nicht bloß, Elisen gleichgültig zu begegnen, sondern auch ihrer Mutter, seiner Tante, die ihn allezeit mit Beweisen mütterlicher Liebe und Güte überhäufte, und die, wie er nun wohl einsah, seine Neigung früher als er selbst erkannt hatte und ihm deshalb doppelt liebevoll begegnet war. Und nun sollte er „dem Mutterherzen wehe tun", das „die Rücksicht des Standes und der Geburt unbeachtet zu sehen gewünscht hatte". So schwer auch, wie er voraussah, ihm ein solches Verhalten werden mußte: er blieb fest. Er nahm sich vor, bei der Begegnung zwar den Anschein eines wirklichen Bruches zu vermeiden, was ja ein vorhergegangenes Einverständnis vorausgesetzt hätte, aber im übrigen vorsichtige Zurückhaltung und Kühle zu zeigen.

In solcher Stimmung, mit solchen Entschlüssen, verließ Prinz Wilhelm am 8. August 1820 Berlin. Am 11. August, nach kurzem Aufenthalt in Glogau, Liegnitz und Schweidnitz traf er in Fürstenstein ein, auf das freundlichste begrüßt und empfangen von der Familie Radziwill. Zwei Tage später reiste er über Neudorf, wo er die Brüder Stolberg traf, und Glatz nach Landeck weiter.

Über die Tage, die dazwischen liegen, über das Benehmen des Prinzen, haben wir jetzt Nachrichten in Briefen der Fürstin Radziwill (Hennig, S. 18 f.). Der Prinz, so klagt sie, „war kalt, steif, beinah unartig". Sie schrieb das hauptsächlich dem Einfluß des Generals Natzmer zu, der schon einige Tage früher in Fürstenstein eingetroffen war und jetzt, wie sie behauptet, „den Prinzen und Elisa mit keinem Auge verließ"; nur in Natzmers

Abwesenheit sei der Prinz freundlich mit Elisa gewesen. Übrigens, unterrichtet wie sie ohne Zweifel war über die Gerüchte, die den Prinzen und Elisa in Verbindung brachten, täuschte sie sich keinen Augenblick über die Bedeutung seiner Zurückhaltung. Sie fürchtete, wie sie schrieb, die Offenheit ihrer Tochter, die „in ihrem unwandelbaren Zutrauen" zu Prinz Wilhelm ihren „Kummer und ihre Verwunderung" nicht werde verbergen können. Um sie nicht seiner „kränkenden Kälte" auszusetzen, wollte sie deshalb ein weiteres Zusammentreffen vermeiden und die Tochter auch von Berlin möglichst fernhalten. So in Fürstenstein. Schon in Landeck aber, wo sie Anfang September mit dem Prinzen abermals zusammentraf, wurde sie wieder anderen Sinnes. Sie fand den Prinzen gut und herzlich, „ganz der Alte". Beim Abschied weinte er so heftig, daß sie sich fragte: „Kann er so um mich nur weinen?" Sie war nun rasch entschlossen, zu der Ankunft der Prinzessin Charlotte, die mit ihrem Gemahl dem Großfürsten im Herbst erwartet wurde, doch wieder nach Berlin zu kommen.

Aus diesen wechselnden Eindrücken bei der Fürstin sieht man schon die wechselnden Schattierungen im Verhalten des Prinzen; noch deutlicher spiegelt sich der Widerstreit seiner Gefühle und Entschlüsse in den Zeilen eines Briefes aus Landeck, in dem er schreibt:

„So habe ich also den Entschluß nun gefaßt, E. ganz zu entsagen! Ein Entschluß, der mir in der Entfernung von ihr erleichtet wurde zu fassen, aber welche Gefühle mich ergriffen, als ich sie in Fürstenstein wiedersah, kann ich nicht beschreiben. Ich bin gewiß nicht blind in Beurteilung ihrer und erkenne so manches Mangelhafte an ihrer ganzen Haltung bei vielen Vorzügen und einem herrlich reinen Herzen! Solch unschuldig kindisches (so!) Gemüt!! Wo solche Eigenschaften vorhanden sind, da finden alle Ermahnungen, die zum Besten dienen sollen, freien Eingang, und es würde ein leichtes sein, die kleinen Mängel zu beseitigen, vorzüglich wäre sie für einen höheren Rang bestimmt. . . . Der eine Tag im herrlichen Fürstenstein war für mich ein Gemisch von Freude und Beklommenheit, das mich in einsamen Augenblicken überwältigte! Niemand ahnte, was in mir vorgegangen war, Mutter und Tochter behandelten mich mit derselben freundschaftlichen Liebe und Unbefangenheit als sonst, und ich, konnte ich wohl unbefangen sein! Täuschen mußte ich die geliebten Gegenstände! Natürlich mit großem Bedacht und allmählich darf ich nur in mein neues Benehmen übergehen." . . .

Halten wir diese brieflichen Zeugnisse zusammen, so dürfen wir wohl annehmen, daß der Prinz in dem ersten Feuer seiner in Berlin gefaßten Entschlüsse bei dem Zusammentreffen in Fürstenstein zeitweise wirklich kalt und steif sich gezeigt hat, daß er aber schon in Landeck wieder, freilich wie er meinte, nur um sein neues Benehmen „mit großem Bedacht" vorzubereiten, die alte Freundlichkeit, die alte Neigung bewiesen hat. In Wahrheit hatte er doch wohl in Berlin den Ernst und die Stärke seiner Liebe unterschätzt: vor dem überwältigenden Zauber, den Elisens Wesen, Elisens bloße Gegenwart immer von neuem auf ihn ausübten, hielt weder das „steinerne Herz" stand, noch die kalte Vernunft seiner Entsagungsvorsätze.

II.

Am 7. September 1820, nach glücklich beendeter Kur in Landeck und einigen angenehmen Tagen in Breslau, war Prinz Wilhelm wieder in Berlin. Rasch vergingen die nächsten Wochen mit den üblichen Herbstmanövern; dann, am 13. Oktober 1820, kam die Prinzessin Charlotte, Großfürstin Alexandra Feodorowna, mit ihrem Gemahl Nikolai Pawlowitsch, dem Bruder Kaiser Alexanders I. Es wurde der glänzendste Winter, den Berlin noch gesehen: Der Hof, die Gesandtschaften, namentlich die russische, die Minister wetteiferten in prunkvollen Festen. Von allen Seiten strömten die Fürstlichkeiten herbei. Ende Dezember kam auch die Familie Radziwill nach Berlin. Etwas beklommenen Herzens, aber immer noch fest in seinen Entschlüssen, sah Prinz Wilhelm der Ankunft Elisens entgegen. Wie aus einem Briefe an Natzmer hervorgeht[1]), suchte er sich jetzt zu überzeugen oder einzureden, daß eine Verbindung zwischen ihm und einer Prinzessin Radziwill nie stattfinden könne, und daß er diese Unmöglichkeit auch schon immer gewußt habe; er könne deshalb der Stimme seines Herzens kein Gehör geben. Man merkt diesen Worten an, daß Prinzeß Elisa damals noch in Posen weilte. Kaum war sie in Berlin eingetroffen, und der Prinz sah sie wieder, so kam die alte Unruhe über ihn, und der alte Zauber wirkte. Am 27. Januar 1821 wurde zu Ehren der Großfürstin nach dem Gedicht von Thomas Moore mit Spontinis Musik das Märchenspiel „Lalla Rookh" aufgeführt, das Wilhelm Hensel verewigt hat, wie später Adolf Menzel das Fest der weißen Rose. In der Reihe der lebenden Bilder, die dem Märchenkranze der Mooreschen Dichtung nachgebildet waren, stellte Elise Radziwill die Peri an der Himmelstür. Wie sie so hingesunken war an der geöffneten und nur ihr verschlossenen Pforte des Paradieses, die seelenvolle Gestalt eine lebendige Verkörperung reinster und innigster Sehnsucht und zugleich wie um Mitleid flehend, machte sie eine ergreifende Wirkung auf alle Zuschauer.

Es folgte noch eine Reihe glänzender Feste: die Eröffnung des neuen Konzertsaales im Schauspielhause, eine Wiederholung von „Lalla Rookh", eine Fastnachtsfeier bei dem russischen Gesandten, die Feier der silbernen Hochzeit bei den Radziwills, endlich die Enthüllung des Denkmals auf dem Kreuzberg. An allen diesen Festen mußte auch Prinz Wilhelm teilnehmen, bei allen traf er mit Elisa zusammen, die als Peri auch auf ihn einen überwältigenden Eindruck machte. Er hätte am liebsten rasch Berlin verlassen, wäre irgendwohin in den Krieg gezogen. Der Zwang, den er sich selbst auferlegte, ward ihm immer unerträglicher. Die fast gewaltsam zurückgedrängte und unterdrückte Neigung wallte siegreich wieder in ihm auf; er mußte sich gestehen: seine Entsagung war eine „Komödie" gewesen.

Im Frühjahr, bei den üblichen Manövern in Potsdams Umgebung, hatte er die Freude, mit seiner Schwester Charlotte auch Elisa wieder in seinem Biwak zu sehen. Gegen Ende Mai, nachdem man noch das neue

[1]) Siehe Gneomar v. Natzmer, Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elisa Radziwill und die Kaiserin Augusta. „Deutsche Rundschau" 1890, Bd. LXII, S. 166.

Schauspielhaus mit einem Prolog Goethes eingeweiht, ging der Berliner Hof auseinander. Das großfürstliche Paar reiste nach Ems und später nach Spaa, Prinz Wilhelm zunächst mit dem Kronprinzen zu Manövern und Truppenbesichtigungen nach Stettin und Magdeburg, dann an den Rhein, nach Aachen und zur Schwester nach Spaa. Am 12. August war er wieder in Berlin, wohin auch der Vater und die Geschwister ungefähr zu gleicher Zeit zurückkehrten.

Einige Wochen später, am 1. September 1821, verabschiedete sich das großfürstliche Paar, um nach Rußland zurückzukehren. In tiefer Wehmut blieb Prinz Wilhelm zurück. Er hatte noch beim Abschied der Schwester sein Herz ganz erschlossen. Seine Neigung sei stärker als jemals früher, gestand er; die Entsagung gehe über seine Kräfte, er sei unglücklich. In dem Gefühl der Einsamkeit und des Kummers, die ihn nach der Abreise der Schwester und des Schwagers doppelt bedrückten, schrieb er damals:

„Welch eine harte schwere Prüfung legt mir der Himmel auf. Mit körperlichen Leiden hat er mich schon so manchmal versucht, und ich habe stets überwunden; aber ach! wie viel schwerer wird der Widerstand bei den geistigen Trübsalen. Unzufriedenheit mit meinem Geschick wird man nie bei mir antreffen, wohl aber tiefe Betrübnis, vorzüglich da, wo aus den Leiden des einen Schmerz für andere entspringt . . . In meinem öffentlichen Wirken und Leben hat mir die Vorsehung so viel Gnade willfahren lassen, daß ich blind sein müßte und ungerecht, wenn ich dies nicht erkennen und anerkennen wollte. Warum erlaubt oder vergönnt sie mir nicht auch den Genuß ungetrübter Gefühle, die das Herz nur angehen! Berauschen würde mich ja hoffentlich ein solches Glück nicht. Aber freilich — glücklich, ganz glücklich ist niemand hienieden. Man muß sich in Geduld fassen, wenngleich es mir nicht leicht wird, und abwarten, was der Himmel mit einem im Schilde führt. Ruft er einen früh von hier ab, so ist es freilich gut, daß man sich keinem lieben Wesen zu eng verband . . ."

Mit ernsterem und anhaltenderem Eifer noch als sonst warf sich der Prinz in seine militärischen Arbeiten; zur großen Zufriedenheit seines Vaters lernte er den Kavalleriedienst und nahm im Herbst mit bestem Erfolg an den großen Kavalleriemanövern unter General Borstells Leitung teil; er arbeitete mit größtem Fleiß zu Haus, auch an den Abenden, wo die anderen Geschwister im Theater Zerstreuung suchten. Es blieb vergeblich; es gelang ihm nicht, das Bild Elisens aus seinem Herzen zu bannen; der Zauber der Entfernten wirkte jetzt nicht minder stark, wie früher nur ihre Gegenwart. „Täglich predige ich mir vor," schrieb er im November 1821, „mich nicht von meinen Gefühlen überwältigen zu lassen. Ich arbeite viel und unausgesetzt . . . Aber mitten in der Beschäftigung, in den einsamen Stunden, steht Ewig mir vor Augen . . . Und diese Stunden sind mir doch am teuersten, die Erinnerung so manches schönen vergangenen Tages knüpft sich an solche Betrachtungen, und ich schwelge dann eine Zeitlang in der schönen Vergangenheit, da die Gegenwart mir traurig, öde und leer ist . . ." Dabei beunruhigte ihn besonders der Gedanke an die Familie Radziwill, über deren Absichten man

ihm allerlei zutrug. Bald wurde ihm erzählt, sie würden, offenbar um ihm auszuweichen, vorläufig in Posen bleiben; dann war er trostlos und klagte sich an, daß er eine so liebenswürdige und von ihm so hoch verehrte Familie gleichsam von Berlin verbanne. Wie gern hätte er „sich exiliert, um ihnen das Exil zu sparen." Bald wieder hörte er, sie würden, wie in früheren Jahren, im Januar zu den Hoffesten in Berlin eintreffen. „In welche Lage komme ich dann," schrieb er, „ich habe im vergangenen Winter gesehen, daß ich nicht Herr meiner Gefühle werden konnte — wie begreiflich! Was soll also daraus werden?" Er wünschte und hoffte dann, daß aus den orientalischen Wirren ein Krieg zwischen Russen und Türken entstehen möchte, an dem er würde teilnehmen können. Nur in der beständigen Unruhe des Waffengewühls, so meinte er, könne er sich jetzt Ruhe verschaffen.

Im Januar 1822 erfuhr man, daß die Ankunft der Familie Radziwill, die durch Kränklichkeit der Fürstin Luise etwas verzögert war, unmittelbar bevorstehe. Nun mußte rasch gehandelt werden. Der innere Kampf in Prinz Wilhelm zwischen dem Willen zur Entsagung und der Stärke seiner Neigung war ebensowenig verborgen geblieben wie sein vergebliches Bemühen, dieser Gefühle Herr zu werden. Das Wiedersehen, das Zusammensein mit Elisa konnte ihn zu übereilten Schritten, zu einem peinlichen Auftritt führen. So entschloß sich König Friedrich Wilhelm III. selbst einzugreifen. Ich weiß nicht und möchte es nach dem ganzen Wesen des Königs bezweifeln, daß er etwa schon damals den festen Entschluß gehabt hätte, eine Verbindung des Prinzen Wilhelm mit einer Prinzessin Radziwill auf jeden Fall zu verhindern. Was diese Frage jetzt für ihn besonders schwierig und bedenklich machte, war der Umstand, daß die Verhandlungen über eine Vermählung seines ältesten Sohnes mit einer bayerischen Prinzessin an der Verschiedenheit des Bekenntnisses vorläufig gescheitert waren. Um so ernstere Bedeutung gewann in seinen Augen eine Vermählung seines zweiten Sohnes; auch der leiseste Zweifel an der Ebenbürtigkeit der Gattin und darum an dem Thronfolgerecht der Nachkommen konnte folgenschwere Verwicklungen nach sich ziehen. Der König ließ deshalb in aller Stille Nachforschungen darüber anstellen, deren Ergebnis dann freilich seine Zweifel und Bedenken nur noch verstärkte. Gleichzeitig sandte er, wie im Sommer des Jahres 1820, den Oberstthofmeister v. Schilden zu dem Prinzen, um zu hören, „wie es mit ihm stände" und wie er sich das Zusammentreffen mit Prinzeß Elisa denke. Der Prinz schilderte seine „qualvollen" Stunden im letzten Winter, bekannte, daß er durch seine freiwillige Entsagung erst recht zum Bewußtsein seiner Neigung gekommen sei, versicherte aber, wie er wohl einsehe, daß er bei seinen alten Vorsätzen verbleiben müsse. Der Gedanke jedoch, in diesem Zustand nun weiter in der Nähe der Prinzessin zu leben, sei ihm „fürchterlich". Auf die Frage Schildens, ob ihm vielleicht eine Reise angenehm sein würde, erklärte sich der Prinz dazu bereit, meinte jedoch, daß nur eine „entfernte Anstellung" und „eine lange Trennung" ihm wirklich helfen könnten. Einige Tage später erschien Schilden abermals. Wenn der Prinz, so eröffnete er ihm, seiner Neigung nicht Herr werden könne, ohne dadurch in einen unglücklichen Zustand

zu geraten, so wolle der König die Frage der Zulässigkeit einer Verbindung mit der Prinzessin Radziwill einem Komitee zur Entscheidung überweisen, jedoch erst nach der Vermählung des Kronprinzen.

Der Prinz, dem übrigens Bedenkzeit gelassen wurde, geriet durch diese Eröffnung in unbeschreibliche Erregung. Er besprach sich mit seinem vertrauten alten Lehrer, dem General v. Brause, mit „Tante Minnetrost", der Prinzessin Marianne, Gemahlin seines Onkels Prinz Wilhelm, die für die beste Kennerin und Richterin in allen Liebesangelegenheiten galt[1]). Bei dem General wie bei der Prinzessin fand er herzliches und aufrichtiges Mitgefühl, aber nur schwachen Trost. Der Vorschlag des Königs selbst gefiel ihm wenig, einmal weil eine Prüfung und schließliche Verneinung der Ebenbürtigkeit, die er fürchtete, ein harter Schlag für die Familie Radziwill werden würde, dann aber, weil er die bis zur Entscheidung unabsehbar lange Wartezeit scheute, in der mit seiner Neigung auch seine Hoffnungen wachsen würden, nur um schließlich vielleicht durch einen ungünstigen Ausspruch des Komitees doch wieder vernichtet zu werden.

Von solchen Zweifeln und Bedenken hin und her geworfen, von der Aussichtslosigkeit seiner Liebe schmerzlich erfüllt, und doch im tiefsten Innern noch nicht ganz ohne einen Funken von Hoffnung, sollte Prinz Wilhelm jetzt die Geliebte wiedersehen. Eben an dem Tage, an dem er die zweite Unterredung mit Schilden hatte, trafen die Radziwills in Berlin ein (18. Januar 1822). Wie er eben wieder mit Brause beriet, sah er sie von seinem Fenster aus vorüberfahren. Unmittelbar darauf, zitternd und wie im Fieber, eilte er zu ihnen, und dann ... „Ich habe sie wiedergesehen!" schreibt er noch an demselben Abend, „und was habe ich gefühlt!!! Wenn im ersten Augenblick auch die Freude jeden anderen Gedanken beengte, so stand als ein Gespenst im nächsten Augenblick doch wieder sogleich das ganze Leiden vor mir!! ... Mit Mühe riß ich mich wieder raus, und ein Blick auf sie, die so herzlich, liebevoll und froh aussah, stärkte mich wieder! ... Aber die wenigen zusammen gewesenen Augenblicke reichten ganz hin, um mir den Umfang des Glücks zu zeigen, welches ich im Begriffe stehe — auf ewig zu verlieren." Eines erkannte der Prinz doch in diesen wenigen Augenblicken mit vollkommener Klarheit und Sicherheit: in der Entfernung von Elisa hatte er noch den Gedanken freiwilliger Entsagung fassen und auch festhalten können; jetzt, in ihrer Nähe, wußte er, daß nur ein „Machtspruch" sie und ihn werde trennen können.

Durch dies Bewußtsein kam über ihn wenigstens für die nächste Zeit eine gewisse Daseinsfreude, eine freiere und frohere Stimmung, in der ihn wohl Prinzeß Marianne und gewiß der häufige Verkehr mit Elisa bestärkten. Er zweifelte nicht, daß er wieder geliebt werde, und dies Gefühl der Gewißheit gegenseitiger Neigung durchdrang wie Glücksstrahlen erhellend und erwärmend sein ganzes Wesen. Alle Zurückhaltung, allen Zwang warf er

[1]) Vgl. die amüsante Schilderung von Caroline v. Rochow-Marwitz in „Vom Leben am preußischen Hofe", S. 61 ff. Berlin 1908.

von sich; er freute sich, mochte das Schicksal schließlich auch gegen ihn entscheiden, einmal doch zeigen zu dürfen, wie es ihm wirklich ums Herz war. Er dachte schon daran, am 22. März 1822, dem Tage der Vollendung seines 25. Jahres, gleichsam als Geburtstagsgeschenk von seinem Vater die Erlaubnis zur Werbung um Elisens Hand zu erbitten.

Allein wie rasch fand diese gehobene Stimmung ihr Ende! Bald erschien Schilden wieder; er brachte die Papiere und Gutachten über die Frage der Ebenbürtigkeit, die doch auch den Prinzen sehr bedenklich machten, und erzählte, daß die Verhandlungen mit Bayern wegen der Vermählung des Kronprinzen so gut wie abgebrochen seien. Einige Tage darauf, am 13. Februar, hatte der Prinz eine Unterredung mit dem Bruder seiner verewigten Mutter, Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, der zu den Hoffesten nach Berlin gekommen war. Der Prinz hatte immer viel auf diesen Oheim gehalten; seine Worte machten jetzt auf ihn einen tiefen Eindruck. Der Großherzog teilte ihm mit, daß er gleichfalls die Gutachten gegen die Ebenbürtigkeit gelesen habe, gegen deren Beweiskraft auch der Prinz nichts einzuwenden vermochte. Dann machte er ihn in ernsten Worten auf seine Pflichten gegen den Staat aufmerksam, für den Fall, daß der Kronprinz unvermählt bleibe. Der Prinz — derselbe, der sich 49 Jahre später die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt setzte — wollte davon nichts hören; er passe nicht zum Throne, sei nicht dafür geboren und werde ihn hoffentlich nie besteigen. Der Großherzog ließ nicht ab; er erzählte dem Neffen, wie auch er selbst einst in ähnlicher Lage gewesen und einer ernsten Neigung habe entsagen müssen[1]. Er riet dem Prinzen, auf das Komitee zu verzichten, dessen Entscheidung doch nur ungünstig ausfallen und dann ein unliebsames Aufsehen machen werde. Der König erwarte jetzt von seinem Sohne einen Entschluß: er solle entsagen und vergessen.

Die nächsten Tage waren dem Prinzen die „schmerzlichsten und gramvollsten" seines Lebens. Im Innersten erschüttert, unter heißen Tränen, suchte er Trost bei General Brause und Tante Marianne; auch sie ließen nach Durchsicht der Papiere ihm keine Hoffnung mehr. Die größte Qual aber für ihn war, daß er sich in diesen leidvollen Tagen doch der Teilnahme an Gesellschaften und Bällen nicht entziehen konnte, und daß er dabei, wie natürlich, immer mit Elisa zusammentraf, die ihm mit unbefangener Freundlichkeit entgegentrat, und vor der er den Kampf in seinem Innern verbergen mußte. Und dabei erschien sie ihm so „unbeschreiblich hübsch" wie kaum jemals zuvor! Gerade in diesen Tagen ließ sie ihm durch ihre Mutter als Vielliebchengeschenk einen Ring mit seinem Lieblingsstein Lapis-Lazuli überreichen.

Am 16. Februar berief endlich König Friedrich Wilhelm selbst seinen Sohn zu sich; es war überhaupt das erstemal, daß er mit ihm über Elisa Radziwill sprach. Väterlich redete er auf den Tiefbewegten ein: wie begreiflich er seine Neigung finde, wie zufrieden er auch hierbei mit seinem

[1] Vgl. hierüber Bailleu, Königin Luise. S. 109.

Verhalten sei, wie sehr er das Schicksal des Sohnes bedauere. Aber die Fürsten ständen eben unter einem Gesetz, dem sie sich unterwerfen müßten. Der Prinz erwiderte, er sehe das alles vollkommen ein und bestehe auf nichts mehr. Aber wie er nach seinem ganzen Charakter von Jugend auf ernst und fest gewesen sei, so hätte auch diese Neigung in ihm tiefe Wurzel gefaßt, und die Entsagung werde ihm darum doppelt schwer. Der König stimmte ihm wieder völlig bei und war auch gleich damit einverstanden, daß der Prinz bald Berlin verlasse; sein Vetter Prinz Friedrich von Preußen solle ihn nach Düsseldorf einladen.

Am Abend desselben Tages war wiederum ein Hoffest, ein Ball im Konzertsaal des Schauspielhauses; der Prinz war außerstande, daran teilzunehmen. Während die anderen, auch die ahnungslose Prinzessin Elisa, sich den Freuden des Tanzes hingaben, schrieb er selbst in verzweifeltem Schmerze: . . . „Es ist aus!! Das teure, liebe, engelsgute Wesen ist für mich verloren! Dies auszusprechen ist unendlich schwer, — es mir aber wirklich lebhaft vorzustellen, — scheint mir noch immer unmöglich . . . Es ist eine schreckliche Prüfung! . . . Fünf Jahre sind es gerade, daß ich zuerst mich gefangen sah!! Wie rasch sind sie verflogen, diese fünf Jahre, welche mir das schönste auf Erden, die erste Liebe kennen lehrten und zwar zu einem Wesen, dem alle Gemüter zugetan sind! Was muß ich also nicht empfinden, ich, dessen heiligste und reinste Gefühle denen jenes Wesens begegneten und ihm nun entsagen muß! . . . Vor wenig Tagen träumte ich mir noch ein Glück, das nun gänzlich zerstört darniederliegt. — Ich suche Trost und Stärke da, wo beide nur vollkommen zu finden sind — und der Himmel wird mich nicht unerhört lassen! . . ."

Aber die schwerste Stunde stand dem Prinzen noch bevor. Die Zurückhaltung, die er sich nun von neuem auferlegte und auch streng durchführte, der Kummer, den man ihm vom Gesicht ablas, mußte auch der Familie Radziwill auffallen. Fürstin Luise, deren Mutterherz die Spannung nicht länger zu tragen vermochte, schrieb ihm: sie sehe, daß er leide; er möge doch seinen Schmerz nicht länger in sich vergraben, sondern ihr Vertrauen beweisen und sein Herz ausschütten. Der Prinz erwiderte in kurzen Worten: der König wolle aus Familienrücksichten und aus politischen Gründen zu der von ihm gewünschten Verbindung seine Einwilligung nicht geben, wenngleich er hinsichtlich der Persönlichkeit nicht das geringste einzuwenden hätte, sondern ihm wiederholt versichert habe, daß er Elisen sehr gut sei und sie lieb habe. Die Fürstin antwortete, indem sie den Prinzen zu sich bat. Prinz Wilhelm, nicht ohne vorher mit seinem Vater und den anderen Vertrauten gesprochen zu haben, folgte der Aufforderung und fuhr am 9. März zu den Radziwills. Er war wieder wie im Fieber. Sprachlos sank er dem Fürsten und der Fürstin in die Arme. Nachdem er sich etwas beruhigt, begann Fürstin Luise, während ihr Gatte ab- und zuging, die Unterredung, indem sie ihm offen erklärte, daß sie allerdings auf ihn gehofft habe, daß sie an seiner Treue nicht zweifle und darum auch jetzt ihre Hoffnung nicht aufgebe; sie verkenne die vorhandenen Hindernisse nicht, denke aber, daß sie sich irgendwie würden

beseitigen lassen, vielleicht wenn der Kronprinz erst vermählt sei. Die Frage der Ebenbürtigkeit berührte sie sonst nicht. Auch der Prinz in seiner Erwiderung ging darauf nicht ein. Er sprach von den Gefühlen, die er fünf Jahre lang in sich getragen; er erklärte die Wandlungen seines Verhaltens während dieser Zeit, sprach aber nachdrücklich aus, daß er jetzt keine Hoffnung mehr geben könne, da der König für seine Verweigerung politische Gründe geltend mache. Die Fürstin fragte ihn dann, ob es ihm tröstlich sein würde, Elisa zu sehen. Der Prinz bejahte es, und sie kam. Stumm umarmten sich die beiden Liebenden. Indem der Prinz sich dann zum Abschied wandte, vermochte er nur noch zu stammeln: er hoffe, sie werde ihm eine treue Freundin bleiben. Sie erwiderte: „O gewiß", mit einem Tone, der ihn fast „niederschmetterte", doch „ihr sanfter, frommer Blick" gab ihm dann seine Fassung wieder.

Am nächsten Tage, 10. März, dem Geburtstag seiner Mutter, in der Domkirche sah er Elisa wieder. Theremin predigte über das Wort: „Die Liebe ist stärker als der Tod," eine Predigt, die durch Anklänge an seine Gefühle den Prinzen wieder in schmerzliche Erregung brachte. Elisa hat bald darauf diese Predigt abgeschrieben und ihm zugesandt. Am folgenden Tage nahm er Abschied, auch von den Radziwills. Er fand begreiflicherweise Elisa weit weniger ruhig als zwei Tage vorher; ihr Antlitz zeigte Tränen und einen kummervollen Zug, aber zugleich sprach doch aus ihrer ganzen Haltung eine rührend fromme Ergebung, deren beruhigende Wirkung sich auch ihm mitteilte.

Am 12. März 1822 verließ Prinz Wilhelm Berlin; am 17. März kam er in Düsseldorf an bei dem Prinzen Friedrich — „Fritz Louis", wie ihn die Familie nannte —, dem Sohn des verstorbenen Prinzen Louis, Bruder Friedrich Wilhelms III., und Friederikens, der Schwester der Königin Luise. Die Reise, die ihn durch den schon in herrlichstem Blütenschmuck prangenden Rheingau über Koblenz führte, wo er doch nicht versäumte, die neu angelegten Festungswerke zu besichtigen, hatte ihn etwas abgelenkt und zerstreut. In Düsseldorf fiel sein ganzes Leid wieder mit aller Schwere auf den Unglücklichen. Das Gefühl erwiderter Liebe hatte ihn „mit frischem Mut und jugendlicher Kraft" erfüllt: nun schien das alles tot, der Quell verschüttet, aus dem er Arbeitslust und Lebensfreude geschöpft hatte. „Mir ist, als wäre ein Loch an der Stelle meines Herzens," schrieb er damals. An seinem Geburtstag, an dem ihm ein Bild Elisens zukam, traf ihn nach allen den Aufregungen der letzten Wochen der unausbleibliche Rückschlag: Schlaflosigkeit bei tiefer Ermüdung und ein leichter Fieberanfall warfen ihn nieder. Nachdem er sich erholt, reiste er mit Vetter Fritz zusammen nach dem Haag, wo die Verwandten, besonders „Tante Königin" und Prinz Friedrich der Niederlande ihn herzlich und teilnahmsvoll empfingen. Im Haag und im Loo, wo Fliederblüte und Nachtigallen ihn entzückten, in Amsterdam und in Belgien, schließlich in Koblenz verlebte er die nächsten Wochen. Sein sonst so schlichtes und klares Wesen war von einer Unruhe ergriffen, die sich nur in dem Getriebe wechselnder Reiseeindrücke beschwichtigen ließ. In seiner

Brust kämpften unablässig die Gefühle und Entschlüsse. Die höchste gegenseitige Liebe in vollkommener Reinheit empfunden zu haben, schien ihm ein großes Geschenk des Himmels, eine Seligkeit, die selbst die Erfüllung seines heißesten Wunsches nicht gesteigert hätte, aber daß er diese Seligkeit erwiderter Liebe doch eigentlich nur erst im Augenblicke der Trennung empfunden, das erfüllte ihn wieder mit einem Schmerz, gegen den er das Bewußtsein einer dauernden geistigen Gemeinsamkeit mit der Verlassenen und Entfernten und vor allem sein starkes religiöses Gefühl, seine unbedingte und freudige Ergebung in den Willen Gottes zu Hilfe rufen mußte. Man hat wohl den Eindruck, daß er sich in seinem Schmerz oder wenigstens in der durch diese Seelenkämpfe gesteigerten Intensität seines Innenlebens zuweilen gefallen habe; in anderen Augenblicken empfand doch sein Pflichtgefühl diese unfruchtbaren inneren Reibungen und Leiden als einen Zustand der Schwäche und Erschlaffung, aus dem er sich herausarbeiten müsse. Er wollte schon Anfang Mai nach Berlin zurückkehren, wohin ihn ein unbestimmtes Verlangen und der Drang nach Tätigkeit zogen, aber er gab den Gedanken rasch wieder auf, um nicht bei den Festlichkeiten, die zur Vermählung seiner zweiten Schwester Alexandrine mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin im Mai stattfinden sollten, mit Elisa zusammenzutreffen. Dann wieder bat er den Vater um die Erlaubnis, wenn es zu einem Türkenkriege komme, sich dem russischen Heere anschließen zu dürfen. Aber wiedersehen wollte er doch seine Elisa auf jeden Fall noch einmal und noch eine letzte Unterredung mit ihr haben, in ruhigerer Stimmung als im März, wo der hervorbrechende Sturm seiner Gefühle ihn überwältigt hatte. Er plante deshalb ein Zusammentreffen in dem geliebten Schlesien, etwa in Fürstenstein, wohin er sich nach einer Teplitzer Badekur zu begeben dachte. Ein gerade in dieser Zeit fleißig geführter Briefwechsel mit Fürstin Luise Radziwill, die von der Trauer ihrer Tochter über die lange Trennung sprach, wird nicht zu seiner Beruhigung beigetragen haben.

König Friedrich Wilhelm III., dem der Sohn diese wechselnden Stimmungen und Wünsche mit gewohnter Offenheit vorlegte, geriet darüber in nicht geringen Unwillen. Er war unzufrieden, daß Wilhelm nicht zur Hochzeit der Schwester nach Berlin gekommen sei, noch unwilliger — wie wenigstens der Sohn selbst meint —, daß dieser die Frühjahrsmanöver versäumt habe. Von der Teilnahme an einem Türkenkriege, zu dem es gar nicht kommen werde, wollte der König nichts wissen, vollends nichts von einem Zusammentreffen mit Elisa in Schlesien. Er mißbilligte jetzt überhaupt die Entfernung des Prinzen, der in Berlin wohl seiner Leidenschaft hätte Herr werden können, denn er glaubte nicht recht an den Ernst dieser Liebe, auch nicht bei Elisa, deren Zurückhaltung überhaupt auffiel, sprach von Launen, von romanhaftem Wesen und exaltierter Phantasie.

Nach dieser Meinungsäußerung des Königs blieb dem Prinzen nichts übrig, als schleunigst Koblenz zu verlassen und nach Berlin zurückzukehren. Neue Kämpfe erwarteten ihn hier, neue Aussichten öffneten sich ihm.

III.

Am 12. Juni 1822, nach dreimonatlicher Abwesenheit, traf Prinz Wilhelm wieder in Berlin ein. Rasch hob sich hier seine Stimmung, frische Hoffnungen blühten in ihm auf. Er sah Elisa wieder und überredete oder überzeugte sich mehr und mehr, daß sie ihn seit langem liebe. Wenn sie erst jetzt ihre Neigung merken ließ, die sie vorher in sich verschlossen hatte, so war das in seinen Augen nur ein neuer Vorzug ihres frommen und reinen Wesens. Dazu kam der Einfluß des Grafen Anton Stolberg, mit dem der Prinz sich besonders im letzten Winter sehr angefreundet hatte. Stolberg erweckte ihm Zweifel über das Verfahren, das man gegen ihn beobachtet habe, und über die Zulänglichkeit der Gründe, die gegen die Ebenbürtigkeit der Radziwills geltend gemacht würden. So kam der Prinz allmählich zu der Ansicht, daß er im Februar überrumpelt worden sei. Die Mecklenburger sollten das verschuldet haben: der Onkel Georg, der sich von seinem Bruder Karl und seiner Schwester Friederike — der Herzogin von Cumberland — dazu habe brauchen lassen; der Mecklenburger Schilden, der den König, seinen Vater, ungünstig beeinflusse; der Mecklenburger Kamptz, der Denkschriften gegen die Ebenbürtigkeit der Radziwills verfaßte. Er war freudig entschlossen, jetzt den Kampf aufzunehmen; sollte die Vorsehung ihm die Erfüllung seiner Wünsche versagen, so wollte er wenigstens Aufklärung nach allen Seiten und Elisa und sich Beruhigung schaffen.

In solcher Stimmung trat er wenige Tage nach seiner Ankunft, am 16. Juni, auf der Pfaueninsel dem Vater entgegen, der sich freundlicher und entgegenkommender erwies, als er erwartet hatte. Er bat um die Erlaubnis, ihm nun auch seinerseits ein Gutachten in seinem Sinne ausarbeiten zu lassen, was der König bereitwillig genehmigte. Dann sollte ein Komitee die entgegenstehenden Ansichten prüfen und die Entscheidung treffen.

In Hoffnungsfreude und in Wehmut — er wagte nicht recht an ein Glück zu glauben — verflossen dem Prinzen die nächsten Tage. Auf Befehl des Königs mußte er an allen den Festen regelmäßig teilnehmen, zu denen die Anwesenheit zahlreicher Fürstlichkeiten Anlaß gab. Fast täglich sah er Elisa. Wie er sich vorgenommen, suchte er dabei möglichste Zurückhaltung zu zeigen; zuweilen aber brach doch sein Gefühl übermächtig durch, so daß er rasch aus der Gesellschaft verschwinden mußte. Elisa ihrerseits verbarg jetzt ihre Neigung nicht mehr; bei einer Soirée ließ sie einen Ring fallen, den der Prinz eilig aufhob; er trug die Inschrift „In Treue fest".

Am 28. Juni kam der Prinz, um vor seiner Reise nach Teplitz von Elisa Abschied zu nehmen. Beide haben über diesen Abend berichtet, das letzte Zusammensein vor einer Trennung, die mehrere Jahre dauern sollte. Hören wir zunächst Elisens Erzählung, die feinere und stimmungsvollere, während der Historiker ohne Zweifel dem Bericht des Prinzen den Vorzug geben wird. Elisa schreibt (Hennig, S. 34):

„Am Tage vor seiner Abreise hat er hier gegessen und den Abend mit uns zugebracht. So haben wir gesessen bis nach 12 Uhr des Nachts und immer im Garten. Ohne Zwang und ohne Aufsehen haben wir da uns

sprechen können, wie ein Bruder mit seiner Schwester spricht. Es war aber doch noch viel schöner. Er gab mir einige Aufschlüsse über sein Benehmen in Schlesien, wovon ich ihn aufrichtig um Rechenschaft gefragt und (er) sprach so schön, so herrlich, so ohne irgendeinen Anstrich von selbstsüchtiger Liebe, daß ich mich nicht enthalten konnte, und meine Tränen fielen reichlich auf meine Hände. Ich habe auch nicht versucht, ihm zu verbergen, wie sehr seine Rede mich gerührt, und habe ihm alles gezeigt, was in mir vorging! Diese Unterredung, dieses Wiedersehen hat viel gewirkt und viel Gutes gehabt. Er ist mir noch viel werter in dieser kurzen Zeit geworden, und fest ist der Vorsatz in mir eingewurzelt, allen Stürmen zum Trotz sein Angedenken und meine Treue ihm im Herzen zu bewahren! Er hat sich mit mir aussprechen können und hat von mir selbst erfahren, was er nur durch Mamas Versicherungen kannte! So haben wir uns mit tausend Tränen und vielem Weh, aber doch nicht ohne ein kleines Fünkchen von Hoffnung getrennt . . .„

Der Prinz schreibt:

„. . . Am Abschiedstage selbst hatte ich noch eine lange Unterredung mit E. — und welch eine Unterredung! Sie gewährte mir so große und hohe Freude im Augenblick selbst und wahre Beruhigung für die Zukunft! — Da ich etwas heiterer aussah als gewöhnlich, Folge der neuen Hoffnungen, und *sie* es bemerkte, so erriet sie auch, daß wohl etwas Erfreuliches geschehen wäre, nur ganz von weitem ließ ich ihr blicken, was mich bewegte. Da sah ich erst ein, daß *sie* nie die Hoffnung aufgegeben hat und mit voller Zuversicht auf eine günstige Änderung unseres Geschicks noch rechnete! Nur auf den Himmel konnte ich ihr und mein Vertrauen hinweisen, der gewiß nach seinem Willen alles zum besten lenken würde; — mehr durfte ich ihr ja nicht sagen! so gern ich auch gemocht hätte! Dann hielt ich es aber auch für Pflicht, sie auf unsere Zukunft aufmerksam zu machen, wenn der Allmächtige keine Änderung unseres Schicksals beschlossen hat. Dies war ein schwer zu berührender Punkt, aber mir war wohl, als ich es zwar stotternd und abgebrochen gesagt hatte. Was mich betreffe, sagte ich, so würde ich in meinen Berufsgeschäften und Erfüllung meiner Pflichten sowie in der Überzeugung stets recht zu handeln, — einst Beruhigung und Zufriedenheit wieder finden, und die Rückerinnerung an die schönsten Gefühle würde auch eine trübe Zukunft erleichtern! Dagegen könnte *ihre* Stellung in der Welt nicht die jetzige bleiben, sie wäre nicht bestimmt *allein* zu stehen, und es würde sich wohl — ein anderer finden, — der sie dereinst beglücken würde, da mir dies nicht vergönnt worden sei. — Nur Tränen waren ihre Antwort, die ich verstand!! . .“

Fürwahr, ein Liebhaber von eigner Art, der in solchem Augenblick die Geliebte damit zu beruhigen sucht, daß er selbst in seinen Berufsgeschäften Zufriedenheit finden, sie dagegen aus der Hand eines anderen ihr Lebensglück empfangen werde. Elisa hatte recht: in dem Prinzen war keine Spur selbstsüchtiger Liebe! Seiner Liebe fehlte die siegende Kraft, die aus einer Welt von Gegnern heraus die Geliebte an sich reißt. Über der Liebe des Prinzen, so stark sie sein mochte, stand noch eine stärkere Gewalt: sein Pflichtbewußtsein

Nach mehrwöchigem Aufenthalt in Teplitz kam der Prinz Anfang August 1822 nach Berlin zurück. Seine Freunde waren inzwischen nicht müßig gewesen; sie hatten ein Gutachten für die Ebenbürtigkeit Elisas ausarbeiten lassen, das nun dem König überreicht wurde. Der Prinz selbst war überaus zufrieden damit; er glaubte an die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges, und in der belebenden Hoffnung auf eine glückliche Zukunft — da auch Elisa ihm von Schlesien aus neue Zeichen ihrer Liebe sandte — fühlte er sich „wie neugeboren". Mit freudigem Eifer ging er wieder an die Erfüllung seiner militärischen Pflichten, deren Vernachlässigung im Frühjahr der König so übel genommen hatte. Mitte September reiste er zu Truppenbesichtigungen nach Koblenz und Düsseldorf, dann mit seinem Bruder Karl rheinaufwärts in die Schweiz und durch Neuchatel, wo er mit seinem Vater zusammentraf, am Genfer See entlang über den Simplon nach Italien. Die Alpen, der Simplon, die Borromeischen Inseln mit ihren Lorbeerhainen, Mailand mit seinem Dom und der Scala entzückten ihn. Am 17. Oktober trafen die Reisenden in Verona ein, wo drei Tage später ein Kongreß eröffnet wurde. Diplomatische Verhandlungen, wie bekannt, waren wenig nach dem Geschmacke König Friedrich Wilhelms. So reiste man bald weiter nach Venedig, das dem Prinzen unendlich gefiel, bis auf die von ihren vornehmen Besitzern verlassenen Paläste mit den vernagelten Fenstern und Türen, und nach Rom, wo „die gigantischen Dimensionen des wundervollen Baues der Peterskirche," deren Außenseite den hohen Reisenden zu Ehren beleuchtet wurde, den Prinzen überwältigten. Selbst König Friedrich Wilhelm war „über alles erstaunt," und „das will viel sagen," wie sein Sohn hinzufügt. Noch mehr Bewunderung fand dann doch Neapel und seine unvergleichliche Umgebung, bei deren Anblick alle anderen Eindrücke verblaßten mit Ausnahme der Schweiz. Der Prinz gefiel sich dort so sehr, daß er auch nach der Abreise des Vaters noch einige Tage zurückblieb. Die Heimreise führte über Rom, Florenz, wo man die Weihnachtstage verlebte, Genua, Innsbruck, Salzburg, Prag und Dresden.

Prinz Wilhelm hatte sich den Eindrücken dieser Reise voll hingegeben; auch für seine politischen Anschauungen, wie wir sehen werden, war sie von Bedeutung. Die Erinnerung freilich an die Vorgänge im Frühjahr 1822 blieb ihm immer lebendig und erfüllte sein Herz zugleich mit Trauer und mit Hoffnung, und Elisens Bild, beglückend und betrübend, begleitete ihn auf allen seinen Fahrten. Denn mitten in allen den Genüssen, die Kunst und Natur seinen jugendlich empfänglichen Sinnen in so verschwenderischer Fülle boten, an den Gletschern des Eismeers von Chamonix wie unter der Sonne Neapels verließ ihn niemals der Gedanke, daß er alle diese Wunder mit „Ewig" doch noch ganz anders genossen hätte. Dazu kam, daß er unterwegs erfuhr, wie nun sein Gutachten für die Ebenbürtigkeit von anderen und schwer widerlegbaren Schriften bekämpft werde. Je mehr er sich Berlin näherte, um so beklommener wurde sein Herz. Aber dieser Kampf zwischen Hoffnung und Furcht, zwischen Frohsinn und Wehmut, der nicht aufhörte in ihm zu wühlen, löste sich schließlich immer wieder friedlich in dem un-

erschütterlichen Vertrauen auf die Vorsehung, in der kindlichen Hingabe an einen allgütigen Gott, der für ihn und Elisa väterlich alles zum besten lenken werde. So schrieb er in der Sylvesterbetrachtung über das scheidende Jahr 1822: „Ernste Rückblicke werfe ich auf das verflossene Jahr und nehme nur die trostreiche Überzeugung aus allem Erlittenen mit heraus, daß die trübe Schmerzenszeit keine verlorene war! Nein im Gegenteil. Mich haben diese bitteren Erfahrungen ganz dahin gewiesen, wo wir immer hinsehen sollen — nach oben! Ganz habe ich die Allmacht der Vorsehung erkannt, mit ihren uns unerklärlichen Wegen, und gerade, weil sie uns unbegreiflich sind, so führt uns dieser Gedanke so natürlich zum kindlich frommen Vertrauen zu dem Vater aller Geschöpfe, der am besten weiß, was uns nützt und nicht nützt. Darum flehen wir zu Ihm: nicht unser, sondern Dein Wille geschehe . . ."

In Berlin, wo er am 1. Februar 1823 eintraf, wurde er von dem Vater freundlich empfangen, mit besonderer Herzlichkeit aber von seinem älteren Bruder, dem Kronprinzen, mit dem sich ein immer vertraulicheres Verhältnis gebildet hatte. Sonst fand er die allgemeine Stimmung etwas gedrückt. Die Karnevalslustbarkeiten kamen nicht in Gang; es fehlte an der rechten Festesfreude. Die Verwandten des Königshauses waren von Todesfällen und Krankheiten heimgesucht; die Familie Radziwill hielt sich ganz von Berlin fern. Im preußischen Staatswesen, namentlich in den Finanzen, war die Lage nicht eben befriedigend. Der Tod des Staatskanzlers Fürst Hardenberg und fast noch mehr der Tod seines Nachfolgers, des Ministers v. Voß, wurde schwer empfunden und brachte Unsicherheit in die ohnehin noch nicht gefesteten inneren Zustände. Den Prinzen selbst ergriff namentlich das Ableben des Feldmarschalls Graf Kleist von Nollendorff, den er sehr verehrte. Am meisten aber beschäftigte ihn die Stellung Preußens in der auswärtigen Politik. Die Eindrücke, die er hierüber während seiner Reise gewonnen, waren höchst ungünstig. Mit tiefem Groll, mit wirklichem Kummer war er inne geworden, wie die Machtstellung Preußens erschüttert, sein Ansehen gesunken war, wie es hinter Rußland und Österreich mehr und mehr zurücktrat und langsam in die Reihe der Mächte zweiten Ranges hinabglitt. „So sind wir denn nun jetzt", schrieb er am 13. Februar 1823, „in Metternichs Hände gespielt, der nicht unterläßt, Preußen bei jeder Gelegenheit hintenanzusetzen und lächerlich zu machen, — weil man es sich gefallen läßt, Gleichgültigkeit zeigt und nie mit Festigkeit auftritt. Von alle diesem ist die unausbleibliche Folge, daß wir über kurz oder lang ganz von unserem politischen hohen Standpunkt herabtreten werden, auf den uns die ruhmvollen Begebenheiten der Jahre 1813—1815 gestellt hatten, hervorgebracht durch die ewig denkwürdige Aufopferung und Hingebung unserer Nation. Diese Nation hat Ursache, stolz darauf zu sein, daß ihre unerhörten Anstrengungen dadurch belohnt wurden, daß ihr die höchste Achtung zuteil ward, man die hohe innere Kraft kennen lernte und ihr und ihrem Könige dadurch einer der ersten Plätze in der europäischen Politik angewiesen wurde. Und von diesem hohen Platz herab-

zutreten, kann und darf das der Nation gleichgültig sein? . . ." Der Prinz war überzeugt, daß seine Ansicht von der breiten Masse der Bevölkerung geteilt werde — „in jetziger Zeit nimmt nicht bloß die höhere Klasse der Menschen teil, sondern auch das Volk hat seine Stimme und Ansichten, und diese darf man nicht gering schätzen" — und er war ferner überzeugt, daß die Abneigung des Königs gegen die Teilnahme an den allgemeinen europäischen Angelegenheiten, gegen Verhandlungen und Kongresse das Zurückdrängen des preußischen Einflusses großenteils verschulde. Auch andere Vorfälle jener Tage, wie die Verwundung des Schauspielers Stich durch einen Offizier, und die Haltung des Oberkommandierenden der Garde, des Herzogs Karl von Mecklenburg, bei diesen Vorkommnissen erregten sein äußerstes Mißfallen, und er benutzte eine passende Gelegenheit, in ernster Ansprache die Offiziere seiner Division an ihre sittlichen Pflichten zu erinnern [1]).

Diese lebhaftere Anteilnahme des Prinzen an den öffentlichen Angelegenheiten hing damit zusammen, daß in seiner persönlichsten Sache, die ihm freilich am meisten am Herzen lag, die Aussichten nicht ungünstig schienen. Freilich hieß es Geduld haben und wieder Geduld. Wie es bei der Erörterung solcher Rechtsfragen nun einmal zu geschehen pflegt: das eine Gutachten wurde immer durch ein anderes im entgegengesetzten Sinne widerlegt, so daß der König auf den Gedanken zurückkam, einem Komitee die Entscheidung zu übertragen. Der Prinz hätte lieber gesehen, daß der König selbst endlich sein Ja oder Nein ausspreche und im bejahenden Falle durch ein Hausgesetz dann die Ebenbürtigkeit der Nachkommenschaft sicher stelle. Denn wenn der Prinz auch für sich selbst an keine Thronfolge dachte und wiederholt aussprach, daß er „mit Leib und Seele Soldat sei und als solcher durch Gottes Beistand einst das seinige zu leisten hoffe," so wollte er doch, wie es scheint, vermieden wissen, daß über seinen etwaigen Nachkommen der Schatten der Unebenbürtigkeit schwebe. Allein darauf weigerte sich der König einzugehen; er äußerte sich jedoch übrigens im allgemeinen so günstig, daß die Hoffnungen des Prinzen immer höher stiegen. Es fehlte ihm auch sonst nicht an Unterstützung. An Savigny und Eichhorn hatte er Sachwalter, deren hohe Autorität niemand in Zweifel ziehen konnte, und vor allem nahm der Kronprinz sich der Sache des Bruders so nachdrücklich an, als wäre es seine eigene, wie auch Prinz Wilhelm die wieder aufgenommene Bewerbung des Kronprinzen um die Hand einer bayerischen Prinzessin mit den besten Wünschen begleitete.

So verlebte der Prinz Frühjahr und Sommer 1823 in gehobener und hoffnungsvoller Stimmung. Er wurde klarer und ruhiger in seiner Liebe, seiner selbst und Elisens sicherer. Als er mit der hessischen Cousine, deren Geist und Verstand er einst bewundert hatte, jetzt wieder zusammentraf, ward er inne, welch ein Unterschied doch zwischen Freundschaft und Liebe sei.

[1]) Die Angaben Varnhagens, Blätter aus der preußischen Geschichte (Bd. III) entsprechen vollkommen den Tatsachen.

Diese Liebe durchdrang und verschmolz sich in ihm mehr und mehr mit seinen stärksten sittlichen und religiösen Impulsen; sie beseligte ihn zugleich und begeisterte ihn in seiner strengen und unbedingten Pflichterfüllung. Denn schlicht und bescheiden, wie er war und blieb, meinte er ein so überschwengliches Glück, wie er es sich von der Erfüllung seines heißesten Wunsches versprach, noch nicht zu verdienen und erst durch ernstes Streben und „Fortschreiten zu allem Guten" des Glückes „wert zu werden." Der Einklang von Pflicht und Liebe, im Zeichen der Religion sich vollendend, sollte, so mochte er hoffen, die Grundlage seines Lebensglückes werden.

Im Hochsommer 1823 war der Prinz wieder zur Badekur in Teplitz, später in Dobberan. Gleich nach seiner Rückkehr trat ein Ereignis ein, das seinen frohen Erwartungen neue Nahrung gab. Am 6. September kam aus München die Nachricht, daß die Werbung des Kronprinzen um Prinzessin Elisabeth von Bayern angenommen sei; man war in der Frage des Bekenntniswechsels zu einer Verständigung gelangt. Die hochfliegenden Hoffnungen, die Prinz Wilhelm hieran knüpfte, dämpfte freilich der König, indem er ihm erklärte, daß nach wie vor alles von der Entscheidung der Ebenbürtigkeitsfrage abhängig bleibe. Einige Wochen darauf reiste der Prinz nach Brest-Litowski zu den russischen Manövern, von denen er sehr befriedigt wurde, besuchte die Schwester in Gatschina und kam gegen Ende November nach Berlin zurück, gerade zur rechten Zeit, um an den Festlichkeiten zur Vermählung seines älteren Bruders teilzunehmen. Die neue Schwägerin gefiel ihm jetzt ebenso sehr wie schon einige Jahre früher in Baden-Baden (s. oben S. 165). Auch der König fand sie über sein Erwarten anmutig und reizend; der Kronprinz war selig, freilich auch, wenigstens in Gegenwart anderer, etwas verlegen mit ihr. Bei der Einsegnung des jungen Paares waren beide Brüder tief bewegt; wortlos lagen sie sich lange in den Armen, bis der Kronprinz flüsterte: „Gott gebe dir ein gleiches Glück." Der Prinz aber meinte: „Ob Gott alle, die er so schwer prüft, immer zu solch einem Ziele führt?"

Während man die Vermählung des Kronprinzen und die bald darauf folgende Verlobung der jüngsten preußischen Prinzessin Luise mit ihrem Vetter, dem Prinzen Friedrich von Oranien, dem besten Freunde Wilhelms, durch glänzende Feste feierte, wurde die Stimmung des Prinzen wieder unruhig und sorgenvoll. Am ersten Weihnachtstage 1823 hatte er eine Unterredung mit dem Vater, der sich mit einer ihm sonst ungewöhnlichen Heftigkeit und Ungeduld äußerte. Er schalt auf seine beiden ältesten Söhne — denn der Kronprinz nahm auch dem Vater gegenüber immer entschiedener Partei für den Bruder — und erklärte, er habe nun genug von der Sache gehört; ein Komitee solle prüfen, die endgültige Entscheidung behalte er sich jedoch selbst vor. Der Prinz erwiderte gehorsam: Der Vater möge nur entscheiden, er werde sich wie immer fügen. Aber er war tief bestürzt; eine Kälte und Verbitterung gegen den König kam über ihn, die er nur langsam überwand. Wie manchmal hat er damals gewünscht: Wenn doch meine Mutter noch lebte! Aus dem Ton des Vaters noch mehr als aus den einzelnen Äußerungen

schien ihm eine entschiedene Abneigung gegen seine Wünsche zu sprechen. In seiner Verzweiflung meinte er die Pein der Ungewißheit nicht länger ertragen zu können, namentlich da er hörte, daß auch Elisa alle Hoffnung zu verlieren beginne und schwermütig werde. Er beschloß, eine Entscheidung herbeizuführen, mochte sie ausfallen, wie sie wollte, nur eine rasche Entscheidung! Nach längerer Beratung mit dem Kronprinzen und dem Prinzen von Oranien, die den Erregten und Verbitterten zu beruhigen suchten, schrieb er dem König: er mache sich keine Hoffnung mehr und bitte ihn, nach seinem Willen die Entscheidung zu treffen, die er bei der letzten Unterredung schon erkannt zu haben glaube. Nachdem auch Fürstin Luise Radziwill von Posen aus ihre Zustimmung gegeben und dem König in ähnlichem Sinne geschrieben hatte, ließ er dem Vater am 5. Februar 1824 seinen Brief überreichen.

Ohne Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, nur getrieben von dem heißen Verlangen, aus der unerträglichen Qual des Wartens endlich erlöst zu werden, hatte der Prinz sich zu diesem Schritt entschlossen. Er fühlte sich jetzt weit unglücklicher als zwei Jahre früher in den Februartagen 1822, wo er doch wenigstens Elisa in seiner Nähe wußte. Damals hatte ihn grade beim Abschied die Offenbarung der Gegenseitigkeit ihrer Liebe beseligt; jetzt nach einer Trennung von zwei Jahren, „während deren nicht ein Tag verging, an dem er sich nicht im verzehrendsten Gefühl dieser Verbannung härmte", jetzt machte er sich darauf gefaßt, trostlos und verbittert in eine Welt hinausgehen zu müssen, deren Leere ihm fortan nichts mehr bieten würde.

Er sollte abermals zwei Jahre lang auf die Entscheidung warten, sollte noch in Tiefen der Verzweiflung sinken, aber auch auf den Höhen seliger Glückshoffnung wandeln.

König Friedrich Wilhelm III., in gutmütiger Rücksichtslosigkeit oder in grausamer Rücksichtnahme, konnte auch jetzt noch zu keinem Entschlusse kommen. Mochte er nun dem Sohne wirklich zur Erfüllung seiner Wünsche verhelfen wollen, mochte er, was ihm doch wohl die willkommenste Lösung gewesen wäre, eine freiwillige endgültige Entsagung von ihm erwarten, er ergriff gern jeden Vorwand, die Entscheidung hinauszuschieben. So sprach er jetzt davon, Prinz Wilhelm solle warten, bis der Kronprinz Kinder habe. Dann ließ er endlich doch aus einigen Ministern und dem General Grafen Gneisenau ein Komitee bilden, das über die Frage der Ebenbürtigkeit beraten sollte.

Darüber war der Sommer 1824 herangekommen. Prinz Wilhelm, der an seinem Geburtstage zum provisorischen Kommandierenden des III. Armeekorps ernannt war, wurde durch die militärischen Pflichten seiner neuen Stellung wenigstens zeitweise seiner trübsinnigen Stimmung entrissen. Im Juli war er wieder in Teplitz. Hier erfuhr er durch General Witzleben, daß die Entscheidung des Komitees ungünstig für ihn ausgefallen sei; Gneisenau allein war für die Angemessenheit der Verbindung mit einer Prinzessin Radziwill eingetreten. Während der Prinz noch in bitterem Groll über diesen Ausspruch des Komitees klagte, auf den er doch gefaßt gewesen war,

leuchtete plötzlich ein neuer Hoffnungsstrahl auf. Ein Ausweg schien sich zu öffnen, auf dem der Prinz an allen Hindernissen vorüber zu dem heiß ersehnten Endziel gelangen konnte.

Bei den Herbstmanövern im September 1824 war unter Mitwirkung, vielleicht auf Veranlassung des Königs ein großer „Familienverein" in Schlesien verabredet worden. Großfürst Nikolai und Großfürstin Alexandra, die durch ein russisches Kriegsschiff nach Warnemünde gebracht wurden, nahmen daran teil. Der König kam mit dem Kronprinzen und dessen Gemahlin, mit dem Prinzen Karl und Prinzessin Luise — nur Prinz Wilhelm mußte zurückbleiben. Man besuchte in dem schönen Hirschberger Tal den Bruder des Königs, Prinz Wilhelm den Älteren, der mit seiner Gemahlin Prinzessin Marianne den Sommer auf Schloß Fischbach zu verleben pflegte, und in dem benachbarten Ruhberg die Familie Radziwill, die sich kurz vorher dort angekauft hatte. In welcher Erregung ging Prinzessin Elisa dieser Zusammenkunft mit dem König entgegen, an der ihre Zukunft hing! „Mir wankten etwas die Knie," so schreibt sie der Freundin; „ich trat heran, der König gab mir die Hand und umarmte mich wie gewöhnlich. Sein Gleichmut und seine Heiterkeit halfen Mama und mich bedeutend . . . Oft aber ruhte sein Auge auf mich, wie forschend. . . . Nach Essen nahm er von uns Abschied. Er küßte mich wieder und drückte mir die Hand, indem er sie rasch wegzog, sich wandt' und die Stube verließ." Es hatte den ganzen Tag über stark geregnet. Erst am Abend zerstreuten sich die Wolken, und wie Elisa mit der Großfürstin, beide weinend, in die sternhelle Nacht nach den Bergen hinausschauten, trat der Kronprinz mit seinem Bruder heran und sagte: „Es ist hell geworden," und Prinz Karl fügte leise hinzu: „Möchten diese Worte eine gute Vorbedeutung für die dunkle Zukunft sein." (Hennig, S. 78 ff.)

Es war so: niemals schienen Prinz Wilhelm und Prinzeß Elisa ihrer Vereinigung näher als in dem Jahre, das dieser Zusammenkunft folgte.

Elisa mag richtig beobachtet haben. König Friedrich Wilhelm hat vielleicht erst den Eindruck der Begegnung in Ruhberg abgewartet, ehe er seine Zustimmung zu einem Plane gab, der schon früher von dem Hausminister Fürst Wittgenstein angeregt war, und dessen sich jetzt das russische Großfürstenpaar eifrig annahm. Kaiser Alexander von Rußland sollte als Herzog von Holstein Prinzeß Elisa Radziwill adoptieren und ihr dadurch die fehlende Ebenbürtigkeit verleihen. Großfürst Nikolai selbst überbrachte den Vorschlag nach Petersburg und hat ihn, wie wir annehmen dürfen, lebhaft befürwortet[1]). Allein Kaiser Alexander lehnte ab, teils wegen der Schwierigkeiten, die die Herbeischaffung der unerläßlichen Zustimmung aller Agnaten gemacht hätte, teils aber auch und hauptsächlich, weil sein nächster Bruder Konstantin, der in morganatischer Ehe mit einer polnischen Gräfin lebte, leicht mit ähnlichen Wünschen hervortreten konnte. Mit der ablehnenden

[1]) Vgl. Schiemann, Historische Zeitschrift. Bd. 80, S. 243 ff. - Bailleu, Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. S. 335 ff.

Antwort kam der Großfürst zu Weihnachten 1824 nach Berlin zurück, wo seine Gemahlin noch immer verweilte. Rasch wurde nun ein anderer Weg versucht, so rasch, daß er wohl schon vorher in Aussicht genommen war. Die vom Kaiser Alexander verweigerte Adoption sollte von einem preußischen Prinzen vorgenommen werden, und zwar von Prinz August, dem unvermählt gebliebenen Bruder der Fürstin Luise Radziwill, Elisens eigenem Onkel. Die Geschwister lebten durch des Prinzen Schuld in Zwietracht, doch ging der Bruder bereitwillig auf den Wunsch des Königs ein, zögernd gab auch die Schwester ihre Zustimmung. Nun schienen mit einem Schlage alle Hindernisse hinweggeräumt, dem Glücke der beiden Liebenden nichts mehr im Wege zu stehen, und nun durften sie sich auch wiedersehen, zum erstenmal seit der Trennung im Juni 1822.

Im Februar 1825 begleitete Prinz Wilhelm das Großfürstenpaar an die russische Grenze; am 7. Februar war er in Posen. Elisa hat das Wiedersehen geschildert: Wie der Prinz zuerst doch auf ihre Mutter zugeflogen sei, dann ihr die Hand gegeben habe. „Wir zitterten heftig," schreibt sie, „aber geweint haben wir, glaube ich, nicht. Wir haben uns auch umarmt, aber ganz wie sonst. Die ersten Worte, die er herausbrachte, waren: Nach drei schweren Jahren der Prüfung." Elisa selbst blieb stumm und gewann erst ihre Fassung wieder, nachdem sie sich in einem Nebenzimmer ausgeweint hatte. Wie sie war und wie sie sich gab, trotz einzelner Mängel ihrer Erscheinung und ihres Wesens, die selbst die Mutter zuweilen bedenklich machten, gefiel sie dem Prinzen unbeschreiblich; namentlich am letzten Tage, in einem weißen Kleide mit weißem Schwanenbesatz, machte sie ihm solchen Eindruck, daß er nach seinem eigenen Geständnis „hätte niederknien mögen". Beide glaubten sich schon am Ziele ihrer Wünsche. „Wir haben uns damals vollständig als Brautleute betrachtet", hat Kaiser Wilhelm drei Jahre vor seinem Tode geäußert; und Prinzeß Elisa schrieb bald nach der Abreise des Prinzen aus Posen: „Ich habe viel Sehnsucht nach ihm, unaussprechlich! Ich hatte kaum gekostet, wie süß es war, versprochen, vereint, geliebt zu sein, so mußt' ich es wieder entbehren." (Hennig, S. 102.)

Prinz Wilhelm hat diesen Aufenthalt in Posen immer als die glücklichsten Tage seiner Liebe angesehen; es kam hinzu, daß ein Unfall, bei dem er sich eine schwere Kopfverletzung zuzog, ihm eine Verlängerung seines Aufenthaltes über die ursprünglich bestimmte Zeit gestattete. „So unerwartet noch so schöne Stunden des Zusammenseins zu erleben", und „von liebender Hand gepflegt zu werden", schien ihm geradezu „romanhaft". „Keine Feder vermag das zu schildern, was ich in den drei Tagen in Posen empfand! Diese vertraulichen Unterhaltungen mit einem Wesen, das man so lange still, aber so innig und von ganzer Seele geliebt hat, von dem man drei Jahre lang schmerzlich und kummervoll getrennt war, während welcher Zeit man sich nur durch Briefe ferner kennen lernte, um mit einem Male so vereint und am Ziele sich zu sehen, wo Vertrauen und Zutrauen mit jeder Stunde wuchs und man sich von neuem kennen lernte — diese Augenblicke muß man erlebt haben, um sie zu verstehen und zu begreifen!" . . . Und

etwas später fügt er hinzu: „Wie mir nach Elise bangt, kann ich gar nicht sagen; ohne ihr ist mir alles einerlei jetzt, ja, wenn ich ausgehen muß, ist es mir ordentlich leid, weil es meine Träumereien stört, die nur ihr gehören, und da kommt es mir vor, als störte man eine Unterredung mit ihr!" ...

Er ahnte nicht, wie bald sein Liebestraum zerrinnen sollte!

Denn inzwischen waren über die Adoptionsfrage neue Gutachten erfordert, und die davon unzertrennlichen Weitläufigkeiten und Langsamkeiten brachten den Prinzen in Verzweiflung. Er hatte auf einen baldigen glücklichen Abschluß gerechnet, ja zuweilen sich geschmeichelt, seine Vermählung mit Elisa werde zugleich mit der Hochzeit seiner Schwester Luise, die im Mai 1825 stattfand, gefeiert werden. Jetzt merkte er, daß wohl der Sommer darüber hingehen werde. Ungeduldig rief er einmal aus: „Wittgensteins Memoirenschreiber ist ein gräßlich prosaischer Mann, er muß wenigstens nie geliebt haben, sonst könnte er nicht so lange mit seinem Opus machen und uns so schrecklich warten lassen." Eine weitere Verzögerung entstand dadurch, daß Wittgenstein selbst der Sache überdrüssig wurde und sich durch General Müffling ersetzen ließ. Dann wurde wieder ein Komitee einberufen, bei dessen Beratungen sich herausstellte, daß mit der Vornahme der Adoption die Schwierigkeiten doch noch keineswegs gelöst seien. Zur Adoption selbst war die Zustimmung aller Agnaten des preußischen Königshauses, auch der minorennen, unerläßlich. Ferner aber, da die Adoption, die das Blut nicht ersetzen konnte, der Prinzessin Elisa nur Rang und Titel einer preußischen Prinzessin verlieh, so wäre es erforderlich gewesen, noch durch ein Hausgesetz das Erbrecht der Nachkommen sicher zu stellen.

Während über diese Fragen hin und her verhandelt wurde und der Prinz sich in Ungeduld verzehrte, trat eine neue Verwicklung ein, die einem glücklichen Ausgang abermals große Schwierigkeiten in den Weg stellte.

Bei dem wiederholten Austausch von Besuchen zwischen dem preußischen und dem weimarschen Hofe hatte der jüngere Bruder des Prinzen Wilhelm, Prinz Karl, für die älteste Enkelin Großherzog Karl Augusts, Prinzessin Marie, eine ernste Neigung gefaßt und bewarb sich um deren Hand. Von seiten Weimars wurde die Bewerbung anscheinend — Akten haben mir hierüber nicht vorgelegen — wie man heute zu sagen pflegt, dilatorisch behandelt. Man zeigte deutlich die Absicht, das Jawort hinauszuschieben, bis die Angelegenheit des Prinzen Wilhelm in der einen oder anderen Weise entschieden sei, ließ aber zugleich keinen Zweifel, daß man einer Prinzessin aus dem Hause Radziwill keinesfalls den Vorrang vor einer Prinzessin aus dem Hause Sachsen-Weimar zugestehen werde. Es hieß sogar, man wünsche in Weimar, daß die Wahl des Prinzen Wilhelm ebenfalls auf eine weimarische Prinzessin fallen möge; Großherzog Karl August, der bei häufigen Begegnungen in Teplitz an Wilhelm Gefallen gefunden, hätte ihn selbst für eine seiner Enkelinnen ausersehen. Diese Wünsche und Absichten des Hofes in Weimar, wie sie nun auch in Wirklichkeit gewesen sein mögen, fanden eine mächtige Unterstützung in Petersburg bei der Kaiserin-Mutter Maria

Feodorowna, deren Tochter Maria Pawlowna bekanntlich Karl Augusts Schwiegertochter war.

Die Verhandlungen über alle diese Fragen sind noch das ganze Jahr 1825 und bis in den Sommer 1826 hinein fortgegangen, zur großen Verzweiflung des Prinzen Wilhelm, der wiederholt auf Entscheidung drängte und sich von Woche zu Woche, von Monat zu Monat vertröstet sah. Reisen, zur Badekur nach Teplitz, an den geliebten Rhein, den er zum ersten Male auf einem Dampfschiff befuhr, nach Brüssel, von wo aus er auch das Schlachtfeld von Belle-Alliance besuchte, brachten nur kurze Zerstreuung. Selbst der militärische Dienst und die kriegswissenschaftlichen Studien, die ihm sonst über manche trübe Stunde hinweggeholfen, vermochten jetzt nicht ihn abzulenken. „An die Posener Zeit," schrieb er, „darf ich mich nicht zu lebhaft erinnern, denn da liegt gleich alle Arbeit; die Feder entsinkt mir, und ich schwärme in der Erinnerung jedes schönen Augenblicks von damals." Nur einmal in dieser ganzen Zeit, als er im Januar 1826 zur feierlichen Beisetzung Kaiser Alexanders I. nach Rußland reiste, konnte er Elisa auf einige Stunden in Posen wiedersehen. Nach Berlin kamen die Radziwills nicht mehr. Dafür korrespondierte der Prinz fleißig mit Fürstin Luise, und die Briefe, die Elisa an ihre Freundin Lulu v. Kleist richtete, waren großenteils für ihn mit bestimmt. Dieser Briefwechsel erhielt ihn trotz allem in hoffnungsfroher Stimmung, und alle Verschleppungen und Widerwärtigkeiten erschienen ihm dann nur als stählende und läuternde Prüfungen, denen ein um so reineres und volleres Glück folgen mußte. „Kein Sieg ohne Kampf", war sein Wahlspruch. Schon träumte er davon, sich mit seiner Elisa in dem lieben Schlesien, im herrlichen Tal von Schmiedeberg, anzukaufen . . .

Da, endlich, im Juni 1826, gerade als der Prinz selbst am wenigsten darauf gefaßt war, fiel die Entscheidung: wie nach allem Vorangegangenen kaum anders erwartet werden konnte, ungünstig für den Herzenswunsch des Prinzen. Die Schwierigkeiten der Adoption und die damit verbundene Unsicherheit des Erbrechts der Nachkommen sowie die Rücksichtnahme auf das Haus Sachsen-Weimar, und — vielleicht — darüber hinaus, auf Rußland, wirkten bei diesem Ausgang zusammen. Am 22. Juni 1826 richtete König Friedrich Wilhelm III. an seinen Sohn ein Schreiben in herzlichster, väterlichster Sprache. Ausführlich erinnerte er ihn an alle die Verhandlungen, die man geführt habe, an alle die Maßnahmen, die versucht seien, um den Wunsch des Sohnes zu erfüllen, den er begreiflich finde, obwohl er ihn nie gebilligt habe. Alle Versuche, die vorhandenen Schwierigkeiten zu beseitigen, seien aber vergeblich gewesen. Er würde gegen seine Pflichten als König und als Vater handeln, wenn er ihm nun nicht mit aller Bestimmtheit erkläre, daß er seine Einwilligung versagen und die Sache als definitiv entschieden und erledigt ansehen müsse. Er vertraue, daß der Sohn seinen Schmerz bekämpfen und durch Standhaftigkeit und Resignation, die Macht der Verhältnisse achtend, seinen Kummer mindern werde, den auch er mitempfinde.

Prinz Wilhelm, dem des Königs Adjutant Witzleben am 23. Juni den Brief überbrachte, war, wie dieser General bezeugt, davon „zerschmettert", aber er fand sich ergeben in sein Schicksal. Er dankte sogleich, wenn auch mit „zerrissenem Herzen", dem Vater „für die unzähligen Beweise seiner Gnade, Liebe und Langmut". Er werde sein Vertrauen rechtfertigen und durch Bekämpfung des tiefen Schmerzes und durch Standhaftigkeit in dieser Prüfung bestehen [1]). Am nächsten Tage sprach er auf der Pfaueninsel den Vater, er fand ihn „unbeschreiblich gerührt, gnädig und liebevoll". Er merkte jetzt doch, wie gern der Vater den Sohn glücklich gesehen hätte und wie schmerzlich ihm diese Entscheidung geworden war. Der Schwester Charlotte aber, der langjährigen Vertrauten seiner Herzensnöte, schrieb er noch an dem nämlichen Tage:

... „Das lang Gefürchtete, das Schmerzlichste, es ist geschehen! ... Was ich bis zum Herbst unausführbar wähnte, ist eingetreten, und das mit seinem ganzen Schmerz und seiner ganzen Herbheit! Nicht etwa ein Mitteilen desjenigen, wonach eine Entscheidung erfolgen könnte, nein, begleitet von einem Brief, wie ihn ein Vater vielleicht noch nie seinem Kinde schrieb, so gnädig, liebevoll, zärtlich — aber bestimmt! Bis ins Innerste erschüttert stand ich da, meinen Augen, meinen Sinnen nicht trauend, daß ich am schrecklichen Ziele stehe ... So ist also mein Schicksal, das Schicksal der unglücklichen Elisa entschieden! Öde und freudenleer erscheint mir zum zweiten Male die Zukunft; ach! nie, nie hätte ich es für möglich gehalten, daß Gott, nachdem Er einmal so schwer schon prüfte, noch ein zweites Mal solch schrecklichen Ausgang bereiten würde! Doch kein Murren gegen den Willen des Höchsten! ... Uns bleibt nichts anders übrig, als uns dem ausgesprochenen Willen zu beugen und in unseren Herzen, die empfänglich für die göttlichen Wahrheiten und Tröstungen sind, die Kraft, Stärke, Ausdauer und den Trost zu suchen, der allein von oben kommen kann! Gott wird uns seinen nicht versagen, zur Tragung des Schwersten, denn er sandte es! Seine Vaterliebe prüft uns, aber sie erhält uns auch! Denen, die Gott lieben, werden alle Dinge zum Besten dienen! ... Bete für Elisa, bete für mich, um Ruhe, Kraft und Stärkung." ...

Wir stehen am Ende dieses Dramas, die Entsagung ist vollzogen. Werfen wir über den Abschluß hinaus noch einen Blick auf das Schicksal der beiden Haupthandelnden oder vielmehr Hauptleidenden, so sei nur kurz bemerkt, daß Wilhelm und Elisa, nachdem Ruhe in ihre Herzen eingekehrt, im Juni 1829, unmittelbar vor der Vermählung des Prinzen, im Radziwillschen Schloß Antonin sich zum ersten Male wiedergesehen haben. Prinz Wilhelm war dabei „aufgelöst in Tränen und Schmerz". Prinzeß Elisa hat zwei Jahre später mit Fürst Fritz Schwarzenberg, einem Sohne des

[1]) Der Brief des Prinzen Wilhelm an den König im Auszug schon bei Treitschke, Deutsche Geschichte. Bd. IV.

Feldmarschalls der Freiheitskriege, noch einen kurzen und unglücklichen Liebesroman erlebt; im Jahre 1834, erst dreißig Jahre alt, ist sie in Freienwalde gestorben, an der Schwindsucht, die schon zwei ihrer Brüder vor ihr hingerafft hatte.

Prinz Wilhelm hat, wie bekannt, 1829 ein ruhiges Glück gefunden in der Ehe mit der Enkelin Großherzog Karl Augusts von Sachsen-Weimar, Prinzessin Augusta, die auch die Vertraute seiner Liebe zu Elisa geworden war und die Zusammenkunft in Antonin mit vorbereitet hatte. Diese Liebe zu Elisa, die mit ihren Schmerzen und Freuden das ganze dritte Jahrzehnt seines Lebens ausgefüllt hatte, und deren Andenken noch den fast Neunzigjährigen nach seinen eigenen Worten „übermannte", blieb in ihren Wirkungen tief und nachhaltig. Heinrich v. Treitschke hat darauf hingewiesen, daß diese inneren Kämpfe für den Prinzen Wilhelm, für seine Erziehung und Charakterbildung, dieselbe Bedeutung hatten wie für König Friedrich den Großen die Kämpfe mit seinem Vater. Es läßt sich vielleicht noch etwas anderes darüber sagen. Prinz Wilhelm selbst hat einmal nach den schönen Posener Tagen von 1825 gemeint, er stehe mehr wie andere fest im realen Leben und habe „nichts Romaneskes" an sich; eben darum gebühre ihm auch in der wichtigsten Lebensfrage „etwas Ungewöhnliches", eine „so geprüfte" und „so idealische Liebe". Er empfand also die Liebe zu Elisa zunächst als Ergänzung seines eigenen Wesens; meinte vielleicht, zu ihr gerade durch den Gegensatz ihrer Naturen hingezogen zu werden. Prinz Wilhelm hat, wie es scheint, sich dabei selbst nicht recht verstanden, wie auch seine nächsten Verwandten damals gewisse anscheinende Widersprüche seines Wesens nicht zu deuten vermochten. Tatsächlich hat in dem Schlichten und Einfachen doch wohl viel mehr Romantik geblüht als man bisher ahnte. Diese Romantik hat sich ausgelebt in dem schönen Liebestraum, der über sein späteres Leben noch einen verklärenden Schimmer breitet.

Das Fenster.

Novelle

von

Lulu v. Strauß und Torney.

An dem schmalen, hohen Hausgiebel mit seinem grauverwitterten Holzwerk und dem offenen Fenster, zu dem alle Leute hinaufstarrten, hing noch das letzte bißchen rote Sonne, das hinter dem steilen Kirchendach herumkam.

„Herr du mein, von da oben herunter! Die soll wohl nicht viele Knochen im Leibe heile behalten haben, das arme Wurm!“ sagte ein Arbeitsmann, der im eiligen Vorbeigehen bei dem kleinen, schwarzen Menschenauflauf stehen geblieben war und auch hinaufsah.

Eine magere, ältliche Person vor ihm blickte sich um und kniff die Mundwinkel ein.

„Arme Wurm? Sie hätte es ja bleiben lassen können, es hat sie keiner gestoßen.“

„Was? Wie? Ich denke es ist ein Unglück!“

„I was! Hat sich was mit Unglück! Aber wer es auf dem Gewissen hat, das wissen wir allzusammen, was, Nachbarsche?“ schrie über ein paar Köpfe weg eine dicke, aufgeregte Frau, die ein rotes Gesicht und vorspringende Zähne hatte. Es war die Wirtin vom „Prinzenhof“, der zwei Häuser weiter ein verrostetes Wirtshausschild vorstreckte. Sie sah jetzt scharf in die halboffene Haustür und puffte sich kräftig etwas weiter nach vorn durch.

„Ich habe es kommen sehen, so gewiß ich hier stehe. Das Fräulein hinten und das Fräulein vorne, und die Frau konnte zusehen, wo sie blieb. Aber mir soll das Mensch bloß noch einmal über die Schwelle kommen, dann kriegt sie die Wahrheit zu hören, und gepfeffert und gesalzen. Heda. Bengel, was treibst du dich hier herum? Mach, daß du wegkommst. Ist das was für dich zu gaffen?“

„Ja, warum denn nicht? Auweh!“ Der rothaarige Junge, den die Dicke am Ohr riß, war ihr eigener; er war ihr aber unter den Händen weg wie ein Aal. „Ich bin doch selber dabei gewesen.“

Ein paar neugierig aufgeregte Gesichter sahen sich nach der dreisten Jungenstimme um.

„Wie? Was? Dabei gewesen? Wobei?"

„Bei dem ganzen Spektakel. Wie sie herunterflog."

„Herr Jesus, wie das wohl ausgesehen hat."

„Wie ein Sack. Da hat sie gelegen."

Wie der Rotkopf breitspurig auf das Steinpflaster vor seinen Füßen zeigte, machte der mitleidige Arbeitsmann den Hals lang.

„Herr du mein!" sagte er noch einmal kopfschüttelnd. „Das arme Wurm."

Diese ganze Aufregung draußen vor dem Hause schlug aber nur als halblautes verworrenes Gemurmel in den engen Hausgang hinein und war in der dunklen, schmalen Stube hinter dem Laden gar nicht zu hören.

In dem niedrigen Raum war eine dicke, dumpfe Luft, die den Atem bedrängte. Der Mann wenigstens, der auf einem Stuhl am Fenster mehr hing als saß, das Gesicht in den Händen, atmete so laut und schwer, als ob jeder Atemzug eine Arbeit wäre.

Der Polizeikommissar, der in seiner blauen Uniform mit dem offenen Notizbuch mitten in der Stube stand, sah scharf nach dem Manne und dann nach dem Mädchen, das vor ihm am Tisch lehnte.

„Bitte weiter, den Hergang. Also Frau Eckart war hinaufgegangen?" Das Mädchen schob eine Tasse von dem gebrauchten Kaffeegeschirr, das unordentlich auf dem Tische stand, beiseite. Sie sprach hart und trocken und sah an dem Kommissar vorbei.

„Was denn weiter? Mehr weiß ich doch auch nicht. Sie wollte mir die Bettwäsche herausgeben. Und wie es dauert und dauert, denke ich, du sollst doch selber mal nachsehen. Und knapp, daß ich auf der untersten Treppe bin, höre ich das Halloh draußen."

„Hm. Haben Sie vorher Streit mit Frau Eckart gehabt, Fräulein?"

Das derbe, bräunliche Gesicht des Mädchens stand plötzlich in dunklem Rot.

„Ich? Nein."

„Aber vielleicht Sie, Herr Eckart?"

Der Mann am Fenster schüttelte den Kopf, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen. Der Polizeikommissar behielt noch immer das Mädchen im Auge.

„Wie lange sind Sie schon hier im Hause? Dreiviertel Jahr, so. Wissen Sie nicht, ob Frau Eckart irgendwas hatte, was sie drückte? Sie sagten ja vorhin, sie wäre die ganzen Tage schon nicht so recht gewesen."

Ein schwarzer Trotz stand dem Mädchen in den Augen, wie sie den Mann mit dem unbewegten Dienstgesicht dreist ansah.

„Davon weiß ich nichts. Ich stecke nicht in ihrer Haut."

Der Beamte zog die Brauen zusammen.

„Antworten Sie gefälligst, wie es sich gehört. Sie können überhaupt froh sein, wenn ich Sie nicht gleich mitnehme."

„So, am Ende habe ich sie noch hinuntergeworfen, was?"

Der Polizeikommissar zuckte die Schultern, wie er kalt den herausfordernden schwarzen Augen begegnete.

„Das wird sich zeigen. Sie sind die Treppe heruntergekommen, zwei Minuten nachdem es passiert ist. — Herr Eckart, bitte noch eine Frage."

Christiane Coßmann klemmte die Lippen zusammen, als ob sie eine rasche, böse Antwort festhalten wollte, wie der Beamte sich von ihr weg an den Mann wandte. Kurz darnach jagte der Polizeikommissar die Rotte Kinder, die noch immer die Treppensteine vor der Tür belagerte, barsch auseinander.

In der Hinterstube war ein paar Augenblicke nur das hastige Ticktack der kleinen, braunen Wanduhr laut. Dann sah das Mädchen nach dem Mann am Fenster.

„Es muß jemand zum Tischler wegen dem Sarg, und zum Pastor. Und daß die Totenfrau kommt."

Sie sprach etwas rauh und schluckte einmal dazwischen, als ob ihr ein Pflock in der Kehle säße. „Sie kann — — wir können sie doch da oben nicht so liegen lassen."

Als der Mann sich nicht rührte, kam sie durch die Stube und schüttelte ihn etwas an der Schulter. „Willst du da so sitzen bleiben, Franz?"

„Um Gottes willen! Vorsichtig!"

Der Mann war aufgefahren wie gestochen und sah hastig und erschreckt nach der Tür. Das Mädchen zog die Schultern hoch.

„Vorsichtig? Warum denn? Jetzt stört uns ja keiner mehr."

„Satan!"

Das kam nur halblaut heraus, aber in den Augen des Mannes sprang etwas wie Haß und Furcht zugleich auf, als er das große, derbe Mädchen ansah. Das lachte kurz auf.

„So? Vorher hast du anders reden können. Habe ich dies denn gewollt? Sag? Kann ich dafür, daß das Unglück passiert ist?"

„Unglück? Es ist kein Unglück, Christiane. Das weißt du so gut wie ich. Sie hat uns gehört vorhin, da hinter der Ladentür. Und da ist sie hinaufgegangen. Herr du mein Gott — —"

Sie klopfte mit der Fußspitze den Boden und sah böse auf den Mann hinunter.

„Und wenn es kein Unglück war, denn hat sie ihre Fünfe nicht zusammen gehabt. Sie wußte ja, daß ich ging. Ich hatte ja gekündigt. Noch vier Wochen, dann hatte die liebe Seele Ruh. Wie es mir dann gegangen wäre, darum schert sich keiner. Aber jetzt bin ich der Satan."

„Christiane!" sagte der Mann heiser — es klang wie ein Stöhnen — „Herrgott, Marie! Meine Marie!"

Wie das Mädchen sein Gesicht ansah, das ganz grau und verfallen war unter dem strähnigen, schlichten Haar, sprang der Zorn in ihren Augen plötzlich in ein gutmütiges Mitleid um. Sie ging rasch an den Tisch, goß eine Tasse voll kalten Kaffee und setzte die vor ihn hin.

„Da, trink einen Schluck. Es ist, wie es ist, Franz, wir müssen damit fertig werden. Wenn du noch zum Tischler willst und die anderen Wege, dann ist es aber Zeit."

Franz Eckart goß die Tasse Kaffee auf einen Zug hinunter, stand auf und ging zur Tür, eine schmalbrüstig haltlose Gestalt mit hängenden Schultern. Er sah das Mädchen mit keinem Blick an im Vorbeigehen.

Die Ladenglocke rührte sich kaum ein paarmal in diesen Tagen, aber wer über den Nikolaikirchplatz ging, der sah hinauf an dem schmalen, steilen Giebel und dachte sich sein Teil. Ein ganzes Spinneweb von Geschwätz spann sich um das Haus mit dem buntbemalten hölzernen Mohren über der Tür, hinter der schon Franz Eckarts Urgroßvater mit Zimt und Zitronen gehandelt hatte.

Der Franz Eckart hätte es sich ja an den Fingern abzählen können, daß es schief gehen mußte mit der feinen Frau, die er sich ins Haus holte. Seine Mutter und seines Vaters Mutter hatten noch selbst hinter dem Tresen gestanden und die Dütchen Kaffee ausgewogen, aber diese Pfarrerstochter war sich zu gut dafür gewesen.

Die junge Hilfe, die der Mann sich für den Laden nahm, hatte rasche Hände und rasche, braune Augen in einem hübschen Gesicht. Und die Frau saß in der Hinterstube, machte mühselige, feine Stickereien und war die letzte, die etwas von dem hörte, was die ganze Nachbarschaft sich längst erzählte. Als ihr endlich die Augen aufgingen, tat sie den Mund nicht auf, drückte sich wie ein Schatten den zwei anderen aus dem Wege und weinte auf ihre bunten Wollfäden. Und zuletzt stieg sie die Treppe zu der Giebelstube hinauf, die sie nicht wieder herunterkam.

Auf den Kopf nachweisen ließ es sich ja nicht, daß es so gekommen war. Auch der Untersuchungskommissar hatte das nicht fertig gebracht, und im Totenschein stand ein Unglücksfall als Todesursache. Aber die Franz Eckart am Begräbnistage seiner Frau in der niedrigen Stube am Sarge stehen sahen, stießen sich heimlich an unter der Rede des Pastors. Er war abgefallen in den paar Tagen, daß ihm der schwarze Rock um die Schultern schlotterte, und hatte einen unruhig gequälten Blick unter den vorspringenden Brauen. Wie das böse Gewissen.

Noch mehr Augen als nach dem Mann sahen aber nach dem Mädchen, das auch neben dem Sarge stand, als ob es zur Familie gehörte. Christiane Coßmann war blaß unter der bräunlichen Haut, aber sie trug den Kopf hoch in ihrem schwarzen Trauerkleid. Dicht neben ihr stand eine ältliche Frau mit vielen Sorgenfurchen unter grauen Scheiteln, der die Tränen fortwährend über das Gesicht sickerten: Frau Eckarts Mutter. Sie war erst so knapp vor der Feier gekommen, daß sie kaum dem Schwiegersohn noch die Hand geben konnte. Christiane Coßmann hatte ein paar rasche Wimperschläge getan, als sie die alte Frau ansah, die ihr auch die Hand hinhielt. Die Tochter hatte das schmale, etwas spitze Gesicht von ihr gehabt, und auch die stillen, blaßblauen Augen.

Das Mädchen begegnete diesen Augen noch einmal, als der Pastor das Amen nach dem Schlußsegen sprach. Es zuckte aber mit dem Blick beiseite wie ertappt, bückte sich rasch und räumte ein paar Kränze aus dem Wege, daß die Träger den Sarg anfassen konnten. Der schmale, schwarze Kasten schob sich gleich darauf schwerfällig schwankend auf den Schultern der vier schwarzen Männer aus der Tür und durch den engen Hausgang. Franz

Eckarts Gesicht sah sonderbar leer und schlaff aus unter dem hohen, schwarzen Hut, wie er dicht hinterher ging.

Eine halbe Stunde darnach saß die kleine Pfarrerswitwe, die nicht mit zum Kirchhof hinausgefahren war, auf einem Stuhl in der Giebelstube vor dem offenen Kleiderschrank, und Christiane Coßmann stand vor ihr. Die alte Frau hatte ein vertragenes blaues Kleid auf den Knien liegen und streichelte es sachte. Ihre Marie hatte das Kleid bis zuletzt getragen, die Totenfrau hatte es ihr erst ausgezogen. Wenn das Fräulein ihr doch noch etwas von ihrer Marie erzählen wollte, und wie das Unglück zuletzt gekommen war. Was hatte sie doch oben holen wollen? Bettwäsche? Du lieber Gott, wenn da jemand anders bei der Hand gewesen wäre, vielleicht lebte sie heute noch — —.

Sie hörte aber mitten in ihrer Rede auf und sah ganz ängstlich zu dem großen Mädchen in die Höhe.

„Seien Sie bloß nicht böse, Fräulein Coßmann, es sollte kein Vorwurf sein; meine Marie hat gewiß viele Hilfe von Ihnen gehabt. Man soll ja auch so was gar nicht denken. Was kommen soll, das kommt doch, und kein Mensch kann dagegen an. Das hat meine Marie mir neulich auch noch geschrieben. Beinah als ob sie so was geahnt hätte. Aber sie war immer eine, die sich leicht Gedanken machte. Und seit sie in Umständen war — —"

„War sie das? Davon weiß ich nichts!" sagte Christiane Coßmann mit etwas heiserer Stimme. Die alte Frau nickte und streichelte das blaue Kleid auf ihren Knien.

„Es war auch noch lange hin. Bis nächsten Oktober. Du lieber Gott, ich hätte es ihr so gegönnt, sie hat sich was Kleines so gewünscht. Aber bloß gut, daß es jetzt noch nicht da war. Was sollte der Mann alleine mit so einem Würmchen anfangen? Und mein Schwiegersohn ist ja ganz von sich, so nimmt er es sich zu Herzen. Ein Segen, daß Sie noch im Hause sind, Fräulein Christiane."

Die kleine Frau stand mit ergebenem Gesicht auf, hängte das Kleid über den Stuhl und sah das Mädchen an.

„Aber Sie sehen auch schlecht aus, Fräulein, Sie sollten sich jetzt etwas ausruhen. Lieber Gott, fehlt Ihnen was?"

Christiane Coßmann hatte an die Schranktür gefaßt, als ob sie sich festhalten müßte; sie hatte die Augen geschlossen und war ganz grau um den Mund. Im nächsten Augenblick drehte sie sich aber kurz herum und ging zum Fenster, das offen stand.

„Nein, nichts, nichts!" sagte sie laut und abweisend, „es kommt wohl nur nach. Der Schreck von neulich und die ganzen letzten Tage."

„Gutes Kind!" sagte die kleine, alte Frau nur, die ihr nachgegangen war und strich dem Mädchen ein paarmal sacht über den Ärmel.

Franz Eckart, der erst spät in der Regendämmerung vom Kirchhof wiedergekommen war, saß den Abend zwischen den beiden Frauen am Tisch, ohne die Augen vom Tischtuch aufzuheben. Es war eine schwere Stille in

der niedrigen Stube, die noch voll von dem süßlich welken Geruch der Totenkränze war. Wenn die alte Frau bisweilen den Schwiegersohn bedrückt von der Seite ansah und eine oder die andere Frage tat, bekam sie kaum ein trockenes Ja oder Nein. Eine unsichtbare Mauer war um den ganzen Menschen, durch die kein gutes Wort durchdrang.

Die Mauer war auch noch da, als er andern Tages der kleinen Pfarrerswitwe auf dem Bahnhof zum letzten Male die Hand gab. Er sah das alte gefurchte Gesicht, das ihm hinter der Fensterscheibe noch einmal bekümmert zunickte, weggleiten, als ob es ihn nichts anginge, kehrte dann um und ging langsam nach Hause. Da setzte er sich auf den Stuhl am Fenster in der Hinterstube, wo seine Frau immer gesessen hatte, und sah in den engen Hinterhof hinaus, der dunkel zwischen seinen hohen Mauern lag.

Draußen schlug die Ladenglocke an, als er dasaß. Der heisere, blecherne Ton bimmelte grell in die Stille herein, ohne daß sich im Hause etwas rührte. Erst als es zum dritten Male läutete, trappsten Schritte auf der Treppe; Christiane Coßmann machte eilig die Tür auf.

„Franz, jemand im Laden!"

„Geh du doch hin."

Er sagte das mit ganz gleichgültigem Gesicht. Das Mädchen sah an der großen Hausschürze herunter, die es über hochgeschürzten Röcken trug.

„Ich bin eben am Scheuern."

Er zuckte die Schultern und wendete den Kopf weg.

„Dann laß ihn laufen."

Einen Augenblick sah Christiane Coßmann ihn starr an, dann band sie hastig die Schürze los und lief über den Gang zum Laden.

Eine Frau aus der Nachbarschaft stand da und wartete. Als sie das Mädchen sah, kam ein feindseliger Blick in ihre Augen.

„Herr Eckart selber nicht da?"

„Nein. Was soll's sein?"

„Von Ihnen nichts, Adjes. Ich komme ein andermal wieder!" warf ihr die Frau patzig ins Gesicht und kehrte auf den Hacken um. Christiane Coßmann stand hinter dem Ladentisch, brandrot bis unter das Haar, als die Tür wieder zuschlug.

Wenn Franz Eckart Augen und Ohren dafür gehabt hätte, so würde er gemerkt haben, daß in diesen Wochen seine Ladenglocke das Läuten fast verlernte. Er saß aber in seiner dunklen Hinterstube verkrochen wie ein kranker Mensch, zog die Laden im Nähtisch seiner Frau auf und spielte mit den bunten Wollknäueln und Nadeldöschen, über denen sie ihre Tage schweigsam vergrübelt und vergrämt hatte. Der Mann merkte nicht, daß draußen der schwere, graue Regenhimmel von ein paar frischen Tagen klargefegt war und nun märzblau und wolkenflockig über dem hohen Kirchendach und dem Nikolaikirchplatz stand. Er merkte auch nicht, daß drinnen Christiane Coßmann mit verbissenem Gesicht im Haus herumwirtschaftete wie ein Ungewitter, und daß die böse, kleine Falte zwischen ihren Augen tiefer wurde, je mehr es auf den April zuging. Zwischen ihm und dem Mädchen fielen keine über-

flüssigen Worte. Bisweilen, wenn Christiane mit ihren raschen, lauten Schritten durch die Stube kam, sah sie mit einem halb drohenden, halb mitleidigen Blick zu dem vergrübelten, hageren Menschen hinüber, der da wie zerbrochen, den Kopf auf der Brust, im Stuhle saß. Aber sie sagte nichts.

Er saß da auch, als er eines Morgens draußen Stimmenlärm und Streiterei hörte, ohne doch recht hinzuhorchen. Er schrak hoch, als die Tür plötzlich aufgestoßen wurde und Christiane Coßmann hereinfuhr, das Gesicht brennend und die Augen dunkel vor Zorn.

„Franz! Komm schnell! Du mußt kommen! Die Person, das Weib da draußen — — Herrgott! Das soll ich mir bieten lassen?"

„Was denn? Was ist?"

In Franz Eckarts Augen kam ein angstvoller Widerwillen, als er das Mädchen ansah. Das wischte sich heftig mit dem Handrücken ein paar Zornträne weg.

„Was ist? Klempner Ratjens Tochter ist da, die Neue. Mit ihrer Mutter! Und das Weib will — — das Weib sagt — —"

„Die Neue?" fragte Eckart dazwischen. „Welche Neue?"

„Die wir gemietet haben. Es ist doch Ziehtag heute."

Christiane lachte scharf auf.

„Du weißt natürlich nichts mehr davon, daß ich gehe. Dich schert das ja auch weiter nichts. Ich hatte mir bloß vorgenommen, ich wollte das blutjunge, dumme Ding, die Neue, ein paar Tage anlernen, daß es hier im Hause doch nicht drunter und drüber geht, wenn ich weg bin. Und nun steht das Weibsbild, die Ratjen, vor der Tür und schimpft und schreit, das Mädchen soll nicht ins Haus, wenn — — solange ich — —"

„Christiane!" sagte Franz Eckart, der ein paar Augenblicke unruhig vor sich hin gesehen hatte, auf einmal mit sonderbar bedrückter Stimme, „es ist ja jetzt doch einerlei. Weshalb willst du denn gehen? Bleib doch hier — —"

„So?" Das Mädchen lachte noch einmal, aber mit bösen Augen. „Damit die Leute nachher mit Fingern auf mich zeigen, wenn es so weit ist, was? Ich danke! Ich habe jetzt schon genug, sage ich dir! Aber du — — Herrgott, da ist sie!"

Mitten in das aufgeregte Sprechen des Mädchens herein hatte es laut geklopft. Ehe einer von den beiden herein rief, stand eine vierschrötige Frau schon breit in der offenen Tür.

„Na, wie lange soll ich noch lauern? Da ist ja der Herr Eckart selber, sieh mal an. Das Fräulein hat es Ihnen wohl schon gesagt, he? Nee, noch nicht? Dann will ich es Ihnen sagen: was meine Tochter ist, die kommt hier keinen Schritt ins Haus, solange die Person hier ist! Verstanden? Keinen Schritt, sage ich! Wir sind rechtliche Leute, und meine Tochter soll in ein ordentliches Haus, sage ich, wo es anständig hergeht! Bei der Frau Eckart habe ich sie vermietet, und nicht bei so einer, verstanden? Der Mietstaler, da spuck ich drauf, das Deuwelsgeld können Sie wiederkriegen, ich habe meine Tochter nicht verkauft, Sie Lottermensche — —"

„Hinaus!“ — schrie Franz Eckart die Frau plötzlich an, daß die zurückfuhr. Er war auf die Füße gesprungen und zitterte am ganzen Körper; sein mageres Gesicht war blaurot, wie er das derbe Weibsstück am Arm packte und schüttelte. „Hinaus! Diesen Augenblick! Wird's bald? Aus dem Hause, sage ich, hinaus!“

Die Exekution ging rasch. Die Frau keifte schreiend gegen ihn an, verlor plötzlich den Atem und knallte dann mitten im Satz die Tür hinter sich zu, daß das Haus schütterte. Als Eckart sich nach Christiane umsah, war sie nicht mehr da. Er stand einen Augenblick, das rohe Schimpfen noch in den Ohren, und kämpfte um Atem; denn das Herz schlug ihm in starken Stößen bis zum Halse hinauf. Dann ging er zur Tür und rief laut in das Treppenhaus: „Christiane, Christiane!“ Es antwortete ihm aber niemand.

Christiane Coßmann hörte ihn wohl. Sie saß aber oben in ihrer Stube auf dem Bettrand, die Arme um die Knie geschlungen, und sah mit hartem, verbissenem Gesicht in die leere Luft, ohne sich zu rühren oder zu antworten.

Diesen Nachmittag holte er, zum ersten Male seit dem Tode seiner Frau, seine Geschäftsbücher aus dem Schrank, saß darüber und addierte. Es wollte fast etwas wie aufatmendes Behagen über ihn kommen, als er die langen, wohlbekannten Zahlenkolonnen ansah und mit seiner spitzen, vorsichtigen Schrift ein paar neue Zahlen darunter setzte. Seine lange Pfeife fiel ihm plötzlich ein, die wochenlang vergessen in der Ecke gestanden hatte. Er schämte sich vor sich selbst, daß er daran denken mochte. Aber der blaue Pfeifenqualm war so etwas wie Feierabend und ruhige Alltäglichkeit und Geborgenheit vor all dem Schrecklichen, das ihm diese Wochen das Herz abgefressen hatte. Wie er noch überlegte, ob er sie holen wolle, ging die Tür.

Christiane Coßmann kam herein, in Hut und Mantel, eine kleine, schwarze Reisetasche in der Hand. Sie blieb an der Tür stehen, ihr Gesicht war hart und ohne die gewohnte bräunlich blühende Farbe.

„Ich wollte Adieu sagen, ich gehe denn jetzt,“ sagte sie kurz.

Franz Eckart hatte sie ganz erschreckt angesehen, er schob seine Bücher zurück und stand auf.

„Also doch? Ich dachte — —“

„Nein, du kannst ruhig sein, du wirst mich los!“ Sie lachte auf, wieder das kurze, scharfe Lachen von heute morgen. „Was soll ich denn sonst machen? Warten, bis die Bande die Fenster hier im Hause einschmeißt?“

Als er nicht antwortete, legte sie die Hand auf den Türgriff.

„Die Neue muß zusehen, wie sie fertig wird. Sie kommt in zwei Stunden. Die Frau weiß Bescheid, daß die Luft hier rein ist.“

„Wenn du meinst, daß es sein muß!“ Eckart hatte vor sich auf den Tisch gesehen, er wandte sich jetzt langsam zu dem alten Sekretär von Mahagoniholz.

„Das letzte Quartalsgehalt hast du wohl noch nicht. Und wenn du sonst noch Geld brauchst — —“

„Von dir?“

Das Mädchen hatte mit einem unwillkürlichen Ruck die Hand vom Türgriff gelassen und hinter den Rücken gesteckt; ein dunkler Trotz brannte ihr förmlich aus den Augen. „Ich nehme von dir kein Geld. Hörst du? Keinen Pfennig!"

„Kein Geld von mir? Ja warum denn nicht?" Franz Eckart hatte von dem schon geöffneten Sekretär herumgesehen, er ließ die Arme fallen. „Du bist doch schon so gut wie meine Frau — —"

„Deine Frau?" wiederholte das Mädchen langsam.

Eckart nickte, ohne sie anzusehen.

„Was denn sonst? Daß wir das Trauerjahr abwarten, ist doch nur der Leute wegen."

Es war, als ob sie den müden Ton gar nicht hörte, in dem er das sagte. In ihr Gesicht war eine plötzliche Veränderung gekommen, als ob etwas darin wegschmolz. Sie machte hastig ein paar Schritte auf ihn zu.

„Was hast du denn gedacht? Ich bin doch kein Lump!" sagte der Mann. Er ließ aber auf einmal die Hand auf die Sekretärplatte fallen mit einer mutlos zerbrochenen Bewegung. „Herrgott ja, gewesen bin ich doch einer. Gegen sie. Das bleibt hängen."

Christiane Coßmann hatte ihre Reisetasche hastig auf den Tisch gesetzt. Einen Augenblick war es gewesen, als ob sie dem langen, hageren, unansehnlichen Menschen um den Hals fallen wollte. Aber die rasche Wärme in ihrem Gesicht war schon wieder verflogen, sie zuckte nur die Schultern.

„Was gewesen ist, ist gewesen!" sagte sie. „Laß jetzt das Geld, Franz, du kannst mir ja schicken, wenn ich was brauche. Es ist jetzt Zeit für mich."

Er hielt die derbe, braune Hand, die sie ihm hinstreckte, einen Moment lose in seiner.

„Wohin gehst du denn, Christiane? Zu deiner Mutter?"

„Nein. Nach Winzen, aufs Dorf. Da habe ich eine Tante. Ich schreibe dir denn."

Er zögerte einen Augenblick.

„Und du gibst mir gleich Nachricht, wenn — — wenn es da ist — —?"

Sie zog die Brauen zusammen und faßte nach ihrer Tasche.

„Na, ja. Das hat noch lange Zeit. Adieu."

Aus ein paar Fenstern hie und da am Nikolaikirchplatz sahen scharfe Augen dem Mädchen nach, wie es rasch vorbeiging, den Dienstmann mit dem Köfferchen hinter sich. Die Wirtin vom „Prinzenhof" stand breit auf dem Bürgersteig vor ihrer Tür, die Hände auf den Hüften, und trat nicht einen Schritt aus dem Wege.

Eine knappe Stunde, nachdem Christiane Coßmann aus dem Haus war, läutete es drei-, viermal an der Ladenglocke. Ein kleiner, blankgekämmter Dienstmädchenkopf sah ängstlich durch die Türspalte in der Hinterstube, wo noch kein Licht war.

„Es ist wer im Laden, Herr Eckart. Ich verstehe da nichts von."

Da stand Franz Eckart auf und ging in den Laden hinüber, den er nicht wieder gesehen hatte seit dem Tage, an dem er hinter der halboffenen Tür

Christiane Coßmann im Arm gehabt und dabei auf den Schritt der Frau gehorcht hatte, der draußen die Treppe hinaufging. Es sah alles aus wie damals — und wie immer. Das ruhige Licht der zwei Hängelampen unter ihren weißen Schirmen lag auf dem Tresen und den blitzblanken Messingschalen der Wage, die sein Vater schon gebraucht hatte, und beschien die hohen Schubladenreihen an der Wand mit ihren sauberen Porzellanschildchen.

Einen Augenblick war es Franz Eckart, als ob eine feste harte Hand ihm das Herz zudrückte, daß es wehtat. Aber dann rückte er die Wage unter die Lampe und zog eine von den Laden auf, aus denen das Gemisch von Gerüchen aufquoll, das ihm beruhigend und altgewohnt war wie Alltag und Arbeit. — -- —

Der Nikolaikirchplatz mit seiner Garde von schwärzlichen steilgegiebelten Häusern, die sich an einer Seite so nahe an die Kirchenmauer schoben, daß kaum ein schmaler kellerfeuchter Durchgang blieb, waren eine Stadt für sich in der Stadt. Was in dem Schatten von St. Nikolai groß geworden war, das kannte sich untereinander gut genug, daß keiner dem Nachbarn ein X für ein U vormachen konnte.

Über Franz Eckart schüttelten alle alten Frauen in der Nachbarschaft, die ihn noch von den ersten Hosen gekannt hatten, je länger je mehr die Köpfe. Es war nicht in Ordnung mit dem Mann, seit er das Unglück mit der Frau gehabt hatte. Was der alte Eckart war, bei dem wäre es nicht vorgekommen, daß die Kunden so schlecht bedient wurden wie jetzt. Der kleine tölpelige Lehrling, den Franz Eckart sich ins Geschäft genommen hatte, half dabei auch just nicht viel. Und das war noch nicht alles; das Wirtshauslaufen hatte der Eckart auch seit einigen Monaten angefangen. Daß einer es nicht alle Abende in dem leeren Haus allein aushielt, war ja zu begreifen. Der alte Eckart hatte auch zweimal die Woche seinen Abendschoppen gemacht, aber der hatte mit seinem glattrasierten gescheiten Gesicht mitten am Stammtisch gesessen, hatte seine zwei Ganzen getrunken und war Schlag Zehne aufgestanden. Anders als der junge, der ganz allein an einem Ecktisch im „Prinzenhof" in sich hineinbrütete und einen Schoppen nach dem anderen trank, bis der letzte Gast zahlte und aufstand. Er konnte einen ja dauern, schlecht genug mochte es ihm zumute sein. Was er der Frau zuleide getan hatte, das wurde nicht wieder gut, wenn er ihr auch einen noch so schönen Marmorstein aufs Grab setzen und darauf schreiben ließ: die Liebe höret nimmer auf. Aber wer die Frau eigentlich auf dem Gewissen hatte, und den Eckart selber auch, das war ja die hergelaufene schwarze Person, die ihm Augen gemacht und den Kopf verdreht hatte. Die Eckarts waren sonst immer eine solide rechtliche Art gewesen.

Gott sei Dank, daß die Person aus der Luft war! Der Nikolaikirchplatz tat sich was zugute auf seine Moral. Bei einem wie Franz Eckart, von dem man Bescheid wußte, und der dazu gehörte, ließ er auch einmal Fünfe gerade sein. Aber mit Christiane Coßmann war er fertig und würde sie auch wohl nicht wieder zu sehen kriegen.

Aber auf diesem Punkte hatte der Nikolaikirchplatz sich verrechnet, und das gründlich. Denn am ersten Sonntag nach Ostern, knapp ein Jahr, nachdem Marie Eckart zerschmettert und zerbrochen auf dem Steinpflaster vor ihres Mannes Tür gelegen hatte, wurde in der Nikolaikirche der Kaufmann Franz Friedrich Eckart hierselbst, ehelicher Sohn des verstorbenen Kaufmanns F. F. Eckart und dessen gleichfalls verstorbener Ehefrau Marie geb. Resche — mit Christiane Coßmann, Schmiedemeisterstochter aus Fallersleben, von der Kanzel aufgeboten. Einmal für dreimal.

Wenn jedes giftige Wort, das hinter ihm hergeworfen wurde, ein Stein gewesen wäre, dann wäre Franz Eckart diesen Sonntag wohl nicht mit dem Leben davongekommen. Es war auch, als ob er das spürte. Er ging mit vornüberhängenden Schultern wie unter einer Last, als er früh am Nachmittag in seinem guten Anzug aus dem Hause kam. Auch auf dem Bahnhof sah er nicht rechts, nicht links. Der Schneider Grönegras, der sein Nachbar schräg gegenüber am Nikolaiplatz war und auch mit Kind und Kegel ins Grüne wollte, stieß seine Frau an, als der Kaufmann an ihnen vorbeikam, ohne sie zu grüßen. „Der sieht auch just nicht aus wie einer, der Hochzeit machen will."

Draußen stand ein ganz klarer Himmel voll Lerchen über der jungen Wintersaat und schon hellgrün überflogenen Hecken. Für einen Stubenmenschen wie Franz Eckart war diese ungehemmte Fülle von Licht und Helligkeit etwas dumpf Bedrängendes, er sehnte sich nach seinem Blick in den dunklen Hinterhof zu Haus und dem altgewohnten süßlich muffigen Geruch des Ladens. Als er nach einer Stunde Bahnfahrt und einer kurzen Fußwanderung vor dem niedrigen Bauernhaus stand, wo Christiane wohnte, nahm er den Hut ab und trocknete sich aufatmend die Stirn, die trotz der Anstrengung graublaß war.

Vorn auf der Lehmdiele war es leer, nur ein paar Hühner flatterten gluckend ihm vor den Füßen beiseite. Als er noch einen Augenblick unschlüssig stand und horchte, ging eine Tür auf, Christiane kam eilig heraus. Sie blieb überrascht stehen, etwas wie Freude leuchtete in ihren schwarzen Augen auf.

„Du hier? Du hast ja nichts davon geschrieben!"

„Ich habe mich auch vorhin erst entschlossen. Es ist doch noch so manches zu besprechen. Und für vieles Hin- und Herschreiben ist die Zeit zu knapp."

Er hatte dem Mädchen nur lose die Hand gegeben und sie gleich wieder aus seiner fallen lassen. Daß ihr Gesicht wieder frisch und bräunlich hübsch war, fiel ihm gar nicht auf. So etwas sah er überhaupt nicht mehr an ihr. Oder wenn er es sah, kam ihm höchstens ein heimlicher Widerwille hoch, weil es ihn daran erinnerte, wie sie damals derb und blühend und herausfordernd gesund am Bett neben dem jammervollen Häufchen Kleider und dem weißen blutberonnenen Gesicht gestanden hatte, das den Augenblick vorher noch ein Mensch, seine Frau, seine Marie gewesen war. In der Stunde damals war ihm zuerst das Entsetzen vor sich selbst aufgegangen, daß er nicht begriffen hatte, wie er mit ihr soweit hatte kommen können. Und das Entsetzen auch vor ihr, die ihm auf einmal ganz fremd und fast zuwider war. — — —

Die rasche Freude in dem Gesicht des Mädchens war gleich wieder ausgelöscht, sie wandte sich kurz zur Tür. „Na, komm herein!"

Auf dem Tisch in der Stube, in die sie ihm voranging, lag ein Haufen weißes Wollzeug und Nähgerät. Sie schob es erst rasch zusammen, holte aber dann eine halbfertige Taille dazwischen heraus und hielt sie ihm hin.

„Da sieh. Das wird mein Brautkleid."

Er nickte und sah nur zerstreut über das weiße Ding weg, als er sich aufatmend in das kleine Roßhaarsofa setzte.

„Meine Schwester und ihr Mann kommen auch nicht," sagte er gedrückt.

„Die auch nicht? Weswegen?"

Er zuckte die Schultern.

„Ich weiß nicht. Sie sagen, sie können nicht aus dem Geschäft weg."

„Na, den einen Tag!" Christiane Coßmann hatte das Zeug zusammengerafft und beiseite auf die Kommode geworfen, ihr Gesicht war plötzlich scharf und verstimmt. „Eine schöne Hochzeit, knapp ein Dutzend Menschen. Die hätten wir auch in diesem Loch feiern können."

Er sah auf. „Das habe ich ja immer gesagt, Christiane. Mir wäre das viel lieber gewesen. Aber du wolltest ja nicht."

„Nein!" sagte das Mädchen. „Ich will auch nicht. Wer nicht kommen mag, der soll wegbleiben. Aber ich will in St. Nikolai getraut werden. Nun erst recht. Ich brauche mich nicht zu verstecken."

Der Mann antwortete nicht, er sah sorgenvoll müde vor sich hin.

„Ich wollte dich noch etwas fragen," sagte er nach einer kurzen Stille. „Wegen dem Essen. Mit dem Prinzenhof ist es nichts. Die Wirtin hat keinen Platz, sagt sie."

Christiane war dunkelrot geworden.

„Keinen Platz? Das lügt sie. Sie will bloß nicht. Das weißt du auch, Franz. Aber du läßt dir ja alles bieten, so bist du. Statt daß du einmal auftrumpfst und denen klar machst, was sich gehört. Na warte, wenn ich erst da bin!"

„Ach Christiane!" sagte Eckart nur müde kopfschüttelnd, horchte aber gleich darauf nach der Tür. „Wo ist denn die Kleine?"

„Draußen bei der Alten!"

Das klang kurz und barsch. Franz Eckart achtete nicht darauf, in sein mageres Gesicht war ein belebter Ausdruck gekommen.

„Kannst du sie nicht hereinholen?"

„Ach, laß doch. Die ist gut, wo sie ist. Sie schreit ja bloß."

Sie widersprach aber nicht weiter, als der Mann aufstand und hinausging, nach der kleinen Seitentür zu, die in den Krautgarten führte. Nur ihre Augen sahen verärgert und finster aus unter den scharfen schwarzen Brauenstrichen, wie sie langsam hinterher kam. Sie blieben auch so, als sie dann dabeistand und zusah, wie Franz Eckart sich über das rotkarrierte Federbettchen beugte und mit seinen mageren großen Fingern ungeschickt vorsichtig über das feuchtgeschlafene farblose Gesichtchen strich.

Als er nach einer knappen Stunde gehen mußte, war er ganz voll von einer stillen Befriedigung, wie er sie lange nicht gekannt hatte. Daß Christiane

die ganze Zeit wortkarg und unfreundlich geblieben war, hatte er kaum gemerkt. Das Kleine hatte dieses Mal gar nicht geschrien, als er es auf den Arm nahm, und hatte mit spitzigen kleinen Fingern nach seinen Augen getippt. Er lachte noch in sich hinein, indem er daran dachte. Das Gesicht des ältlichen Mannes sah ganz verjüngt dabei aus. Wenn er ehrlich sein wollte, war es ja auch nur die Sehnsucht nach dem kleinen Würmchen gewesen, was ihn hergezogen hatte. Das andere war mehr Vorwand als Notwendigkeit.

Christiane, die ihn noch ein Stück auf den Weg brachte, störte ihn nicht in seinen Gedanken. Bei den ersten Feldern hinter dem Dorf fing sie an langsamer zu gehen.

„Ich muß nun umkehren. Es wird mir zu weit."

„Hm. Also bis Mittwoch." Es war keine Spur von Zärtlichkeit in Franz Eckarts Stimme, als er das zu seiner Braut sagte. Sie sah sich um und reckte im Gehen die derben Arme.

„Gottlob, daß das Herumsitzen hier ein Ende hat. Lange hielte ich das nicht mehr aus. Wird ja auch wohl genug zu tun geben. Zu Hause mag alles schön drunter und drüber sein; so ein dummes Ding von Mädchen versteht ja nichts."

Eckart hatte die Brauen zusammengezogen, als ob ihm etwas wehtäte. Daß sie schon so glattweg „zu Hause" sagte, traf ihn wie ein Schmerz. Marie! schoß es ihm auf einmal durchs Herz. Christiane an Maries Platz! So war ihm das noch nie nahegerückt. Der Gedanke ängstigte ihn plötzlich.

„Es ist alles geblieben wie damals," sagte er gedrückt; als sie nicht antwortete, hob er doch wieder den Kopf, etwas wie Freude in den Augen. „Bloß eines ist neu geworden. Das wird dich auch freuen, Christiane."

„Was denn? Sag doch! Der neue Spiegel in der guten Stube, den ich gerne wollte?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein, in der Schlafstube etwas. Es ist ja noch Platz genug neben den Betten. Ich habe ein Kinderbett gekauft, weißlackiert mit blauen Gardinen — — —"

„Ein Kinderbett? Wozu?"

Das Mädchen war auf dem Fleck stehen geblieben, einen feindseligen Schrecken in den Augen. Er sah sie groß an.

„Wozu? Christiane!"

Sie blieb dicht vor ihm stehen und lachte, aber mit bösen Augen.

„Du bist wohl nicht bei Troste? Das Kind bleibt hier! Denkst du, ich will mit Fingern auf mich zeigen lassen? Mit Tante Wieschen habe ich es schon ausgemacht, das Wurm hat es gut hier! Dazu haben wir es ja noch, daß wir das Kostgeld bezahlen können!"

„Christiane! Das kann doch nicht dein Ernst sein! Das meinst du ja nicht — — —"

Eckart stotterte fast vor Aufregung, das Blut war ihm in das magere eckige Gesicht geschossen. Das Mädchen sah ihn dunkel und starrsinnig an.

„Weshalb denn nicht? Das Wurm hat es ja viel besser hier als in der Stadt. Wir können ja hinfahren und darnach sehen. Es mitbringen? Gleich mit auf die Hochzeit? Dummheit! Das Kind bleibt hier, sage ich dir!"

„Nein! Mit meinem Willen nicht!" Das kam heftig und laut heraus, wie Christiane Coßmann ihn noch nie hatte sprechen hören. Sein Gesicht sah ganz verändert aus, wie er sie plötzlich am Arm faßte und schüttelte. „Das Kind kommt mit, hörst du? Oder du auch nicht! Keinen Schritt ins Haus ohne das Kind! Verstanden?" Seine Stimme schlug plötzlich um und wurde ganz heiser. „Wir haben doch genug Unrecht getan, weiß Gott. Ich will ein gutes Gewissen haben gegen das Kind — — —"

„Dummer Schnack, gutes Gewissen!" Das Mädchen riß ihren Arm zornig weg, das ganze Gesicht brennend. „Du weißt nicht, was du willst! Das Kind bleibt hier! Und wenn du dich auf den Kopf stellst! Laß mich! Ich will nichts mehr hören! Nein, nein — — —"

„Christiane!" rief er ihr nach, wie sie den Weg hinunterlief und ihn mitten auf der Chaussee stehen ließ. Sie sah sich aber nicht um. Da kehrte er auch um und ging ungewohnt eilig weiter, nach dem Bahnhof zu, dessen blaues Dach er klein über Feld in der tiefen Sonne gleißen sah.

Den anderen Morgen früh reichte der Briefbote Christiane Coßmann einen Brief ins Fenster. Sie riß ihn hastig auf. Er war mit der dünnen vorsichtigen Schrift Franz Eckarts geschrieben, in einem nüchternen ordentlichen Kaufmannsdeutsch. In dem Briefe stand, daß Franz Eckart, falls er bis morgen nicht ihre Zusage habe, das Kind mitzubringen, die Trauung am Mittwoch beim Pastor von St. Nikolai abbestellen werde. Für sie und das Kind sorgen werde er auf alle Fälle. Was man Unrecht getan habe, müsse man wieder gutmachen. Es stehe bei ihr, ob sie ihm dabei mithelfen wolle oder die Sünde noch größer machen.

„Deiner gefälligen Mitteilung gern entgegensehend," hatte Franz Eckart den Brief geschlossen und seinen altmodischen Kaufmannsschnörkel daruntergesetzt. Christiane lachte, als sie das las, setzte die Zähne auf die Unterlippe und riß den Brief in kleine Fetzen. Dann ging sie rasch an die Kommode, wo ihr künftiger Hochzeitsstaat lag, riß die halbfertige Taille heraus, besah sie und warf sie wieder hin. Und plötzlich setzte sie sich auf den Stuhl an der Wand, legte die Hände in den Schoß und ließ die Zornestränen laufen, wie sie ihr glühend aus den Augen sprangen.

Eine halbe Stunde darauf kam sie in die Küche, wo die Alte just saß und das kleine Mädchen nackt auf den Knien hatte, um es zu wickeln. Christiane sah mit einem fast feindlichen Blick auf das kleine Geschöpf herunter, das hell in die Luft krähte, ihr Gesicht war finster und verweint.

„Es wird doch anders, Tante. Das Kind kommt mit. Wenn er so verrückt ist, kann er seinen Willen haben. Er mag dann selber sehen, was dabei herauskommt."

Die alte Frau, die ein geduldiges Runzelgesicht hatte, nickte.

„Recht hat er, Christianchen. Das Kind gehört zur Mutter. Komm Lütke, geh zu Mutter, da — — —"

Die Alte war plötzlich erschrocken still; die Küchentür schlug zu, daß das Kaffeegeschirr auf dem Küchentisch klirrte.

So kam es, daß Christiane Eckart ihren Einzug in ihr Haus mit einem Kinderwagen hielt. Und wenn am Morgen die Nikolaikirche wie auf Verabredung leergeblieben war, bis auf ein paar Straßenjungen, die hinter dem weißen Staat der Braut ohne Kranz hergafften und Gesichter schnitten, so war dafür die halbe Nachbarschaft vor den Türen, als in der Dämmerung Christiane Eckarts kleine lebendige Schande im Wägelchen unter geschlossenem Wachstuchverdeck die schmale Haustreppe hinauftransportiert wurde. — — —

Der Nikolaikirchplatz pflegte sonst in Sachen der Moral sich einig zu sein. Aber jetzt zeigte sich plötzlich eine Spaltung, und es fehlte nicht viel, daß sich die ältesten guten Bekannten und getreuen Nachbarn darüber verzankt hätten. Es gab nämlich Leute, deren Väter und Großväter schon bei Eckarts gekauft hatten, und die nun nicht gern von der alten Gewohnheit abgehen wollten. Herrje, ja, die Geschichte war schlimm genug gewesen, und sie selber waren seinerzeit über diese Person hergezogen wie nur einer. Aber jetzt war sie Frau Eckart und alles in Ordnung vor Pastor und Standesamt. Was vorher war, ging keinem mehr was an, und sie hatten keine Lust, sich ihr Tütchen Cichorie drei Straßen weit zu holen.

Die andere Partei war aber größer. Die setzte sich auf die Hinterbeine, wenn nur der Name Eckart genannt wurde. Was? Jetzt sollte alles vergeben und vergessen sein, bloß weil das schlaue Weibsbild es durchgesetzt und sich den Mann richtig gefangen hatte? Was anderes hatte die ja von Anfang an nicht gewollt. Kein Wunder, daß die arme Frau damals aus dem Fenster sprang. Das Wurm da im Kinderwagen war ja der lebendige Beweis dafür, daß sie alle Ursache dazu hatte. Bloß daß sie besser statt dessen die Person aus dem Hause geworfen hätte! Aber die hatte ja wohl gar keine Scham im Leibe, daß sie sich jetzt groß und breit in das Haus setzte, aus dem sie die andere glücklich hinausgebissen hatte. Da auch noch kaufen? Es gab Läden genug, wo man besser bedient wurde als bei Eckarts. Was ein ordentlicher Mensch war, der setzte da keinen Fuß mehr über die Schwelle, außer vielleicht einmal aus Neugierde und damit basta!

Aber weder die von der einen Partei noch die paar Neugierigen von der anderen kriegten im Laden bei Eckarts etwas anderes zu sehen als den Prinzipal selber und den kleinen tölpeligen Lehrling. Franz Eckarts zweite Frau war klug genug und setzte so wenig wie die erste einen Schritt mehr in den Laden. Es gab ja auch in dem alten Haus mit den vielen Stuben, Treppen und Bodenwinkeln genug zu tun, daß ihr die Zeit nicht lang wurde.

Der alte Kasten hatte ein anderes Gesicht gekriegt seit dem Tage, an dem Christiane Eckart eingezogen war, wenn auch just kein freundlicheres. Blitzblank und sauber war alles, bis zu den Spinnenwinkeln hinter den Schränken. Der Porzellanchinese, der noch vom Großvater her auf dem Sekretär in der Ladenstube nickte, wurde freilich weggepackt, weil er beim Abwischen zerbrechen konnte. Die bunte Decke auf dem Nähtisch war auch

ein überflüssiger Staubfänger. Franz Eckart kam die Stube sonderbar leer und kahl vor, als er den ersten Abend nach dem Ladenschluß hereinkam. Auf seine Frage zuckte sie die Schultern. „Kümmere du dich um das Geschäft, das Haus ist meine Sache. Du kriegst ja dein Recht."

Franz Eckart kriegte sein Recht, ja. Auch das Kind kriegte sein Recht. Es wurde des Morgens abgeseift, wenn auch just nicht mit allzu sanfter Hand; es bekam satt zu trinken und lag in seinem Wägelchen am Fenster in der Ladenstube, und wenn es warm war, auch draußen. Freilich nur draußen im Hinterhof, wo die Sonne nie recht hinkam, wo die Leute es aber auch nicht zu sehen kriegten.

Etwas wie ein heimlicher Zorn war in der Frau, wenn sie das kleine Mädchen ansah. Wenn das Wurm nicht gewesen wäre, hätte sie den Kopf hochtragen können vor den Leuten, als sie hier einzog. Das Kind war der Schandfleck. Das Kind war ihr alle Tage vor Augen, daß sie nicht vergessen konnte, was sie vergessen wollte. Das Kind war ihr Kreuz.

Vielleicht hätte sie doch Freude dran gehabt, wenn es schön und kräftig gewesen wäre, daß es ihr die Leute hätten abneiden müssen. Viel Not machte es ihr ja nicht.

Es blieb aber klein und unansehnlich, mit dünnen weißblonden Härchen über einem farblosen spitzen Mausegesicht. Ohne Saft und Kraft, derselbe Schlag wie ihr Mann, dachte Christiane geringschätzig. Von ihr hatte es nichts.

Es war auch, als ob das kleine Ding wußte, daß es besser nicht da wäre. So still war es, daß oft ein paar Stunden lang keiner merkte, ob es in der Stube war oder nicht. Es weinte, wenn es ein fremdes Gesicht sah, und das einzige Mal am Tag, daß es lachte, war, wenn Eckart hereinkam und es auf die Knie nahm.

Zwischen den Zweien war bald eine stille Kameradschaft aufgewachsen, an der Christiane Eckart keinen Teil hatte. Die Kleine konnte kaum auf dem Fußboden krabbeln, da war sie eines Morgens durch die angelehnte Tür in den Laden gerutscht und hatte sich da still unter dem Tresen in eine Ecke verkrochen. Als ihre Mutter ärgerlich in den Laden schoß, fing sie so kläglich an zu schreien, daß die Frau sie derb wieder hinsetzte: „Dann bleib da, eigensinnige Kröte!"

Von dem Tage an war Mieke in dem Laden zu Hause, zwischen den scharfen und süßlichen Gerüchen der hundert verschlossenen Schubladen und den Tönnchen mit Heringen und Salzgurken, die auf dem Tresen standen. Franz Eckart wartete schon jeden Morgen auf das scharrende Rutschen, mit dem sie wie ein Frosch gekrochen kam, und später auf das Tappeln ungeschickter kleiner Schrittchen. Viel mit ihr abgeben konnte er sich freilich nicht. Aber er warf ihr bisweilen einen getrockneten Apfelschnitz zu oder ließ sie mit den blanken Messinggewichten von der Wage spielen. Das war der Kleinen genug und übergenug.

Daß Christiane nichts von dem Kind wissen wollte, war dem Mann ganz recht. Bisweilen kam es allerdings vor, daß sie sich das kleine Geschöpf

vom Boden aufgriff, ihm etwas Süßes in die Hand steckte und ihm in ihrer kurzen barschen Art schönzutun versuchte. Wenn es dann scheu und ernsthaft auf ihrem Schoß saß und nur mit Kopfschütteln und Nicken antwortete, setzte sie es unwirsch wieder auf die Füße. „Lauf hin, dumme Trine!"

Franz Eckart freute sich, wenn es dann zu ihm getrottet kam und ihm die kleine warme Hand in seine schob. Dies Kind gehörte ihm und ging keinem sonst was an. Er hatte es sich erobert, als Christiane es damals nicht mithaben wollte. Er hatte es auch durchgesetzt, vorher bei der Taufe schon, daß es Marie genannt wurde. Nach seiner Mutter, hatte er gesagt; aber er hatte an die andere Marie dabei gedacht. Christiane konnte den Namen nicht hören und nannte das Kind Mieke. Aber wenn er mit ihm allein war, sagte er nur Marie zu ihm. Ein paarmal hatte er sich schon darauf ertappt, daß er in dem kleinen Gesicht suchte, ob er nicht Ähnlichkeit mit der Toten darin fände. Dann erschrak er, wenn ihm plötzlich einfiel, daß das Kind ja mit der nichts zu tun hatte.

Über den Mann war überhaupt ein frühes Altwerden gekommen, das zu seinen knappen Fünfundvierzig nicht stimmte. Die schlotterige Haltlosigkeit seiner langen schmalbrüstigen Gestalt hatte zugenommen und auch sein Wesen war schlaff und wie zerbrochen. Er tat seine Arbeit im Geschäft, aber wie einer, der mit seinen Gedanken nicht dabei ist. Wenn ihn die Kleine nicht aufstörte, konnte er zwischen dem Bedienen der spärlichen Kunden, das er auch oft genug dem Lehrling überließ, halbe Stunden lang in sich hineinbrüten, zum Schein die offenen Geschäftsbücher vor sich, bis er abends seinen Hut nahm und in den Prinzenhof hinüberging.

Die ersten Wochen nach der Hochzeit hatte er das gelassen. Da hatte er eines Nachmittags auf dem Gang lebhaftes Weibergeschwätz gehört, und als er aus der Tür sah, Christiane mit einer schmutzigen Trödlersfrau feilschen sehen, einen ganzen Waschkorb alter Kleider neben sich. Er wollte schon wieder in die Tür zurück, als ihm zufällig ein blaues Kleid in die Augen fiel, das zu oberst auf dem Korb lag. Er blieb stehen wie angenagelt.

„Ist das nicht — sind das nicht Sachen von — von Marie?"

Christiane nickte. „Ich brauche Platz oben im Schrank."

„Und die — die willst du weggeben?"

Die Frau sah ihn herausfordernd an. „Warum nicht? Ich habe keine Lust, alten Mottenkram zu hegen. Oder bildest du dir ein, ich soll die noch tragen?"

Der Mann hatte das blaue Kleid aufgehoben und sah mit starren Augen darauf hinunter. „Du nicht, nein. Aber vielleicht die Kleine später — — —"

„Nein, die auch nicht!" sagte Christiane kurz. „Mach du nur, daß du wieder in den Laden kommst. Drei Mark für das Kleid, sagen Sie, Frau Merten? Das ist zu wenig, es ist ja so gut wie neu — — —"

Statt der Antwort schrie die alte Trödlersfrau auf, Eckart hatte sie an der Schulter gepackt und beiseite geschoben. Mit aufgeregten, fast verzweifelten Augen sah er Christiane an.

"Ich will die Kleider behalten! Hörst du, ich! Es kommt keins aus dem Hause! Mir gehören sie, was gehen sie dich an? Kein Stück wird verkauft, keines, verstanden?"

Ohne auf Christianes Dagegeneifern zu achten, war er schon wieder im Laden, das blaue Kleid noch über dem Arm, und schlug die Tür zu. Einen Augenblick darauf humpelte die Trödlersfrau draußen eilig die Treppe hinunter, und eine Frau, die im Laden stand und sich Reis auswiegen ließ, flog erschrocken zusammen, weil die Ladentür heftig aufgestoßen wurde. Christiane Eckart setzte den schweren Korb, den sie mit beiden Armen schleppte, mit zornrotem Gesicht vor den Tresen hin.

„Da hast du den Kram. Kannst ja selber eine Trödelbude anlegen damit. Viel Vergnügen."

Die Frau, die es gehört hatte, sah ihr verdutzt nach, und der ganze Nikolaikirchplatz wußte den Abend, daß es bei Eckarts auch just nicht zuginge wie im Himmel. Franz Eckart hatte mit dem Lehrling zusammen den Korb die steile Bodentreppe hinaufgeschleppt und in einem Dachwinkel die Kleider in eine leere Kiste gepackt. Als er wieder herunterkam, horchte er einen Augenblick. Christiane rumorte in der Küche. Da ging er leise in die Stube, zog die kleinen Schubfächer des Nähtisches auf und trug die bunten Knäule, Rollen und Döschen, die darin waren, in den Laden hinüber, wo er sie hastig in eine leere Schublade schüttete.

Christiane holte sich des Abends nach dem Essen eine Flickarbeit und setzte die Lampe auf den Nähtisch. Als sie ihn aufzog und leer fand, sah sie auf, ein unruhiges Flackern in den Augen.

„Was ist das? Wer hat das hier weggenommen?"

Ihr Mann war einen Augenblick still.

„Du hast ja eigene Sachen. Die kannst du hineintun!" sagte er dann gleichgültig vom Sofa herüber. Im nächsten Augenblick stand Christiane auf den Füßen.

„So? Ich bin wohl nicht gut genug, den Kram anzufassen? Warum hast du mich denn geheiratet, was, wenn ich so eine bin? Glaubst wohl, du bist besser als ich? Ein Hansnarr bist du mit deiner Frommtuerei! Ein Lump bist du, sage ich dir! Wer hat mich denn so gemacht, wie ich bin? Was? Ich war ein ordentliches Mädchen, als ich hier ins Haus kam — — —"

Mitten in ihrem zornigen Schelten stand Franz Eckart schwer und müde auf, langte sich den Hut vom Wandhaken und ging ohne ein Wort zur Tür. Es war sehr spät, als er mit bleiernen Füßen und dumpfem Kopf aus dem Prinzenhof zurückkam. Und nicht das letzte Mal.

Seit dem Tage haßte Christiane Eckart die tote Frau mit einem verbissenen Haß, der sich wie eine Krankheit in sie hineinfraß, weil sie mit keinem darüber sprach. Mit wem hätte sie das auch tun sollen? Sie wußte gut genug, daß sie hier das schwarze Schaf war, mit dem die Nachbarschaft und der ganze Nikolaikirchplatz nichts zu schaffen haben wollte. Sie warf sich keinem an den Hals. Aber in den langen Tagen und Wochen, in denen die unruhig lebhafte Frau mit ihrem Haß allein war, wuchs dieser Haß und verschob ihr die Wirklichkeit, daß Schwarz weiß und Böse gut wurde.

Was hatte sie dieser Frau denn groß getan, daß sie vor ihr ein schlechtes Gewissen haben sollte? Wenn der Mann sie hübscher gefunden hatte als das langweilige blasse Gesicht hinter dem Nähtisch, was konnte sie dafür? Sie hatte ihrer Wege gehen und den Mund halten wollen. Das hätte längst nicht jede getan nach allem, was passiert war. Was konnte die Frau denn mehr verlangen? Hatte sie dafür das Recht, sie zu quälen und sich in ihr Leben und ihr Haus einzudrängen? Schlimmer konnte es nicht sein, wenn sie leibhaftig in dem Hause umginge!

Christiane Eckart war lebendig und die andere tot. Aber Christiane Eckart ging herum wie lebendig tot in der Leute Augen, und die andere lebte. Christiane hieß Franz Eckarts Frau und die andere war es. Die andere hatte ihre Mutterhoffnung mit unter die Erde genommen, und Christiane Eckarts Kind lebte; aber es trug den Namen, der der toten Frau gehörte. Die Tote saß zwischen ihr und dem Mann am Tisch. Sie ging die Treppe hinauf zu ihrem letzten Gang, jedesmal wenn Christiane in der Küche zusammenschreckte, weil draußen die alten ausgetretenen Stufen knackten. Sie war in der Kammer und stand an dem offenen Giebelfenster da oben, daß Christiane sich graute, wenn sie ohne Licht hereinkam.

Dieses Grauen war sie schon die ersten Tage nach der Hochzeit angekommen. Am zweiten Mittag hatte sie ihrem Mann mit möglichst gleichgültigem Gesicht beim Essen gesagt, daß sie Dienstmänner bestellt hätte, um die Möbel herunterzutragen. Die Treppen zur Giebelstube waren ihr zu hoch. Eigentlich hatte jedes Stockwerk in dem schmalen alten Kasten ja nur ein richtiges Zimmer, aber die Hinterstube im zweiten Stockwerk neben der verhängten guten Stube war groß genug und konnte Schlafstube werden.

Franz Eckart hatte die Gabel hingelegt, er schüttelte den Kopf.

„Die Schlafstube unten? Nein, das geht nicht, Christiane. Da oben ist immer die Schlafstube gewesen. Meine Eltern haben da auch geschlafen."

In Christiane war der Ärger aufgestiegen, sie hatte sich aber bezwungen und gelacht. Das war doch kein Grund, daß sie ewig auch da oben schlafen mußten; die Betten waren ja nicht festgewachsen. Er sollte sehen, wie gut es ihm da unten gefallen würde.

Da hatte er sie sonderbar angesehen.

„Mir nicht. Aber du kannst ja hinunterziehen, ich will dich nicht hindern. Ich bleibe oben."

Christiane Eckart kannte schon diese wunderlichen Anfälle von Starrsinn in dem Wesen des stillen, sonst so haltlosen Menschen. Das war eine Mauer, an die sie schon ein paarmal umsonst angerannt war. Die Dienstmänner wurden den Nachmittag abbestellt.

Aber wenn die Frau nachts in Marie Eckarts Bett lag und nicht schlief und unruhig auf den schweren Atem des Schlafenden neben sich horchte, der ihr Mann und doch nicht ihr Mann war, dann stieg ihr die Bitterkeit — sie wußte selbst nicht, ob gegen ihn oder die Tote — bis an den Hals herauf.

Das kleine weiße Gitterbett mit den blauen Vorhängen, das am Fußende der beiden großen Betten stand, blieb das einzige im Haus. Und Christiane

Eckarts derbes hübsches Gesicht wurde scharf in diesen Jahren, wo sie Tag für Tag in der düsteren Ladenstube zu Tische saß unter den stummen Augen des großen Bildes, das schwarzgerahmt über dem Sekretär hing und ewig jung blieb.

Mieke Eckart war ein blasses schmales Dingelchen mit ernsthaften Augen geworden, das seit Ostern zur Schule ging. Eines Morgens hatte die Mutter ihr dünnes hellblondes Haar besonders glatt gestriegelt und geflochten, hatte sich den Hut aufgesetzt und das kleine Mädchen an die Hand genommen. Das passierte selten. Mieke mußte immer zwei eilige Laufschrittchen machen, um einen der Frau einzuhalten, aber sie hatte Herzklopfen vor heimlichem Stolz. Das Kind hatte Angst vor der jähen losen Hand der Mutter, und vor ihrem Mundwerk und Gesicht; aber es konnte doch zu Hause stundenlang sitzen und über seine Papierpuppen weg mit lautloser Bewunderung zusehen, wie die Mutter rasch und resolut herumwirtschaftete, und wie fest und geschickt sie alles am rechten Ende anfaßte und fertigbrachte.

Es war ein gutes Stück zu marschieren bis zur städtischen Bürgerschule, durch Straßen, die Mieke nie gesehen hatte. Unterwegs zeigte Christiane auf ein paar Frauen, die mit Kindern an der Hand vor ihnen hergingen.

„Die haben denselben Weg wie du. Mit denen kannst du morgens gehen."

Mieke nickte. Sie kannte die Kinder von den wenigen Malen her, die sie auf die Straße durfte. Gespielt hatte sie nie mit ihnen, aber sie hatte von weitem ihnen zugesehen, wenn sie Kreisel trieben oder sich jagten.

Die Frauen vom Nikolaikirchplatz hatten Christiane auch schon gesehen; vor dem Schulhause ließen sie sie mit kurzem unfreundlichen Nicken an sich vorüber.

„Na, die trägt auch den Kopf hoch wie Wunder was!" warf eine bissig hinter ihr her.

„Nützt ihr nichts, sie bleibt doch, was sie ist!" sagte die dicke Meinert, die Prinzenhofwirtin, und gab ihrem derben rotköpfigen Mädchen, das sie an der Hand hielt, einen Puff. „Daß du mir nicht mit dem Balg da aus der Schule kommst, hörst du? Die Sorte ist nichts für unsereins."

Mieke Eckart kam richtig die ersten Tage allein aus der Schule. Aber wenn die Prinzenhofwirtin meinte, daß Verbieten und Gehorchen so gut wie dasselbe wären, so hatte sie nicht mit dem krausen Rotkopf ihrer Dorette gerechnet. Was verboten war, das war erst recht fein. Am dritten Schultag lief Dorette Meinert hinter dem stillen kleinen Mädchen her. „Du, warte mal!" Und nach kurzem Verschnaufen von dem Lauf: „Sag mal, kannst du das große A? Ich nicht."

Mieke sah das große rotbackige Mädchen scheu und freundlich an.

„Ja, ich kann es. Soll ich es dir zeigen?"

Das war zögernd herausgekommen. Den Augenblick nachher hockten die beiden Kinder auf einer Treppenstufe und steckten die Köpfe über den Schiefertafeln zusammen. Als sie weitergingen, Mieke mit glänzenden Augen, hatten sie sich angefaßt und schwatzten.

Bis dicht vor den Nikolaikirchplatz waren sie gekommen, da blieb die Große stehen und sah sich um. Vor ihrer Mutter dicken Fäusten hatte sie doch Angst.

„So, nun geh du voran. Ich warte hier."

„Weshalb denn?"

Mieke machte große Augen. Dorette schnippte mit den Fingern.

„Ich soll nicht mit dir gehen, hat meine Mutter gesagt."

„Warum nicht?"

„Weiß ich nicht. Aber meine Mutter haut mich, wenn sie es sieht. Mach zu, ich warte."

Mit bedrücktem Gesicht trollte die Kleine gehorsam ab.

Den anderen Tag schon zog Dorette sie auf dem Schulhof in eine Ecke.

„Du, ich habe meine Mutter gefragt!"

„Weswegen, was?"

„Warum ich nicht mit dir gehen soll. Weil deine Mutter eine Lotterliese ist."

Mieke sah die andere groß an, sie verstand das Wort gar nicht. Aber sie begriff doch, daß es etwas Häßliches war. Ihr kleines Gesicht war dunkelrot geworden.

„Meine Mutter ist — ist —" stotterte sie heraus, aber sie fand das richtige Wort nicht. Und auf einmal drehte sie sich eilig um und lief weg, das ganze Gesicht in Tränen.

Christiane Eckart begegnete heute mehrfach über den Tisch weg den Augen des Kindes, so groß und ernsthaft, daß es ihr unbehaglich wurde. Zuletzt fuhr sie sie derb an: „Was hast du denn heute zu gaffen? Paß auf deinen Teller, Traumsuse!"

Von dieser Zeit ab fing aber Mieke Eckart an, in ihrem siebenjährigen Kopf über ihre Mutter zu grübeln.

Das scheue kleine Ding mit dem blassen altklugen Gesicht blieb immer etwas abseits von dem Kinderlärm der Schule und sah und hörte mancherlei. Es waren ein paar kleine Zwillingsschwestern in der Klasse, die alle Morgen von ihrer Mutter, einer lustigen jungen Tischlersfrau, abgeholt wurden. Wenn die zwei vor der Schultür ihre Mutter nur von weitem sahen, rannten sie schreiend auf sie los, hingen sich an sie, und die Frau küßte sie lachend ab, als ob sie sie ein Jahr lang nicht gesehen hätte.

„Meine Mama küßt uns nur am Geburtstag und Weihnachten," sagte ein dickes kleines Mädchen einmal, das drittjüngste von einem Dutzend, das dabeigestanden und zugesehen hatte. Neben ihr die hübsche kleine Mimi Sievers mit den Locken lachte. „Meine alle Tage, wenn sie mich zu Bette bringt!"

„Meine gar nicht."

Die das sagte, war ein mageres Kind, das schlecht und ärmlicher als die anderen angezogen war. Die kleine Dicke sah sie geringschätzig an.

„Deine ist ja auch bloß eine Stiefmutter."

Mieke Eckart, die auch dabeistand, fragte verwundert:

„Was ist stief?"

„Stief ist, wenn sie haut!" wußte die hübsche Mimi. Aber die Dicke schüttelte wichtig den Kopf.

„Ach was, Dummheit. Hauen braucht sie gar nicht. Lise Deichmanns Stiefmutter ist ganz gut. Stiefmutter ist, wenn die richtige tot ist."

Mieke fragte nicht weiter, aber ihr Gesicht war unkindlich ernst und nachdenklich geworden.

Das war noch nicht vierzehn Tage her, als Dorette Meinert sie einmal nach der Nachmittagsschule an der Hand nahm.

„Du, komm mal mit. Ich muß dir was zeigen."

„Wohin denn?"

„Ja, paß nur auf. Weit ist es nicht."

Es war aber doch weit, und Mieke Eckart wurde ängstlich, als Dorette sie fast im Trab durch lauter fremde Straßen und zuletzt zwischen grünüberbuschten hohen Mauern führte. Einmal blieb sie stehen.

„Dorette, ich will nach Hause. — Meine Mutter wird böse."

„Ach was, meine auch. Du sagst einfach, es ist Klassennachsitzen gewesen."

„Das ist doch nicht wahr!"

Der Rotkopf lachte Mieke dreist in das erschreckte Gesicht.

„Was schad't das, Dummbart? Wenn sie's bloß glaubt!"

Mieke wäre fast noch umgekehrt, wenn sie nicht just das Ziel erreicht hätten. Ein hohes eisernes Gittertor, durch das tiefeingefahrene Räderspuren führten, stand weit offen. Die Kleine atmete tief auf, wie sie in die sonnendurchflickerte Lindenallee einbogen, die mitten über den Kirchhof führte. Was blühen konnte, das blühte noch an diesem sommerlichen Septembertag auf den Gräbern, Levkojen, rot und weiße Astern und volle Herbstrosen, die stark und schon welk dufteten. Über das Kind aus der halbdunklen Ladenstube und dem Hinterhof am Nikolaikirchplatz kam es wie ein innerliches Jauchzen, das aber nicht laut wurde. Sie drückte die Schulmappe ganz fest an sich und sah mit glänzenden Augen um sich.

Dorette Meinert hatte nicht viel für Rosen und Astern übrig, sie strebte bloß eilig weiter.

„Letzten Sonntag sind wir hier gewesen, Mutter und wir alle. Was unser Fritz ist, der vergangenes Jahr gestorben ist, der liegt ja hier. Bloß drei Tage ist er alt gewesen, aber ein ordentliches Grab hat er doch, und ein Kreuz darauf. Da hinten ist es. Herrje, was machst du denn da? Blumenpflücken ist doch verboten! Da kommt schon einer, der aufpaßt! Mach, komm her!"

Mieke Eckart hatte es nicht lassen können, im Vorbeigehen von einem Busch wilder Malven ein paar Stengel abzurupfen, warf sie aber von sich wie gestochen, als sie atemlos hinter Dorette herrannte.

„Dorette — — warte doch — — kommt er? Jagt er uns weg? — — Dorette!"

„Dummes Zeug!" Der Rotkopf blieb stehen und spähte zwischen den hohen Lebensbäumen durch. Der Arbeiter mit der Schiebkarre, vor dem sie ausgerissen waren, war nirgends mehr zu sehen.

„Was soll der uns wegjagen? Wer hier wen liegen hat, der darf hier sein."

In Miekes Augen stand die helle Angst, das Weinen war ihr nah. „Ja, du! Aber ich habe doch keinen hier!"

„Doch, du auch, paß nur auf. Sieh, da ist es schon. M—a—Ma—Ma—rie Eckart!" buchstabierte triumphierend die Große von der weißen Marmortafel zwischen schwarzgrünen Efeublättern, vor der sie stehen geblieben waren. „Siehst du's nun? Na?"

Mieke Eckart sagte erst gar nichts, sie stand nur und sah mit großen ratlosen Augen die Marmortafel mit den blanken Goldbuchstaben und dann die Kameradin an, die sich neben sie auf die Steinplatte des Nachbargrabes gehockt hatte. Lesen konnte sie das auch schon, aber verstehen nicht. Sie schüttelte den Kopf.

„Marie Eckart, — das bin doch ich."

„Dumme Lise, du bist doch nicht tot. Die hier hat eben auch so geheißen."

„Ja, aber Dorette — —"

„Herr du meine Güte, wenn die noch lebte, sollte es bei Eckarts auch wohl anders aussehen, hat meine Mutter gesagt," schwatzte Dorette wie eine Alte und klappte dabei mit ihrem Federkasten auf ihren Grabsteinsitz. „Wir sind allzusammen hier stehen geblieben Sonntag. Meine Tante Matthäi hat gesagt, ja, den Eckart soll es wohl gereut haben. So recht fürs Geschäft und für die Wirtschaft war sie ja nicht, aber doch eine ordentliche Frau und kein schlechtes Frauensmensch. Meine Mutter hat aber geschimpft und mich weggejagt, wie ich zuhörte. Weißt Du denn nichts davon, Mieke? Hat dir dein Vater nicht von der erzählt? Das ist doch seine erste gewesen, deine Mutter ist ja bloß die zweite."

Sie gab der Kleinen einen Puff und riß sie am Kleid. „Na, sag doch was, bist ja langweilig!"

Mieke Eckart sagte aber nichts, auf ihrer Stirn stand nur eine scharfe Grübelfalte, die dem kleinen Gesicht etwas Frühaltes, Gequältes gab. Was sagte Dorette da? Sie selber wußte nicht so Bescheid in der Welt wie das Wirtshauskind. Warum war das da die erste und Mutter die zweite? Mutter war doch Mutter und war immer da gewesen! Und diese hier?

Stiefmutter! Das Wort fiel dem Kind auf einmal ein. Stiefmutter ist, — — Stiefmutter ist, wenn die richtige tot ist, hatten die in der Schule doch gesagt. Wenn dies nun die richtige war? Lene Hoberg, die mit den schlechten Kleidern, hatte auch eine Stiefmutter. Mutter gab ihr, Mieke, doch auch nie einen Kuß. Gerade wie Lenes Stiefmutter. Mutter schalt immer. Mutter machte nie ein lustiges Gesicht, wenn Mieke aus der Schule kam, oder ging ihr entgegen wie die Tischlersfrau ihren Zwillingen.

Mieke schrak auf, als das Nachhausekommen ihr einfiel.

„Dorette, Dorette, ich muß weg. Wir müssen rennen. Mutter wird gewiß böse!"

Sie sah jetzt die Rosen und Astern gar nicht mehr. Das Herz klopfte ihr stark und nicht nur vom Laufen, als sie nach einer knappen Viertelstunde wieder in die bekannteren Straßen kam. In der Nikolaistraße trieb ein Nachbarsjunge seinen Reifen.

„Warte man, Mieke, deine Mutter sucht dich schon!" schrie er herüber, als er die beiden sah, „das gibt schöne was!"

Da sah Mieke ihre Mutter auch schon kommen. Das Kind ging langsamer.

Christiane Eckart war ohne Hut, in dem scharfen Gesicht stand ihr etwas wie Aufregung und Sorge, die aber mit einem Schlag in dunkelroten Ärger umschlug, als die Kinder ihr ins Auge fielen. Sie drohte Mieke schon von weitem.

„So, da bist du wieder? Habe ich dir erlaubt, dich herumzutreiben, was? Die Beine hat man sich lahmgelaufen nach dir, bis nach der Schule bin ich gewesen, und habe gesucht! Ich will dich lehren nach Hause kommen, warte! Drei Tage nicht vor die Tür, sage ich dir!"

Das Kind duckte sich vor der festen Hand, die ihm rechts und links um die Ohren schlug, daß es klatschte. Einen kurzen Augenblick war es ihm wie erschrockene Freude durch den Kopf geschossen. Mutter hat mich gesucht! Mutter hat mich aus der Schule geholt! Aber jetzt fühlte es nur noch, wie ihm die Backen brannten. Stiefmutter! Das Wort war auf einmal wieder da. Stiefmutter ist, wenn sie haut, sagte Mimi Sievers.

Franz Eckart war es gewohnt, daß die Kleine nicht viel sagte; darum fiel es ihm nicht auf, daß sie diese Zeit noch scheuer und in sich versunkener war als sonst. Er war zufrieden, wenn er in der gewohnten Ecke nur den hellblonden Kopf mit den zwei festgeflochtenen dünnen Zopfschwänzchen sah.

Es war so ganz nebenher gekommen, daß das Kind ihm blutnötig war. Eigentlich seit der letzte Lehrling weg war. Eckart hatte einen neuen annehmen wollen, es hatte sich aber keiner gemeldet. So stand der gebückte frühgealterte Mann mit den langsamen unsicheren Bewegungen allein hinter dem Tresen, und er wäre trotz der kümmerlichen Kundschaft wohl kaum mehr mit dem Geschäft fertig geworden ohne die kleine geschickte Hand, die lautlos und ungefragt eingriff, wenn er einem Kunden das Verkehrte auswog oder falsch herausgab — Versehen, die ihm jetzt öfter passierten und ihn selber heimlich ängstigten. Die Kunden nickten dem kleinen ernsthaften Ding zu, das noch kaum über die Tischplatte sah und doch mit seinem scheuen „was gefällig?" da war, wenn es nottat, und zugriff wie eine Alte.

Als die dicke Frau Meinert, die Prinzenhofwirtin, das erste Mal ihre Tochter mit der Mieke Eckart zusammen auf einer Treppenstufe hockend am Schulweg abfaßte, fiel die Maulschelle für ihre Dorette viel sachter aus, als die erwartet hatte.

„Habe ich dir nicht das Zusammenstecken verboten, he? Was treibt ihr denn da für Dummheiten? Her damit!"

„Rechnen! Mieke hilft mir," sagte Dorette dreist und hielt Miekes Hand fest gepackt, daß die nicht entwischen konnte. Die dicke Frau lachte barsch.

„Wird was Rechts sein!"

Die Dorette hatte aber nicht gelogen. In ihren krausen roten Kopf wollten keine Zahlen hinein, und was an richtigen Exempeln in ihrem Heft stand, das kam aus Mieke Eckarts bedachtsamem kleinen Rechenverstand. Die Wirtin sah dem Kind einen Augenblick scharf in das blasse, ängstliche Gesicht.

„Muß denn das hier auf der Straße gemacht werden? Bring die Mieke meinetwegen mit, ihr könnt die Rechnerei zu Hause machen."

So kam es, daß Mieke Eckart zu ihrem halbdunklen muffigen Ladenstuben- und Hinterhofdasein noch ein ganz neues buntes Stück Welt dazukriegte. In der großen verräucherten Wirtshausküche, in der es immer nach Gebratenem und Zwiebeln roch und von Geschirr klapperte, hatten die zwei Kinder eine Ecke des gescheuerten Küchentisches für sich. Über Hefte und Schulbücher weg sah Mieke mit scheuen ernsthaften Augen um sich, und sie hatte genug zu sehen. Frau Meinert hielt darauf, daß ihre Küche blitzblank war von den blauweißen Wandkacheln an bis zu den blankgescheuerten Kupfertöpfen und dem großen Messingmörser auf dem Bört. Die dicke Frau regierte selber am Herd und kommandierte ihre Küchenmädchen und den Laufjungen wie ein General, wenn es nottat, auch mit Maulschellen.

Wenn oben in der großen Gaststube mit Geklapper der Mittagstisch abgeräumt wurde, den die Wirtin für Ladendiener und ein paar ältliche Buchhalter und Postbeamte hielt, kam sie bisweilen mit herdrotem Gesicht selber gelaufen und schob Mieke irgendeinen Schüsselrest zum Ausschlecken über den Tisch, süße Zwetschen oder auch eine Scheibe Braten. Das blasse Wurm dauerte sie, dem man es ansah, daß zu Hause der Kohl just nicht allzu fett gekocht wurde.

Am lautesten ging es her, wenn „die Alte" am späten Nachmittag pustend aus der Küche verschwand, um ihren Nicker zu machen. Herr Meinert, der Wirt, schob sich dann auch mit seiner Glatze und dem roten Schnurrbart in die Küchentür, wenn er das Schwatzen und Lachen hörte, schrie irgendeine Bestellung herein und kniff die Küchenmädchen in die drallen Arme, daß sie kreischten. Meinerts Hermann, Dorettes großer Bruder, saß in seiner blauen Aufwärterschürze auf dem Küchentisch, trank die Reste aus den Gläsern und hatte das große Wort zwischen den Mädchen. Die mochten ihn nicht, und Mieke hatte Angst vor dem dreisten rothaarigen Jungen.

Eines Tages, als sie zu Dorette hinüberging, hatte sie schon auf dem Hausgang ein Jachtern und unterdrücktes Juchen in der Küche gehört. Wie sie die Tür aufmachte, sah sie in eine Ecke gedrängt mit rotem Kopf eins von den Küchenmädchen, das sich mit Fäusten und Füßen gegen den vierschrötigen Burschen wehrte. Mieke schrie hell auf, ganz ohne Besinnen.

„Laß los! Du sollst sie nicht schlagen!"

Mit einem Fluch fuhr der Bursche herum, das Mädchen war ihm im Augenblick unter den Fingern weg und faßte noch atemlos das Kind in die Arme, das vor Schrecken in Tränen war.

„Heul nicht, Mieke, er tut uns nichts. Mach daß du wegkommst, Bengel, du bist mir viel zu grün, als daß ich um dich Dummheiten mache."

„Kröte, wart!" Der Rotkopf drohte mit der Faust nach Mieke und lachte dann auf, wie er sich aus der Tür schob. „Wirst es schon auch noch lernen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!"

Mieke fuhr die Nacht mit einem schluchzenden Schrei mitten aus dem Schlaf, weil sie Meinerts Hermann gesehen hatte, der mit den Fäusten auf sie loswollte. Eine ganze Woche blieb sie aus Meinerts großer Küche weg und war verscheucht und stumm, als sie wiederkam. Es war dem Kinde die Ahnung von etwas Fremdem, Häßlichem aufgegangen, vor dem es sich dunkel fürchtete, ohne es zu verstehen.

Christiane Eckart wurmte es heimlich, daß ihre Mieke bei Leuten aus- und einging, die von ihr selber nichts wissen wollten, aber sie verbot den Verkehr nicht. Sie fragte auch nie, was Mieke die halben Nachmittage drüben trieb. Die verbitterte Frau war schweigsam geworden zwischen dem stumpf in sich versunkenen Mann und dem stillen Kind, die beide neben ihr und doch weit weg von ihr lebten. Ihre angeborene lebhafte Art und Heftigkeit tobte sich aus, wenn sie in der Küche polternd zwischen den Töpfen wirtschaftete, oder wenn der Scheuerteufel über sie kam. Putzen und Scheuern, das war ihre einzige Freude jetzt. Das Ausgehen hatte sie sich abgewöhnt. Auch wenn ihr Mann alle paar Wochen einmal am Sonntagnachmittag Hut und Stock nahm und mit seinem langsamen schlotterigen Schritt aus dem Haus ging, dachte sie nicht an Mitgehen. Sie wußte, wohin er dann ging, ohne daß er es ihr gesagt hatte. Ein böser Ausdruck stand im Gesicht der Frau, wenn sie von der Ladenstube aus auf das Zuschlagen der Haustür horchte, das schollernd in dem stillen Haus nachdröhnte.

Christiane hatte ihren Mann auch richtig taxiert. Franz Eckart kannte seit Jahren keinen anderen Weg mehr als diesen, den er an solchen Sonntagen ging.

Er hatte sich neben dem Grabe draußen eine kleine Bank zimmern lassen; auf der saß er, den Hut auf den Knien, und sah vor sich hin. Er empfand eine Art von Zuhausegefühl an diesem Platz, der ihm ganz allein gehörte und keinen anderen kümmerte. Deshalb ließ er auch keine fremden bezahlten Hände an das Grab, suchte die welken Blätter selbst mühselig zwischen dem Efeu heraus und rieb die Marmorplatte blank, wenn Staub und Regen die Buchstaben blind gemacht hatten.

Ein paarmal hatte er in diesem Herbst schon verwelkte Blumen auf dem Stein gefunden, eine Handvoll Gänseblumen und blühendes Unkraut, wie es am Straßenrand wächst. Er hatte erst nicht darauf geachtet und sie weggeworfen, aber als sich das öfters wiederholte, wurde er aufmerksam und unruhig. —

Seine arme Marie war fremd gewesen hier in der Stadt und hatte noch keine guten Freunde gehabt, still und schüchtern wie sie war. Er wußte keinen, der jetzt noch an sie denken könnte. Aber diese Blumen waren absichtlich hingelegt, soviel war sicher.

Eine wunderliche Art Eifersucht wuchs in dem vergrübelten, ältlichen Menschen auf. Wen ging diese Tote hier etwas an als ihn? Es sollte sie

ihm keiner wegnehmen, auch nicht ein Stück von ihr. Wenn er wenigstens gewußt hätte, wer sich da zwischen ihn und sie eindrängte! Er fing an, fast jeden Sonntag hinauszugehen, sogar im Schlackerschnee und Regen. Es quälte ihn, daß er am Wochentag nicht aus dem Laden wegkonnte; und eines Nachmittags ließ er sogar Mieke für zwei Stunden allein hinter dem Tresen und schützte einen eiligen Geschäftsgang vor. Aber er kam wie immer nach Haus, ohne etwas anderes als ein paar halbverwelkte gelbe Blumen, sorgfältig mit einem Faden zusammengebunden, gefunden zu haben.

Es ging wieder auf den Frühling, als er eines Sonntags früher als sonst herauskam und schon von weitem etwas auf seiner Bank sitzen sah. Gebückt hinter den hohen Lebensbäumen schlich der Mann sich näher, auf einem Umweg, daß er dem Störenfried in den Rücken kam.

Nun war er ganz nah. Er stand auf einmal und streckte den Kopf vor, als ob er seinen Augen nicht traute.

„Marie!" sagte er heiser.

Das Kind auf der Bank fuhr hoch, wie auf einer Sünde ertappt, blutrot bis unter den Hut.

„Vater — ich — ich —"

Einen Augenblick sagte keiner etwas. „Hast du die Blumen hierhergebracht?" fragte Eckart dann hastig. Mieke nickte nur und zerrte am Hutgummiband.

„Hat dir einer das gesagt?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Warum tust du es denn?"

„Ich wollte bloß — ich dachte —"

Sie schluchzte auf einmal los, in ihre beiden Hände hinein. Eckart mußte sich auf die Bank setzen und sie zwischen die Knie nehmen. Nach und nach erst, zwischen Schluchzen und Stottern, brachte er aus dem Kinde heraus, was für ein verworrenes Gewebe von Wahrem und Falschem es sich in seinem ernsthaften Grübelkopf ausgeheckt hatte. Ganz starr sah er sie an, es kam etwas wie ein Erschrecken über ihn, als er sie endlich begriff. Woher hatte sie das? Hatte er nicht selber irgendwann schon so etwas gedacht, ja sogar die Tote da unten in dem kleinen Gesicht des Kindes wiederzufinden geglaubt? —

Er schüttelte hastig den Kopf.

„Wie kommst du darauf, Mädchen? Deine richtige Mutter? Das ist diese hier nicht! Mutter zu Hause ist keine Stiefmutter, hörst du? Wer hat dir das Zeug in den Kopf gesetzt?"

„Keiner. Ich dachte bloß, weil — weil Mutter immer böse mit mir ist" — —

Mieke schluchzte noch einmal in sich hinein. Eckart sah gedrückt vor sich hin.

„Mutter meint das nicht so, Marie."

Mieke sagte nicht gleich etwas. Dann sah sie auf.

„Darf ich nun nie mehr Blumen herbringen?"

Sie suchte ängstlich in seinem Gesicht die Antwort, wie er einen Augenblick still blieb. Irgend etwas schnürte ihm die Kehle. Aber auf einmal stieg es dem vergrämten Mann warm zum Herzen, daß er sich bückte und das Kind auf seine Knie heben mußte.

„Doch, Kind. Wir wollen zusammen welche herbringen. Nur" — er stockte unsicher — „nur mußt du Mutter nichts sagen."

Das Kind nickte altklug und fragte nicht, warum. Doch noch einen Augenblick seufzte es wie ein Altes und rutschte von dem Knie des Vaters auf die Erde.

„Wenn wir beide ganz, ganz gut sind, Vater, ist Mutter dann auch immer böse auf uns?"

Aber Franz Eckart war schon wieder in sein stumpfes müdes Hinbrüten verfallen, er schüttelte nur zerstreut den Kopf.

„Ich weiß nicht, Kind. Komm nach Hause."

Christiane Eckart kniff die Lippen zusammen, als sie oben vom Fenster aus ihren Mann mit dem Kind an der Hand zurückkommen sah. Sie fuhr Mieke barsch an, als die ihr in der Küche zur Hand zu gehen versuchte, und achtete nicht darauf, daß ihr die Augen voll Wasser standen, als sie sich wieder aus der Tür drückte.

Über Mieke Eckarts ernsthafter Kindheit blieb das unfreundliche Halbdunkel der Hinterstube und der süßliche Muffgeruch des Ladens, der in dem alten hohen Haus bis in den hintersten Treppenwinkel und die höchste Bodenkammer kroch. Aber diese Kindheit sollte nun bald zu Ende sein. Mieke und Dorette Meinert gingen zum Pastor von St. Nikolai zur Kinderlehre.

Die beiden Mädchen waren nicht so viel zusammen wie früher. Mieke mußte jede halbe Stunde, die sie von der Schule übrig hatte, im Laden helfen und ihre Katechismusfragen hinter dem Tresen zwischen Abwiegen und Groschenwechseln lernen. Es lag dem Kind jetzt fast alles auf den Schultern, denn vom Vater hatte es keine Hilfe mehr. Franz Eckart hatte seit einer Zeit auf dem Bört zwischen den Spirituskannen immer eine Kognakflasche stehen, die aufgekorkt war. Mieke hatte sich auf den Tod erschrocken, als sie eines Morgens aus der Schule kam und den Vater im Kontorstuhl hängend fand mit ganz leeren verglasten Augen, auch auf alles Rufen und ängstliches Schütteln keine Antwort bekam als ein heiseres Lallen. Das Kind hatte die Mutter nicht dazugerufen und mit Herzklopfen gewartet, bis er unter dem kalten Tuch, mit dem sie ihm die Stirn wusch, wieder zu sich kam. Es war aber nicht das letztemal geblieben. Das Geschäft ging zurück dabei, und immer öfter kam es jetzt vor, daß die Kunden trotz der bittenden Augen des Kindes ungeduldig weggingen, weil wieder einmal eine Ware ausgegangen war und es Wochen und Wochen dauerte, bis sie wieder bestellt wurde.

Immer nur, wenn die großen Briefe kamen, die der alte Gerichtsbote jetzt bisweilen ins Haus brachte, wachte Franz Eckart aus seiner Dumpfheit etwas auf. Er verfiel dann in unruhige gequälte Geschäftigkeit, schrieb Briefe und machte Ausgänge. Aber nach ein paar Tagen war es wieder beim Alten.

Und zweimal war sogar im letzten Jahre die blaue Uniform des Gerichtsvollziehers in der Tür unter dem bunten Mohren erschienen, einen Trupp Straßenrangen hinter sich, die wußten, was der Mann mit den blanken Knöpfen bedeutete. Das letztemal war er Christiane Eckart in die Quere gelaufen. Mieke benahm es fast den Atem, wenn sie daran dachte, wie Mutter damals plötzlich mit rotem Kopf scheltend und schreiend mitten im Laden stand. Sie selber war aus der Tür gewischt vor Angst. In der Küche hatte sie gehockt und mit Herzklopfen auf die zornigen, streitenden Stimmen da drüben gehorcht. —

Spät am Abend erst, nach Ladenschluß und ein paar hastig hinuntergeschluckten Bissen, hatte Mieke Zeit, bisweilen noch eine halbe Stunde zu Dorette hinüberzulaufen. Die Mädchen standen vor der Tür oder im Hausgang. In der großen Küche ging es jetzt abends laut und wild zu. Die Wirtschaft war vielbesucht und hatte sich vergrößert; sogar ein Kellner war angestellt, ein windiger langer Mensch in schäbigem Frack mit Fettflecken, mit dem die laute lustige Dorette sich herumjagte und Augen zuwarf wie eine Große. Mieke machte so etwas nicht. Sie sah wie ein Kind aus neben der derben rotköpfigen Dorette und war mit ihren fünfzehn Jahren schmal von Schultern und klein wie eine zwölfjährige, aber sie hatte ein paar merkwürdige klargraue Augen unter dem schlichten blonden Haar, und Meinerts Hermann war der einzige nicht, der das jetzt schon herausfand. Er hatte aber kein Glück damit, als er sich an das stille Kind heranmachen wollte, und verzog seitdem höhnisch den Mund, wenn er sie sah. „Krabbe!"

Mieke war noch scheuer geworden als sonst und war nicht mehr in die Küche zu bringen, auch nicht an die Gaststubentür, durch die Dorette gern mit neugierigen Augen durchblinzelte. Sie hatte Mieke einmal durch die Spalte sehen lassen, als es an einem Sonnabend recht voll war. Mitten in dem betrunkenen Spektakel, durch einen blauen Nebel von Zigarrenrauch hatte Mieke auf einmal ihren Vater gesehen, hinten an dem Ecktisch. Er kam dem Kind auf einmal sonderbar fremd vor, graublaß und verkommen, mit ein paar schlaffen, häßlichen Falten am Mund herunter. Mieke war zurückgefahren, ganz weiß im Gesicht, und hatte nichts gesagt. Seitdem mochte sie abends lieber vor der Tür bleiben.

Draußen blühten die paar Lindenbäume, die vor der Nikolaikirche standen, wie eine kleine grüne Insel zwischen die dunklen, gedrängten Giebel des engen Platzes eingeschlossen. Die beiden Mädchen saßen auf der Steinbank, die in den Eingang des Prinzenhofs eingebaut war, strickten und schwatzten halblaut. Dorette stieß Mieke an, wenn die Mädchen mit ihren Schätzen, die auf dem Platz spazierten, aus dem blauen Halbdunkel der Bäume unter den grellen Laternenschein kamen.

„Sieh doch, sieh Kantors Lene! Die ist auch erst fünfzehn. Herrjeh wenn ich bloß wollte, ich hätte längst einen, aber —"

Sie wandte plötzlich den Kopf und horchte nach der Gaststube.

„Du liebe Güte, haben sie sich da drinnen wieder mal an den Köpfen? Ist doch kein Sonntag heute. Die verrückten Saufbrüder die! Horch bloß! Himmel, weg, sie kommen —"

Die Mädchen fuhren zugleich hoch, wie die Gaststubentür aufflog, Rufen und Lärm war drinnen, Leute drängten eilig heraus. Es schien aber keine Schlägerei.

„Einen Doktor!“ schrien ein paar, „gleich um die Ecke in der Burgstraße! „Nein, nein, am Roßmarkt!“

„Wie der da hinschlug, Wetter! Wie ein Klotz! Wer ist es?“

„Weiß ich nicht, er sitzt da jeden Abend, ein Blasser, Langer —“

Mieke hatte aufgehorcht, in die Ecke der Bank gedrückt, es zuckte etwas in ihr auf. Als Dorette sich nach ihr umsah, war sie weg. Ohne Besinnen, wie ein Wiesel unter den Armen der Leute durch, drängte sie sich in die Tür.

Der dunkle, aufgeregte Knäuel Leute am oberen Ende der Gaststube teilte sich etwas und schob sich rasch wieder zusammen; die hinten standen, reckten die Hälse. In der Mitte neben dem runden Ecktisch war ein Raum frei.

Mit dem Kopf in einer Lache Bier lag Franz Eckart da, lang auf der Erde, den Mund häßlich offen und in den Spalten der Lider nur das Weiße der Augen sichtbar wie bei einem Toten. Ein paar Schritte daneben in Scherben das Bierseidel. Er war ganz plötzlich vom Stuhl geschlagen, wie vom Blitz getroffen, eben wie er es an den Mund gesetzt hatte.

„Herrje, wo kommt das Kind her? Mieke, Kind, das ist nichts für dich!“

Das Mädchen hockte schon auf der Erde und hatte den Kopf des Bewußtlosen auf den Knien. Es sah zu der dicken Wirtin in die Höhe, als ob es sie nicht verstände, und mit ganz weißem Gesicht.

„Wasser!“ sagte es nur. Irgend jemand hatte schon eine Schüssel voll geholt und setzte sie auf die Erde. Mit fliegenden Händen tauchte Mieke ihre Schürze hinein und wusch das wächserne Gesicht auf ihren Knien, daß ihr dünnes Wollröckchen darunter triefte. Die Meinertsche sah ihr noch einen Augenblick zu, dann drehte sie sich herum, die Hände auf den Hüften.

„Ist einer zum Doktor hin? Vom Gaffen wacht er nicht wieder auf, Herrschaften! Und der Frau muß auch Bescheid gesagt werden. Du lieber Himmel, lauter Mannsleute bloß, die haben doch den Verstand nicht von so was. Dann will ich nur machen, daß ich selber hinkomme.“

Ein paar lachten halblaut hinter der dicken Frau her, wie sie die Schürze abband und sich mit den Ellenbogen einen Weg machte. Die Gaffer zerstreuten sich an die Biertische, hier und da klappte schon wieder ein Krugdeckel.

Christiane Eckart saß in der Ladenstube bei der Lampe in dumpfer, stickiger Luft, als es klopfte. Ihr Herein klang just nicht einladend. Wie sie die Meinertsche sah, legte sie ihre Flickarbeit auf den Schoß und kniff die Lippen zusammen. Die Prinzenhofwirtin war in der Tür stehen geblieben.

„Tut mir leid, daß ich störe, Frau Eckart, aber was sein muß, muß sein. Kriegen Sie keinen Schrecken, Ihrem Mann ist nicht recht. Bloß, daß Sie Bescheid wissen, wenn er kommt.“

Christiane war aufgestanden, ihr Gesicht sah scharf aus, aber steinern ruhig. „Tot?“ fragte sie nur kurz und hart.

Die Wirtin schüttelte den Kopf.

„So schlimm soll es wohl noch nicht sein. Bloß bei sich ist er noch nicht wieder. Sie kommen wohl gleich und bringen ihn."

Die dicke Frau zögerte etwas und kam dann an den Tisch, ein gutmütiges Mitleid in dem derben, roten Gesicht.

„Nachbarsche, wenn Sie wen nötig haben, ich wohne zwei Türen weiter. Es gibt doch in Krankheitszeiten mancherlei, wo man Hilfe brauchen kann."

Die Eckart stand und sah die Nachbarsfrau an, einen schwarzen, feindlichen Trotz in den Augen.

„Ich brauche keinen! Ich kann jetzt auch alleine fertig werden!" sagte sie hart, mit dem Ton auf dem auch. Die Dicke wiegte den Kopf.

„Je ja, ich weiß. Aber was gewesen ist, soll man gewesen sein lassen, Nachbarsche. Vor Not und Tod sind wir einer nicht besser wie der andere. Weiß der liebe Himmel, um den Eckart dauert es mich recht. Herrje, da kommen sie wohl schon mit ihm an."

Draußen waren schwere, trapsende Schritte, wie von drei, vier Leuten zugleich, erst auf der Treppe, jetzt im Hausgang. Ohne der dicken Wirtin zu antworten, ging Christiane Eckart an ihr vorbei und warf die Tür auf.

„Hier herein!" rief sie laut, aber mit einem heiseren Klang in der scharfen Stimme.

Auf das schmale, eingesessene Roßhaarsofa betteten sie den Mann, der schwer und schlaff wie ein Sack auf den Armen der Männer hing. Christianes Gesicht blieb hart und ganz unbewegt, wie sie den Tisch abrückte und in ihrer raschen Art mit zugriff. Jetzt lag er richtig. Aber auf der hartgepolsterten, steifen Seitenlehne des Sofas fiel der leblose Kopf zur Seite und fand keinen Halt. Als Christiane sich suchend umsah, stand auf einmal Mieke da, atemlos vom Laufen, ein blaugewürfeltes Bettkissen im Arm, das sie hastig dem Mann unter den Nacken schob. Sie mußte es eilig oben aus ihrem eigenen Bett geholt haben. Christiane sah das Kind mit einem kurzen, mißtrauisch verwunderten Blick an.

Draußen war ein rasches Klopfen an der noch offenstehenden Tür. Zwischen den Trägern durch, die noch in der engen Stube herumstanden und sich die Stirn wischten, kam der rasch hergerufene Doktor herein. Nach kurzem Gutentag bückte er sich schweigend mit ernstem Berufsgesicht über den halboffenen Mund des stillen Mannes, der da unter dem grellen Lichtkreis der Lampe lag wie ein Toter.

(Schluß folgt.)

Die Durchführung der Berliner Kongreßakte.

(1880—81)

Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch.

Herausgegeben
von
L. Raschdau,
Kaiserl. Gesandten z. D.[1])

Mit dem Abschluß der Arbeiten des Berliner Kongresses schien eine Ruhezeit in der Beschäftigung der europäischen Staatsmänner mit der orientalischen Frage eintreten zu wollen. Die Gefahr eines Weltkrieges war beseitigt, der Bestand des osmanischen Reiches noch einmal nach der Aufteilung, die der Präliminar-Friede von San Stefano vorgenommen, gesichert und das gemeinsame Interesse aller Großmächte an den Zuständen im südöstlichen Europa urkundlich festgelegt worden. Aber das Werk, das die Diplomatie in Berlin ausgearbeitet hatte, trug zu sehr die Spuren des Geistes, der den Kongreß beherrschte; es hatte den Schmerzen, die alle die verschiedenen Nationalitäten auf der Balkanhalbinsel plagten, zu wenig Rechnung getragen, um nicht sofort zu neuen Schwierigkeiten zu führen. Fürst Bismarck und die Vertreter der zunächst interessierten Mächte hatten in erster Linie den Willen, den Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und England und wahrscheinlich auch Österreich-Ungarn zu verhüten. Über diesem Streben machte man mit vielen, auch sehr wichtigen, Fragen ziemlich kurzen Prozeß, suchte über mancherlei Schwierigkeiten mit einigen allgemeinen Verfügungen hinwegzukommen und überließ der Zukunft die Beruhigung der Balkanvölker und die endgültige friedliche Verständigung der großen Kabinette. In diesem Vertrauen hat sich die Diplomatie nicht getäuscht und damit unzweifelhaft einen großen Erfolg erzielt. Denn zunächst zogen sich die meistbeteiligten Großmächte aus Stellungen, die unhaltbar und höchst gefährlich geworden waren, zurück und setzten sich mit mehr oder weniger gutem Willen an die friedliche Kleinarbeit, die die Ausführung des Berliner Vertrages erforderte.

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, Dezember 1909.

Auch diese Tätigkeit, obwohl sie zeitweilig der Arbeit der Penelope zu gleichen scheint, bietet dem Politiker manches Interessante und besonders auch jetzt wieder eine Lehre. Man hat in letzter Zeit oft der Bemühungen gespottet, die die Diplomatie an die Lösung der kretischen Frage verwendet. Wer die folgenden Mitteilungen liest, wird daraus den Schluß ziehen, daß kein Grund vorliegt, warum man nicht auf dem bisher verfolgten Wege heute ebenso über die Schwierigkeiten hinwegkommen sollte, wie damals in dem griechisch-türkischen Konflikt, an dessen Lösung alle Arbeit der Staatsmänner zu scheitern schien.

Von diesem Konflikt und dem montenegrinischen Grenzstreite handeln die folgenden Aufzeichnungen von Dr. Busch, der damals als Dezernent im Auswärtigen Amt die orientalischen Dinge mit unbestrittener und von seinem Chef, dem Fürsten Bismarck, gern anerkannter Sachkenntnis bearbeitete.

Zu leichterem Verständnis schicken wir einige Bemerkungen voraus:

Die Berliner Kongreßakte hatte die längst bestehende tatsächliche Unabhängigkeit Montenegros nunmehr auch völkerrechtlich anerkannt und dabei die Grenzen des Landes auf Kosten der Türkei erweitert, freilich nicht in der Ausdehnung, wie sie Rußlands Wohlwollen im Vertrage von San Stefano verfügt hatte. Erheblich schwieriger aber als diese Grenzfeststellung auf dem Papier war, wie wir sehen werden, die Durchführung des Kongreßbeschlusses.

Mit Griechenland hat sich die Akte viel kürzer befaßt. Während das Land der Schwarzen Berge an den Kämpfen der letzten Jahre sich eifrig beteiligt hatte, war Griechenland, trotz alles russischen Drängens, unter dem Druck der Mächte ruhig geblieben. Das Interesse Europas für Griechenland war, etwa abgesehen von Frankreich, zunächst nicht besonders groß. Der Kongreß beschränkte sich darauf, die Pforte und Griechenland zu einer Verständigung über gewisse allgemein angedeutete Gebietsabtretungen aufzufordern, und behielt den Mächten die Vermittlung vor, falls die Einigung nicht zustande käme. Da in der Tat eine direkte Verständigung nicht zu erzielen war, mußte die europäische Diplomatie von 1879 ab die Verhandlungen so gut wie ganz übernehmen.

Diese Aufgabe erwies sich bald, sowohl nach der montenegrinischen wie nach der griechischen Seite, äußerst schwierig. Die Vorschläge der Mächte schnitten im Norden wie im Süden tief ins albanesische Fleisch. Darüber erhob sich bei dem tapferen Bergvolke ein so heftiger Widerstand, daß lange Zeit alle Versuche eines friedlichen Austrages vergeblich schienen. Man muß der europäischen Diplomatie das Lob zollen, daß sie in dieser schwierigen Aufgabe sich nicht rechthaberisch zeigte. Im Gegenteil! Busch kann in den folgenden Notizen unter den Eindrücken des Tages seinen Unwillen und Spott über das unentschlossene und wankelmütige Treiben der Regierungen nicht unterdrücken. Aber der Rückblickende wird milder urteilen. Ohne schwere Kämpfe waren radikale Veränderungen nicht zu erreichen; so begnügte man sich überall mit Kompromissen und hatte schließlich die Genugtuung, den brodelnden Kessel am Überlaufen verhindert zu haben.

Im April 1880 waren die Pforte und Montenegro dahin übereingekommen, daß zwar nicht Gusinje und Plava (wie der Berliner Kongreß bestimmt hatte), dafür aber gewisse Gebietsstreifen am Meere und am Skutarisee an Montenegro fallen sollten. Der Ausführung kamen aber die Albanesen zuvor, und da der Sultan nicht gegen seine eigenen Untertanen gewaltsam vorgehen wollte, schien die Lage gespannter als je. Das weitere ergeben die folgenden Aufzeichnungen.

Berlin, den 8. Mai 1880.

Die Lage im Orient wird wieder schwieriger. Die Pforte will nicht (und kann vielleicht auch nicht) den Gebietsaustausch an der montenegrinischen Grenze ausführen, d. h. die Albanesen nicht zwingen, die Stellungen, welche sie unter Konnivenz der türkischen Truppen beherrschen, den Montenegrinern einzuräumen. Inzwischen gewinnt die albanesische Bewegung immer mehr an Ausdehnung und man fürchtet, daß sie nächstens zum Angriff gegen Montenegro übergehen wird. In Petersburg empfindet man die Unsicherheit der montenegrinischen Verhältnisse sehr unangenehm und schlägt als vorläufiges Mittel eine Kollektivnote der Mächte vor, durch welche der Pforte mit mesures efficaces gedroht werden soll, wenn sie den Vertrag nicht ausführt.

Gleichzeitig hat auch das neue englische Kabinett ein Zirkular an die Mächte gerichtet, in welchem eine ähnliche Note, die aber auch noch auf Ausführung des griechischen Arrangements und der Reformen für die Armenier drängen soll, vorgeschlagen wird.

11. Mai.

Die beiden Vorschläge, der englische und der russische, liegen nunmehr den Kabinetten vor und machen einander eine gewisse Konkurrenz. Der russische droht der Pforte mit mesures efficaces, welche die Mächte ergreifen würden, falls die Pforte das Abkommen mit Montenegro nicht unverzüglich ausführen sollte. Die Formel ist auch stilistisch ungefähr dieselbe, wie in dem Berliner Memorandum. Doch scheint diese Drohung weder in Wien noch in London Zustimmung zu finden. Noch weniger würde wahrscheinlich die praktische Form der mesures efficaces zusagen, die Saburow[1]) hier ganz vertraulich zur Sprache gebracht. Diese sollte darin bestehen, daß die Mächte ein Geschwader an der albanesisch-montenegrinischen Küste konzentrieren, welches auch Ausschiffungstruppen an Bord haben soll, unter deren Schutz die Montenegriner in den Besitz der ihnen zugesprochenen Grenzen gesetzt werden sollen.

Zu eigener Aktion scheint man in Petersburg nicht aufgelegt, desto handgreiflicher tritt wieder das traditionelle Bestreben hervor, das vereinigte Europa gegen die Pforte vorzuschicken.

[1]) Russischer Botschafter in Berlin.

13. Mai.

Das russische Kabinett hat hier wenigstens seinen Vorschlag wegen Montenegros zurückgezogen und überläßt die Bahn vorläufig dem englischen Zirkular. Die zurückhaltende Aufnahme, die sein ursprünglicher Vorschlag überall, auch in London, gefunden hat, mag Anlaß dazu sein.

Frankreich und England wollen nunmehr auch die griechische Frage wieder in Angriff nehmen, und zwar sollen zunächst die Kommissare ernannt werden, welche unter dem Beirat von Technikern eine neue Trasse zu vereinbaren haben würden. Die Kommission soll aber nach dem Wunsche Frankreichs weder in Konstantinopel, noch in Athen zusammentreten, sondern an einem anderen Orte, wo Botschafter fungieren, die man dann zu Kommissaren ernennen könnte. Als Zusammenkunftsort der Konferenz schlägt Freycinet Berlin vor; auch Granville stimmt dem zu.

15. Mai.

Ein englischer Zeitungskorrespondent, der gewöhnlich in Wien lebt und mit dortigen Kreisen Fühlung hat, sagte mir, der russische Vorschlag und die Drohung der mesures efficaces sei eigentlich zwischen Rußland und Italien ausgebrütet worden. Letzteres habe die Hoffnung gehegt, bei einer etwaigen bewaffneten Intervention in Albanien in erster Linie beteiligt zu werden. Wären aber die Italiener einmal mit einem Fuße in Albanien gewesen, so würden sie unter leicht erfindlichen Vorwänden (wie z. B. daß die Unsicherheit der Lage es erheische) sich dort definitiv eingerichtet haben. — Es mag sein, daß den Italienern eine solche Unternehmung als zur Herstellung des Equilibre dans l'Adriatique, von der sie seit der österreichischen Okkupation Bosniens so viel Aufhebens machen, dienlich sei.

17. Mai.

Daß Österreich die Festsetzung Italiens unterhalb Montenegros nicht wünschen kann, liegt auf der Hand. Italien, der stets unbefriedigte und nach der Erlösung der terra irredenta strebende Staat, wird für russische Pläne und Anregungen immer zu haben sein. Es würde die russische Position in Montenegro, die doch nun seit Dezennien von Petersburg aus gepflegt worden ist, in der Voraussicht, einen Stützpunkt für die slawischen Pläne auf der Balkanhalbinsel zu bilden, nur verstärken.

Die Pforte schlägt wieder einmal eine internationale Kommission vor, welche die letzten Vorgänge an der montenegrinischen Grenze untersuchen soll; über die Mittel, die Grenzregulierung durchzuführen, soll dann später beraten werden.

20. Mai.

Der französische Botschafter teilte mir mit, sein hiesiger türkischer Kollege spreche sich auffallenderweise lebhaft für die Autonomie Albaniens aus und verteile eine in diesem Sinne geschriebene Broschüre („la verité sur l'Albanie"). Die Autonomie Albaniens, dessen Abfall der Sultan wohl weniger zu fürchten hat, wäre allerdings eine zweischneidige Waffe, deren Schärfe sowohl gegen griechische als slawische Übergriffe gerichtet wäre. Der kriegerische und allzeit kampfbereite Albanese ist eine Art Wache zur Aufrechterhaltung der Pfortenherrschaft auf der Balkanhalbinsel.

27. Mai.

Auszug aus einem Privatbrief, den ich in diesen Tagen schreibe:

„Jetzt ist in orientalischen Dingen die Bahn wenigstens vorläufig glatt, bis der Erfolg oder Nichterfolg der unter Göschens[1]) Auspizien zu unternehmenden Demarche konstatiert sein wird. Die größte Schwierigkeit bildet die montenegrinische Sache. Es stellt sich immer klarer heraus, daß die Pforte von langer Hand die Albanesen aufgehetzt hat; sie soll sogar gewillt sein, ihnen eine Autonomie zu gewähren, in dem Gedanken, daß sie einen Abfall des überwiegend mohammedanischen Stammes doch nicht zu fürchten habe. Daß derselbe aber stets bereit sein werde, über Griechen und Montenegriner herzufallen, sie in Schach zu halten und so den Rest der Halbmondherrschaft auf der Balkanhalbinsel zu sichern. Wie unter diesen Verhältnissen die montenegrinische Grenzbestimmung gegen Albanien dem letzten Konstantinopeler Abkommen gemäß ausgeführt werden soll, ist unbegreiflich. In Petersburg entsprang daher die Idee einer europäischen Drohung mit mesures efficaces ungefähr der Formulierung, die das Berliner Memorandum am Schlusse hatte. Im Hintergrunde soll dabei die Rechnung auf eine Intervention Italiens gestanden haben, die letzteres zu übernehmen bereit gewesen wäre, um festen Fuß in Albanien zu fassen und nach seiner Art das Equilibre dans l'Adriatique herzustellen. Kaum aber wagte sich der russische Vorschlag an das Licht, als sich auch schon die entschiedenste Abneigung dagegen geltend machte, namentlich in Wien. Vielleicht hat es dazu beigetragen, die Geburt des englischen Zirkulars zu beschleunigen, welches sich, der Zeit nach, mit dem russischen Vorschlag kreuzte. Man zog deshalb in Petersburg sogleich die Fühlhörner ein und arbeitet jetzt wieder einmal nach der Formel, England und Europa den Vortritt in der Pression auf die Türken zu lassen, in der Hoffnung, daß die Mächte sich engagieren und durch die Türken beleidigt fühlen würden. Selbst das Hängen des Mörders Mehemed Allis[2]) soll Europa für sie besorgen. Die Situation ist ähnlich wie im Jahre 1876 vor der Konstantinopeler Konferenz. Auch tritt soeben eine russische Anregung ans Licht, der für die griechische Frage in Aussicht genommenen Konferenz die anderen orientalischen Gravamina vorzulegen. Doch findet der Gedanke in Wien gar keinen Beifall, und Paris scheint sich in der letzten Zeit doch mehr nach Wien als nach Petersburg hinzuneigen. Auch die Hoffnungen, welche die russischen Blätter auf das Whigministerium setzten, gehen nicht in Erfüllung; wenn man in Wien verstimmt und von Mißtrauen geladen ist, zeigt man in London vorsichtige Zurückhaltung für alle russischen Propositionen.

[1]) Göschen, früher englischer Minister, wurde im Mai 1880 nach Konstantinopel mit dem besonderen Auftrage entsandt, die montenegrinische Frage zum Austrage zu bringen. Anm. des Herausgebers.

[2]) Mehemed Ali Pascha, der bekannte Heerführer im russisch-türkischen Kriege und Vertreter der Pforte beim Berliner Kongreß, war im August 1878 in Dschakowa ermordet worden, als er die über die Bestimmungen des Kongresses aufgeregten Albanesen beruhigen sollte. Anm. d. H.

31. Mai.

Göschen soll sich über die Zwecke seiner Mission ähnlich geäußert haben, wie neulich Gladstone im Parlamente. Es komme darauf an, der Pforte begreiflich zu machen, daß sie nicht unter allen Umständen auf Englands Unterstützung rechnen könne. Sie müsse sich entschließen, die ihr angeratenen Reformen auszuführen und den Berliner Vertrag gleichfalls. Im übrigen schien er anzudeuten, daß man alle Stämme der Balkanhalbinsel, die Albanesen mit einbegriffen, in ihrem Streben nach Autonomie unterstützen müsse. Er schien selbst gegen mesures efficaces nichts einzuwenden zu haben, falls die Abneigung der Pforte, die Vertragsbestimmungen zu erfüllen, nicht anders zu überwinden sei, und sprach von einer Flottendemonstration als ultimum remedium.

Gambetta tritt sehr entschieden für die griechischen Ansprüche in der Grenzfrage ein und soll selbst vor dem Interventionsgedanken nicht zurückschrecken.

8. Juni.

Frankreich hat in der letzten Zeit mehrfach auf baldigen Zusammentritt der Berliner Konferenz wegen der griechischen Frage gedrängt. Die Stadien, welche die Konferenzfrage durchlaufen hat, sind folgende: Zuerst französische Anregung in London, die griechische Grenzfrage einer Botschafterkonferenz zu übertragen in Paris oder Berlin. Darauf Entscheidung für Berlin. Alternativvorschlag an die Pforte, entweder zu erklären, daß dem Zusammentritt der von Lord Salisbury vorgeschlagenen Kommission kein Hindernis mehr im Weg stehe, d. h., daß sie für deren Sicherheit sorgen könne, oder den Zusammentritt einer Konferenz in Berlin zu gewärtigen habe.

Auf Betreiben Frankreichs wurde die Alternative fallen gelassen und soll die Konferenz der Pforte einfach als bevorstehend angekündigt werden. Um dem österreichischen Wunsche nach Fixierung des Mandats entgegenzukommen, haben wir die Einladungen formuliert: „Les puissances, dont les médiations sont prévues par l'article 24 du traité de Berlin, étaient convenues de réunir leurs ambassadeurs à Berlin".

Ein neuer Vorschlag zur montenegrinischen Grenzregulierung, der von England ausgeht und mit dem Österreich einverstanden ist, tritt eben ans Licht. Er läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß die katholisch-albanesischen Distrikte in der Podgorizza-Ebene bei der Türkei verbleiben, während Montenegro dafür an der See von der Mündung der Bojana entschädigt wird.

Göschen hat bei seinen Kollegen die Entsendung einer internationalen Untersuchungskommission nach Ostrumelien angeregt, welche sich mit den Beschwerden der dortigen Mohammedaner befassen soll. Der Vorschlag, wohl ein Ausfluß der philantropischen Richtung, die Gladstone ja schon bei der bulgarischen Frage kundgegeben hat, ist den Russen sehr zuwider, während er von Frankreich begünstigt wird; auch Österreich schließt sich ihm an.

Italien neigt sich, charakteristisch für die Gruppierung der Mächte, mehr einem russischen Gegenvorschlag zu, wonach die Untersuchung zunächst der ostrumelischen Regierung selbst überlassen werden soll.

Der Sultan will Offiziere und einen Finanzmann von uns haben. Letzteren vielleicht, weil er sich vor englisch-französischer Einmischung in die Finanzsachen fürchtet (das Beispiel von Tunis und Ägypten schreckt) und den französischen Sachverständigen ein Paradepferd vorführen will, wenn man ihm mit der Zumutung, einen Franzosen oder Engländer zu nehmen, kommt. Auch die Grundstücksschenkung[1]) mag mit diesen Plänen zusammenhängen.

11. Juni.

Der Vorschlag wegen Entsendung einer Untersuchungskommission nach Ostrumelien ist englischerseits zurückgezogen worden.

12. Juni.

Die Pforte wird bockbeinig. Ein Albanese Abeddin-Pascha, wenn ich nicht irre, derselbe, der in der ersten griechisch-türkischen Kommission in Prevesa als türkischer Delegierter tätig war, ist zum auswärtigen Minister ernannt, ein deutliches Zeichen dafür, wie man sich türkischerseits zu der Konferenz stellen will.

Der oben erwähnte englische neue Vorschlag zur Abgrenzung von Montenegro enthält noch die Anregung, der Provinz Scutari eine Art Autonomie unter türkischer Oberhoheit zu gewähren.

Göschens Empfang in Konstantinopel ist berechnend kalt gewesen.

17. Juni.

Gestern kam endlich die Konferenz zur Eröffnung. Der Reichskanzler hatte gewünscht, daß die Sitzungen in den Räumen des Staatssekretärs stattfänden, weil unsere Diensträume und der Aufgang etwas schmutzig seien. Die äußere Einrichtung war denn auch ganz elegant. Auf Graf Mouys Wunsch hatte ich noch für ein kleines bescheidenes Büffet, bestehend aus einer Flasche Portwein und Sherry sowie Tee und Sandwiches, gesorgt.

Die Sitzung war kurz. Fürst Hohenlohe las das ziemlich farblose Aktenstück über den bisherigen Verlauf der Frage vor, welches ich entworfen hatte und bei dem nur Sorge getragen war, gegen Schluß das Mandat der Konferenz genau und zwar mit den Worten: (dem englischen Vorschlage entsprechend) déterminer à la majorité des voix une frontière qu'il convient d'adopter. Ich lehnte mich in der Formel an den Wortlaut der identischen Note an, die in diesen Tagen in Konstantinopel übergeben worden ist. Allerdings ließe sich dagegen einwenden, daß eine solche kategorische Fassung mit dem Geist des Artikels 24 des Berliner Vertrages nicht übereinstimmt.

Wie vorauszusehen, ergriff der französische Botschafter St. Vallier gleich darauf das Wort, um mit der ihm eigenen Breite den französischen Vorschlag auseinanderzusetzen. Er läuft im wesentlichen darauf hinaus, das ganze alte Thessalien und Epirus (inklusive des Olymps) an Griechenland zu geben. Die Grenze ist insofern rationell, als sie überall der Wasserscheide

[1]) Der Sultan hatte dem deutschen Kaiser ein großes Grundstück in Therapia für den Bau eines Sommersitzes der Botschaft geschenkt. Anm. d. H.

folgt und ungefähr sich den alten Grenzen zwischen dem alten Illyrien und Makedonien und Epirus und Thessalien anschließt. Nur an den Ausläufen nach Ost und West ist sie etwas anders.

Graf Launay (der italienische Botschafter) konstatiert, daß Italien diesen Vorschlag gemeinschaftlich mit Frankreich einbringt. Die Teilnahme an der Autorschaft scheint indes erst in der letzten Stunde fingiert worden zu sein; es mochte der italienischen Eitelkeit schmeicheln, lieber als Mitbegründer der neuen Grenzen, wie als bloß zustimmender Teil zu erscheinen. Auch Lord Odo Russell nahm die Gemeinsamkeit an dem französischen Vorschlag in Anspruch, der also als von den drei Botschaftern ausgehend bezeichnet wurde. Der russische Botschafter konstatierte, daß der Vorschlag über den Wortlaut des auf dem Berliner Kongreß gefaßten Beschlusses hinausgehe und den Geist desselben entwickele (en dévelopait l'esprit). Rußland habe für Griechenland immer solche Grenzen gewünscht, die dem Nationalitätsprinzip entsprächen; es heiße diesen Präzedenzfall, in welchem nicht das enge Wort, sondern der Geist des Vertrages berücksichtigt werde, willkommen und hoffe nur, daß nach dem gleichen Grundsatz auch bei anderen Fragen verfahren werde. Im Prinzip könne er dem französischen Vorschlage schon jetzt beitreten, müsse aber wegen der definitiven Zustimmung die Instruktion seiner Regierung einholen, die ja von dem Vorschlage noch gar keine Kenntnis habe. Die letzten Worte sollten wohl der Empfindlichkeit darüber Ausdruck geben, daß nicht mit Rußland vorher verhandelt worden sei; auch war wohl in gleicher demonstrativer Absicht Herr von Saburow weder im Besitz einer Vollmacht, noch war sein Delegierter zur Stelle.

Graf Szechenyi erklärte gleichfalls seine Zustimmung im Prinzip; er wollte wegen des definitiven Votums noch Weisung einholen. Fürst Hohenlohe stellte unsern Anschluß in Aussicht.

Er teilte dann noch einen türkischen Vorschlag mit, den der Botschafter der Pforte eine Stunde vor Eröffnung der Konferenz gemacht hatte. Die Türken wollen den Golf von Volo zedieren, aber den von Arta behalten und schlagen deshalb eine Linie vor, die von Arta nach Keramidion laufe und Larissa der Türkei überlasse. Es wurde davon nur Kenntnis genommen. Ebenso von einer griechischen Denkschrift, welche über die bekannte äußerste Prätention der Griechen noch etwas hinausgeht.

Die nächste Sitzung wurde auf Sonnabend, den 19., bis wohin Saburow seine Instruktionen zu haben glaubt, angesetzt. Morgen, den 18., treten die Delegierten zusammen, um die französische Trasse von ihrem Standpunkt aus zu prüfen.

20. Juni.

Die gestrige Sitzung der Konferenz begann mit einer Überraschung. Es war derselben eine Beratung der technischen Delegierten vorhergegangen, in welcher diese sich mit Ausnahme der Russen nach kurzer Diskussion auch vom sachlichen Standpunkt mit der französischen Trasse einverstanden erklärten. Der erst am Morgen angekommene russische Kommissar hatte sich noch Bedenkzeit ausgebeten, um sich bei seinem Botschafter informieren zu

können; als zu dem Behufe die Sitzung auf eine Stunde vertagt worden war, erschien er dann mit der Erklärung, daß Herr von Saburow neue Weisungen in der Sache erhalten habe, die es ihm und dem Kommissar notwendig machten, sein Votum vorläufig noch zurückzubehalten. Die Konferenz wurde um drei unter dem Eindruck dieses „incident" eröffnet, der die Impressionabeln unter den Bevollmächtigten etwas aufregte. Herr von Saburow sagte mir lächelnd, daß die Sachen bisher doch etwas zu glatt gegangen seien, er müsse etwas Leben und Abwechslung in die Beratung bringen. Er sei vielleicht kompetent mitzusprechen, da er die Spezialfragen und die Bedürfnisse Griechenlands durch seinen langen Aufenthalt im Lande kenne. Er ergriff denn auch gleich nach der Eröffnung der Konferenz das Wort, um namens seiner Regierung eine neue Linie vorzuschlagen, welche an drei Stellen von der französischen abweicht und sich mehr an die griechischen Ansprüche anlehnt. Auf der Ostseite reklamierte er den ganzen Olymp und nach Westen hin die Küste von Epirus, Korfu gegenüber, beginnend vom See von Butrinto. Am längsten verweilte er bei der Begründung der letzten Konzession. Der Kalamos bilde keine gute Grenze, da er auch kein wichtiger Fluß sei; die gegenüberliegende Küste von Epirus sei, wenn sie in türkischen Händen bleibe, eine beständige Aufreizung für Griechenland; endlich sei auch der jonische Staat seinerzeit im Besitz einzelner Küstenorte gewesen (Parga), die erst später an die Türkei gelangt seien. Der ganze Vorschlag war in einem leichten, stellenweise heiteren Tone vorgetragen, der durchmerken ließ, daß ein erheblicher Wert auf seine unveränderte Annahme nicht gelegt werde. Man merkte, daß er auf französischer und österreichischer Seite, wie sich dies bei dem Temperament der betreffenden Vertreter erwarten ließ, Entrüstung hervorrief. Graf St. Vallier betonte mit großem Pathos, daß der französische Vorschlag nicht von der Absicht ausgegangen sei, griechische Aspirationen zu befriedigen, sondern den Geist und den Buchstaben des Berliner Vertrages zur Ausführung zu bringen. Auch Graf Szechenyi (der mit indignierten Mienen den Saburowschen Scherzen zugehört hatte) erklärte, daß seine Regierung dem französischen Vorschlag nunmehr definitiv zustimme, aber nur deshalb, weil er sich in Übereinstimmung mit dem Vertrage befinde. Ich riet dem Fürsten Hohenlohe, die Diskussion dem Vorgange des Kongresses gemäß auf die nächste Sitzung zu verschieben, da es sich um ein Novum handle. Dies wurde angenommen und zugleich beschlossen, daß die technischen Delegierten sich am Montag vor dem Zusammentritt der Konferenz versammeln sollten, um über den russischen Vorschlag als „ein Amendement" zu dem französischen zu beraten.

Charakteristisch ist, daß in dem schriftlichen Texte seines Amendements, welches uns Herr von Saburow am Abend nach der Sitzung behufs Mitteilung an die Bevollmächtigten zugehen ließ, der ganze östliche Teil seiner Grenze fallen gelassen war und nur noch an dem westlichen in Epirus festgehalten wurde.

Der Reichskanzler ist der Ansicht, daß wir dem französischen Vorschlage treu bleiben und den russischen ablehnen sollen.

22. Juni.

Der gestrigen Sitzung der Konferenz war eine Beratung der Delegierten über die französischen und russischen Vorschläge vorausgegangen. Sie hatten die ganze Linie in drei, fast gleiche Sektionen geteilt; eine östliche, am Olymp beginnende, eine mittlere und eine westliche, welche letztere das Gebiet des reduzierten russischen Amendements umfaßte. Die beiden ersteren wurden von sämtlichen Delegierten einschließlich des russischen, dem französischen Vorschlag entsprechend, definitiv angenommen; für die letzte Sektion nahmen gleichfalls alle die französische Trasse an, nur der Russe enthielt sich der Abstimmung. Die Konferenz hatte also nur noch über das letzte Drittel zu beschließen. Auf den Antrag des französischen Botschafters wurde die Entscheidung hierüber auf eine nächste Sitzung verschoben. Aus den Mitteilungen der Delegierten ging nämlich hervor, daß auf russischer Seite auch für das letzte Drittel die Aussicht auf ein Kompromiß geboten werde, welches dann die Einstimmigkeit auch für diesen Teil sichern würde. Man scheint aber vom russischen Standpunkt aus Wert darauf zu legen, nicht ganz überstimmt zu werden. Vielleicht weil man sich scheut, vor der Welt isoliert zu erscheinen. Das Kompromiß würde darin bestehen, daß ein zum Flußgebiet des Kalamos gehöriges Tal im Norden noch zu Griechenland geschlagen würde.

Nachdem die Konferenz sich wegen der formellen Behandlung der Sache schlüssig gemacht, entwickelte Saburow noch einige Vorschläge. Sie hatten offenbar nur den Zweck, von der Sorge Rußlands für griechische Interessen ostentativ Zeugnis abzulegen. So beantragte er, daß den Bewohnern von Orten, die bei der Türkei verbleiben, ihre Privilegien gesichert werden müßten, wie daß Griechenland und die Türkei, welche nach der neuen Grenzverteilung den Olymp gemeinschaftlich besitzen sollen, das Abkommen wegen Bekämpfung des Räuberwesens, das zwischen ihnen schon besteht, auch auf den Olymp ausdehnen müßten.

Abends nach der Sitzung kam Herr von Saburow noch zu dem Fürsten Hohenlohe, um ihm eine Komödie vorzuschlagen. Er werde gegen die französische Trasse auf dem letzten Drittel stimmen, dann solle der Fürst seinerseits, als aus seiner Initiative hervorgehend, den oben angedeuteten Kompromißvorschlag machen. Auf diesen werde er, Subarow, dann eingehen und so auch die Einstimmigkeit für das letztere Drittel erreicht sein. Was ist der Zweck dieser Finesse? Eine deutsche Intimität vor der Welt zu affichieren.

25. Juni.

Aus Petersburg wurde uns gestern geschrieben, daß man dort kein Bedenken hege, der französischen Trasse zuzustimmen, und die Ausflüchte und Vorschläge Saburows als Politik auf eigene Hand bezeichne. Wir werden uns also auf die Komödie nicht mehr einlassen und das Kompromiß gar nicht vorbringen. Auch der russische technische Delegierte hat dem unseren gegenüber geäußert, daß ihm sachlich gar nichts an seinem Vorschlage gelegen sei. Es sei ihm nur darum zu tun gewesen, der etwas anmaßlichen, die allgemeine

Zustimmung als selbstverständlich voraussetzenden und verlangenden Haltung der französischen Delegierten ein Hindernis entgegenzuwerfen, um sie daran zu erinnern, daß sie auch mit anderen Faktoren noch zu rechnen hätten. Das läuft auf dasselbe hinaus, was mir Saburow gleich zu Beginn der Konferenz sagte. Empfindlichkeit darüber, daß man die Frage ohne Rußland besprochen hat. Daher auch alle die äußerlichen Schwierigkeiten und Nachlässigkeiten von russischer Seite. Zu spätes Eintreffen der technischen Delegierten und der Vollmacht, Reise Saburows wegen eines Familienfestes nach Dresden, wodurch die Konferenzsitzung erst heute stattfinden kann.

25. Juni.

Heute die vierte Sitzung! Drei Stunden mit leerem Reden verloren. Welche Eitelkeit sitzt in solchen, für gewöhnlich unbeschäftigten Diplomaten. Wie genießen sie die Gelegenheit, sich in Phrasen zu spreizen. Zunächst mußte der dreißig Seiten lange Bericht der Sachverständigen vorgelesen werden, obschon ein jeder dies weitschweifige Aktenstück, das keinen einzigen neuen Gesichtspunkt enthielt, kannte. Alles der großen Feierlichkeit wegen. Darauf folgte die Abstimmung. Saburow gab noch einmal dem Bedauern Ausdruck, daß er nicht imstande gewesen sei, seine Kollegen von den großen strategischen und wirtschaftlichen Vorteilen seines Amendements zu überzeugen. Um die Einstimmigkeit der Konferenzbeschlüsse nicht zu gefährden, wolle er sein Amendement fallen lassen und gleichfalls für das französische stimmen. Dieser Edelmut wurde natürlich in längeren Reden gebührend anerkannt. Es folgte dann wiederum eine Konversation à bâtons rompus über alles das, was die Konferenz noch tun könnte. St. Vallier strahlte in einem sachverständigen Vortrage über die Einzelheiten der Grenzfestlegung. Man hätte glauben sollen, daß er zeitlebens nur Generalstabsoffizier gewesen. Die hiesige technische Kommission soll Weisungen im einzelnen ausarbeiten für diejenige Kommission, die dermaleinst an Ort und Stelle die Grenze festzulegen hat. Dann wurden allerlei Fragen gestreift, ob die Konferenz die Beschlüsse der Pforte mitzuteilen habe oder die Kabinette, welche Form den Konferenzbeschlüssen zu geben, was über die Freiheit der Schiffahrt im Kanal von Korfu zu beschließen sei, was über die Glaubensfreiheit, Sicherheit des Grundbesitzes, über Staats- und Moscheengebäude. Über alle die Fragen wollen die Bevollmächtigten die Instruktionen ihrer Regierung einholen. Szechenyi berührte dann einen Gedanken Haymerles, daß die Konferenz die Note ausarbeiten möchte, welche ihre Beschlüsse der Pforte mitteilt.

30. Juni.

Vor der Sitzung der Konferenz am 28. hatte der türkische Botschafter noch eine Art Protestnote gegen die Beschlüsse der Konferenz mitgeteilt, deren Beantwortung man einstimmig den Kabinetten zu überlassen beschloß, da sie ja doch eigentlich an diese gerichtet sei. Darauf wurde der von dem französischen Botschafter verfaßte acte final, der die Beschlüsse der Konferenz zusammenfaßt, angenommen. Demnächst wandte man sich der Erörterung der sogenannten Subsidiärfragen zu, welche ein dankbares Feld für die

Rednergabe der einzelnen Bevollmächtigten boten. Von Interesse war nur die Besprechung, die sich an die von Lord Odo Russell angeregte Frage wegen der Sicherstellung der Schiffahrt im Kanal von Korfu anschloß. Saburow trat hier als Verteidiger der griechischen Interessen auf und meinte, solche Inselkanäle gäbe es im Bereiche der griechischen Territorialhoheit mehrere (z. B. zwischen Andros und Euböa, zwischen Cerigo und dem Festlande), ohne daß man bisher daran gedacht habe, für dieselben irgendwelche beschränkenden Bestimmungen zu treffen.

Bemerkenswert war noch eine fernere Anregung Saburows und ihre Motivierung. Wenn infolge der Beschlüsse der Konferenz ein großer Teil von Epirus an Griechenland komme, so falle damit die Ursache weg, welche seinerzeit die Mächte bestimmt habe, die jonischen Inseln für neutral zu erklären. Die Neutralisierung habe nämlich nur den Zweck gehabt, das epirotische Festland vor einem griechischen Angriff von den Inseln aus zu schützen; es sei überdies unnatürlich, einen Teil eines Staatsgebietes zu neutralisieren. Rußland habe selbst lange genug unter einer solchen Beschränkung gelitten, um nicht zu wünschen, daß Griechenland davon befreit werde. Auch würden die Mächte (und dies war wohl das Bedeutsamste seiner Ausführung) Griechenland verleiten, sich in Widerspruch mit den Verträgen zu setzen. Indem man Griechenland Epirus zugesprochen habe, lade man es ein, davon Besitz zu ergreifen. Um dies aber zu bewerkstelligen, müsse es zunächst auf Korfu Truppen konzentrieren und komme dadurch in die Lage, die ihm auferlegte Neutralität der jonischen Inseln zu verletzen. Die Bevollmächtigten waren aber der Ansicht, daß die von dem russischen Botschafter aufgeworfene Frage nicht in die Kompetenz der Konferenz gehöre und daher nur im Protokoll erwähnt und nicht unter die sogenannten subsidiären Fragen aufgenommen werden könne. Der Pferdefuß, der aus den russischen Anregungen hervorschaut, hat sich noch deutlicher in London gezeigt. Dort ist nämlich geradezu der Antrag von russischer Seite gestellt worden, für den Fall, daß England eine Flottendemonstration zur Ausführung der Konferenzbeschlüsse beabsichtige, dieselbe durch Gestellung von 20000 Mann Landungstruppen zu unterstützen.

Es zeigt das, was man diesem englischen Kabinett und seinen Neulingen zu bieten wagt. Diese scheinen in der Tat nicht zu wissen, was sie wollen. Ein ungeschickter Vorschlag verdrängt den andern, so in der montenegrinischen Frage, wo sie sich wieder einen Refus bei der Pforte holen werden. Andererseits haben sie durch die Göschensche Mission und durch die unbedachte Diskussion eventueller Zwangsmaßregeln solche Vorschläge wie den obigen, der ihnen doch kaum zusagen kann, hervorgerufen.

Auf der anderen Seite sucht Haymerle [1]) in einem ängstlichen Festhalten an dem status quo, in der Abweisung jeder Erörterung in der Zukunft das

[1]) Freiherr v. Haymerle, österreichischer Vertreter beim Berliner Kongresse, hatte nach Andrássys Ausscheiden 1879 die Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten der Donaumonarchie übernommen. Anm. d. H.

Heil. Er glaubt, es genüge, den Kopf in den Sand zu stecken, um nichts zu sehen; damit wird er aber in Bulgarien gerade nicht weit kommen. Vielleicht würde er besser tun, geradezu die Auflösung zu beschleunigen und auf die Vereinigung von Ost-Rumelien und Bulgarien hinzuwirken, als ewig auf der Defensive zu bleiben, die doch die ungünstigere Position ist.

In der Konferenz hat der italienische Botschafter immer ostentativ die Rolle eines Verfechters der Nationalitäten gespielt. So bestand er in der gestrigen Sitzung auch darauf, daß die Petitionen sogenannter albanesischer Komitees, die an die Konferenz gelangt sind, im Protokoll erwähnt würden, damit die gemischte Bevölkerung sich von der Sorgfalt, mit der die Konferenz ihre Lage prüfe, überzeuge. Er hob hervor, daß Italien wegen seiner Nachbarschaft ein besonderes Interesse an jenen Völkerschaften (sollte heißen den Albanesen) hege, und versuchte Österreich auch mit in diese Interessengemeinschaft hineinzuziehen. Szechenyi machte ein saures Gesicht dazu, ohne anzubeißen. Dann wurde der Text der identischen Note festgestellt.

1. Juli.

Es geht etwas wie Interventionsluft durch die Welt. Trotz aller Vorbehalte der englischen Minister diskutieren sie doch die Möglichkeit von mesures efficaces. Sie werden charakteristischer Weise aber bisher immer in einer negativen Richtung erwogen. Nicht positives Eingreifen und direkter Zwang, sondern indirekte Nötigung schwebt zunächst vor. Wenn z. B. die Türken gegen Griechenland vorgehen, den Pyräus bombardieren wollten, so würde man das nicht leiden; d. h. man würde sie durch Flottensendungen davon abhalten. Soweit scheint der Entschluß in London und in Paris gereift zu sein. Es würde also nur einer Initiative Griechenlands bedürfen, um den Fall dieser sozusagen passiven Intervention herbeizuführen.

Herr v. Haymerle gibt sich immer noch der Hoffnung hin, daß der Pforte die Einstimmigkeit der Mächte schließlich doch imponieren, daß sie durch Konzessionen und Entgegenkommen auf anderen Gebieten zu der Überzeugung gebracht werden könnte, die Mächte meinten es gut mit ihr; daß endlich die Griechen vorläufig nur in den Besitz eines Teils der ihnen zugesprochenen Erbschaft gesetzt werden und sich damit befriedigt oder einstweilen befriedigt finden könnten. Alles das scheinen mir Verlegenheitströste, aber ein österreichischer Minister ist wirklich in einer schlimmen Lage. Er sieht vor sich die maßlose und immer gesteigerte Tätigkeit der russischen Propaganda auf der Balkanhalbinsel. Diese weiß bestimmt bis in alle Einzelheiten, was sie für die nächsten Jahre will und zu tun hat. Sie hat den ganzen Vorteil einer durchdachten Offensive, während der Österreicher auf die Defensive von Fall zu Fall mit allen ihren Verlegenheiten angewiesen ist. Seine ganze Weisheit beschränkt sich darauf, den rollenden Stein nur ab und zu etwas zu hemmen, die schiefe Ebene selbst kann er nicht aus der Welt schaffen. Es ist auch schwer zu sagen, wie er es in seiner Lage machen soll. Vielleicht könnte er versuchen, Rußland zu überbieten, sich resolut auf die Seite der Bulgaren zu schlagen, ihre Vereinigung zu beschleunigen, sich an die Spitze einer südslawischen Konföderation zu stellen. Aber wer hat

Kraft genug in Österreich, dergleichen zu wagen? Bei der Kurzlebigkeit der Ministerien, der bureaukratischen Ängstlichkeit und dem dualistischen Ungeheuer?

4. Juli.

Das Hervortreten des albanesischen Elements in der Türkei legt eine allgemeine Betrachtung nahe. Es ist nicht das erste Mal, daß in einem großen, von verschiedenen Völkerstämmen bewohnten Reiche mit dem Verfall der herrschenden Rasse ein anderer Stamm, der seine natürliche Kraft unter einfachen, ja rohen Lebensverhältnissen bewahrt hat, zu großem Einfluß, ja zur Herrschaft gelangt. Er stellt zuerst Söldlinge oder Leibwachen; so sind die Türken in Bagdad heraufgekommen. Eine ähnliche Rolle scheint jetzt dem albanesischen Elemente vorbehalten, doch wird die geringe Gesamtziffer der albanesischen Stämme wohl stets ein Hindernis für eine Suprematie derselben bleiben.

11. Juli.

Die englische Neigung zu einer aktiven Intervention hat endlich in einem Vorschlag zur Durchführung der montenegrinischen Grenzregulierung Gestalt angenommen. Derselbe ist zuerst in Wien gemacht worden und läuft auf folgendes hinaus: es soll von der Pforte verlangt werden, daß sie innerhalb drei Wochen die Grenzregulierung nach Maßgabe des im April sanktionierten italienischen Projektes durchführe mit der Ankündigung, daß, falls sie innerhalb dieser Frist nicht damit zustande komme, Österreich, England und die anderen Mächte, welche Neigung dazu verspürten, sich mit ihr vereinigen würden, um den Fürsten von Montenegro durch eine Flottendemonstration in den Besitz von Dulcigno zu setzen. Der Vorschlag ist, wie bemerkt, zuerst in Wien gemacht worden, wie es scheint, in noch etwas energischerer Form. So war in der ersten Anregung noch von dem Einlaufen von Kanonenbooten in die Bojana die Rede. Dieser Gedanke ist vom Baron Haymerle durch den Hinweis darauf, daß man dadurch sofort in den Krieg getrieben werden könne, beseitigt worden. Mit dem Vorschlag in der oben angegebenen Form hat er sich aber einverstanden erklärt. Überraschend genug bei seiner Ängstlichkeit; aber er wird wohl besorgt haben, daß die Sache ohne ihn, vielleicht gar unter Zuziehung Italiens, gemacht werden könne. Wir haben erklärt, daß wir gegen den Vorschlag kein Bedenken hätten und zwar an keiner Aktion teilnehmen, aber unsere Flagge zeigen würden.

18. Juli.

Es ist über den englischen Vorschlag hin und her verhandelt worden. Jetzt erklärt Frankreich, daß es ihn annehmen würde, aber nur unter zwei Bedingungen; erstens: daß alle Mächte sich an der Flottendemonstration beteiligen; zweitens: daß diese Maßnahme als Präzedenz für das Verfahren dienen solle, welches man wegen Durchführung der Konferenzbeschlüsse bezüglich Griechenlands einzuschlagen habe. Die offiziösen französischen Organe sprechen sich immer noch eher gegen eine Intervention aus. Jedenfalls will man sich in Paris wohl nicht allein auf das Abenteuer einlassen.

Tricupis will die Reserven einberufen[1]). Der König aber widersetzt sich und möchte, daß man auf seine Minister einen Druck ausübe, um ihm jetzt zur Ruhe zu verhelfen.

England hat es unternommen, die Zustimmung der Mächte zu den oben erwähnten beiden Bedingungen Frankreichs zu sammeln. Dieselbe ist nunmehr allseitig erfolgt.

Lord Odo Russell[2]) sagte mir, er habe den Eindruck, daß das Gladstonesche Kabinett in der Tat zu Zwangsmaßregeln entschlossen sei. Die radikalen Elemente in demselben, Chamberlain, Forster und namentlich Dilke, hätten die Oberhand über den mäßigen Granville gewonnen. Bereits hätten die englischen Konsuln den Auftrag erhalten, die Albanesen wissen zu lassen, daß England, wenn sie sich ruhig verhielten, für ihre Autonomie wirken und auch für die Sicherstellung ihres Grundbesitzes in Epirus Sorge tragen würde.

Inzwischen sollen auch ganz geheime Verhandlungen zwischen albanesischen Chefs und griechischen Agenten stattfinden, in denen seitens der ersteren die Insel Kreta und einige andere Inseln angeboten werden, wenn Griechenland auf jede Eroberung in Epirus verzichten wolle.

Über die Frage wegen Sendung deutscher Offiziere und Beamten nach Konstantinopel trage ich folgendes nach: Die erste Anregung dazu datiert aus dem Mai. Es scheint mir, als wenn sich damals beim Sultan die Idee gebildet hätte, er könne uns für die Türkei mehr interessieren, die Spannung zwischen uns und Rußland vergrößern, etwaigen Einmischungen, wie sie in Ägypten den Khediven zu Falle gebracht, entgehen, wenn er eine sogenannte deutsche Mission, Offiziere und Zivilbeamte, heranzöge. Er leitete die Ausführung dieses Planes durch das Geschenk eines Grundstückes am Bosporus ein und kam dann allmählich mit seinen immer mehr sich steigernden Bitten hervor. Die Vermittlung dabei übernahm sein militärischer Ratgeber, ein französischer Kommandant, von dem kaum anzunehmen ist, daß er seine Regierung nicht von dem Ansuchen des Sultans unterrichtet habe. Die Aufregung, welche das plötzliche Bekanntwerden der Sache hervorgerufen hat, kommt offenbar daher, daß dies mit dem Momente zusammenfiel, wo die gemeinschaftliche Aktion der Mächte gegen die Pforte wegen Montenegros und Griechenlands ins Werk gesetzt werden sollte. Selbst den Franzosen, welche die Sache kannten, war der Moment unbequem, da ihnen alles darauf ankommt, die griechische Sache mit Hilfe aller durchzusetzen, d. h. in den Verwicklungen, die sich daran knüpfen können, uns nicht allein zu lassen. Würden sie gegen die Pforte vorgehen, während wir uns ausschlössen und freie Hand behielten, so würde ihnen das unheimlich sein. Schon der

[1]) Die Großmächte hatten die in der Berliner Konferenz festgestellte Abgrenzung der türkischen und der griechischen Regierung als den Beschlüssen des Berliner Kongresses entsprechend mitgeteilt und ihre Annahme verlangt. Griechenland fügte sich; dagegen lehnte die Pforte die Herausgabe von Janina, Metzovo und Larissa ab, erklärte sich aber zu weiteren Verhandlungen mit den Großmächten bereit. Anm. d. H.

[2]) Englischer Botschafter in Berlin.

öffentlichen Meinung wegen, die die Anklage erheben würde, daß wir sie in Abenteuer verwickelt hätten. Übrigens schicken die Franzosen, wohl um den Druck auf die Pforte zu verstärken, Offiziere nach Griechenland.

Aus einem Privatbrief, den ich am 27. Juli an Prinz Reuß[1]) geschrieben habe:

„Auf der anderen Seite wird berichtet, daß der Chauvinismus in Frankreich sich nicht im mindesten gelegt, sondern eher im Steigen sei, und es mag ja nicht unwahrscheinlich sein, daß Gambetta als der Mann der Zukunft eine gemeinschaftliche französisch-englische Unternehmung im Orient geradeso wie einst Napoleon III. als die erste Stufe ansieht, um Frankreich wieder allianz- und revanchefähig zu machen. In Rußland spielt man den Toten und läßt es sich gern gefallen, daß die Westmächte einmal die gehässige Initiative in dem Vorgehen gegen die Pforte übernehmen. Über die Disposition der Türken sind die Auffassungen verschieden; das Londoner Kabinett soll annehmen, daß sie sich schließlich doch einschüchtern lassen würden. Auch Hatzfeldt ist eigentlich der Ansicht. Ich erinnere mich indessen nicht, daß sie jemals eine Konzession so glattweg gemacht hätten, und ein wie großes Feld hat nicht bei einer Flottendemonstration das Spiel des Zufalls. Der Chef (Fürst Bismarck) äußert wenig Positives über seine Auffassung der Lage. Er scheint sich auf Abwarten und aufmerksames Beobachten beschränken zu wollen. Die Beunruhigung über unser Erscheinen am Bosporus ist in England am größten gewesen. Ebenso wie die dort herrschende Abneigung gegen Österreich hauptsächlich aus Handelsneid hervorgeht, aus der Furcht vor einer österreichischen Besitzergreifung der Linie Saloniki. So wittern die Engländer in der Entsendung eines deutschen Finanzsachverständigen ein Element, das bestimmt sei, die Göschenschen Finanzpläne zu sprengen. Dem Sultan mag es gerade auf diesen Effekt angekommen sein; er würde, wenn man ihm einen englischen Finanzkommissar hätte aufnötigen wollen, wie dies in Ägypten geschehen, sich darauf berufen haben, daß er schon einen bedeutenden deutschen Fachmann habe. Überhaupt wird wohl bei ihm der Kalkül der gewesen sein, daß er durch Heranziehung vieler Deutschen uns auch politisch mehr für die Türkei interessieren und eine Stütze gewinnen würde, die er gegen seine anderen Dränger ausspielen könnte. Ob sich diese Berechnung erfüllen wird, scheint mir mehr als zweifelhaft, aber bei der Möglichkeit, daß die ganze orientalische Wirtschaft wieder einmal zu europäischen Verwicklungen führen könnte, mag es dem Chef praktisch scheinen, dort unten über einen Einsatz (ich denke ihn mir wie einen vorgeschobenen Bauer im Schachspiel) zu verfügen, den er im gegebenen Moment in der einen oder anderen Weise ausnützen könnte. Die Dreikaiseridee ist, wie Eure Durchlaucht erfahren haben werden, in der letzten Zeit etwas in den Hintergrund getreten, obschon ich glaube, daß sie der Chef im Grunde seines Herzens immer noch für die zeitweilig geeignetste Formel hält. Sie hat aber wohl wenig Aussicht auf praktische Betätigung, da die Russen ja, einstweilen

[1]) Heinrich VII. Reuß, damals deutscher Botschafter in Wien.

wenigstens, bei Gladstone mehr Unterstützung finden, als Österreich und wir ihnen bieten können. Daß Haymerle nicht der Mann großer politischer Aktion und es besser ist, ihn nicht durch Aufmunterung dazu argwöhnisch zu machen, wird nunmehr auch eingesehen. Von dem großen Standpunkte aus, von dem der Chef die Dinge anzusehen pflegt, mag es allerdings richtig sein, daß das bloße Defensivsystem, das Haymerle in orientalischen Sachen treibt, auf die Dauer nur Nachteil bringt. Der Chef würde vielleicht resolut Slawen und Griechen begünstigen, die Russen durch Konzessionen überbieten, kurz die Katastrophe beschleunigen, um Klarheit zu schaffen, wenn er österreichischer Minister wäre; allein dazu gehört ein Mut und eine Energie der Konzeption, die wohl diesseits und jenseits der Leitha nicht mehr zu finden sind."

12. August.

In der griechischen Frage hat Frankreich abgelehnt, die Antwort auf die Replik der Pforte zu entwerfen. Nun übernimmt man in London die Redaktion. Daß man sich dort für Griechenland interessiert, insbesondere dessen Vergrößerung wünscht, ließe sich aus den früher wenigstens geltenden Gesichtspunkten der englischen Politik, die eine Stärkung des griechischen Elements, dem slawischen gegenüber, wünschen müßte, erklären. Warum man aber sich für Montenegro erhitzt und die Geschäfte Rußlands besorgt, ist mir ebenso unerklärlich, wie die fortwährende geharnischte Haltung gegen Österreich. Sollten wirklich die persönlichen Stimmungen Gladstones, seine Beziehungen zu Olga Kirlew, sein theologischer Mystizismus imstande sein, die alte Politik seines Landes in ganz entgegengesetzte Bahnen zu bringen? Das wäre eine lehrreiche Illustration des englischen Parlamentarismus. Ein Parteiführer, der seine höchst persönlichen Empfindungen, trotz der Kontrolle des allmächtigen Parlaments, ebenso gut in der Politik befriedigen kann, wie ein launischer Monarch aus den Zeiten der absoluten Selbstherrschaft.

Die Russen möchten die Griechen am liebsten auf die Rolle eines Insel- und Seevolks beschränkt sehen. Sie finden deshalb jetzt den Austausch von Kreta gegen Epirus ganz vernünftig, nachdem sie noch vor wenigen Wochen in der Konferenz alle anderen Mächte überboten an Anträgen zur Ausdehnung Griechenlands in Epirus und in Thessalien.

21. August.

Ich sprach in diesen Tagen mit dem Grafen Münster[1]) über die Haltung Englands und sagte ihm, wie ich nicht begreife, daß das jetzige Kabinett die Geschäfte Rußlands mache und sich für Montenegro, in dem doch kein englisches Interesse liege, sich so erwärme, daß es die Führung übernehme in jener Frage. Der Botschafter glaubt, es sei alles das persönliche Werk Gladstones. — Wer diesen denn stütze? — Die Radikalen, die durch Verallgemeinerung des Stimmrechts und den Ballot so mächtig geworden seien, wie man dies nie vorausgesehen. Die parlamentarische Regierung werde überhaupt für ein Land mit großer auswärtiger Politik durch die Beteiligung

[1]) Deutscher Botschafter in London.

der Radikalen unmöglich. Gladstone handle ganz unter dem Einfluß von Bright, dem radikalen Chamberlain und seinen persönlichen theologischen, idealistischen Anschauungen, auf die russische Damen nicht ohne Wirkung geblieben seien. Daher auch sein Haß gegen Österreich.

Die montenegrinische Frage versumpft inzwischen immer weiter. Die Pforte sucht Zeit zu gewinnen und laviert mit allerlei Vorschlägen herum; bald bietet sie die Ausführung des Dulcignoprojekts, bald der Aprilkonvention an, dann nimmt sie wieder einen Teil ihrer Zusagen zurück, vor allem aber verliert sie Zeit. England kommt dann immer wieder mit der Flottendemonstration[1]), allein Frankreich scheint gar nicht zu wollen, und dann liegt noch die schwierige Frage der Instruktion für die Schiffskommandanten vor, über die auch noch keine Einigung erzielt ist.

26. August.

Gestern sprach ich akademisch mit dem österreichischen Geschäftsträger, einem alten Konstantinopler Bekannten, über die griechische Frage und Verwandtes. Der Grund, warum man in Österreich um jeden Preis die bulgarische Bewegung zurückhalte, sei der, daß man erst das vergrößerte Griechenland verhältnismäßig sicher in seinem Besitz installiert sehen wolle. Ein großes Griechenland sei der einzige Damm gegen das Slawentum. Um dazu aber zu gelangen, müsse man verhindern, daß die unionistische bulgarische Bewegung zu früh losbreche. Geschehe letzteres, so sei es zweifelhaft, daß Griechenland jemals zu der wünschenswerten Ausdehnung gelange, namentlich Makedonien werde dann seinem Einfluß verloren gehen.

6. September.

Ein langweiliger Abschnitt liegt hinter uns. Am 24. vorigen Monats lief der der Pforte gestellte Termin zur Grenzregulierung ab, ohne daß sie etwas getan und ohne daß natürlich die Mächte sich zu der angedrohten Exekution von Dulcigno entschlossen hätten. Morgen sind schon vierzehn Tage verflossen! Inzwischen sammeln sich die Schiffe allmählich in Ragusa, aber die Pforte hat doch durch ihren passiven Widerstand soviel erreicht, daß sich zuletzt alle Mächte damit begnügen werden, wenn sie nur das Gebiet von Dulcigno abtritt, betreffs des Restes der Grenzen alles im Schwebenden hält. So sehr sind die Mächte von ihren großen Worten in der Kollektivnote abgedrängt worden! Österreich hat bis zuletzt widerstanden, weil es die Frage ein für allemal geschlossen haben wollte.

18. September.

Wegen des fortwährenden Hin- und Herschwankens der Verhandlungen war ein Notieren sehr undankbar. Österreich hatte vorgeschlagen, der Pforte insoweit entgegenzukommen, daß man ihr die beiden Gebiete Dinosch und

[1]) Da die Abtretung von Gusinje und Plava an Montenegro bei den Albanesen den stärksten Widerstand fand, sollte nach den letzten Vorschlägen der Großmächte statt dieser Bezirke der adriatische Küstenplatz Dulcigno zediert werden. Die Pforte schien nicht abgeneigt, zögerte aber, das Verlangen der Mächte anzunehmen, die Übergabe des Ortes selbst durchzusetzen. Daraufhin wurde der Plan einer europäischen Flottendemonstration erwogen. Anm. d. H.

Gruda überließ, dagegen auf dem Rest der Grenze unabweichlich bestand. Rußland wünschte die ganze Grenze östlich von Skutari offen zu lassen und vorläufig nur auf der Überlieferung von Dulcigno zu bestehen.

Die Pforte endlich gab zu verstehen, daß sie zwar Dulcigno abtreten wolle, dafür aber erwarte, daß keine andere Konzession mehr von ihr verlangt werde und bezüglich des Restes der Grenze das uti possidetis gelte.

Nach langem Hin- und Herschwanken wurde endlich eine Einigung aller Kabinette dahin erzielt, daß von der Pforte in einer am 16. des Monats übergebenen Kollektivnote die Ausführung der oben erwähnten österreichischen Vorschläge verlangt würde.

23. September.

Der Sultan sträubt sich noch immer gegen die Ausführung der Forderungen der Kollektivnote, will Dulcigno nur übergeben, wenn von der Flottendemonstration Abstand genommen werde und wenn die Mächte zugleich die Zusicherung erteilen, daß sie in der griechischen und anderen Fragen eine solche Flottendemonstration nicht anwenden wollen.

Der Kommandant von Dulcigno hat sich geweigert, das Schreiben des englischen Admirals, welches die Formalien enthielt, in Empfang zu nehmen.

15. Oktober.

Zwischen der letzten Notiz und heute liegt eine Urlaubsreise. Die Dinge haben während dieser Zeit eine Wendung genommen, welche einem Siege der türkischen Renitenzpolitik über das Scheinbild der europäischen Kollektivaktion gleichkommt. Die Kenntnis von dem losen Zusammenhang der Mächte mag den Widerstand der Pforte ermutigt haben. Wer droht, ohne zu schlagen, abgelaufene Fristen und Ultimate immer wieder verlängert, der schreckt die Orientalen nicht.

Als die Montenegriner sich anschickten, zur Besitzergreifung von Dulcigno zu schreiten, erklärte der türkische Kommandant, daß er ihnen mit Gewalt entgegentreten werde. Darauf Anfrage des Fürsten bei dem Kommandanten des Demonstrationsgeschwaders, ob er gewillt sei, ihn eventuell gegen die Türken zu unterstützen. Damit war das Demonstrationsprojekt zu Fall gebracht. Inzwischen erließ die Pforte, nachdem ihr mehrmals eine Frist gewährt worden war, weil sie erklärt hatte, alle aus dem Berliner Vertrage rückständigen Fragen bis zum Ablauf derselben am 3. Oktober regeln zu wollen, am 2. eine Note, in der sie einfach auf ihrem Standpunkt beharrte. Sie bot Dulcigno gegen Beibehaltung des status quo östlich des Skutarisees an und zog mit kluger Berechnung die griechische, die armenische und auch die Finanzfrage heran, um für alle diese ein für allemal die Drohung von Zwangsmaßregeln zu entfernen. Daß die Note eine Injurie gegen die Mächte sei, wurde allseitig empfunden, allein das Scheinbild der Kollektivaktion war mit diesem geschickten Schlage zertrümmert. Zwar trat jetzt Gladstone mit dem Vorschlage hervor, Smyrna als Pfand bis zur Erfüllung der europäischen Forderungen zu besetzen. Allein nun fiel das lose Gefüge der europäischen Verständigung erst recht auseinander. Frankreich lehnte ab,

dem englischen Vorschlage zu folgen, wir desgleichen, Österreich nicht minder. Es blieb also die Gruppierung England, Rußland und Italien. Daß hier ein geheimes Einverständnis zugrunde liege, daß namentlich Rußland an Italien dunkle Zusagen für die Zukunft gemacht haben mag, ist sehr wahrscheinlich. Zwischen England und Rußland mag das Gebiet der afghanischen Politik Kompensationen hergegeben haben. Die englische Aktion befand sich so einem vollständigen Fiasko gegenüber, als die vereinigten Vorstellungen des deutschen und des französischen Botschafters den Sultan bewogen, nochmals die Räumung Dulcignos anzubieten. Diese Konzession wurde in der Notlage von allen Seiten mit „lebhafter Befriedigung" akzeptiert, und es ist nicht ohne Humor, daß der Sultan zuletzt als Retter in der europäischen Blamage erscheint. Inzwischen legen die Türken an dem Eingange des Smyrnaer Hafens Torpedos. Bei den Kabinetten scheint die größte Neigung vorzuwalten, sich für den Augenblick mit Dulcigno zu begnügen und den Rest der Grenzen einstweilen unerörtert zu lassen, d. h. dasjenige zu tun, dem man gerade durch die Flottendemonstration entgehen wollte.

Dabei scheint mir die Räumung Dulcignos an sich noch nicht gesichert. Sie bleibt an eine Konvention gebunden, welche Montenegro über die Modalitäten der Übergabe schließen soll.

In Epirus und in Thessalien haben die Türken ausreichende Streitkräfte zusammengezogen, so daß die kriegsungeübte griechische Armee bei einem Angriffe wenig Aussicht auf Erfolg hat. Dabei ist Epirus ganz in den Händen der Albanesen, welche die Türken aus allen wichtigen Stellungen verdrängen. Die Souveränität der Pforte in Epirus ist der albanesischen Liga gegenüber sehr schwach; es wird bezweifelt, ob sie selbst Arta und Prevesa aufgeben könnte, wozu sie sich, d. h. in ihrer letzten Note implicite, anheischig gemacht hat.

30. Oktober.

Die Verhandlungen zwischen Türken und Montenegrinern über die Räumung von Dulcigno dauern noch immer fort. Letztere verlangen förmliche Übergabe, erstere wollen nur abziehen und sich um das, was etwa die Albanesen nachher tun, nicht kümmern. Die Mächte raten ab und zu dem Sultan zur Nachgiebigkeit. — In England fangen die Konservativen an, sich zu rühren und die Lächerlichkeit der Situation zu beleuchten.

21. November.

Die Lücke im Tagebuch entspricht dem Stillstande, der in den letzten Wochen auf dem Gebiete der orientalischen Politik geherrscht hat. Dulcigno ist trotz der Zusage des Sultans bis zur Stunde noch nicht übergeben, und das Fiasko der europäischen Kollektivaktion mag so beschämend auf die Führer derselben gewirkt haben, daß man froh war, sich in Schweigen zu hüllen. Inzwischen hat es nach allen Anzeichen dem Sultan wohl nicht an dem Willen gefehlt, die Übergabe von Dulcigno zu verwirklichen. Weniger vielleicht, weil er die Montenegriner oder die europäischen Mächte befriedigen wollte, sondern weil ihm daran lag, die Albanesen, deren Widerstand gegen die Pfortenbefehle anfängt, Besorgnis zu erregen, zu demütigen.

Der Umschwung in der Stimmung gegen die Albanesen scheint schon älteren Datums zu sein; es konnte ja auch nicht der Pforte verborgen bleiben, was jedem in den albanesischen Gebieten auffiel: daß die Liga und ihre Anhänger ganz selbständig handelten und daß die Unabhängigkeit Albaniens auf ihrem Programme steht. Solange die Pforte von den Mächten gedrängt wurde und die Anwendung von Zwangsregeln gegen sich voraussah, wird sie sich gescheut haben, irgend etwas gegen die albanesische Liga und deren Selbständigkeitsgelüste zu unternehmen. Der augenblickliche Kollapsus der europäischen Aktion und der Triumph, den die Pforte durch ihren passiven Widerstand errungen hat, mag ihr Mut gegeben haben, einen Schritt in jener Richtung zu unternehmen. Sie hat deshalb die Redifs aus den albanesischen Landesteilen einberufen, um der Liga das Menschenmaterial zu entziehen. Letztere hat die eigentliche Bedeutung der Maßregel wohl begriffen und widersetzt sich der Ausführung.

7. Dezember.

Die eben geschilderte antialbanesische Stimmung in Konstantinopel hat schließlich doch zur Auslieferung Dulcignos geführt. Derwisch Pascha[1]) mag dazu auch das bei den vielfach getrennten Stämmen immer wirksame Mittel der Bestechung angewandt haben, kurz der Platz ist ohne besondere Schwierigkeiten übergeben worden. Damit ergab sich von selbst die Frage wegen Auflösung des Demonstrationsgeschwaders. Ein anfänglicher Vorschlag Englands, das Geschwader, wenn nicht räumlich beieinander, so doch in einem gewissen Zusammenhang zu lassen, der gestattet hätte, dasselbe im Falle des Bedürfnisses namentlich behufs einer Mission in der griechischen Frage, wie erläuternd hinzugefügt wurde, wieder zusammenzuziehen, wurde von uns sowie von Frankreich und Österreich rasch und entschieden abgelehnt. Darauf entschloß sich das Londoner Kabinett, um wenigstens nach außen hin das Schauspiel zu vermeiden, als werde es von seinen Alliierten nach und nach verlassen, diesen Gedanken aufzugeben, und schlug selbst die gemeinschaftliche Abfahrt und Auflösung des Geschwaders vor, die dann auch stattfand.

12. Dezember.

In der griechischen Frage beharrt die Pforte auf ihrem Widerstande. Der Sultan hatte unserem Botschafter gesagt, er könne die Konferenzgrenze unter keinen Umständen gewähren. Doch hatte dieser den Eindruck, daß die Türken vielleicht über ihr Anerbieten vom 3. Oktober[2]) noch etwas hinausgehen würden, wenn sie eine freundschaftliche Vermittlung nach Athen hin fänden. Graf Hatzfeldt empfahl die österreichisch-französisch-deutsche. Auf

[1]) Derwisch Pascha, ein energischer Soldat, war schließlich von der Pforte nach Albanien entsandt worden, um mit List oder Gewalt die Übergabe Dulcignos zu bewerkstelligen. Nach unerheblichen Kämpfen gelang es ihm, in Gegenwart der fremden Kriegsschiffe den Ort zu besetzen und ihn den Montenegrinern zu übergeben (27. November). Anm. d. H.

[2]) Die Pforte hatte in einem Rundschreiben von diesem Tage noch einmal die von den Ministern verlangte Abtretung von Janina, Larissa und Metzovo abgelehnt und eine südlich davon laufende Linie als Grenze vorgeschlagen. Anm. d. H.

unsere Anregung in Paris und Wien stimmte man dort zu, daß es besser sei, Griechenland nehme einstweilen auf Abschlag und ohne auf seine weiteren Ansprüche zu verzichten, was es von der Türkei gutwillig bekommen könne. Die Franzosen machten dann daneben den kurioſen Vorschlag, ein Schiedsgericht der sechs Mächte zu konstituieren, das die Grenze definitiv festzustellen hätte, nachdem man vorher die Pforte und Griechenland bewogen, sich dessen Beschlüssen zu unterwerfen! Mit anderen Worten: eine Revision der Kongreß- und der Konferenzakte. Ob es dem Pariser Kabinett mit diesem Vorschlag wirklich ernst war, oder ob derselbe nicht bloß deshalb vorgeschlagen wurde, um aus der beängstigenden Gesellschaft zu dreien in die weitere zu sechsen zu flüchten, lasse ich dahingestellt. Der Umstand, daß der Schiedsgerichtsgedanke seinen Weg sofort in die „Times" fand, läßt eher das letztere vermuten.

Übrigens denkt man in Paris nicht mehr daran, die dort mit so großem Aufwand von topographischen, militärischen und politischen Argumenten aufgestellte und verteidigte Konferenzgrenze festzuhalten, und wäre gern bereit, Metzovo und Janina fallen zu lassen, dasselbe Janina, für dessen Zession an Griechenland man vor wenigen Monaten noch so ängstlich und eifrig unsere Zustimmung gesucht hatte.

13. Januar 1881.

Der französische Schiedsgerichtsvorschlag ist in London nicht mit besonderer Wärme aufgenommen worden, ebensowenig in Wien. Man hat ihn in allgemeiner Weise ohne viel Nachdruck unterstützt. In Athen sowohl als auch in Konstantinopel blieb diese Lauheit nicht verborgen und die Neigung zur Nachgiebigkeit daher gering.

In Konstantinopel stellt sich der Sultan entrüstet über den Vorschlag. Vielleicht würde er sich geneigter zeigen, wenn damit greifbare Andeutungen über das Maß der Zessionen verbunden gewesen wären, die man von ihm erwartet.

19. Januar.

Die Überzeugung, daß das Schiedsgericht ohne positive, der Pforte zu machende Vorschläge aussichtslos sei und nur dazu diene, die ohnehin schon so erschütterte Autorität des sogenannten europäischen Konzerts noch weiter lächerlich zu machen, dringt allmählich durch. Die französischerseits verlautbarten Wünsche um weitere Unterstützung des gedankenlosen Vorgehens in Athen und Konstantinopel finden daher allerwärts eine sehr kühle Aufnahme.

Inzwischen hat sich die Pforte in einem Zirkulartelegramm, in welchem sie über die griechischen Rüstungen Beschwerde führt, gleichzeitig bereit erklärt, mit den Vertretern in Konstantinopel in Verhandlung zu treten. Dieser Ausweg scheint allerorten dankbarst als eine Befreiung aus der lächerlichen Lage aufgenommen zu werden, in die man sich freilich durch den reservierten Anschluß an die unüberlegte französische Aktion versetzt hatte.

Von England wurde der Reichskanzler wieder angegangen, einen Vermittlungsvorschlag zu machen. Abgelehnt mit dem Bemerken, daß er keinen wisse, der nicht zuletzt auf die Anwendung von Zwangsmaßregeln hinauslaufe.

Auf russischer Seite taucht der Gedanke auf, die Insel Kreta als Kompensationsobjekt für Griechenland zu gebrauchen. Der Vorschlag paßt in die russische Politik, die Griechen von dem Kontinent zu entfernen und zu einem, dem slawischen Interesse weniger gefährlichen Inselvolk zu machen. Ob aber der Sultan darauf eingehen wird? Ich zweifle.

8. Februar.

Vorgestern aß ich mit den Botschaftern Mr. Göschen, Lord Odo Russell und Graf Hatzfeldt beim Reichskanzler. Göschen hat den Umweg über Berlin genommen, um sich mit dem Reichskanzler über die Behandlung der griechischen Frage zu verständigen. Während und nach dem Diner entwickelte nun Fürst Bismarck den nachfolgenden Vorschlag: vor allem möchten sich die Kabinette durch das Organ ihrer Vertreter in Konstantinopel über dasjenige einigen, was sie von der Pforte zugunsten Griechenlands zu fordern und zu erlangen entschlossen seien. Ohne eine solche vorherige Verständigung sei alles Verhandeln mit der Pforte oder dem Athener Kabinett vergeblich oder aussichtslos. Wenn die Einigung über das Maß dessen, was man von den Türken verlangen wolle, erzielt sei, solle man dann die Griechen zur bedingungslosen Annahme desselben bewegen. Es sei rätlicher, zuerst mit ihnen anzufangen, weil es der Pforte leichter werde, ihrerseits zuzustimmen, sobald sie die Gewißheit habe, daß der kleine griechische Kläffer sich beruhigen müsse.

Erst wenn diese beiden Punkte erledigt, wolle man von der Pforte die Annahme verlangen. An Pressionsmitteln habe man Griechenland gegenüber die Erklärung, daß, wenn es sich nicht befriedigt halten wolle, man es seinem Schicksal überlassen und in einem Kriege mit der Türkei nicht unterstützen werde. Die Mächte würden sich dabei beruhigen, wenn es seine alten Grenzen behalte. Der Pforte gegenüber: daß man den Griechen eine wohlwollende Neutralität gewähren, ja sie durch Flotten unterstützen werde, indem man ihre Küsten schützen, vielleicht ihre Armee an gewisse exponierte Stellen des türkischen Territorismus befördern werde. Was endlich die Begrenzung des an Griechenland zu gebenden Gebietes anbelangt, so empfehle es sich, demselben so wenig albanesische Elemente als möglich zuzuweisen. Es vermöge dieselben nicht zu assimilieren und sie würden ihm immer eine Quelle der Unruhe und Schwäche sein. Die griechische Politik habe im Gegenteil das Interesse, ein freundliches Verhältnis zu den Albanesen, als seinen natürlichen Bundesgenossen gegen Slawen und Türken, zu unterhalten. Wenn somit ein großer Teil von Epirus bei der Pforte verbleiben werde, so sei es nützlich, den Griechen dafür eine Kompensation zu geben, die sich mit dem Teil, den sie verlieren sollten, nicht ziffernmäßig vergleichen lasse. Zu dem Ende sei es zweckmäßig, die Abtretung von Kreta in die Verhandlung aufzunehmen. Göschen konnte über diese Vorschläge des Fürsten nur seine persönliche Auffassung aussprechen, hielt sie aber für praktisch und glaubte, daß sie auch Gladstones Zustimmung finden würden.

Die einzige Sorge schien ihm die mögliche Ablehnung Griechenlands zu machen. Er fragte wiederholt, was man dann machen solle. Fürst Bismarck schwieg und schlug dann lachend mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser

klirrten. Eine Mitwirkung bei Flottenexpeditionen zugunsten Griechenlands lehnte er mit Rücksicht auf das mangelnde Interesse Deutschlands ab. Er zog überhaupt wiederholt gegen die humanistische und philantropische Richtung europäischer Politik, gegen die Idee, unzivilisierte Völker „glücklich machen" zu wollen, zu Felde. „When I hear of the sufferings of a negro in China or in other remote part of the world, I may mention him in my prayer, but I cannot make him an object of german policy." Göschen macht mir nicht den Eindruck, als ob er die Frage beherrsche oder einen Gedanken darüber habe. Im Laufe des Gesprächs berührte der Fürst ironisch die österreichische unentschlossene Haltung. Er meinte lachend, in dem Spiele, das gespielt werde, sei die deutsche Karte „a dull card". Als Politiker hätte er wohl gewünscht, die österreichische Karte spielen zu können, „I should like to play the austrian card," damit wäre wohl etwas zu machen.

Auch an einem anderen Tage kam er lachend darauf zurück. Wenn er noch ein jüngerer Mann wäre, so würde es ihm vielleicht Vergnügen bereitet haben, aus den heutigen Umständen etwas zu machen. Es sei doch eigentlich eine komische Situation, die ihm Lord Odo Russell im Auftrage seiner Regierung gebracht.

16. Februar.

In Athen scheinen die Dinge so zu liegen, daß man dort wohl geneigt ist, sich mit einer Kompensation für die Modifikation der Konferenzgrenze zu begnügen und den Krieg zu vermeiden.

Als conditio sine qua non gilt aber der Besitz der beiden Golfe von Arta und Volo. Von diesen würde man nie lassen. Daß man Janina nicht bekommen kann, scheint man einzusehen. Auf Metzovo hofft man noch. Sollte es auch wegfallen, so müßte eine Kompensation geboten werden. Das Minimum der griechischen Forderung umfaßt also die Golfe von Arta und Volo, Lariſſa und eine Kompensation für Janina und Metzovo.

Komunduros (der griechische Ministerpräsident) wünscht, wie orientalische Minister dies in ähnlichen Lagen alle tun würden, daß der letzte und definitive Grenzabschluß Griechenland als ein unabänderlicher Entschluß der Mächte in möglichst autoritativer Weise zudekretiert werde. Er denkt dann, um sich für die Zukunft möglich zu halten, seine Entlassung zu nehmen, damit irgendein Strohmann in der Zwischenzeit die Sache ausführe.

18. Februar.

In Wien ist der Vorschlag des Reichskanzlers zwar angenommen worden, aber widerstrebend. Es ist insbesondere die Kompensation durch Kreta, welche Herrn v. Haymerle ihres russischen Ursprunges wegen nicht zusagt. Es sei der alte Plan der russischen Politik, die Griechen auf die Inseln zu drängen, um auf dem Kontinente den Slawen freie Hand zu lassen. Allein wie immer weiß man sich in Wien nicht zu positiven Vorschlägen zu entscheiden und geht, nachdem man durch nörgelnde Kritik erst böses Blut gemacht hat, dann widerwillig doch mit.

3. März.

Die Botschafter haben trotz der hier kundgegebenen Beistimmung der Kabinette zu unserem Programm dasselbe doch nicht innegehalten und es für tunlich erachtet, sich zunächst mit den Türken in vertrauliche Besprechungen einzulassen. Göschen ist der einzige gewesen, der darauf bestand, daß man sich vorerst über eine Grenzlinie einigen möge. Als Grund für die abweichende Haltung wird von den Vertretern die Befürchtung angegeben: die Sache werde zum Bruche oder zum Kriege getrieben, wenn man nicht vorher versuche, sich mit der Pforte zu verständigen. Namentlich der französische Botschafter scheint diese Auffassung vertreten zu haben. Die Türken auf der anderen Seite legen sich aufs Feilschen, gerade so wie es auf dem Bazar Brauch ist. Wenn von Kreta die Rede sei, so nähmen sie an, daß damit Griechenland ganz abgefunden sei und auf dem Festlande gar keinen Zuwachs mehr beanspruchen dürfe, höchstens könnten sie noch irgendeine kleine Insel (eine von den Sporaden) wohl zulegen. Sie haben wahrscheinlich längst bemerkt, daß Rußland für Kreta stimmt, und fühlen sich deshalb um so sicherer in diesem Fahrwasser, welches zu dem russischen Ziele führt, die Hellenen von dem Festlande abzudrängen. Ein von dem Reichskanzler angegebener Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" markiert unsere Stellung dieser Sachlage gegenüber.

Im Grunde verbirgt sich hinter der Unsicherheit und Furchtsamkeit der Botschafter doch nur die innere Schwäche des sogenannten europäischen Konzerts. Die von uns vorgeschlagene vorherige Einigung über eine Grenzlinie hatte doch nur den Sinn, daß die Mächte sich darüber klar werden sollten, wie sie ein gewisses Maß von Konzessionen von der Pforte verlangen und auch durchsetzen müßten. Vor dieser Selbsterkenntnis scheuen sie aber zurück, und wie der Strauß sich im Sande so verstecken sie sich immer wieder in dem Gedanken der Kollektivaktion, um der Notwendigkeit eines klaren Entschlusses enthoben zu werden.

15. März.

Die Türken haben zuerst eine Linie angeboten, welche Lariſſa den Griechen geben würde, aber Trikala ausschließt und weiter dem Peneios und dem Laufe der Arta folgt, also auch Prevesa der Pforte wahrt.

Die Majorität der Botschafter[1]), d. h. aller mit Ausnahme von Göschen, hat sich dann dahin geeinigt, die Linie der Pfortennote vom 3. Oktober plus Kreta zu fordern, hinsichtlich deren sie der Zustimmung der Pforte sicher zu sein glauben.

Von London aus wurden wiederholt Versuche gemacht, uns für die weiteren Forderungen Göschens, welche die oben erwähnte erste Linie der Türken und womöglich Prevesa umfassen sollte, zu gewinnen, so daß wir gemeinschaftlich mit England dieselbe durchzudrücken hätten. Das Ganze ist ein neuer Beleg für die Unentschlossenheit der englischen Politik.

[1]) Seit Anfang März verhandelten die Botschafter in Konstantinopel in gemeinschaftlichen Sitzungen mit den türkischen Delegierten (ohne Griechenland) über die endgültige Abgrenzung. Anm. d. H.

Da Frankreich und Italien im Trüben fischen, Rußland die geringst mögliche Ausdehnung der Griechen auf dem Kontinent will, so waren die beiden Mächte, die nach der allgemeinen Sachlage ein Interesse an der Stärkung des Griechentums hatten, England und Österreich, angewiesen, Hand in Hand und eventuell isoliert gegen die Pforte vorzugehen. Hätten beide nachdrücklich Prevesa verlangt und die Forderung etwa durch eine Flottendemonstration unterstützt, so würde die Pforte schwerlich haben widerstehen können. Allein England versteckt sich wie immer hinter die Kollektivaktion, und Haymerle, der von vornherein gegen den Austausch von Südepirus gegen Kreta war, läßt sich gleichfalls forttreiben. Den Türken konnte auch nicht verborgen bleiben, daß Rußland sie stütze. Die offiziöse „Agence russe" begleitete die Verhandlungen in Konstantinopel mit Bulletins, welche, die Nachgiebigkeit und Mäßigkeit der Pforte preisend, letztere in ihrem Widerstande gegen weitere Konzessionen zu bestärken bestimmt waren.

Nach Athener Nachrichten würde die Abtrennung Prevesas griechischerseits nicht zugegeben werden.

19. März.

Die Türken haben wieder einen Rückfall gehabt. Sie boten in der letzten Sitzung einen nur 9 km breiten Streifen in Thessalien an, wenn sie Kreta abtreten sollten, kurz sie versteifen sich auf entweder eine kontinentale Entschädigung ohne eine insulare, oder eine insulare ohne eine kontinentale. Die Botschafter hatten ihnen eine Frist bis zum 17. gestellt, die, wie zu erwarten, nicht innegehalten wurde.

16. April.

Geschäftsüberhäufung hat mich gehindert, das Journal weiter zu führen. Übrigens war der Verlauf der griechischen Frage einfach. Die Pforte lehnte die Kompensation mit Kreta ab und bot dafür in Thessalien mehr als je. Die Botschafter fügten die Entfestigung von Prevesa und die Abtretung von Punta zu und beeilten sich, das in der Weise amendierte Anerbieten zum Beschluß zu erheben, der von den Kabinetten unverzüglich bestätigt wurde. Die griechische Regierung gibt trotz des Widerstrebens nach.

Mit diesen letzten Vorschlägen der Pforte — Abtretung von Volo, Lariſſa und Arta an Griechenland, dagegen Festhaltung an Janina, Metzovo und Prevesa — war endlich der lang gesuchte Boden gefunden, um die griechische Frage der endgültigen Lösung zuzuführen. Zwar regte sich in Athen eine Zeitlang die Neigung, gewaltsamen Widerstand zu leisten, aber diesmal blieben die Großmächte fest, und am Ilissos erkannte man die Nutzlosigkeit des Widerspruches. Der griechischen Regierung ging seitens der fremden Gesandten in Athen eine gemeinschaftliche Note zu, daß die neuen Bestimmungen an die Stelle der von der Berliner Konferenz beschlossenen träten und im Interesse des allgemeinen Friedens diese Entscheidung als endgültig anzusehen sei. Die Mächte versprachen, falls Griechen-

land sich füge, die Ausführung zu übernehmen. Wenn auch widerwillig, erklärte schließlich die griechische Regierung ihr Einverständnis.

Wie sehr auch die Mächte gegenüber dem Widerstande der Pforte ihre Stellung in den drei Jahren verändert hatten, mag die Tatsache veranschaulichen, daß die letzte Lösung der Frage den Griechen ungefähr nur drei Fünftel desjenigen Gebietes zusprach, das ihnen die Berliner Konferenz zugewiesen hatte. Insofern konnte die Pforte sich eines diplomatischen Erfolges rühmen. Sie hat dann, als die Albanesen die Abtretung von Arta verhindern wollten, durch den oben erwähnten Derwisch Pascha die Ordnung aufrecht zu erhalten gewußt.

Mit der Feststellung der Grenzen Montenegros und Griechenlands waren die unmittelbar aus dem Berliner Friedensvertrage erwachsenen Aufgaben der Großmächte zunächst gelöst. Aber schon tauchten im Orient neue Verwicklungen auf, die auf die Beziehungen der europäischen Mächte unter sich einen starken und zeitweise recht bedenklichen Einfluß üben sollten. In Ägypten bedrohte ein Militäraufstand das künstliche Gebäude, das die englisch-französische Interessenpolitik dort aufgerichtet hatte, und im Balkan strebten die durch den Berliner Frieden getrennten bulgarischen Provinzen gewaltsamem Zusammenschlusse zu. Für neue diplomatische Vermittlungstätigkeit war somit weiterhin gesorgt, und der Verfasser der vorstehend veröffentlichten Notizen hat dabei unter der verantwortlichen Leitung seines großen Chefs weiter stille, aber darum nicht weniger fruchtbare Arbeit geleistet.

Novalis-Reliquien.

Mitgeteilt
von
Ernst Heilborn.

Die hier zum erstenmal veröffentlichten Briefe und Gedichte des Novalis liegen fast durchgängig in der eigenhändigen Niederschrift des Dichters vor und sind ausnahmslos an Caroline Just zu Tennstedt gerichtet.

Sie wurden von Herrn Geh. Baurat v. Lancizolle (Stettin) im Nachlaß seines im Jahre 1869 verstorbenen Vaters entdeckt und fanden sich in einem Briefumschlag, der die Aufschrift trägt: „Der Frau Kreisvisicus Doctor Schmidt geb. Schmidt in Erfurt in der Johannisstraße." Der Poststempel trägt den Vermerk „Gotha 1812 (?)".

Herr v. Lancizolle bemerkt dazu: „Meine Großmutter war die Tochter eines Gutsbesitzers Schmidt, dem Ende des 18. Jahrhunderts und später das Gut Klein-Ballhausen bei Tennstedt gehörte, und lebte in den ersten Jahren ihrer Ehe in Tennstedt selbst, wo ihr Mann sich als praktischer Arzt niedergelassen hatte. Es ist daher wohl als sicher anzunehmen, daß die Familien Just und Schmidt befreundet waren. Wahrscheinlich hat Caroline Just die Papiere den Schwestern Schmidt mitgeteilt, ohne sie zurückzufordern, und sie sind dann von einem Nachlaß in den andern gewandert, bis sie nach mehr als hundert Jahren hier wieder an das Tageslicht kamen."

Die Originale werden, der hochherzigen Bestimmung ihres Besitzers zufolge, dem Nachlaß des Novalis einverleibt werden. Herr v. Lancizolle hatte die Güte, mir zu gestatten, sie vorerst an dieser Stelle zu veröffentlichen.

Im Oktober des Jahres 1794 begab sich Novalis — hinter ihm lag sein kürzlich in Wittenberg bestandenes juristisches Examen und ein unlanger Aufenthalt im Elternhause zu Weißenfels — nach Tennstedt im Thüringischen, um durch den Kreisamtmann Just in der praktischen Geschäftsführung angeleitet zu werden. Er gewann sich den Lehrer zum Freunde. Just, damals 44jährig, brachte dem noch irrlichtelierenden, aber feurigen, sprühenden Wesen des Zweiundzwanzigjährigen herzliches Verständnis entgegen. Er erkannte, wie er selbst sagt, das „Genie" in ihm und war der Mann dazu, jedwede

ungewöhnliche Veranlagung recht andächtig zu verehren. „Ich sollte sein Lehrer und Führer werden; aber er ward mein Lehrer"; diese wenigen Worte, die Just in seiner schlichten Novalisbiographie niedergeschrieben, kennzeichnen das Verhältnis der beiden zueinander.

Es fügte sich, daß Novalis auf einer Geschäftsreise, die er bereits im November 1794 mit Just zusammen unternommen hatte, nach Grüningen kam, jenem Gutssitz mit dem gelben Schlosse, auf dem er Sophie v. Kühn kennen lernen sollte. Grüningen war nur dreiviertel Stunden von Tennstedt entfernt. Just wurde also Zeuge der rasch aufkeimenden Liebe und teilte ihre Heimlichkeiten.

In die Heimlichkeiten dieser Liebe aber war noch eine andere eingeweiht, und das war Caroline Just, die Empfängerin der vorliegenden Briefe und Gedichte.

Caroline Just lebte im Hause des Kreisamtmanns und war somit oft genug mit Novalis zusammen. Justs Tochter, wie bisher irrtümlicherweise und auch von mir in meiner Novalisbiographie angenommen wurde, kann sie nicht gewesen sein. Es findet sich eine Eintragung im Tennstedter Kirchenbuch, derzufolge „Coelestin August Just, Kurfürstlich Sächsischer Kreisamtmann in Tennstedt, ledigen Standes und Frau Rahel Dorothea Christiane Nürnberger, Witwe des Professors der Anatomie und Botanik zu Wittenberg, ohne Aufgebot nach dem gnädigsten Churfürstl. Befehl am 18. Juli 1796 zu Leutzsch copuliert worden sind". In der nämlichen Zeit also, in der Novalis sein allzu jugendliches Liebesglück fand, ging auch der Amtmann auf Freiersfüßen; was wiederum dazu beigetragen haben mag, die beiden einander näher zu führen.

War aber Caroline Just nicht die Tochter des Kreisamtmanns, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie dessen Nichte gewesen. Ist in den Briefen viel vom „Onkel" die Rede, so ist damit niemand anders als eben Just gemeint.

Unter dem 28. November 1794 schrieb Erasmus v. Hardenberg, der um drei Jahre jüngere Bruder, an Novalis:

„Auch Deine Freundschaft mit der Just gefällt mir, offen gestanden, nicht. Ich wollte wetten, das ist ein empfindsames Mädchen, die die Großmütige spielen will, dabei aber Coquetterie genug besitzt, um einzusehen, daß sie sich gerade dadurch Deine Achtung und Freundschaft erwirbt. Es kann sein, ich irre mich; aber überlege Dir alles ja genau, ob ich nicht überall, wenigstens hin und wieder, Recht habe. Prüfet alles und das Beste behaltet."

Das war die Antwort auf das Liebesgeständnis des Novalis und auf die Schilderung seiner Sophie; in Caroline Just sollte die Vermittlerin solcher zarten Beziehungen getroffen werden.

Sonderlich vertrauenweckend klingen die Zeilen nicht. Es scheint aber festzustehen, daß Erasmus v. Hardenberg, als er dies schrieb, Caroline Just persönlich noch nicht kannte; auch war es geheiligter Brauch unter den Brüdern, sich gegenseitig aufs ungewisse hin Ermahnungen zukommen zu lassen. Das steckte ihnen im Blut und war gewissermaßen Familientradition; war auch

ein Zug der Zeit, die den schweren Ballast etwas magisterhafter Moral als Gegengewicht gegen den allzu revolutionären Wind in ihren Segeln brauchte.

Ein Schalk scheint aber in der Tat in dem Mädchen gesteckt zu haben. Man fühlt es, wie sie den Schalk in Novalis wachruft. Zur Vermittlerin geheimer Liebesbotschaften gab sie sich willig und vielleicht mit reizender Koketterie hin. Ihr eigenes Herz — das geht aus Novalis' Briefen deutlich hervor — ersehnte sich gleichfalls solche Heimlichkeiten. Traf aber Erasmus damit das Rechte, daß er sie empfindsam nannte, so war ihre Empfindung zweifellos echt. An sie, deren Brief ihm wohlgetan hatte, richtete Novalis die ersten Zeilen nach dem Tode seiner Sophie. Ihr gegenüber sprach er damals das Tiefste seines Wesens aus.

Der erste Brief ist undatiert. Er scheint noch vor der heimlichen Verlobung im März 1795 geschrieben zu sein. Es ist Winter, und „Schnee" hält den Liebenden in Grüningen fest. Caroline Justs Vermittlerkünste werden aufgerufen:

An Mademoiselle Caroline Just in Tennstedt.

p. Expr.

Am gastfreysten Tische in der Welt sitz ich hier, um Ihnen Stof zum Lachen und zum Lügen zu geben. Schwach ist der Sterblichen Herz — es bedarf der duldsamen Freundschaft. Ich, Fridrich von Hardenberg ad act. jur. nahe mich demüthig dem wolthätigsten Altar dieser vorbesagten Göttin und flehe um Nachsicht und um Entschuldigung. Denken Sie nur an, es ist hier ein so tiefer Schnee gefallen, daß man ohne Lebensgefahr nicht aus dem Hause kann. Muthwillig sein Leben zu wagen ist nicht die Sache eines klugen Mannes. Viele frohe Stunden haben noch Ansprüche auf mich — Ich bin krank obendrein — Merken Sie, wohin ich will — Ihr Compaß ist untrüglich — Ich will nicht — ich will — ich will nicht — ich will — ich muß, ich darf, ich kann — hier bleiben. Hier bleiben, werden Sie sagen, das hab ich mir vorgestellt. Es ist nun nicht anders. Was ich kann, das will ich, und was ich will, das kann ich — Wer kann wider sein Schicksal — Ich gehöre zu den Deterministen — Mein Schicksal ist so complaisant dismal — ein andermal nicht — ich muß seine gute Laune benutzen, da es sonst oft sehr schief und mürrisch aussieht.

Aber — Wie?

Glauben hab ich unerschütterlich zu Ihrer Erfindungskraft — noch mehr zu Ihrer Freundschaft. Bey dem guten, lieben Onkel bin ich leicht zu entschuldigen, aber in Gebesee?[1]) Bey Ihnen ist nichts unmöglich. Ich lege für Lindenau[2])

---

[1]) Rittergut in der Nähe von Tennstedt; etwa in gleicher Entfernung in südöstlicher Richtung, wie Grüningen in nordöstlicher, gelegen. Das Gut gehörte damals dem Herrn Ludwig Jobst Christian v. Olderhausen. Novalis scheint Beziehungen zu dem Pächter Rastendiek daselbst gehabt zu haben.

[2]) „Lindenau sieht mich oft, und wir sind sehr gute Freunde", schreibt Novalis im Herbst 1794 an seinen Bruder Erasmus. „Unveröffentlichte Briefe des Novalis" (Deutsche Rundschau, Jg. XXVII, Heft 6, S. 461). Ob dieser Lindenau mit dem späteren sächsischen Minister Bernhard August v. Lindenau, der kurz vor Novalis (1784—1787) in Leipzig studierte, oder mit dem Militärschriftsteller und späteren österreichischen General Karl Friedrich v. Lindenau (geb. 1742 zu Leipzig) identisch ist, vermag ich nicht auszumachen. Karl v Hardenberg, der jüngere Bruder des Novalis, war um die gleiche Zeit in ein „Fritzchen Lindenau" zu Weißenfels verliebt. Vgl. „Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs", S. 83 und 84.

ein paar Zeilen bey. Fragen Sie mich jezt noch nichts — ich lebe, als hätt ich nie gelebt — in ungestörten Frieden, und im süßesten Vergessen aller Sorgen. Mein Nachtjäckchen hat sehr gefallen, und Ihre Freundschaft und Geschmack ist der wärmste Gegenstand unsers Gesprächs gewesen. Gestern Abend müssen Ihnen die Ohren geklungen haben — Doch ich muß aufhören — sonst schwazt ich stundenlang.

Geben u. Nehmen.

Eins von beyden ist jedes Menschen Bestimmung. Sie gehören zu dem Ersten, ich zu dem Lezten vor der Hand. Ich hoffe auf die Zeit, wo wir unsre Rollen tauschen können.

Leben Sie wol, unerschöpfliche Freundinn meines beßern Selbst.

Ihr Freund Fridrich von Hardenberg.

Lindenau hab ich von einem bösen Hals geschrieben. Er weiß, wo ich bin. Die Tennstedter hättens doch verrathen.

Mündlich 8 Tage hintereinander erzählt.

Den Neumüller müßte wohl zwey Wörtchen von meinem längern Außenbleiben gesteckt werden. Selmnitzens[1]) kommen Morg. od. Übermorg.

War der Vermittlerin zu trauen? Wahrscheinlich ward auch das folgende Gedicht in den allerersten Zeiten der Freundschaft zu Caroline Just und der Liebe zu Sophie v. Kühn (also im Winter 1794/95) niedergeschrieben. Vertrauen und Zweifel, ein williges Vertrauen und ein koketter Zweifel, treiben ihr Spiel miteinander und gelten wohl gleichzeitig der Freundin wie der Geliebten:

An Caroline, als ich Ihr[2]) den Sonnabend Abend gab.

Darf ich mit der Zeugin meiner Schwächen
Frey und ungefährdet sie besprechen,
Ihrer Theilnehmung gewärtig seyn?
Darf ich holden, süßen Worten trauen
Und gewiß auf meinen Glauben bauen?
Wird mich diese Beichte nie gereun?

Gern gesteh ichs — oft ward ich betrogen,
Wenn von Schmeichelworten angezogen,
Mir der größte Wurf gelungen schien.
Und mir dann, vom Staar gelöst, am Ende
Mühsam nur gelang in meine Hände
Das verspielte Herz zurückzuziehn.

Doch es soll nie meine Hoffnung welken
Leichter wird der Himmel sich entwölken
Einer Stirn, die nicht versiegelt ist.
Zuversicht besticht des Schicksals Launen —
Und im Zuge Deiner Augenbraunen
Les' ich eher klugen Rath, als List.

In Grüningen wurden Feste gefeiert! Das laute und gesellige Treiben im gelben Schlosse der Gutsherrschaft stand in denkbar schärfstem Gegensatz zu dem streng patriarchalischen Familienleben, das Novalis aus seiner eigenen Kindheit kannte. Daß der Verkehrston in Grüningen nicht der gewählteste

[1]) Vgl. das Namenregister in „Novalis' Schriften" ed. Heilborn, Bd. I.

[2]) Das großgeschriebene „Ihr" bezieht sich vielleicht auf Sophie.

war, ja, daß derbe Exzesse auf der Tagesordnung standen, schien zunächst nichts zu verschlagen. Novalis wurde in den allgemeinen Jubel mit hineingezogen, es kam etwas Übermütiges in sein Wesen. War er doch selbst noch gar so jung! Die Nachschriften zu der folgenden Epistel mit ihren fingierten Brieffragmenten schildern in keckem Vorwegnehmen ein behagliches Glück, das — niemals zu Wirklichkeit werden sollte. Der wohl eben heimlich Verlobte (März 1795) hat seine Lust daran, sich selbst in den kommenden Ehefreuden zu spiegeln, mit Kindersegen und allem, was drum und dran hängt:

[ohne Orts- und Datumbestimmung]

Kommen Sie denn gewiß, liebe Justen, auf den Sonntag zu uns. Sophie begreift Sie nicht, daß Sie so lange wegbleiben. Eben taucht Sie mir über die Schulter und sagt mir, daß ich Ihnen schreiben soll, das Garn wäre fertig, und Sie könnten es mitnehmen, dahingegen sollten Sie hübsch die Farbe mitbringen, die sie versprochen hätten und das geliehene Kochbuch, weil Sie es brauchte. Auch soll ich Sie noch tüchtig auszanken, daß Sie uns neulich haben so warten lassen. Selmnitzens [1]) lassen Sie grüßen. Meine kleine Sophie hört, daß ich an Sie schreibe; und bittet, daß Sie doch den Fitz mitbingen. Grüßen Sie den großen Fritz und weisen Sie meinen Brief nicht. Er mag auch an Sophien schreiben. Mit den Weibern läßt sich besser fertig werden. Blumenkohl u. Spargel sollen Sie auf den Sonntag bey mir essen, der Sie neidisch machen wird. Nehmen Sie nicht übel — das Essen steht auf dem Tische — Sophie brummt — und meine Finger thun mir schon weh — Unsereins kommt nicht viel ans Schreiben. Adieu, auf den Sonntag mehr. Hardenberg.

Fragment aus einem Briefe.

Nun kommt das beste Stück aus meiner Reise. Wie ich durch Jena gieng, hört ich zufällig, daß Hardenberg nur 2 Stunden davon wohne. Ich hatte nichts zu versäumen und war begierig Hardenbergs Haushaltung zu sehn. Den Fixirt zu sehn — glaubt ich nie. Ich kam hin — frug im Hause nach ihn. Ein sehr einfach gekleidetes, wunderschönes Mädchen führte mich hinauf und bat mich zu warten. Ich hatte nicht Zeit mich umzusehn, als er schon in die Thüre trat. Ich konnte mich nicht halten, als ich den Ausdruck seines Gesichts sah, ich fiel ihm um den Hals und nannte mich. Er freute sich herzlich und ich war für Ueberraschung stumm. 8 Tage hab ich bey ihm gelebt — Sein Haus ist das Glücklichste, was ich je sah. Eine Menge Menschen hab ich bey ihm kennen gelernt — die eine Gallerie der besten Menschen ausmachen, von denen ich je hörte. Die ich für ein Mädchen hielt, ist seine Frau. Was Grazie und Sittlichkeit interessantes haben, Einfachheit und Mannichfaltigkeit, Ordnung und Thätigkeit, Liebe und Humanitaet, Natur und Delicatesse, Kunst und Geschmack — alles dis hat die wunderthätige Hand dieses Weibes vereinigt — Aber Sie, Ihre Freundinnen und Schwestern und die Männer machen ein Ganzes aus, dessen wahren Werth nur Verstand und Gefühl faßt. Eine liebenswürdige Frau, die nur unter dem Namen Caroline [2]) dort bekannt ist, zeichne ich noch vorzüglich aus — weil die ganze Familie Sie, als die Stifterin Ihres Glücks auf den Händen trägt. Den Abend vergeß ich nicht, wo Sie mir die Geschichte ihres Zusammenfindens erzählten, die Geschichte Ihrer Liebe und Freundschaften. Soviel vermag Gefühl, Verstand u. fester Wille. Ich möchte ewig unter diesen Menschen leben — Es ist eine Sehnsucht in mir rege geworden, die ich Dir nicht beschreiben kann.

[1]) Siehe oben.

[2]) Offenbar ist Caroline Just gemeint.

Unsern wechselseitigen Verwandten und Freunden machen wir hierdurch unsre Verbindung am 19ten März dieses Jahrs bekannt und versichern uns im voraus ihrer freundschaftlichsten Theilnahme.

Schlöben [1]): am 25sten März 1798 [2])

Fridrich von Hardenberg und Sophie von Hardenberg
geb. v. Kühn.

Von Endesbenannten wird eine Person gesucht, die, bereits in gewissen Jahren, Erfahrung und Treue zum Warten kleiner Kinder in sich vereinigt.

Schlöben bey Jena v. Hardenberg.

Praxis des häuslichen Glücks von Sophie von Rockenthien [3]) geb. Schaller in der Hardenbergischen Buchhandlung.

Liebhaber von interressanten Gemählden können eine Suite von Familienscenen hier in Augenschein nehmen. Die Künstlerinn ist zu berühmt in diesem Fach, als daß sie einer Empfehlung bedürfte. Viele ziehn Sie der Angelika Kauffmann wegen des lebendigern, wärmern Kolorits vor. Grüningen.

Es ist eine Schachtel mit Kinderanzug sign. S. v. H. zwischen Tennstedt und Schloeben verloren gegangen. Der ehrliche Finder beliebe sich an leztern Orte zu melden und wird mit einem Douceur von 2 Fridrichsd'or [4]) wol zufrieden seyn.

v. Hardenberg.

Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Wir wissen aus Novalis' Briefen, daß sich kurz nach seiner heimlichen Verlobung im März des Jahres 1795 arge Zweifel in ihm regten. Nicht nur versank diese laute Grüninger Lustigkeit in Nichts — Sophie selbst, die Geliebte, das herzhaft ungebildete, vielfach launische Kind, vermochte Novalis auf die Dauer nicht zu genügen. Er hatte die Fähigkeit, bei aller Verträumtheit und Schwärmerei sehr klar zu sehen, und er sah klar. Ich bin deshalb geneigt, den folgenden undatierten Brief in diese Zeit zu setzen. Äußere Anzeichen dazu fehlen freilich; aber der Ton ist ein anderer geworden:

Glauben Sie nicht, daß meine Unpäßlichkeit blos körperlich ist. Die Indisposition des Körpers traf nur mit der Indisposition der Seele zusammen — keine von beyden allein würde jene hervorgebracht haben. Meine Fantasie war lange nicht so in lebhafter Bewegung als nach unsrer Reise. So viel Entzückendes auf Einmal, Sophie, Ihre in der That einzige Freundschaft, und die unendliche Aussicht, die mir sich hier auf einmal so bestimmt für mein Leben und meine Bestimmung öfnete — dis alles bestürmte meine ohnedieß reizbare Fantasie, die eine zeitlang müßig gelegen hatte, auf einmal so, daß ich am Ende dabey leiden mußte. Ich fühle zu deutlich, daß zwar der Körper theil nimmt, aber daß der Hauptsiz des Uebels in meiner Fantasie liegt — ich darf nur eine Zeitlang an

[1]) Zeitweiliger Wohnsitz von Novalis' Eltern. Vgl. „Nachlese", S. 10.

[2]) Die Jahreszahl ist nicht mit völliger Deutlichkeit zu lesen. Scherzweise ist ein beliebiges späteres Datum gewählt. Am 25. März 1798 war Sophie v. Kühn bereits verschieden. Am 25. März 1801 ist Novalis gestorben. Vgl. S. 267.

[3]) Sophiens Mutter war in zweiter Ehe mit Herrn v. Rockenthien vermählt.

[4]) Anspielung auf Novalis' Vornamen.

jene Gegenstände denken, so ist plötzlich die traurige nicht zu tilgende Sehnsucht und der ängstliche Ueberdruß an der Gegenwart da: Sie erhalten mich, ohne daß Sie es wissen, durch Ihre bloße Nähe aufrecht. Von körperlicher Stärkung, Zerstreuung, wobey ich sehr auf Sie rechne, und sogar den Onkel [1]) deshalb um die Erlaubniß mit Ihrer Genehmigung bitten will, bey Ihnen alle Abende eine Stunde zubringen zu dürfen — hoff ich Alles. Vielleicht lehrt mir Ihr Umgang Mittel, eine gar zu heftige Reizbarkeit meiner Fantasie abzuschleifen und jene glückliche, unentbehrliche Ruhe zu gewinnen, mit der man trübe, einfache Stunden leicht erträgt und schönen, glücklichen Stunden entgegensehn muß, um nicht die Erwartung der leztern in die ärgste Qual zu verwandeln, die ein empfindendes Wesen leiden kann. F. v. Hard.

Das Glück spricht anders. Aber das Unglück kam und rief das Glück zurück. Im November 1795 — Novalis berichtet darüber in seinem Brief vom 20. November an seinen Bruder Karl — hatte sich der erste beunruhigende Anfall von Sophies Krankheit eingestellt. Die Furcht vor dem Verluste weckte die Leidenschaft. Novalis kam zum Bewußtsein dessen — man kann nicht sagen, was er an Sophie besaß: was er an ihr besitzen wollte. Aus dem folgenden Gedicht aus dem Januar 1796 spricht wieder der beseligte Liebende:

Am Sonnabend Abend.

Bin ich noch der, der gestern Morgen
Dem Gott des Leichtsinns Hymnen sang
Und über allen Ernst und Sorgen
Der Freude leichte Geißel schwang —
Der jeder Einladung entgegen,
Das Herz in beyden Händen, flog
Und wie ein junges Blut, verwegen
Auf jedes Abentheuer zog.

Der mit den Kinderschuhen lange
Der Liebe Kartenhaus verließ,
Und wie das Glück, in seinem Gange
An Reiche, wie an Karten, stieß,
Im Kampf der neuen Elemente
Im Geist schon Sieger sang: ça va,
Und schon die Schöpfung im Convente
Und Gott, als Presidenten, sah.

Der schlauer noch, als ein Berliner,
In Mädchen Jesuiten spürt,
Und Vater Adams Gattin kühner
Als wahren Stifter denuncirt.
In dessen Stube längst vergessen
Das Bild des Aberglaubens hieng
Und der zum Spott nur in die Messen
Von den Elftausend Jungfern gieng.

Derselbe kanns nicht seyn, der heute
Beklemmt weit auf die Weste knöpft
Und schweigend an der Morgenseite
So ämsig Luft von dorther schöpft.

[1]) Just.

Den vierzehn Jahre so entzücken,
(bald sind die 7 Wochen voll) [1])
Und der in jeden Augenblicken,
Was anders will, was anders soll.

Ist das der Mann der Sieben Weisen
Im Umsehn in die Tasche steckt,
Den schon die kürzeste der Reisen
So wundersam im Schlafe weckt.
Und der noch kaum die stolzen Träume
Der Weisheit lahm fortschleichen sieht,
Als aus dem hofnungsvollsten Keime
Für ihn ein Rosenstock schon blüht.

O! immer fort der Mann von Gestern,
Was kümmert seine Flucht denn mich —
Die guten Stunden haben Schwestern
Und Schwestern — die gesellen sich.
Damit sie immer sich erkennen
Und immer froh beysammen seyn,
Will ich ein Wort zur Loosung nennen —
Sophie soll die Loosung seyn.

Sophies Erkrankung war von Novalis ernst genug genommen worden, seinen Gefühlen neuen Aufschwung zu verleihen; mit der Möglichkeit eines Verlustes rechnete er nicht. Vielmehr widmete er sich in Weißenfels, wohin er im Februar 1796 zurückgekehrt war, recht ernstlich der beruflichen Arbeit. Schien doch jeder Schritt, den er vorwärts tat, ihn der Vereinigung mit der Geliebten näher zu führen.

Davon redet der folgende Brief, auch von der Dankesschuld, deren er sich dem wackeren Kreisamtmann gegenüber bewußt war. Läuft der Satz mit unter: „Mein Genius weiß, daß man Liebe, aber nicht Freundschaft entbehren kann," so mag das für einen jungen Mann, der als nächstes Lebensziel die Hochzeit vor Augen hat, etwas seltsam klingen. Ganz vergessen wird man ihm den Ausspruch nicht. Zum Teil aber lag er in der Zeitstimmung begründet; hatte doch eben damals das Wort „Freundschaft" einen neuen, töricht-beseligenden Klang erhalten:

Weißenfels: den — Febr 1796.

In aller Eil schreibe ich Ihnen ein paar Zeilen. Den Onkel [2]) habe ich bisher immer hier erwartet. Diese Woche erfuhr ich erst durch meine Schwester, daß er durch Zeitz nach Hause gereist ist. Wenn der Onkel meine jetzige Lage wüßte, so würde er mir verzeihen, daß ich ihm, dem ich so unendlich viel zu danken habe, wenigstens schriftlich noch nichts von den Empfindungen gesagt habe, die meinen Abschied begleiten mußten und die so unveränderlich, wie Ideen, in meiner Seele bleiben. Ich verlasse mich auf des Onkels Bekanntschaft mit meinem Karacter und auf die Zukunft. Ist mein Onkel [3]) erst weg, so bekomme ich mehr Zeit und

[1]) Sophie v. Kühn wurde am 17. März 1796 vierzehn Jahre alt. Das Gedicht stammt also aus den Januartagen 1796.

[2]) Just.

[3]) Friedrich Wilhelm v. Hardenberg, deutscher Herr und Landkomthur zu Lucklum im Braunschweigischen, in dessen Haus Novalis längere Zeit als Kind geweilt hatte, der

Freyheit. So ganz im Nachtkleide möcht ich nicht gern vor dem Onkel erscheinen, ohnerachtet auch eine kleine Toilette der Natur nichts nehmen soll. Jezt ist meine Zeit zwischen officiellen Absprüngen nach den Salinen, Vorbereitungsarbeiten und der Gesellschaftsleistung meines Onkels getheilt. Es geht mir übrigens recht wohl und ich hoffe, daß der Onkel mit seinem Schüler zufrieden seyn soll. Täglich fühl ich den unendlichen Nutzen meines Lehrjahrs. Die Ordnung, die der Onkel oft tauben Ohren predigte, wird mir jezt Bedürfniß, da ich, sub rosa, zwar guten Willen und ängstliche Thätigkeit, aber nichts weniger, als vorerwähnte Tugend hier getroffen habe, und mir hierdurch ein großes Verdienst gleich anfangs erwerben kann. Ich lebe auch jezt mit Liebe ganz meinem Geschäfte. Die Ursachen, die mich so oft zu Tennstedt zu Zerstreuungen veranlaßten, bringen hier die entgegengesezten Würkungen hervor. Jeder Federzug ist Glied in der teleologischen Kette, deren leztes Glied nur nicht an Jupiters Kette (?) hängt. Ich muß mir mein gutes Schicksal verdienen und nur die Tugenden eines Geschäftsmanns führen den belohnendsten aller Wege. Jeder Fehltritt, jede Declination wird zum Hinderniß, zur Säumniß. Selbst die langen Entbehrungen gewöhnen mich an die wolthätigsten Tugenden — zum geduldigen Fleis und zur Genügsamkeit. Das Feuer muß einen Ausgang haben — Entfernung hemmt seinen sinnlichen Erguß — nur die Ordnung der Arbeitsamkeit bleibt ihm übrig. Für den Schüler, der auf den Geist seines Lehrers merkt, ist die Schule des Schicksals erträglich. Was sie der Waagschaale des Herzens nimmt — legt sie auf die Schaale des Geistes. O! die Richtung, die ich dem Onkel verdanke, ist ein Richteweg. Es ist ein dauernderes Andenken, als aller Stof. Die Richtung ist alles für einen Geist, wie den Meinigen. Ihre Freundschaft, liebe Justen, finde ich in meiner Schwester wieder. Mein Genius weis, daß man Liebe, aber nicht Freundschaft entbehren kann. Ich glaube mich Ihrer so am lebhaftesten zu errinnern, wenn mir dies nur Fortsetzung ist — so bleib ich Ihnen immer nah. Wir gehn zusammen fort, wie zwey gleichgerichtete Uhren, und, wenn wir uns widersehn, wird es nur Pause gewesen seyn — der gleiche Tact ist geblieben. Doch ich muß abbrechen, denn ich fahre noch diesen Morgen nach Kösen. Den Kassirer, der erst Morgen kommt, sehe ich auf die Art nicht. Warteten Sie und Beyer wohl noch bis künftige Woche mit dem Gelde. Ich reise nach Eisleben und kann es Ihnen von dort aus schicken. So bleibt die Sache für mich ohne Umstände und Erleuterungen. Das heißt aber Ihre Gefälligkeit Beyerseits misbrauchen? Acht Tage lang erlaube ich Ihnen noch mich für einen Schmarotzer zu halten, oder wenigstens mich eines Mangels an Delicatesse zu beschuldigen. Indeß bleibe ich doch Ihr ewiger Schuldner und zwar recht con amore.

Der Leisefingen dis Blättchen und dem Major die mitfolgende Feldbinde. Die Kürze der Zeit ließ mich nicht selbst schreiben. Es ist aber auch nicht nöthig. Bitten Sie den Onkel, ihm von meinetwegen zu sagen, daß der Mann nicht mehr arbeitet, der ihm die Feldbinde gemacht hat, daß keiner sonst mehr hier ist, daß ich Sie ihm aus einem Mangel an Gelegenheit nicht eher geschickt habe. Zulezt empfehle ich Ihnen und dem Onkel noch 2 Bücher, die des Kaufgeldes vollkommen wehrt sind.

Leben und Thaten des Herrn Barons Quinctius Heymeran von Flaming[1]).

Montaignes Versuche übs. von Bode.

---

auch nachher auf seine Erziehung und Berufswahl mannigfachen, vielfach als ärgerlich empfundenen, Einfluß gewann. Der „Onkel Großcomthur" verkörperte in der Hardenbergischen Familie das starr-konservative, patriarchalische Prinzip.

[1]) „Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming". Roman von Gustav Freier (Pseudonym für August Heinrich Julius Lafontaine). Vier Bände. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1795.

Beyde Bücher sind besonders auf die Bedürfnisse des Onkels kalculirt — nichts weniger als angreifend und doch so herzlich interressant, so geistvoll. Das leztere kann man zu allen Stunden, zu allen Jahrszeiten, in allen Lebensaltern mit Vergnügen lesen und wiederlesen. Der Erstere ist unter den mir bekannten komischen Romanen fast der Matador, weil er das Niedrigkomische so ganz aus seinem Plan gelassen hat und in seiner Carricatur so nahe an der Natur vorbeystreift, daß es scheint, als habe er ihr gerade das Beste, die Oberfläche entführt — Auch die Empfindung hat manches herrliche Ruheplätzchen in dieser Kunstanlage[1]).

Leben Sie wohl. Grüßen Sie alle nach Standesgebühr

Ihr Freund Hardenberg.

Der folgende Brief beschäftigt sich mehr mit Carolinens als mit Novalis' eigenen Erlebnissen. Es scheint, daß der hier erwähnte Stapf ihrem Herzen nahe gestanden und daß sie Hoffnungen auf den damals Dreiunddreißigjährigen gesetzt hat.

Gemeint ist aller Wahrscheinlichkeit nach der „Herr George Gottlieb Stapf, Aktuarius bei dem hiesigen Kreisamte", dessen das Tennstedter Kirchenbuch Erwähnung tut, und der am 21. Januar 1806, 43 Jahre alt, am Stickfluß „als Junggesell" gestorben ist. Er war wohl zur Zeit, als dieser Brief geschrieben wurde, von Tennstedt fortversetzt worden, um später dahin zurückzukehren.

Spricht Novalis weniger von sich, so scheint doch der Novalis, der uns teuer ist, hier zum erstenmal zu reden. Wie er den Begriff des Schicksals faßt, wie sich ihm die Erkenntnis aufdrängt, daß wir unser Leben gleich einem Poëm zu etwas Innerlichem zu gestalten haben, wie sich ihm das Wort von der „sonntäglichen Energie" prägt, — das alles bekundet den Insichgekehrten, dem die Offenbarungen des eigenen Herzens zuteil werden. Auch klingt es tiefer und tonreicher, was er nunmehr über seine Sophie zu sagen hat:

Weißenfels, den 10ten April[2]).

Ihr lieber Brief war mir gestern eine recht willkommene Erscheinung. Lange hab ich nichts von Ihnen gehört und doch gehn Sie meinem Herzen so nahe an. Es bleibt eine Lücke, wenn man lange genau mit jemand umgieng und lebt jezt in der Ferne. Ihr Abschiedsgefühl war mir nicht fremd — besonders empfinde ich tief Stapfs Verlust mit Ihnen. Es ist eine recht wesentliche Einbuße für Sie und noch seh ich nicht, woher der Ersatz Ihnen kommen soll. Stapf war so gefällig, so sanft, so gutmüthig und theilnehmend. Man konnte sich ihm ohne Rückhalt anvertrauen — er war so treuer Depositär und gieng seinen Weg so friedlich, ohne jemands Existenz näher zu treten, als mit einem freundlichen guten Morgen, und immer bereit zu helfen, zu trösten und zurechtzuweisen. Wohl gehn wird es ihm gewiß — die Natur hat ihn zu entschädigen und dem Genügsamen schenkt

[1]) Man wird sich dies überaus glimpfliche Urteil vom heutigen Standpunkt aus schwerlich zu eigen machen können, doch bleibt es charakteristisch, daß sich Novalis derart für einen Roman erwärmte, der mit aller Schärfe gegen die Vorurteile des Adels zu Felde zog und den für Rassenreinheit schwärmenden Baron, den Helden des Buches, schließlich zur Ehe mit einer Schwarzen führte. Die satirischen Partien des Romans sind arg karikiert und völlig witzlos; die idyllischen Schilderungen, die herzliche Naivität der moralisierenden Tendenz bleiben noch heute nicht ganz ohne Wirkung.

[2]) Offenbar 1796. Äußere und innere Merkmale (die Ortsbestimmung, der Hinweis auf Fichtes Naturrecht) sprechen dafür.

sichs so gut. Schicksal und sich schicken scheinen mir nicht ohne Bedeutung nahe verwandt. Wie wir uns schicken, so ist unser Schicksal — Sollte dann nicht sein Schicksal leicht und gefällig werden? Dort sollte es nicht seyn — Ein andrer Ort zieht ihn schon — Er muß seiner einstigen Heymath näher, oder soll ich sagen, seinem Grabe — wir wollen ihm nachsehn und uns freuen, wenn jenes die Penitenzpfarre war, und er nun wärmer und reicher sizt. Sie aber haben nun einen hübschen Ausschnitt Ihres Lebens hinter sich liegen. Es ist so etwas Ganzes — Ihr Zusammenseyn mit ihm. Nun ründet es sich — nun wird es so durchsichtig und zusammenhängend — und giebt Stof zu unzählichen Stillgenüssen und Betrachtungen. Es ist wahr, es ist Verlust; aber die gelassene Resignation, das immer notwendiger werdende Anschmiegen an Ihr innres Selbst, dieses festere Fußfassen im Unvergänglichen, im Göttlichen in uns — rechnen Sie es immer ein wenig mit. Es ist keine leichte Aufgabe, sich eine künstliche Bestimmung zu machen — es ist allemal ein Poëm, denn dies bedeutet in der Ursprache nichts als Machwerk, und es gehört sonntägliche Energie dazu, um sich selbst genug zu seyn, um nicht in der Welt der Sinne, sondern in der Welt der Ideen einheimisch zu seyn. Eine künstliche Bestimmung gehört aber in das Reich der Ideen. Hingegen glaub' ich auch, daß abgerechnet ihre Würde und ihre Selbstbelohnung, sie auch schon eine Stufe jenseit des Grabes ist, die der noch zu ersteigen haben wird, den hier die Natur sein gewöhnliches Ziel ohne Störung erreichen ließ. In dieser Hinsicht glaub ich die Entwicklung Ihres Schicksals, liebe Caroline, mit Beruhigung erwarten zu können — das Loos mag fallen, wie es wolle. Einige räthselhafte Stellen Ihres Briefs zusammengehalten mit einigen Worten aus einem Briefe des Onkels [1]) scheinen mir auf etwas hinzudeuten, das ich mir zu beurtheilen nicht getraue — dessen glücklichste und dauerhafteste Constellation aber meine lebhaftesten Wünsche beschäftigt. Sagen Sie dem guten Onkel, daß ich ihm vor der Messe nicht schreiben würde. Ein verwünschter Zufall, der schleunige Druck des Fichteschen Naturrechts [2]), hat den Druck der Anmerkungen verzögert. Drey Bogen schick ich indeß zur Probe mit. Ich freue mich sehr, sie auf der Messe zu sehn und käme selbst gern nach Merseburg, wo ich ohnedieß noch bis jezt nicht habe hinkommen können, wenn ich den Tag Ihrer Ankunft allda und die Zeit Ihres Aufenthalts daselbst erführe. Der Lina [3]) dank ich sehr, für das mir sehr liebe Andenken. Ich will ihr nächstens antworten. Indeß geben Sie Ihr von mir einen recht herzlichen Gr — nein, Kuß — ohne Praejudiz des anderweitigen Competenten, der etwa Arrest auf die hübschen Lippen gelegt haben könnte. Von mir aber heißts:

Hanc veniam damus petimusque vicissim;

Das lassen Sie sich vom Onkel verdeutschen, oder seyn Sie mit folgender Uebersetzung zufrieden:

Ich kucke durch die Finger, du
Drück auch das Eine Auge zu.

Wundern Sie sich nicht über meine Continenz. sub rosa — die Osterfeyertage hätte ich kommen können — aber

Ich nahm aus strenger Politik
Den allzuschnellen Wunsch zurück.

Die Haustafel erlaubter Politik ist nur zu lang verhüllte Geseztafel gewesen — Jezt im Joch studirt man die Filosofie [4]) des Zwangs umsonst beyher und macht sich ein kleines, nuzbares Capital, woran man sonst nicht gedacht hätte. Übrigens bin ich noch ganz der Alte — vielleicht ein wenig lustiger. Wissenschaften

[1]) Just.
[2]) Fichte, Grundlage des Naturrechts. Leipzig 1796.
[3]) Wahrscheinlich ist Caroline v. Kühn, Sophies Schwester, gemeint.
[4]) Anspielung auf Sophiens Namen.

und Liebe füllen meine ganze Seele. Ich habe mein Ich so mit Ihrem[1]) Bilde amalgamirt, daß ich keinen Athemzug ohne Sie thue. Es wächst mit jedem Tage und ich hätte nie geglaubt, eine Empfindung könne so unaufhörlich wachsen und doch noch immer Raum behalten. Dabey bin ich doch so wenig Schwärmer, daß ich in dieser Rücksicht einem jährigen Ehemann den Handschuh hinwerfen könnte. Nur Huldigung, nur unaussprechliches Gefallen, nur wundersame Anhänglichkeit — nicht eine Spur von wilder, an sich reißender Leidenschaft. Mir fehlt hier in der That nichts, als etwas mehr Gesellschaft, nach meinem Sinn und Herzen. Sonst ist alles gut und ich lache die Welt an, wie im 16ten Jahre. Ich beschäftige mich beyher mit Kleinigkeiten, die Sie mit der Zeit einmal zu sehn bekommen sollen. Grüßen Sie mir alle Freunde und fahren Sie fort treue Freundinn zu seyn

von Ihrem Freund Hardenberg.

Ein Gedicht mag folgen, das die Anspielungen auf Carolinens Herzenswünsche von neuem und in anderer Tonart aufzunehmen scheint. Offenbar sehnte sich die Gute nach bräutlichem Glück. Novalis selbst ist noch völlig ahnungslos, daß der Tod zwischen ihn und seine, nun doch schon schwer krankende Sophie treten könnte:

Antwort an Carolinen.

Den Trost, den ich für mich, oft hoffnungslos, entbehre,
Wenn meine Seele matt im Grübeln sich verliert,
Und sie aus dieser engen Sfäre
Ein guter Engel nicht entführt;
O! diesen Trost in andern zu beseelen
Ward nicht umsonst mir zum Ersatz verliehn —
Für andre glaub' ich viel, für andre kann ich wählen,
Und neue Saiten auf in fremden Busen ziehn.

Verzweifle nicht an dem, wozu in Deinem Herzen
Längst jeder Ton zum Andern wiederklang —
Du bist bestimmt zu Freuden und zu Schmerzen,
Die der nicht fühlt, dem zum Empfang
Kein bessrer Genius das Lied der Weihe sang.
Ausharrende Geduld — ward diese Dir beschieden —
So sage zum voraus dem Schicksal warmen Dank.
Der lange Kampf beschließt — und golden naht der Frieden.

Des Schicksals Lieblinge erzieht es lang und rauh.
Oft bricht das schwache Herz — noch glücklich, wenn die Stunde,
Die seine lezte heißt — mit süßen Trost im Munde
Den Angstschweiß wandelt um in süßen Lebensthau —
Doch wer sie übersteht der Prüfungen Gefahren,
Wem nie die Zuversicht im bängsten Sturm entfiel —
Erreicht den sauren Preis von stilldurchhofften Jahren
Und sinkt umarmend hin ans Ziel.

Wir[2]) haben uns aus tausenden gefunden —
Wir wandeln Einen Weg — Ein Stern ist's, der uns führt —
Erkennst Du nicht den Wink — ich habe ausgespürt,
Was Mein wird — Dir sind noch die Augen zugebunden.

[1]) Sophie.
[2]) Auf Sophie zu beziehen.

Auch ich seh Ihn noch nicht — Geduld! — die Binde fällt —
Indeß versöhne Dich die Freundschaft mit der Welt —
Geduldige Dein Herz — zu desto tiefern Zuge
Naht Dir die Liebe dann mit ihrem Nectarkruge.

Einst, laß mir diesen Blick — wenn nicht Entsagung mehr
Und bange Hoffnungen in unserm Herzen wohnen;
Wenn Lieb' und Schicksal uns für manches Opfer lohnen
Und hinter uns nun rauscht der Jugend wildes Meer;
Einst, wenn zum vollen Tisch, am Mittag ihres Lebens,
Vereint ein Doppelpaar von Glücklichen sich sezt —
Dann denken wir zurück den Vormittag — an Jezt
„Wer hätte das geträumt?" — Nie seufzt das Herz vergebens.

Fridrich v. Hardenberg.

Wir weilten in den Apriltagen 1796. Kurz zuvor, zum Geburtstag seiner Sophie, den 17. März, hatte Novalis ein anderes Gedicht verfaßt, das sich gleichfalls unter Caroline Justs Papieren angefunden hat, und auf das Novalis in einem späteren Brief zurückkommt. Es nimmt seinen Ausgang von einem Verse aus Schillers Lied „An die Freude" und ist in sich herzlich unbedeutend, weist auch arge Formmängel auf. Nur die Schlußzeile, nur diese „Kränze von Immergrün", die man ja wohl auf Gräber legt, sollten Bedeutung gewinnen und schienen Novalis später eine böse Vorahnung gewesen zu sein:

Wer ein holdes Weib errungen
Stimme seinen Jubel ein.
Mir ist dieser Wurf gelungen
Töne Jubel — die ist mein.
So hat nie das Herz geschlagen
Nie so hoch und nie so gut.
Künftig neigt vor meinen Tagen
Selbst der Glücklichste den Hut.

Fest umschlingt den Bund der Herzen
Nun der Ring der Ewigkeit
Und es bricht der Stab der Schmerzen
Am Altar der Einigkeit
O —! im Himmel ist geschlossen
Unsrer Herzen süßer Bund.
Ist ein bessrer Spruch entflossen
Je des Schicksals weisen Mund?

Dir gehört nun was ich habe,
Was ich denke, fühle, bin,
Und du nimmst nun jede Gabe
Meines Schicksals für dich hin.
Was ich sucht, hab ich gefunden,
Was ich fand, das fand auch mich,
Und die Geißel meiner Stunden
Zweifelsucht und Leichtsinn wich.

Nimmer soll mein Mund dich loben
Weil mein Herz zu warm dich ehrt.
Tief im Busen aufgehoben
Wohne heimlich mir dein Werth.
Wenn ich wunde Herzen heile
Jede Stunde besser bin
Nie im Guten läßig weile
Dieses Lob nimm dir dann hin.

Liebes Mädchen Deiner Liebe
Dank ich Achtung noch und Werth,
Wenn sich unsre Erdenliebe
Schon in Himmelsluft verklärt.
Ohne Dich wär ich noch lange
Trostlos auf und ab geschwankt
Und auf meinem Lebensgange
Oft am Ueberdruß erkrankt.

Wenn nur unsre Mutter wieder
Frisch und ledig bey uns steht
Und im Kreise unsrer Brüder
Stolz die Friedensfahne weht.
Wenn dann noch ein Süßer Trauter
Unsre Lolly fest umschlang —
O —! dann tönt noch zehnfach lauter
Unsres Jubels Hochgesang.

Wenig still durchhoffte Jahre
Leiten unverwandt zum Ziel,
Wo am glücklichen Altare
Endet unsrer Wünsche Spiel,
Uns, auf ewig Eins, verschwinden
Wölkchen gleich, des Lebens Mühn
Und um unsre Herzen winden
Kränze sich von Immergrün [1]).

Die Schatten senkten sich. Im August 1796 mußte sich Sophie zur Operation nach Jena begeben — hier lernte sie die Eltern des Novalis kennen, gewann sie sich ihr Herz. Der Vater zumal brachte der tapferen kleinen Dulderin seine ernste Liebe entgegen. Starke, der die Operation vornahm, verhehlte seine Besorgnisse nicht, glaubte dann aber nach glücklich vollzogenem Eingriff an Heilung. Wirklich schien Sophie zu gesunden, doch stellte sich bereits im Spätherbst 1796 der Rückfall ein. In diese Zeit möchte ich den folgenden undatierten Brief ansetzen. Die Erwähnung von Sophiens neuer Erkrankung scheint dafür zu sprechen; deutet man jedoch Karl v. Hardenbergs „Fortgehen" auf den Aufbruch in die Campagne, so wäre an das Frühjahr 1796 zu denken. Wie dem auch sei. Es sind ernste Zeiten. Nicht mehr der Jüngling, der Mann, der seine Lebensaufgabe tief und fromm begreift, meldet sich zu Worte. Den innerlich empfundenen Forderungen gerecht zu werden, ist höchstes Lebensziel geworden:

Liebe Justen,

Erst jezt kann ich auf Ihren lieben Brief antworten — Mein wanderndes Schicksal macht eine kleine Pause. Ich sehne mich recht nach einer regelmäßigen Correspondenz mit Ihnen. Ich rücke täglich tiefer ins Leben hinein — und wenn ich helfen will, kann ich nicht mehr bestimmungslos genießen. Sie können mir ein Vorbild in stiller Ertragung einer eingeschränkten Bestimmung seyn. Oft denke ich an Sie und in bessern Stunden sind ich Sie immer. Sie hab ich auf Ewigkeiten kennen gelernt. Am nächsten fühl ich mich Ihnen, wenn ich das menschliche Weh und die endlose Verwirrung täglich mehr gewahr werde — Glauben Sie mich nicht in einer guten Lage — Vom Mangel nothwendiger Bedürfnisse rede ich nicht — aber lebt der gebildetere Mensch nicht für mehr? Es könnte mir recht wol seyn — wenn die Menschen, mit denen ich viel zu thun habe — human wären — Davon rede ich nicht, daß manche äußerliche Umstände jezt ungünstig sind — Unter guten, selenvollen Menschen trägt sich die Last des Lebens leicht. So z. B. ist es mir allerdings sehr unangenehm, daß Erasmus an Seelenwunden siecht — daß Karl fortgeht — daß Söfchen wieder krank gewesen ist, daß hundert andre fromme Wünsche für Freunde und Freundinnen unbefriedigt bleiben müßen, daß noch manches Ungewitter meinen Hoffnungen droht — aber es ist eine Kraft dafür in uns, die allem trozt und uns mit jedem widrigen Schicksal versöhnt — aber darüber kann ich nur nicht immer wegkommen, daß die besten Menschen sich und andern das Leben so sauer machen, und so widersinnig allen guten Entwürfen des Zufalls in den Weg treten [2]). Es sind Tage, wo ich nur das Gute aufnehme —

[1]) Darunter steht von anderer Hand geschrieben: „Dies Lied ist dies zum Geburtstag, was hier erwähnt und von meiner Mutter abgeschrieben ist."

[2]) Bezieht sich vielleicht auf den Onkel „Großcomthur", der den Winter 96 bei Novalis' Eltern in Weißenfels verweilte, und sich mit der ganzen Starrheit seines Wesens gegen die Verbindung mit Sophie, dem „kranken und vermögenslosen" jungen Mädchen, auflehnte.

aber dann behauptet auch der Wechsel sein Recht und ich muß mich lange mit unerträglichen Empfindungen plagen. Ich werde klüger, aber auch empfindlicher. Jedes rauhe Lüftchen klimpert in meinen Saiten herum. Mündlich will ich Ihnen mehr davon sagen. Auch Sie leiden an jener Eingeschränktheit, Unvermögendheit so thätig, edel, mittheilend und hülfreich zu seyn als Sie können und von Ihrer Natur getrieben werden. Nicht ganz das seyn zu dürfen, was man von Natur ist, das ist die Quelle unsers Misbehagens auf diesem Planeten. Wenn Sie wüßten, wie manchen guten Freund ich mit verschränkten Armen eingehn sehn muß, so würden Sie recht lebhaft von der Darstellung dieser schweren Empfindung gerührt werden. Ich kann nur bedauern — weiter jezt nichts — Dennoch verläßt mich die Hoffnung besserer Zeiten nicht ganz — Wozu fühlte ich mich denn so habsüchtig auf Gelegenheiten nüzlich wirksam zu seyn, wenn nicht eine wolthätige Bestimmung meiner wartete — Es sey dann Schule — freylich etwas theuer — aber wenn ihr Unterricht nur practisch werden kann. Es ist fern von mir, unter bessern Zeiten die Periode zu verstehn, wo mich ein günstiges Schicksal an ein Mädchen auf ewig kettet, der ich mich zunächst[1]) gewidmet habe — Auch dies schöne Glück werd ich schwächer empfinden, wenn ich in meiner Wirksamkeit gebunden, von meiner Umgebung gefesselt bin. Ich muß schließen — Nach Gr(üningen) schreibe ich Ihnen mehr. Ewig Ihr Freund Hardenberg.

Einen herzlichen Kuß an die gute Lina[2]). Empfehlen Sie mich dem Onkel aufs herzlichste. Eh ich ihm das Büchelchen schicken kann, schreibe ich ihm nicht. Auch Stapf[3]) und die andern ehrlichen Thüringer — besonders Gustchen, an die ich bald schreiben will.

Am 4. Januar 1797 kam Novalis wieder nach Grüningen. Er hat es selbst in seinem Kalender verzeichnet, daß er am nämlichen Tage den Finger brach. Am 9. fuhr er nach Weißenfels zurück, ohne Zeit gefunden zu haben, die Tennstedter Freunde aufzusuchen.

Er sah Sophie als Todgezeichnete wieder, er erhielt zugleich die Nachricht, daß sein Bruder Erasmus, der ihm von allen Geschwistern am nächsten stand, einen Blutsturz erlitten hatte. — „Hier nichts wie Unfrieden, Geschwätz und Albernheit" bezieht sich auf die Verhältnisse in seinem Elternhause, in das der Onkel Großcomthur mit seinem starren Widerspruch gegen die Verbindung mit Sophie v. Kühn Verstimmungen aller Art getragen hatte:

An Mademoiselle Just in Tennstedt. frey.
W.(eißenfels) den 20ſten Jänner 1797.

Daß Sie mich nicht für begraben halten — nur wenige Worte. Mein Unfall an der Hand, der sehr zur Unzeit kam, hat mir die Freude, Sie zu sehn, mit der Lust in Gr.(üningen) verdorben. Ohndem wär ich sicher nach Tennstedt gekommen. Wie oft hab ich mich nach Tennstedt seit Michaelis gewünscht. Es ist mir sehr fatal indeß gegangen, darum hab ich auch nicht geschrieben — was hätt es mir und Ihnen geholfen. Die Verdrießlichkeiten haben nicht abgerissen — und die Alten sind geblieben. Mit Söfchen gieng es rückwärts — hier war nichts, wie Unfrieden und Geschwätz und Albernheit — Seit Neujahr hatt ich die Fatalitaet mit der Hand und, wie ich nach Hause komme, find ich einen Brief, wo mir von Zillbach bey Meynungen[4]) geschrieben wird, daß mein Bruder Erasm. tödtlich

[1]) „Sehr nahe, im höchsten Grade nahe." Dies der allgemein verbreitete Gebrauch des Wortes im 18. Jahrhundert. Vgl. Adelung, Wörterbuch der hochdeutschen Mundart.

[2]) Wahrscheinlich Caroline v. Kühn.

[3]) Siehe oben.

[4]) Alte Namensform für Meiningen.

krank an den Folgen eines Blutsturzes sey. Vorgestern hab ich Gottlob von ihm selbst wieder Nachricht von seiner Besserung gehabt.

Nun urtheilen Sie — Söfchens Krankheit wär allein schon vermögend mich wirblich zu machen und nun das Alles dazu — Meine Hand thut mir noch weh, wenn ich sie länger anstrenge — Sie werden es auch am Schreiben merken — sonst schriebe ich Ihnen mehr. An den Onkel[1]) hab ich nicht geschrieben, weil ich unter 2—3 Bogen nicht an ihn schreiben mag und kann, und die kann ich noch nicht zuwege bringen. Nur noch 14 Tage Geduld, dann will ich den Onkel vollkommen befriedigen und auch gegen Sie mich recht ausschütten. Sie wissen, wie innig und ewig ich Ihr Kleeblatt liebe — Euch guten, prächtigen Menschen, wünscht ich ganz anzugehören — ich kann jezt nur fromme Wünsche thun — hoffentlich wirds bald besser. Versichern Sie dem Onkel und der Tante[2]) meiner zärtlichsten Errinnerungen — er ist mir soviel der gute Onkel — Seyn Sie, wie immer, meine Freundinn — ich hoffe, daß unsre Correspondenz bald lebhafter werden soll. Für Klarus giebt mein Vater sich Mühe, die [abgerissen] Ihre Umarmung ein.

Ihr alter Freund Hardenberg.

Am 19. März 1797 war Sophie v. Kühn gestorben. Vom 1. bis 10. März hatte Novalis noch einmal in Grüningen bei ihr geweilt. Den letzten Todeskampf mit anzusehen, vermochte er nicht.

Die Operation, die Starke in Jena ausgeführt hatte, war zur Beseitigung eines Lebergeschwürs unternommen worden. Der (handschriftlich im Hardenbergschen Familienarchiv aufbewahrte) Sektionsbericht weist als Todesursache auf ein Unterleibsleiden. Demzufolge traten Blutstockungen ein, die Leber, Magen und Darm in Mitleidenschaft zogen; die stärksten Blutanhäufungen bildeten sich in den geschwächten Organen, woraus heißer, hernach kalter Brand entstanden sein soll.

Sophie war gestorben, und kurz nach ihrem Tode scheint mir das nachfolgende Gedicht niedergeschrieben zu sein. Es ist etwas vom Wühlen des ersten Schmerzes in diesen gewaltsamen Rhythmen. Es ist wie ein Hinausschreien der Überzeugung, daß Verlieren nicht ewigen Verlust bedeuten dürfe. Ein beinahe höhnischer Ton klingt in diesen Schrei hinein, — der ihn ausstieß, litt unter dem Zweifel, und war sich doch bewußt, daß er ihn überwinden mußte:

Es kann kein Rausch seyn — oder ich wäre nicht
Für diesen Stern geboren — nur so von Ohngefähr
In dieser tollen Welt zu nah an
Meinen magnetischen Kreys gekommen.

Ein Rausch wär wirklich *sittlicher Grazie*
Vollendetes Bewußtseyn? — Glauben an Menschheit wär
Nur Spielwerk einer frohen Stunde —?
Wäre dis Rausch, was ist dann das Leben?

Soll ich getrennt seyn ewig? — ist Vorgefühl
Der künftigen Vereinigung, dessen, was
Wir hier für unser schon erkannten,
Aber nicht ganz noch besitzen konnten —

Ist dis auch Rausch? so bliebe der Nüchternheit,
Der Wahrheit nur die Maske, der Thon, und das

[1]) Just. [2]) Die Frau Kreisamtmännin. Just hatte sich im Juli 1796 vermählt.

Gefühl der Leere, des Verlustes
Und der vernichtigenden Entsagung.

Womit wird denn belohnt für die Anstrengung
Zu leben wiederwillen, feind von sich selbst zu seyn
Und tief sich in den Staub getreten
Lächelnd zu sehn — und Bestimmung meynen.

Was führt den Weisen denn durch des Lebens Thal
Als Fackel zu dem höheren Seyn hinauf —
Soll er nur hier geduldig bauen
Nieder sich legen und ewig todt seyn.

Du bist nicht Rausch — du Stimme des Genius,
Du Anschaun dessen, was uns unsterblich macht,
Und du Bewußtseyn jenes Werthes,
Der nur erst einzeln allhier erkannt wird.

Einst wird die Menschheit seyn, was Sophie mir
Jezt ist — vollendet — sittliche Grazie —
Dann wird ihr höheres Bewußtseyn
Nicht mehr verwechselt mit Dunst des Weines.

Und nun das bedeutsamste Schreiben dieser kleinen Sammlung, der lange und rückhaltlose Brief wenige Tage nach Sophiens Tode.

Selbstanklagen melden sich zu Worte. Novalis geht so weit, sich als die entfernte Ursache ihres Todes zu bezeichnen — freilich, es folgt unmittelbar das stolze Wort: „Vor meiner Liebe brauch ich nicht zu erröten." Gewichtig klingt auch der Vorwurf der Lauheit — der menschlichen Unfähigkeit, sich ganz an den Schmerz hinzugeben. Man wird Zeuge, wie jenes Ringen anhebt, das zu der Selbstbeichte des „Tagebuchs" führt, und das aus der mystischen Vorstellung Kraft gewinnt: bei rechter Schmerzensinbrunst der Geliebten nachsterben zu dürfen.

Der Zweifel kommt nicht mehr zu Worte, es spricht ein Kind, das die Verheißungen des Vaters als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Wie eine Pflanze in das Erdreich, so wurzelt sich Novalis nun in den Glauben an das Jenseits ein. Dabei ist seine Frömmigkeit nicht ohne Stolz; die Wendung von der „apostolischen Würde" ist kein Zufallsausspruch. Es ist immer etwas Selbstbewußtes in der Religiosität des Novalis gewesen. „Wenn alle untreu werden, so bleib i ch dir doch treu."

Indem sich seine Persönlichkeit an dem großen Schmerzenserlebnis entwickelt, bildet sich sein Stil. Finden sich in dieser flüchtigen Niederschrift Zusammensetzungen wie die des „Ängstlich-Gewöhnlichen" oder die andere der „himmelsvollen Brust", so meint man bereits den Dichter des „Ofterdingen" zu hören, der sich eine eigene Sprache für seine Sehnsucht schuf:

Weißenfels, den 24ſten März 1797.

Mittwochs früh erhielt ich schon Ihre lieben Briefe. Sie können glauben, daß Sie einen recht tiefen Eindruck auf mich machten, daß ich innig den Besitz solcher freundschaftlichen Herzen fühlte, und daß mir diese lieben Worte, so schmerzlich übrigens auch der mildeste Balsam auf eine solche Wunde däucht, doch unaussprechlich angenehm waren. Dienstag früh hatt ich durch einen Boten meines Bruders die Nachricht von der Vollendung meiner Sofie erhalten. So lang ich

schon mit der Idee davon mich getragen, so gewiß ich schon jede Stunde diese Ankündigung lebenswieriger Hoffnungslosigkeit erwartet hatte — so fiel doch mit dieser entsezlichen Gewisheit eine Last auf mich, die mir nur die Hand abheben wird, die alle Fesseln zerbricht. Bis dahin leuchtete mir noch der ferne Schimmer einer Hoffnung, der nun auf einmal verschwand, und mich allen Schrecken einsamer Finsterniß überließ.

Die Stunden des bittersten Schmerzens sind vorüber. Schon mehr bin ich an den Anblick des Grabes [1]), an das Gefühl der Leere, an die Errinnerung ehemaliger schönerer Zeiten gewöhnt. Meine Versteinerung geht schnellen Schrittes, wie denn das Uebel immer bey mir so schnell eingetreten ist, wie das Gute langsam. Der Schmerz hat mein Gedächtniß gelähmt, das mich am meisten quälte, weil es mich gewaltsam anzog. Nicht mehr so erschütternd stehn die lieblichen Bilder unsrer ersten Bekanntschaft, die Schatten meiner Träume, die rührenden, aber so sichern und hoffnungsvollen Szenen aus ihrer Krankheit vor mir auf — die peinigende Unruh, so lange ich wußte, daß Sie noch litt, bereitete mir diesen stillern Zustand vor, den die Schwäche meiner Nerven beschleunigte. Sie wissen, wie es schwächlichen Leuten geht, sie genießen nicht einmal die bittren Freuden der Wehmuth — Wenn die ersten Thränenkrämpfe vorbey sind, so empfängt sie das matte Bewußtseyn einer gleichgültigen Gegenwart, und vergebens ist ihre Sehnsucht nach den sanften Thränen des Nachwehs. Aber eben diese unwillkührliche Gelassenheit ist ein Gegenstand meiner quälendsten Gedanken — Mir wäre recht wohl, wenn ich so immer still weinen könnte. So bin ich wie im Traum; ich begreife so wenig von den Dingen um mich her — es geht alles so ängstlich gewöhnlich hin, daß ich mich oft noch frage — ist denn auch alles wahr? — Du bist doch nicht im Wahnsinn?

Mittwoch vor 14 Tagen bin ich zum leztenmale in dieser Welt auf einige Stunden recht herzlich froh gewesen. Sophie war recht wohl — und in frölichem Leichtsinn flogen mir einige Nachmittagsstunden hin — den Donnerstag früh kriegte Sie den ersten Anfall der schrecklichen Beängstigungen in meiner Gegenwart. Kurz vorher schmälte sie noch mit mir, weil ich meinem Herzen Luft machen mußte und weinen. Schon damals, als ich halbtodt in den Garten lief, und Sie nicht lebendig wieder zu finden glaubte, schon damals, wo der Zufall, der ihr schönes Leben endigte, so nahe war, war ich völlig resignirt, wie ich mir einbildete. Dadurch bekam ich auch den Muth den Freytag früh wegzugehn, welches mir nachgehends, ohnerachtet der entsezlichen Szenen, die ich voraussah, nicht möglich gewesen seyn würde. Wie oft hab ich es bereut, wenn mich gleich eine ruhigere Überlegung rechtfertigt. Tiefer konnte die Wunde nicht werden, aber schmerzhafter. Der Abschied von ihr bleibt mir ein immerwährendes Räthsel; So sehr mich die Errinnerung daran noch beugt, so sonderbar heiter war er wirklich. So wie die Pferde angespannt waren — Von Ende [2]) mir allen Trost vollends benommen und ich nun meinen Hut nahm — weg waren Thränen und Bekümmernisse — Mein Herz schlug ruhig — ich umarmte Sie lange und warm — ich dachte sogar, daß es die lezte Umarmung sey — Sie bat mich bald wiederzukommen — bestellte Grüße an alle — ich umarmte still und heiter alle — Unbegreiflich froh sah ich diese einzige, holde, himmlische Gestalt beym Hinausgehn noch einmal an — und so blieb es noch einige Zeit — desto quälender war der übrige Tag.

Ihre Leiden werd ich ewig nicht verwinden. Die Martern dieser himmlischen Seele bleiben der Dornenkranz meiner übrigen Tage. Wollte Gott, den ich flehentlich darum gebeten habe, daß sie kurz wären. Eine unbestimmte, vielleicht sehr lange Zeit von ihr getrennt zu seyn — den Gedanken kann ich noch immer nicht tragen.

[1]) Bildlich gesprochen. Novalis weilte an Sophiens Grabe zum ersten Male am 30. April 1797.

[2]) Gottfried Christoph Bonende, der Arzt, der Sophie v. Kühn während ihrer letzten Krankheit behandelte und auch den Sektionsbericht unterzeichnete.

Wenn meine Wehmuth zur leisen Flamme würde, die mich so verzehrte, daß mich dann ein leichter Luftstoß in einen Haufen Asche verwandelte, sollte Sofie nicht diesen Wunsch unterstützen. Ihr Leben hielt ohnedem meine geistige Existenz zusammen — seit dieser Geist wich, fangen schon die organischen Theile an sich zu trennen und zu ihren Elementen zurückzukehren. Die Gestalten meines Innern zerbröckeln — ich lebe in Ruinen — und bald wird alles dem Erdboden gleich seyn. Eins ist mir kränkend, daß ich so unter den Lebendigen, frohen Menschen, wie ein Leichenstein, herumgehn soll und ihre kurzen Freuden stören. Aber darum will ich auch recht schweigen und ruhig aussehn lernen. Was leiden nicht meine guten Geschwister allein. Wenn Sie und meine Freunde nur noch die erste Zeit mit mir Geduld haben, wo ich so ängstlich noch gern ihr Andenken erhalten will, wo ich von ihr sprechen muß und so gern von ihr hören mag — Nachher bitte ich Sie gewiß seltner darum — und nur wenn ich einmal recht müde und kalt bin und gern einmal einen Blick in mein altes Land thun möchte. Sonst muß ich mich noch sehr für Aufblitze meines ehmaligen Bewußtseyns hüten. Ich bin ja nicht mehr derselbe — und es ist mir, als wollte Sie es haben, daß ich mich doch nicht ganz unfähig machen sollte — Vielleicht geschiehts ohnedem. Mich selbst hab ich verloren — die wichtigsten Jahre meines Lebens, wo ich zu mir selbst kam, wo ich zu leben anfieng — die muß ich, wie ein verbranntes Blatt abreißen — wenn ich kann. Grüningen, die Wiege meines bessern Selbst, ist mir zur Grabstätte geworden — das einsame Grab auf dem kleinen Kirchhofe — die drey Ellen Erde auf dieser himmelvollen Brust — das ist, was meine Fantasie erfüllt, die sonst in Paradiesen schwebte. Allein das himmlische Auge, das sich nie wieder mit unbeschreiblicher Hoheit und Milde gegen mich aufschlägt -- allein dis zieht mich auf immer von allen andern Beschauungen ab.

Wie oft denk ich mir jezt, daß ein geöffneter Sinn längst ihre Bestimmung für den Himmel hätte ahnden sollen. Sie trug das Gesicht so gesenkt — Sie war zu schön — zu frühzeitig — Meine Mutter sagte, wie Sie zum erstenmale ihre Silhouette sah — Ihr Gesicht gefällt mir unbeschreiblich — Sie sieht so from, so still aus — als wäre Sie nicht auf dieser Welt an Ihrem Platze. Meynen Sie nicht auch, daß Sie zu gut für mich war. Ach! und bin ich nicht die entfernte Ursach ihres Todes; doch hab ich mir darüber noch keinen Vorwurf gemacht. Vor meiner Liebe brauch ich nicht zu erröthen — jezt weis Sie besser, wie herzlich, einzig ich Sie geliebt habe — wie ich nur Einen Gedanken hatte, der alle andre einfaßte — Sie so glücklich zu machen, als ich könnte. Gute Justen — Ihre Vision — ach! und mein Lied zum vorigen Geburtstag — wie seltsam profetisch zum Schluß [1]).

Den 15ten März [2]) sagte Sie mir zum erstenmale, daß Sie Mein seyn wollte. Den 17ten war Sie geboren — den 19ten ist Sie heimgegangen — den 21sten erhielt ich die Nachricht — sollt ich nicht ahnden dürfen, daß ich den 23sten ihr nachkäme [3]). Wie glücklich wär ich, wenn ich heute wüßte — heute übers Jahr bist du bey ihr. Schon der Gedanke macht mich sehr heiter.

Ihr Brief enthielt so manches Unvergeßliche — so manches, das gerade meine tiefsten Empfindungen traf.

[Gott [4]) belohne Sie für diesen warmen Antheil an dem Schicksal eines Menschen, der wenigstens allen guten Willen hatte, die Freundschaft ächter Menschen zu verdienen. Dieses neue Blatt hab ich einige Tage später angefangen, als ich das vorige endigte [5]). Jeder Tag bestätigt die traurige Muth-

[1]) Siehe oben S. 262.

[2]) Den 15. März 1795 fand die heimliche Verlobung statt.

[3]) Novalis starb am 25. März 1801. [4]) [Neues Blatt.

[5]) Am 28. März; das geht aus dem Brief unter dem gleichen Datum hervor, den Novalis an Frau Just richtete, und den Just in seiner Biographie des Novalis mitgeteilt hat. (Novalis' Schriften ed. Tieck und Bülow. Berlin 1846. Dritter Band. S. 17.)

maaßung meiner zunehmenden Gleichgültigkeit. Seitdem hab ich gar nicht mehr geweint — die weichere Stimmung verliert sich immer mehr — und die guten Augenblicke auflodernder Heiterkeit sind ganz ausgeblieben. Meine Ideen sind geschäftig — mein Verstand hat eher gewonnen, als verloren — aber die Liebe, die Liebe fehlt — und mit ihr fehlt alles — denn sie giebt Alles — aber sie nimmt auch alles. Was hilft es mir ein Ideenwebstuhl zu seyn — Für das Lebendige ist kein Ersatz. Eins hab ich gewonnen — die feste Hoffnung Sie nicht verloren zu haben — auch würde mich diese Hoffnung noch mehr stärken, wenn Sofie mir erscheinen könnte und dürfte. Wie unaussprechlich glücklich wär ich noch hier, wenn Sie mir zuweilen sich offenbarte — mich aufrichtete, stärkte — nur mit einem einzigen liebevollen Blick. Wie verklärt lebt ich mir selbst. Noch geb ich diese Hoffnung nicht auf — Sie hängt noch an einer Andern, von der ich Ihnen vielleicht noch mehr schreiben werde.

Was Sie von Sofiens unsichtbarer Gegenwart reden, ist eine herrliche Wahrheit — Ihr Bild soll und wird mein bessres Selbst seyn — das Wunderbild, das in meinem Innern von einer ewigen Lampe erleuchtet wird und das mich gewiß retten wird für so manchen Anfechtungen des Bösen und Unlautern. In die verklärten Hände hab ich der Tugend von Herzen gehuldigt — Sie soll mir ein Vorbild seyn — Um Todte weht der Geist des ewigen Friedens, und dieser Geist der Eintracht, Liebe, Herzensgüte, Sanftheit und Demuth soll mich auch umwehn, denn was fehlt mir zum Todten — bin ich nicht so gut wie gestorben? Trost, sagen Sie, kann nur die Zukunft geben — ja! die wahre Zukunft, nicht die wenigen, übrigen mühevollen Jahre — aber was jenseits ist, was uns aus so manchen Naturtönen, aus so manchen ihrer Gestaltungen mit unbeschreiblichen Ahndungen erfüllt.

Während ich dieses schrieb, ist es mir recht warm aufs Herz gefallen, ob meine Klagen nicht selbstsüchtig, kleinlich und beschränkt sind. Wenn ich ein wahrhaft hoher Mensch seyn wollte, sollte nicht jezt eine ewige Heiterkeit meine Augen und meine Stirn beseelen — und himmlischer Enthusiasmus meine Brust erfüllen. Wer bin ich, daß ich so irrdisch klage? Sollt ich nicht Gott danken, daß er mir so früh meinen Beruf zur Ewigkeit kund machte? Ist es nicht Beruf zur apostolischen Würde? Kann ich im Ernst Sofiens Schicksal beklagen — Ist es nicht ein Vorzug für Sie — Ist nicht Ihr Tod und mein Nachsterben eine Verlobung im höhern Sinn? Gott hat mich und Sie für die schleichende Ansteckung der Gemeinheit bewahren — er hat Sie in eine höhere Erziehungsanstalt bringen, diese zarte Blume unter einen bessern Himmel verpflanzen und mich den stärkern, den rohern Mann noch in der Erdenluft zeitigen wollen. Sollte Gott von mir jezt ächte Erhebung, männliche Vollendung, tiefes Zutraun zu seiner Liebe — unverwandten Blick auf den Himmel und meine höhere Bestimmung, ewiges Gelübde der Tugend und des Glaubens an die Samenideen der innersten Menschheit fodern?

So eben treten diese Ideen mit einer ungewohnten Wärme in mein Bewußtseyn — ich fühle was ich seyn könnte — aber Gott sieht wie gebrechlich und schwach ich bin — Kann ich hoffen, daß in dieser kraftlosen Seele solche Ideen haften und nicht vorbeygehn werden. Jezt ist einmal Leben in mir — aber wird es gegen die Nervenstumpfheit, gegen die Gewöhnlichkeit und das Verwöhntseyn sich halten können? Sophie weiß, was mir gut ist — Sie bittet Gott gewiß mit für mich — und nur dann muß meine Klage perenniren, wenn selbst solche Ideen nicht mehr Bleibens haben.

Wenn solche lichtvolle Augenblicke vielleicht Berührungen meiner Sophie sind; ach! wann wird es ihr dann gefallen immer um mich zu seyn.

Der traurige Brief schließt sich heiterer, als ich dachte. Ich fühle mich eben jezt so hoch — als ich mich bisher, Einen Moment ausgenommen, noch nie fühlte. Es ist ein sonderbarer Abstich mit meiner bisher beharrlichen Indifferenz, mit

meiner entsezlichen Kälte und Leblosigkeit. Leben Sie wol — gutes Mädchen — Schreiben Sie mir recht bald — und recht viel von meiner Sophie — was Sie noch von ihr wissen — jede Kleinigkeit ihrer lezten Tage — die Umstände ihres Todes — von ihrem Begräbniß. Diesen Sommer besuch ich gewiß einmal ihr Grab. Es soll mein Magnet seyn und wird die Stätte meiner Heiligung seyn. Vielleicht kann ich auch dann wieder weinen.

Ihr Freund Hardenberg.

Nun noch Eins — Nach Gr(üningen) kann ich noch nicht schreiben. Ich bat die Danscour[1]) im vorlezten Briefchen um eine Haarlocke der Verewigten. Besorgen Sie doch diese für mich, wenn die Danscour nicht diese Bitte vergessen hat — und dann bitten Sie doch die Mutter um das grüne Tuch, das Sofie in der Krankheit immer trug und um die graue Chemise, die Sofie in Jena und vielleicht zum leztenmale getragen hat. Wollte die Mutter mir noch einige Kleinigkeiten accordiren, wenn sie da sind, worunter ich blos ihre kleinen Schreibereyen im Taschenbuch oder sonst, verstehe, insoweit ich ohne Indiskretion sie erhalten kann, so ist mirs desto lieber. Ihr irrdisches Selbst liegt mir noch so am Herzen[2]).

Am 19. März war Sophie gestorben, am 42. Tage nach ihrem Tode — so rechnet er selbst in seinem Tagebuch — schrieb Novalis das folgende Gedicht, das in seiner breiten, behaglichen Philistrosität beinahe erschreckend wirkt. Der Kreisamtmann Just hatte seiner Frau ein Gartengrundstück gekauft, und Novalis, der eben bei ihnen weilte, wollte den Guten wohl eine Freude bereiten. Aber daß er damals darauf aus war —?

Und doch, wer hat ein Recht, so zu fragen? Greifenden Händen entziehen sich die Boten aus dem Jenseits. Der Schmerz des Novalis schritt aber nicht auf schweren irdischen Sohlen — es war ein Schmerz magischer Weihe, und gerade so wünschte ihn sich Novalis. Wie er denn auch aus seinem Innern stets mehr zu dem Bilde Sophiens hinzugetan hatte, als die Wirklichkeit geboten.

Und noch das andere bestätigen diese dürftigen Verse: machen sich die großen Talente ohne inneres Geheiß ans Werk, so bringen sie meist Schwächlicheres zutage als jeder fingerfertige Dilettant:

Gedicht

zum 29. April dem Tage des Gartenkaufs[3]).

In diesem Säculo im Jahre Siebenneunzig
Starb hier ein Advocat, in seiner Raçe einzig,
In Praxi wohlgeübt ein Phönix seltner Art,
In welchem Redlichkeit mit Klugheit sich gepaart.
Der Witwe hinterließ er nicht das Geld bey Haufen,
Drum suchte sie sogleich den Garten zu verkaufen,
Mit Bäumen wohl besezt und einen Acker groß,
Verwahrt mit rother Thür und einem großen Schloß.
Die Frau Kreisamtmannin ersuchte dem Kreisamtmann
Den Garten zu erstehn, — Sie sprach so sanft: „Verdammt Mann!
Ein jedes hat allhier so einen Garten Fleck,
Und wir — was haben wir? — wir haben einen —

[1]) Jeannette Danscour, Gesellschafterin in Sophies Elternhaus.
[2]) Vgl. Novalis' Schriften ed. Heilborn. Bd. I, S. 270, Zeile 22.
[3]) Vgl. Novalis' Schriften ed. Heilborn. Bd. I, S. 270, Zeile 9.

Es ist nicht auszustehn, wo soll ich lassen trinken?
Und muß die Stube nicht mir an im Sommer stinken?"
Der Ehherr rief den Schmidt aus Confraternität,
Gab ihm den Auftrag und des Preises Quantität.
Der Auctions Termin ließ immer auf sich warten,
Indeß wir, voll Reform, auf die Entscheidung harrten.
Der Garten ward besehn, bewundert und gelobt,
Und dann voll Ungedult nach Weiberart getobt.
Den neunundzwanzigsten April vergeß ich nimmer.
Apollo reiche mir zuvor den Saitenstimmer!
Früh seifte der Barbier des Herrn Kreisamtmanns Bart
Als von dem Gartenkauf auch so gesprochen ward.
„Wo trifft die Witwe wohl auf bessere Bezahler?
Mein Ultimatum ist: Zweyhundertsechzig Thaler."
Der Herr der Bärte schrieb sich dieses hinters Ohr,
Und trugs beym nächsten Bart des Curatoris vor.
„Gefunden" schrie entzückt Herr Topf, der Topf der Töpfe,
Springt auf mit halbem Bart, sucht seine Hemdenknöpfe
Läuft zur Curandin straks, in Sprung, Galopp und Trab,
Kommt, sieht den Käufer an, und schließt den Handel ab. —
In stolzern Hoffnungen war Cäsar nicht zerronnen,
Als er die große Schlacht bey Pharsalus gewonnen,
Als unsre Rahel jezt, da nun der Schlüssel kam,
Und sie, nach zarten Streit, ihn in Empfang nun nahm.
Beglückwünscht ward sie hoch — bey Tisch ward manch Projekt
Präliminariter von jeden ausgeheckt —
Nur für Reformen und für Hüttchen hat sie Ohren.
Er aber sitzt so kalt, als hätt er taube Ohren.
Wir tranken Caffee erst — ich redte, ohne Ruhm
Zu melden, viel und schön, vom neuen Eigenthum.
Dann gingen wir hinaus — es weht ein leises Windchen —
Voraus die Phantasie — wie einst Tobias Hündchen.
Wir langen an — Er reicht den Hut und Schlüssel ihr.
Ein jeder zieht den Hut — auf donnerte die Thür.
Vor Adams offnen Maul lag so das Paradies,
Als hier der Garten sich den trunknen Blicken wieß.
O kühne Muse schweig von diesen Augenblicken
Viel besser ist es hier die Augen zuzutrücken.
Der zählt den Sand am Meer und Berenicens Haar
Der die Projekte kennt, die hier der Rausch gebar.
Kurz, endlich gingen wir nach vielem Thun und reden
Wie unser Elternpaar aus diesen Garten Eden.
Nun gingen wir herum, sahn über jeden Zaun,
Und mußten in der Luft noch manches Schlößchen baun. —
Heil aber Tennstädt Dir — welch Glück ist Dir geworden
Mit dieser Bürgerin vom Seraphinen Orden!
Heil Dir auch Rahels[1]) Ruh — es wird in kurzer Zeit
In Hirschfelds Almanach Dir auch ein Blatt geweiht.

Dir aber liebes Paar! wünscht ohne Kapp und Schellen[2])
Ein Freund, den Lieb und Treu euch ewig zugesellen,

[1]) Frau Rahel Just, verwitwete Nürnberger, geb. Strauß.
[2]) Die hier folgenden 8 Verse sind einmal als „Fragment" (!) abgedruckt worden.

Auf dieſem trauten Fleck den lieblichen Genuß,
Der tief im Herzen quillt, und nie verſiegen muß.
O feiert manches Jahr hier ſchöne Ruheſtunden
Bleibt bis zum ſpäthen Herbſt in ſtiller Luſt verbunden!
Und bin ich einſt ins Land der Sehnſucht heimgekehrt
So denkt: auch er wär hier wohl eines Plätzchens werth.

Friedrich von Hardenberg.

Am 1. Dezember 1797 hatte ſich Novalis nach Freiberg in Sachſen begeben, um ſich, hauptſächlich unter Werners Leitung, die notwendigen bergmänniſchen und geognoſtiſchen Kenntniſſe anzueignen. Der folgende Brief ſchildert ſeinen Verkehr im Hauſe des Oberbergrats Charpentier — man ſieht die beiden Töchter den begeiſterten Improviſationen des jungen romantiſchen Magiers lauſchen, — Julie, die jüngere, war nicht lange hernach ein zunächſt heimliches Verlöbnis mit Novalis eingegangen.

Noch aber gibt er den erſten unbefangenen Eindruck ihres Weſens wieder, und das macht dieſe Niederſchrift ſo wertvoll. „Julchen iſt ein ſchleichendes Gift.“ Das ſtimmt mit der Steffensſchen Schilderung überein, der ſie als „ſchön, weich, mit einem wehmütigen Ausdruck“ kennzeichnete. Im Hardenbergiſchen Familienkreiſe mißfiel ſie gründlich, trotzdem ſie ſich klug zu benehmen wußte. Verſuchte ſie nach dem Tode des Novalis ſich deſſen jüngerem Bruder Karl anzunähern[1]), ſo wurde ihr das vollends nicht verziehen. Es ſpricht aber aus ihren Schwächen wie aus ihren Vorzügen die gleiche Eigenart; das Erglühen des jungen Dichters, der verdammende Spruch ſeines weltabgewandten Vaters ſind nur wie Licht und Schatten dem nämlichen Bilde: eine verhaltene und ſüße Sinnlichkeit ſcheint wie ein zarter Duft von ihrem Weſen ausgegangen zu ſein.

Freyberg: den 5ten Februar 1798.

Ihre lieben Briefe haben mir von neuem Gelegenheit gegeben, über mein Glück die angenehmſten Betrachtungen anzuſtellen. Auf eine für mich ganz wunderbare Weiſe hab ich eine ſo treue Liebe der beſten Menſchen gewonnen, und was hab ich gethan, ſie zu verdienen? was, Sie zu erhalten? Zum Genuß des Guten ſchein ich nicht gemacht zu ſeyn — ſo empfindlich ich auch für daſſelbe zu ſeyn glaube. Zum beharrlichen Gegenwirken fehlt es mir an Ruhe — in unaufhörlichen Streben nach einem dunkeln Etwas begriffen, bin ich nicht im Stande alle guten, liebevollen Eindrücke zu erwidern. Dieſer beſtändige Kampf, um mich ſelbſt zu erhalten, raubt mir die Kräfte, die ich ſo wolthätig für meine Freunde anlegen könnte, und läßt mir nichts übrig, als einen frommen Wunſch und hoffnungsvolle Ausſicht in eine friedlichere Zukunft. Ihre Briefe haben mich auch wieder lebhaft fühlen laſſen, wie fremd ich doch überall und eigentlich nirgends einheimiſch bin, als bey Ihnen. Thüringen macht mir hier allein manchen bangen Augenblick und es iſt mir beynah gewiß, daß ich Oſtern zu Ihnen komme[2]). Was hilfts, daß ich mich bis zur höchſten Ermüdung bey Buchſtaben aufhalte — verliere ich darüber

[1]) Juliane v. Charpentier, die vierte Tochter des Bergrats Johann Friedrich Wilhelm v. Charpentier (1738—1805), heiratete ſpäter den ungariſchen Magnaten und k. k. Theſauratsrat Freiherrn v. Podmanitzky und war im Jahre 1820 bereits verſtorben. Intereſſante Nachrichten über die Familie und ihren etwas fragwürdigen, im Jahre 1784 von Kaiſer Joſef II. „renovierten“ Adel finden ſich in den „Freiberger Gemeinnützigen Nachrichten“, 20. Jahrgang (1819), S. 105 ff.

[2]) Novalis weilte an Sophiens Todestag (1798) wiederum in Thüringen. Vgl. Juſts Biographie, Novalis' Schriften ed. Tieck-Bülow. Bd. III, S. 31.

nicht die lehrreichste Schrift, die Menschengestalt, aus den Augen? Ich kehre am Ende immer zu Einem zurück — und dieses Eine ist der Geist des Menschen — von dem am Ende doch alles Ausfluß und Offenbarung ist — und warum dieses Eine gerade in dem todten Zeichen, und nicht in lebendiger Anschauung suchen. Zwar entbehr ich hier keine Art des Umgangs; aber das Beste bleibt doch in Einer Rücksicht Tennstedt, und in der andern Jena. Liebens[1]) sind äußerst brave Leute — aber in Hinsicht auf Unterhaltung giebt es doch viele Schranken. Sie spricht zu wenig. Überdem ist die Zeit, die ich Besuchen gewidmet habe, gewöhnlich auch bey Ihnen besezt. Sie hat einige Freundinnen, die Sie täglich sieht — und er spielt gern Abends in Einer geschloßnen Gesellschaft Billard oder Tarok. Nun würde er zwar Meinetwegen vielleicht zu Hause bleiben — aber das mag ich ihm natürlich nicht zumuthen. Bey Heynitzens[2]) bin ich aus Grundsatz oft. Hingegen bey Charpentiers bin ich sehr gern, und wünsche Sie und die Tante oft in diesen Zirkel, der mich auf eine mannigfache Weise angenehm berührt. Je öfter ich da gewesen bin — je mehr haben die beyden Mädchen bey mir gewonnen. Sie sind einigermaaßen das für mich, was Sie und Carolinchen Kühn[3]) für mich sind. Die älteste ist klug, in allen Dingen geschickt, und ein durchaus eigenthümliches, höchstlebhaftes Wesen — ächtes ionisches Blut, wenn Sie mir diesen Platnerischen[4]) Ausdruck verzeihen der so viel ausdrückt, wie Sanguinisch und hübscher, wie mich dünckt, ist, — Sie ist für alles empfänglich, und weiß meiner Schwachheit, laut zu denken, sehr gut zu schmeicheln. Julchen ist ein schleichendes Gift — man findet sie, eh man sich versieht, überall in sich und es ist um so gefährlicher, je angenehmer es uns däucht. Als ein junger Wagehals würde ich einmal eine solche Vergiftung probiren — So aber, abgestumpft, wie ich bin, reizt es meine alten Nerven nur so eben zu leichten, frölichen Vibrationen, und erwärmt stundenlang mein starres Blut. In zarten, kaum vernehmbaren Empfindungen begegnet man ihr und ist gewiß, daß das Schönste von Ihr zuerst bemerckt, gethan, und bewahrt wird. Sie spielt nur die Harmonika, indeß ihre Schwester alle übrigen Künste mit gleichem Glück treibt. Sie würden sich überzeugen, wie wohl ich mich dort befinde, wenn Sie neulich eine stille Zuschauerin gewesen wären, wie ich beyden Abends in einer großen Stube, wo wir ganz allein waren, einige Ideen über Zukunft, Natur und Menschenleben vortrug, und von Ihrer wahrhaften Aufmercksamkeit und thätigen Theilnahme begeistert, wie ein Eleusinischer Priester, vor Ihnen saß. Dies ist nun alles zwar recht schön, aber ich bin nicht mehr, der ich vor war — ich tauge nicht mehr in die Welt — Vollkommen wohl bin ich nur in meiner Klause zu Tennstedt,

Wo von der bunten Welt geschieden
In stiller Ruh mein Busen schlägt.
Und manche Seele Lust und Frieden
Herüber in die Meine trägt.
Wo auf der Spur des alten Lebens
So gern der Schatten noch verweilt
Und froh den Rest der Zeit des Strebens
Mit herzensguten Menschen theilt.

[1]) Gemeint ist wahrscheinlich Herr George Friedrich Salomo Liebe, kurfürstlich sächsischer Steuerprokurator und Rechtskonsulent, gest. zu Freiberg am 14. Dezember 1800 im 78. Lebensjahre. Vgl. „Freiberger Gemeinnützige Nachrichten". Erster Jahrgang. 1800.

[2]) Entfernte Verwandte des Novalis großmütterlicherseits. Vgl. „Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs", S. 7. Carl Wilhelm Benno v. Heinitz lebte als kurfürstlich sächsischer Kammerherr und Berghauptmann in Freiberg (1738–1801). Sein Nekrolog, der seine Verdienste um die Freiberger Akademie rühmt, in den „Freiberger Gemeinnützigen Nachrichten". Zweiter Jahrgang, S. 163.

[3]) Sophiens Schwester. Vgl. das Namensregister zu den Schriften ed. Heilborn, Bd. I.

[4]) Vgl. das Namensregister zu Novalis' Schriften ed. Heilborn, Bd. II.

Sie sehn meine Bereitwilligkeit Ihnen das Gute, was ich habe, mitzutheilen. Auf alles Liebe, woran Ihr Brief so reich ist, kann ich Ihnen nichts antworten, als daß Sie zu gut sind, viel zu gut. Ihr Freund Hardenberg.

Damit schließt das Buch dieser Erinnerungen ab. Von übermütiger Verliebtheit zu schmerzvoller Hingabe, zu seraphischer Entzückung und wiederum zu wohltätigem sinnlichen Erglühen springt ein lebendiges Empfinden über; der all das in sich durchzukämpfen hatte, tritt einem in jugendlicher Eindrucksfähigkeit, in jugendlich hochgemutem Streben, in jugendlicher Reinheit recht herzlich nahe. Es ist ein so voller menschlicher Klang in diesen Briefen, daß ein menschliches Interesse auch auf sie, an die sie gerichtet sind, übergeht.

Alles aber, was ich von Caroline Just des weiteren in Erfahrung zu bringen wußte, steht in einem (ungedruckten) Brief des Novalis vom 1. September 1798 an seinen Vater:

„Aus Tennstedt habe ich unangenehme Nachrichten erhalten. Carolinchen Just läuft Gefahr die Lungensucht zu bekommen. Sie hat 12 Blutstürze in 4 Wochen gehabt. Sie scheint zu reconvalesciren, aber sehr langsam, und nicht ohne Besorgnis von Recidiven."

Wahrscheinlich deutet das auf den Lebensabschluß.

Das Andenken an den Kreisamtmann Just aber ist noch heutigentags in Tennstedt lebendig. 1750 in Merseburg geboren, studierte er Jura, um sehr jung kursächsischer Amtmann in Tennstedt zu werden. Als Thüringen an Preußen überging, wurde er zum ersten Regierungsrat in Erfurt, unter Beibehaltung seines alten Sitzes, ernannt. Um die Klosterschule Roßleben hat er sich besondere Verdienste erworben.

Es ging in dem Justschen Hause sehr fromm zu. Der Tag wurde mit Gebet eingeleitet und abgeschlossen, ein großer Teil des Einkommens auf Wohltätigkeit verwandt. Die Frau Kreisamtmännin, eine Tochter des Dresdener Hofpredigers Strauß, gab armen Kindern Strickstunde und pflegte sie dann zum Abendbrot bei sich zu behalten; das Ehepaar blieb kinderlos, nahm aber mehrfach Waisen zur Erziehung bei sich auf. Man begreift, daß einen Novalis in solchem Heim das Gefühl eines „Zuhause" überkommen konnte, daß ihm hier etwas von dem Frieden, dessen ruheloser und leidenschaftlicher Sucher er war, entgegenschlug.

Seltsame Leutchen, dies Justsche Ehepaar, auf das sich aller Blicke richteten, so oft sie durch die Tennstedter Gassen gingen. Sie waren beide verwachsen; während sie aber den Höcker auf der linken Schulter trug, führte er ihn auf der rechten. Und hinter diesem Ehepaar drein schritten gelegentlich wohl der brustkranke Novalis und die schwindsüchtige Caroline Just, und machten sich allesamt auf, einen neugekauften Garten feierlich einzuweihen — mit einem Poëm natürlich — und das alles in Tennstedt, dem völlig weltabgelegenen thüringischen Örtchen: und war doch eine solche Lebensintensität in diesen kränkelnden Menschen, daß man noch heut von ihrer reichen Armut zehrt.

Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen.

Von
Gustaf Dickhuth.

III.[1])

Die Königin Maria Theresia hatte bis zum Frühjahr des Jahres 1741 sich nur gegen die preußischen Angriffe verteidigen müssen. Die Schlacht von Mollwitz und das preußisch-französische Bündnis verschob die ganze Sachlage sehr zu ihren Ungunsten. Am 22. Mai schloß der Marschall Belle Isle mit dem Kurfürsten von Bayern den Nymphenburger Traktat, durch den dem künftigen deutschen Kaiser die französische Hilfe gewährleistet wurde.

Karl Albrecht hatte, als er vor vierzehn Jahren die Regierung antrat, das Heer in der traurigsten Verfassung gefunden. Die Österreicher hatten im spanischen Erbfolgekriege das Land erobert, die gesamte schwere Artillerie und das sonstige Kriegsmaterial mit Beschlag belegt und einen Teil der Regimenter aufgelöst. Der Kurfürst fand die noch bestehenden in sehr geringer Kopfstärke. Die Kavallerie war nur zum kleinsten Teil beritten. Die ungeheure Schuldenlast verbot die teure Werbung. So griff der Kurfürst zum Krümpersystem, indem er die alten „Landfahnen" einberief. Danach hatte jede Gemeinde einige Leute zu stellen, die sogenannten Ausschüsser. Es sollten ansehnliche Bauernsöhne sein. Diese Leute wurden zur Erlernung des Dienstes auf einige Zeit in die Infanterieregimenter des stehenden Heeres eingestellt. Nach geschehener Ausbildung wurden sie mit Gewehr und Patronentaschen in die Heimat entlassen. Bei der Mobilmachung sollten sie die Regimenter auf Kriegsstärke bringen. Also eine Art von Ersatzreserve.

Diese so formierte Truppe war als bayrisches Hilfskorps in den Türkenkrieg von 1737—1739 gegangen. Kaum die Hälfte war zurückgekehrt. Vor allem waren viele tüchtige Offiziere gefallen.

[1]) Die beiden ersten Artikel sind im Januar- und Juniheft 1910 erschienen.
Die Redaktion.

So mußte denn 1741 das bayrische Heer fast ganz neu geschaffen werden. Dazu gehörte Geld. Das wurde von Frankreich gegeben. Bis Anfang August gelang es, über 37000 Mann ins Feld zu stellen. Nur mit der Artillerie scheint es schwach ausgesehen zu haben. Sie bestand alles in allem aus acht sechspfündigen Falkaunen, vier Haubitzen und zwei Geschwindpöllern.

Frankreich beschloß aber auch direkte Unterstützung. Es scheute sich noch, offen gegen die Pragmatische Sanktion aufzutreten. Die französischen Truppen traten also zunächst noch nicht als solche auf, sondern sie wurden an Bayern gewissermaßen verborgt. Der Kurfürst sollte sie in seinen Sold nehmen. Da er aber hierfür kein Geld hatte, so wurde ihm auch der Sold von Frankreich vorgestreckt. Ein seltsames Spiel damaliger Diplomatie.

Die französische Armee galt als die beste in Europa. Sie war es nicht mehr. Der Friede hatte die Schäden der Organisation wirksam werden lassen. Der schlimmste Schaden lag im Offizierkorps. Die Offiziere waren sehr zahlreich. Auf je elf Gemeine kam ein Offizier. Selbstverständlich waren sie alle Edelleute. Ihre Laufbahn endete mit dem Kapitän. Die höheren Stellen waren ausschließlich dem hohen Adel vorbehalten, den Rohans, Montmorencys und Puysegurs. Die jungen Leute dieser Familien waren für die hohen Stellen geboren. Sie waren schon in der Wiege Generale und traten ihr Amt nach Gefallen an, ohne die geringste Diensterfahrung. Dieser Unsinn hatte sich nicht gerächt, solange in den unablässigen Kriegen Ludwigs XIV. die Armee eigentlich immer im Felde stand. Unter Führern wie Turenne, Condé, Luxemburg und Villars hatten die jungen Grafen und Herren den Dienst schnell und gründlich gelernt.

Aber die Offiziere Ludwigs XV. waren nicht mehr die tapferen fanatischen Kämpfer des 17. Jahrhunderts. Aus diesen begeisterten, ihrem großen Könige grenzenlos ergebenen Edelleuten war ein Geschlecht von Stutzern geworden. Leichtlebige Wüstlinge, frivole Spötter, fleißiger in den Freudenhäusern und Weinstuben als in ihren Kompanien. Tapfer waren sie geblieben und immer bereit, zu sterben. Aber mit dem gemeinen Soldaten Entbehrungen zu tragen, das widerstrebte ihrem leichten, begehrlichen Sinn.

Noch schlimmer waren die Unteroffiziere. In ihren Reihen befanden sich fast nur die unzuverlässigen Elemente der großen Städte, besonders von Paris.

Die Armee ergänzte sich, wie alle damaligen Heere, durch Werbung. Eine besondere Eigentümlichkeit der französischen Armee waren die Fremdenregimenter. Diese bildeten innerhalb des Heeres vollständig abgeschlossene Körper, durch Ersatz, Sprache, Uniform und vertragsmäßige Sonderrechte scharf unterschieden. Sie galten als besonders bevorzugte Truppenteile. Die königlichen Prinzen waren ihre Chefs. Unter den Regimentern, die dem Kurfürsten von Bayern zur Verfügung gestellt wurden, befanden sich zehn Schweizer, fünf deutsche, fünf irische und zwei italienische.

Während die Preußen schon damals ihre dunkelblaue Uniform trugen, die Österreicher eine weiße, war die französische Uniform perlgrau. Auch die

gemeinen Soldaten trugen den langen Stoßdegen der Offiziere, während die Leutnants ebenso wie ihre Leute neben dem Degen mit der Muskete bewaffnet waren.

Den Oberbefehl über die bayrisch-französischen Streitkräfte beschloß Karl Albrecht selbst zu übernehmen. Er war damals vierundvierzig Jahre alt, hatte sich im Türkenkriege von 1717 unter dem Prinzen Eugen als ein begabter Soldat erwiesen. Daß er nebenher ein weiches Gemüt hatte, wurde ihm in diesen eisernen Zeitläuften verhängnisvoll.

König Friedrich hat über ihn geurteilt:

„Karl Albrecht war von edler Gesinnung und unendlicher Herzensgüte. Sein Charakter war milde und wohlwollend, aber zu wenig fest."

Interessant ist die Zeichnung, die der Kurfürst seinerseits von dem König von Preußen entwirft:

„Der König von Preußen ist klein, ziemlich wohlgenährt, ohne grade dick zu sein. Geistvolle Züge, schöne Augen, ein rundes Gesicht. Fröhlich und lebhaft, ziemlich gute Zähne, braunes dichtes Haar, vornehme Manieren. Er besitzt viel Geist, aber über alles nur recht oberflächliche Kenntnisse. Die Wissenschaften, mit denen er als Kronprinz so sehr beschäftigt schien, hat er so ziemlich beiseite geschoben. Seine Entscheidungen in allen Angelegenheiten sind lebhaft, schnell und absolut. Gegenvorstellungen und lange Diskussionen liebt er ebensowenig wie unberufene Ratgeber. Einen Ministerrat beruft er niemals, man trägt ihm die Sache vor und er entscheidet, häufig aus freier Hand. Er fragt lebhaft und geistreich, und seine Art, zu fragen, zwingt geradezu zu bestimmten Antworten. Er ist begabt für Truppenführung, aber er weiß es auch, und denkt nicht daran, von der Meinung anderer Nutzen zu ziehen oder sie darum zu fragen. Er ist liebenswürdig und bemüht sich, verbindliche Dinge zu sagen, obgleich er im Grunde seines Herzens hochmütig ist. Auf die Anstrengung seiner Untergebenen nimmt er absolut keine Rücksicht, und gibt selbst das Beispiel eines tätigen und entbehrungsreichen Lebens. Er kann es nicht gut lassen, sich in feiner und etwas boshafter Weise über die zu mokieren, die er lächerlich findet. Dabei verträgt er selbst eine kräftige Antwort, wenn sie nur gut ist. Er liebt die Franzosen und fühlt sehr gut, wie hoch diese Nation über der Schwerfälligkeit und kriechenden Untertänigkeit seiner eigenen Völker steht. Er hat sehr bedeutende Eigenschaften. Seine Fehler kommen mehr auf Rechnung seiner Jugend als seiner Anlagen, und man darf erwarten, daß einmal ein großer Fürst aus ihm werden wird."

Der österreichische Erbfolgekrieg begann damit, daß die Bayern ohne vorherige Kriegserklärung Passau besetzten. Der König von Preußen hatte mit seinem unerwarteten Einmarsch in Schlesien bereits Schule gemacht. Auf dem nördlichen Donauufer hielt der Fürstbischof Kardinal von Bamberg im tiefsten Frieden einen üppigen Hof auf der kleinen Feste Oberhaus. Sie hatte nur siebzig Mann Besatzung. Die Bayern nahmen sie ohne Mühe weg und hielten damit den wichtigen Donauübergang in Händen. Der Fürstbischof begnügte sich damit, beim Reichstage in Regensburg Beschwerde zu

führen „über den Unfug dieser unerhörten Tathandlung". Die Beschwerde hat noch nach fünfundsechzig Jahren den Gegenstand der Verhandlungen des Reichstages gebildet. In einer der letzten Sitzungen vor der endgültigen Auflösung ist darüber debattiert worden.

Von Passau aus wendeten sich die Bayern in der Richtung auf Prag. König Friedrich hatte dem Kurfürsten dringend geraten, direkt auf Wien zu marschieren. Aber Karl Albrecht hatte die Sachsen im Verdacht, daß sie die Fesselung der österreichischen Streitkräfte benutzen würden, um sich leichten Kaufs in den Besitz von Böhmen zu setzen. Dem wollte er zuvorkommen und sich zunächst die alte Wenzelskrone auf das Haupt setzen, ehe er sich die Kaiserkrone erwarb.

König Friedrich machte noch einen Versuch, den Kurfürsten von Bayern zum Vorgehen auf Wien zu bestimmen. Er schickte zu diesem Zwecke den geschicktesten Diplomaten unter seinen Offizieren, den General v. Schmettau.

Schmettau war damals sechsundfünfzig Jahre alt. Er hatte ein abenteuerliches Leben hinter sich. In Berlin als Sohn eines Geheimen Rates geboren, trat er bereits fünfzehnjährig in ein dänisches Kürassierregiment, war dann nacheinander preußischer Ansbachdragoner, sächsischer Artillerieoberst und österreichischer General-Quartiermeister. Als solcher zog er 1735 in den Feldzug am Rhein, den auch der König Friedrich als Kronprinz auf Anordnung seines Vaters mitmachte. Der alte König hatte damals seinem Sohn für den Verkehr mit Schmettau folgende Verhaltungsmaßregeln gegeben:

„Mit dem General von Schmettau soll Er wegen des Dienstes fleißig umgehen und gute Freundschaft mit solchem halten, auch wenn derselbe ausreitet ein Lager abzustechen oder sonst was zu recognosciren, oder aber wenn er sonst Dispositiones macht, ihn nicht aus den Händen lassen und ihn nach allem fragen. Außer den Dienste aber soll Er sich wohl vor ihm hüten, und sich mit demselben in kein Spielen, Kaufen, Schachereyen, es haben solche Schacherey Namen wie sie in der Welt wolle, noch sonsten dergleichen etwas einlassen, weil Ihm der von Schmettau sonsten gewiß betrügen, und Er sich nur exponieren würde, daß die ganze Welt Ihn deshalb auslacht, welches Ihm schlechte Reputation geben würde."

Nachdem er zweiundzwanzig Schlachten und Gefechte und einunddreißig Belagerungen mitgemacht hatte, wurde Schmettau im März 1741 zum österreichischen Feldmarschall ernannt. Als die Preußen in Schlesien einrückten, erwartete er das Kommando über die kaiserlichen Streitkräfte zu erhalten. Da das nicht geschah, dachte er erst daran, in venetianische Dienste zu gehen, trat dann aber kurz entschlossen zum König von Preußen über — und zwar noch ehe er seine Entlassung aus österreichischen Diensten erhalten hatte.

Schmettau fand den Kurfürsten von Bayern wenig geneigt, auf die Anschauungen des Königs einzugehen. Karl Albrecht setzte ihm auseinander: wenn er auf Wien marschiere, dann würden die Österreicher alle ihre Truppen aus Schlesien und Böhmen zur Deckung der Hauptstadt heran-

holen, und er würde dann die ganze Macht der Königin von Ungarn gegen sich haben.

Schmettau erwiderte ihm: das sei allerdings wahrscheinlich, aber es sei auch im höchsten Grade erwünscht. Denn den aus Schlesien abziehenden Österreichern würde der König auf dem Fuße folgen, und man könnte dann unter den Mauern von Wien durch eine einzige große Schlacht auf der Stelle den Frieden erzwingen.

Wenn das geschah, so lag darin die größte Katastrophe für die österreichische Macht und für die europäischen Verhältnisse, die seit Jahrhunderten eingetreten war.

Wenden wir, um den ganzen Zustand zu überblicken, unsere Augen auf den Wiener Hof und dessen Entschließungen zurück.

Die Haltung Maria Theresias zeigt eindringlich, daß guter Wille und ein gewisses Maß von Talent noch lange nicht ausreichen, um einen Staat zu regieren. Am wenigsten in stürmischen und bewegten Zeiten. Dazu gehört nicht nur Schärfe und Übung des Verstandes, sondern vor allem Kenntnis der Welt und Verständnis für die eigene Lage. Und gerade dieses Verständnis darf man bei einer jungen Dame nicht suchen. Maria Theresia glaubte wie die meisten Frauen das, was ihrem Gefühl entsprach. Sie verehrte und liebte das Althergebrachte. Sie haßte den König von Preußen, der eine ihrer schönsten Provinzen mitten im Frieden besetzt hatte, von dessen Berechtigung ihr keine Idee kam, den man ihr als einen Menschen ohne Religion und ohne Treu und Glauben schilderte.

Noch im Juli war sie weit entfernt davon, sich auf irgend welche Unterhandlungen einzulassen. Aber die Bilder der Zukunft, die sie vor sich sah, waren nichts als Nebelbilder, aufgestiegen aus dem Boden eigener Wünsche und unzureichender Erfahrung.

Da — ganz unerwartet — teilte der englische Gesandte mit, daß zwischen Preußen und Frankreich ein Bündnis geschlossen sei.

Einen mächtigeren Eindruck hatte selbst das erste Einrücken der Preußen nicht hervorgerufen. Die ganze Lage der Welt, wie man sie eben noch vor sich zu sehen geglaubt hatte, wurde dadurch umgekehrt. Daran konnte kein Zweifel sein, daß der gefährlichste Kampf bevorstand, den Österreich jemals auszuhalten hatte.

Der Gesandte in Paris wurde angewiesen, die französische Regierung um Aufklärung zu bitten. Fleury antwortete gezwungen: er fordere Gerechtigkeit für seine Freunde und Verbündeten. Das hieß in nüchternes Deutsch übersetzt: Preußen, Bayern und Sachsen vereinigten sich unter französischer Führung und mit französischer Unterstützung zum Angriff auf Österreich.

Gegen einen solchen hatte der Kaiserstaat nichts einzusetzen. Die einzige wirklich brauchbare Armee war in Schlesien von Friedrich bedrängt. In Böhmen stand Lobkowitz mit ganzen 740 Mann Infanterie und 2000 Reitern. Zwar hatte Prag noch eine Besatzung von 3400 Mann, aber die Werke waren schlecht und verfallen und kaum zu halten. Was in den anderen Ländern stand, war erst recht nichts wert. In Oberösterreich standen 1600 Reiter

und 1000 Schützen. Das waren keine regulären Soldaten, sondern Milizen. Das Salzkammergut wurde von 280 Invaliden geschützt, Tirol von 2000 Mann Infanterie. Dazu kamen 1200 Landesschützen.

Die Hauptstadt Wien hatte bis Mitte September gar keine Besatzung und keine Festungswerke.

Und die Königin besaß keinen Verbündeten, der das Schwert für sie hätte ziehen wollen.

Die Lage war verzweifelt.

Maria Theresia fand den Mann, der sie aus der Verzweiflung rettete: den General Andreas Ludwig Graf v. Khevenhüller. Überall, wo er gefochten hatte, hatte er sich als ein tapferer, kenntnisreicher, gebildeter Offizier gezeigt. Und er hatte in allen Kriegen der letzten Jahrzehnte gefochten: im spanischen Erbfolgekriege, in den Türkenkriegen und im polnischen Thronfolgekrieg. Er hatte den Oberbefehl in Italien gehabt, hatte die letzten Kämpfe gegen die Pforte geführt und die Belagerung von Widdin geleitet. Jetzt war er siebenundfünfzig Jahre alt, noch immer der Mann der raschen Tat, der beste Reiterführer der österreichischen Armee.

Am 8. September zum Kommandanten von Wien ernannt, ging er sofort energisch an die Arbeit, und es gelang ihm, bis Ende des Monats die Stadt notdürftig mit improvisierten Werken zu schützen und mit einer Besatzung von 7500 Mann zu versehen.

Freilich war damit noch nicht viel gewonnen. Man hatte eben eine kostbare Zeit der Vorbereitung ungenutzt verstreichen lassen, und die war nun nicht wieder einzubringen. Der braunschweigische Gesandte in Wien zeichnet die Lage ganz richtig, wenn er nach Hause berichtet:

„Es ist ein Unglück hier, daß man eine Sache nicht glaubet, bis man sie siehet. Jetzt endlich wird vielen, welche vor ein paar Monaten nichts davon hören wollen, einleuchtend, daß nur der Friede in Schlesien helfen könne."

Und dahin trieb nun auch England — die einzige Macht, die noch einigen Rückhalt bot. König Georg hatte seine Pläne gegen Preußen notgedrungen aufgeben müssen. Bei einer Fortdauer des Krieges fürchtete er für Hannover. Als Dank für seine Vermittlerrolle erhoffte er etwas für sein Stammland. So wurde er jetzt in Wien dringend vorstellig: Maria Theresia möge der Notwendigkeit beizeiten ein wenig nachgeben und den König von Preußen zu gewinnen suchen. Entschließe sie sich nicht dazu, so sei ihr Krieg hoffnungslos und sie werde den guten Willen von England nicht weiter für sich haben.

Das war eine nicht mißzuverstehende Drohung. Trotzdem zögerte die Königin noch. Sie hatte alle Anerbietungen Friedrichs schroff und hochmütig zurückgewiesen. Und nun sollte sie ihrerseits die Unterhandlungen wieder beginnen, sie sollte dem Könige von Preußen etwas anbieten! Das war das Härteste, was ihr überhaupt zugemutet werden konnte. Aber so lagen nun die Dinge, daß es einmal nicht mehr zu vermeiden war. So gab sie denn endlich nach. Aber noch immer zurückhaltend, zögernd, wider Willen.

Der englische Gesandte Robinson führte die Verhandlungen. Er hatte dem König Friedrich nur die allerdürftigsten Zugeständnisse zu machen. Natürlich ganz vergeblich. Es zeigte sich wieder, daß die Ansprüche von Berlin und Wien so unvereinbar waren, als ob sie aus zwei verschiedenen Welten stammten. Was Robinson von Maria Theresia mit der größten Mühe als äußerstes Zugeständnis durchgesetzt hatte, das machte auf Friedrich nicht den geringsten Eindruck, wurde mit kühlem Lächeln beiseite geschoben.

Als nun aber die Nachricht kam, daß die Bayern Passau besetzt hatten, daß die Franzosen bereits an der böhmischen Grenze standen, da ließ sich Maria Theresia endlich bereit finden, dem König Friedrich das anzubieten, was er selbst immer als seine mindeste Forderung bezeichnet hatte: Niederschlesien mit Breslau. Aber auch das wurde jetzt abgelehnt. Es war zu spät. Die ganze Weltlage hatte sich inzwischen verschoben.

Die stolze Kaisertochter gab nach. Sie opferte vorläufig ganz Schlesien, um den Bestand der Monarchie zu retten. Vorläufig. Sie erwartete bestimmt, Schlesien zurückzugewinnen, sobald sie mit ihren anderen Feinden fertig wäre. So erhielt zwar Neipperg Vollmacht alles zu bewilligen, aber nur unter mündlicher Abrede, nicht schriftlich. Dagegen sollte er versuchen, den König von Preußen durch schriftliche Zugeständnisse festzulegen.

Die Königin schreibt ihrem Feldmarschall:

„Ich würde sehr wünschen, daß Sie die Unterschrift des Königs hätten, ohne daß wir von unserer Seite etwas unterzeichneten, denn das möchte ich vermeiden, so lange ich es könnte; ihm Schlesien abtreten, das verursacht mir Übelkeiten."

Es handelte sich also in ihrem Sinne nur um eine vorübergehende Räumung der Provinz. Gewissermaßen um das Zugeständnis preußischer Winterquartiere in Schlesien.

Als Gegenleistung versprach der König, das österreichische Heer ungehindert abziehen zu lassen.

Aber er war im Bündnis mit Frankreich. Würden die Franzosen mit dieser Abmachung einverstanden sein, die ihnen und Karl Albrecht die gesamte österreichische Streitmacht auf den Hals hetzte?

Es galt, den Vertrag geheim zu halten. Bei einer persönlichen Besprechung in Klein-Schnellendorf bei Neiße schärfte Friedrich dem General Neipperg ein, daß das tiefste Geheimnis die erste Bedingung des Abkommens sei. Er stand mit seiner Armee direkt auf der Rückzugsstraße der Österreicher und konnte deren Abmarsch hindern. Am 9. Oktober aber wurde vereinbart:

„Am 16. dieses Monats wird sich Marschall Graf Neipperg nach Mähren zurückziehen, und von da wohin er will."

Nach Abzug der Österreicher sollte der König unangefochten ganz Schlesien bis Neiße und Oppeln besetzen. Die Festung Neiße sollte sich nach einer vierzehntägigen Scheinbelagerung ergeben.

So geschah es.

Der König nahm in Breslau die Huldigung der Schlesischen Stände entgegen und begab sich dann nach Berlin. Seine Truppen gingen in die Winterquartiere.

Neipperg aber zog nach Böhmen, den Bayern und deren französischen Hilfstruppen entgegen.

Damit war Österreich gerettet.

Was hat den König Friedrich zu dem Vertrag von Klein-Schnellendorf bewogen?

Hätte er den Krieg fortgesetzt — er wäre nach menschlicher Voraussicht nach kurzer Zeit in den endgültigen, von Frankreich garantierten Besitz von Schlesien gelangt.

Statt dessen hielt er jetzt nur ein Pfand in der Hand, das erst bei einem späteren Friedensschlusse anerkannt werden mußte. Und welche Gefahr war für ihn mit diesem Abkommen verbunden! War es denn im geringsten wahrscheinlich, daß die Österreicher das Geheimnis wahren würden? Es lag in ihrem eigensten Interesse, den Schleier ein wenig zu lüften.

Tatsächlich wurde denn auch schon nach ganz kurzer Zeit an allen Höfen von dem preußisch-österreichischen Vergleich gesprochen. Friedrich verlangte, daß die Hofburg einen solchen amtlich ableugnen solle. Selbstverständlich wurde dieses Verlangen in Wien abgelehnt. Damit war die diplomatische Position Preußens schon jetzt unhaltbar geworden. Und wenn nun Frankreich Aufklärung forderte? Wenn es das eben geschlossene Bündnis kündigte? Die Folgen waren nicht abzusehen.

Friedrich hat selbst seine Handlungsweise begründet mit seiner Sorge vor der stetig anwachsenden Übermacht Frankreichs. Er habe das Haus Österreich nicht stürzen, sondern nur sich daneben stellen wollen als gleichberechtigt:

„Wie unverzeihlich wäre es gewesen, das Joch von Österreich zu brechen und sich dafür französische Ketten zu schmieden!"

Diese eigene Angabe des Königs ist von hohem Wert. Seine Wahrheitsliebe ist über jedem Zweifel. In den vielen Bänden seiner Schriften steht nicht eine Zeile, in der er etwa versucht hätte, seine Handlungen nachträglich zu beschönigen.

Und doch genügt diese Angabe nicht, um den Abschluß des Vertrages ganz zu erklären. Denn das Übergewicht Frankreichs war dem König doch bekannt, ehe er das Bündnis einging. Und inzwischen war nichts geschehen, was dieses Übergewicht als drückend hätte empfinden lassen können. Zudem hat der König nach kurzer Zeit den Anschluß an Frankreich von neuem aufgenommen.

Es müssen noch andere Momente mitgesprochen haben. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß da die jugendliche Ungeduld wirksam gewesen ist, die heiß begehrte und heiß umstrittene Provinz wenigstens vorläufig einmal ganz in seinem Besitz zu haben. Dazu die Sorge um ruhige und sichere Winterquartiere. Friedrich mochte ungern an die vergangenen Frühjahrstage zurückdenken.

Ähnlich scheint der englische Gesandte Hyndford die Dinge beurteilt zu haben. Er berichtet nach London, „daß dieser Fürst den kleinsten augenblicklichen Gewinn den wichtigsten und dauerndsten Vorteilen der Zukunft

vorziehe". In dieser allgemeinen Fassung tut Hyndford dem König sicherlich unrecht. Aber für den Vertrag von Klein-Schnellendorf trifft das Urteil allerdings zu.

Dieser Vertrag stellte seinen Ruf als ehrlicher Politiker bei Freund und Feind bloß. Also war er ein gefährliches Wagnis. Und keine Notwendigkeit zwang den König dazu, ein solches Wagnis zu unternehmen. Also war der Vertrag auch ein diplomatischer Fehler.

Der Fehler hat sich schwer gerächt. Das Abkommen, das der König in menschlicher Übereilung geschlossen hat, mit zu starker Rücksicht auf die Wünsche des Augenblicks, das ist ein Ereignis geworden von großer, welthistorischer Bedeutung.

Klein-Schnellendorf hat Österreichs Zukunft gerettet. Hätte Friedrich den Abzug Neippergs gehindert, so gäbe es heute nach aller Wahrscheinlichkeit kein Österreich mehr. Die Gelegenheit, den Feind mit einem Schlage zu vernichten, hat Friedrich aus der Hand gegeben. Und sie kam nie wieder. Wie oft in dem furchtbaren Ringen der langen sieben Jahre hat der müde Held die Entscheidungsschlacht, sein „Pharsalus" ersehnt. Vergebens. Am 9. Oktober 1741 hat er den Knoten seines harten, grausamen Schicksals selbst geschürzt. Der Fehler von Klein-Schnellendorf hat sich in einem langen Leben nicht wieder gut machen lassen. Und die Schuld gegen das verbündete Frankreich, die zweifellos darin lag, die ist gesühnt worden in unermeßlichem Leiden.

Vorderhand begnügte sich der König damit, von Berlin aus den Gang des böhmischen Krieges zu verfolgen.

In Böhmen standen 36000 Österreicher gegen 30000 Franzosen und 19000 Sachsen.

Den Oberbefehl über die Kaiserlichen hatte Maria Theresias Gemahl, der Großherzog Franz von Toskana, selbst übernommen, nachdem Neipperg abberufen war. Seine erste Aufgabe war, das von den Verbündeten bedrängte Prag zu entsetzen. Bei entschlossenem Vorgehen schien dieser Operation der Erfolg sicher. Aber die Saumseligkeit des Großherzogs verdarb, was kaum zu verlieren war. Langsam, unter steten Festlichkeiten, rückte er vor. Noch zwei Tagemärsche vor Prag legte er einen Ruhetag ein, um eine Hofjagd abzuhalten. So geschah es, daß die Franzosen und Sachsen Prag erstürmten, ehe die Österreicher heran waren. Damit war der böhmische Feldzug entschieden. Franz machte keinen Versuch, das Schicksal zu wenden. Er ging mit der Armee auf Wien zurück.

König Friedrich konnte nicht länger untätig bleiben. Wenn es den Verbündeten gelang, ohne seine Mitwirkung Österreich zum Frieden zu zwingen, so hatte er nicht die geringste Aussicht in den Besitz von Schlesien zu gelangen.

Er ließ also in Wien durch Hyndford erklären, daß er von dem Klein-Schnellendorfer Vertrage zurücktrete, weil das Geheimnis nicht gewahrt worden sei. Und ließ seine Truppen zu den Verbündeten stoßen.

Zu Hyndford sagte er:

„Die Österreicher haben eine große Torheit begangen, sich Prag vor der Nase wegnehmen zu lassen, ohne eine Schlacht zu wagen. Hätten sie Glück gehabt — ich weiß nicht, was ich getan haben würde."

Er hätte auch nichts anderes tun können. Denn daß die siegreiche Königin von Ungarn das lose mündliche Abkommen gehalten und dem Preußenkönig Schlesien endgültig abgetreten hätte, das ist mehr als unwahrscheinlich.

Inzwischen schien jetzt tatsächlich Frankreich Herr der Lage in Europa. Seine Stellung war so gebieterisch, daß sie dem alten Fleury fast unheimlich wurde. Noch vor sechs Jahren hatte der große Prinz Eugen als ein Herzog der Deutschen die vereinigten Reichsvölker an den Rhein geführt — jetzt standen Preußen, Bayern und Sachsen an der Seite des Erbfeindes, und die französischen Truppen nahmen unangefochten ihre Winterquartiere in einem deutschen Kurlande. Der hochmütige Welfe Georg II. hatte den Kardinal um Schonung von Hannover bitten müssen.

Da trat ein plötzlicher Umschwung ein. Der von Frankreich und seinen Verbündeten zum Kaiser bestimmte Kurfürst Karl Albrecht wurde noch vor der Wahl von den Österreichern aus seinem Stammland Bayern vertrieben.

Khevenhüller war es, der diese unverhoffte Wendung herbeiführte. Maria Theresia in ihrer höchsten Not hatte sich in einem beweglichen Briefe an den ritterlichen Mann gewendet. Sie schickte ihm ihr Bild mit dem des erst zehn Monate alten Erzherzogs Josef und schrieb ihm:

„Lieber und getreuer Khevenhüller! Hier hast Du eine von der ganzen Welt verlassene Königin vor Augen mit ihrem männlichen Erben. Was vermeinst Du will aus diesem Kinde werden? Deine gnädige Frau entbietet sich Dir als einem getreuen Minister. Mit diesem auch ihre ganze Macht, Gewalt und alles, was unser Reich vermag und enthält. Handle, o Held und getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten Dich getraust. Nimm die Gerechtigkeit als ein Schild, tue was Du recht zu sein glaubst, folge Deinem in Gott ruhenden Lehrmeister in des unsterblichen Eugenii Taten, und sei versichert, daß Du und Deine Familie zu jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unserer Majestät und allen Nachkommen alle Gnaden, Gunst und Dank, von der Welt aber einen Ruhm erlangest. Solches schwören wir Dir bei Unserer Majestät. Lebe und streite wohl!"

Den Khevenhüllerschen Feldzug im einzelnen zu verfolgen, würde zu weit ab führen. Er eroberte in kurzer Zeit Bayern und lenkte damit den ersten Lichtstrahl in das Herz seiner unglücklichen Königin.

Mitte Januar waren die Bayern bis auf wenige Bataillone aus Böhmen wieder abgerückt, um ihr Stammland zu retten. Sie waren machtlos gegen die überlegenen Waffen Khevenhüllers.

In Böhmen standen die Franzosen in drei Gruppen. Die Hauptmacht bei Pisek an der Moldau, zwischen Prag und Linz. Hier führte der Marschall Herzog von Broglie selbst das Kommando, der zugleich mit dem Oberbefehl über sämtliche französischen Truppen betraut war. König Friedrich hatte an dieser Stelle ganz bestimmt den Marschall Belle Isle zu sehen erwartet.

Das paßte aber nicht in Fleurys Pläne. Er war weit davon entfernt, dem König von Preußen die Kastanien aus dem Feuer kratzen zu wollen. Der stürmische Belle Isle wurde durch den alten Broglie ersetzt, der schon recht gebrechlich und neuerdings durch Schlaganfälle gelähmt und geistig stumpf geworden war. Daß der nicht durchgehen würde, darauf konnte sich der Kardinal verlassen.

König Friedrich war aufs äußerste befremdet durch diesen Kommandowechsel. Da aber alle Vorstellungen in Paris vergeblich waren, so blieb ihm nichts übrig, als sich mit der Tatsache abzufinden.

Dem Herzog von Broglie stand ein österreichisches Heer bei Budweis dicht gegenüber. Das Kommando hatte hier der Prinz Karl von Lothringen übernommen, an Stelle seines Bruders Franz. Maria Theresia ließ sich von ihrer zärtlichen Liebe nicht täuschen über die militärischen Fähigkeiten ihres Gemahls. Sie hat ihm nie wieder die Führung einer Truppe anvertraut.

Eine zweite kleine Gruppe der Franzosen bildete die Besatzung von Prag, während eine dritte, ebenfalls schwache Abteilung unter dem General Polastron mit den Sachsen zusammen bei Deutsch-Brod stand, an der böhmisch-mährischen Grenze, zwischen Prag und Brünn.

Dieser Gruppe gegenüber stand eine österreichische Armeeabteilung unter dem Fürsten Lobkowitz bei Iglau.

König Friedrich faßte alsbald den Gedanken zu einem umfassenden Angriff. Broglie sollte den Prinzen von Lothringen angreifen, die preußisch-sächsisch-französischen Streitkräfte bei Deutsch-Brod sollten gegen den Fürsten Lobkowitz vorgehen. Er selbst wollte an dieser Stelle das Kommando übernehmen und begab sich am 18. Januar nach Dresden, um dort die näheren Abmachungen zu treffen.

Selbstverständlich war die direkte Unterstellung sächsischer Truppen unter das persönliche Kommando des Königs von Preußen in Dresden höchst unerwünscht. Bei den Besprechungen des ersten Tages kam um so weniger heraus, als die dafür verfügbare Zeit durch Galatafel, Festoper und Maskenball bedeutend eingeschränkt wurde.

Der König sah, daß er auf diese Weise nicht weiterkommen würde. Er wandte sich folgenden Tages an den Beichtvater der Kurfürstin, den Jesuitenpater Guarini. Der war natürlich erst recht nicht geneigt, mit den Preußen sozusagen Arm in Arm zu marschieren. Aber er war doch klug genug, zu sehen, welcher Vorteil für Sachsen darin lag, wenn es die Lage benutzte, um sich in den Besitz von Mähren zu setzen. Die Hauptarbeit dafür sollten natürlich die Preußen tun; aber die Sachsen mußten immerhin den Schein der Mitarbeit wahren. Also wurde zugestanden, daß die Sachsen unter dem Kommando des Königs gegen Lobkowitz marschieren sollten. Aber nur, bis man im Besitz von Iglau war. Dann sollten Winterquartiere bezogen werden. Und kosten sollte die Sache möglichst wenig. Die Franzosen sollten die Verpflegung der sächsischen Armee übernehmen. Eine seltsame Zumutung. Merkwürdigerweise ließ sich der französische Generalintendant bereit finden.

Es ist eigentümlich, daß der französische Generalleutnant Polastron allen diesen Abmachungen zustimmte, ohne seinen Oberkommandierenden zu fragen oder auch nur zu benachrichtigen. Broglie war begreiflicherweise sehr ungehalten:

„Man hat so schnell den Plan des Königs von Preußen angenommen, mit Ihnen und den Sachsen nach Iglau zu marschieren, daß ich keine Zeit hatte, ihn zu hintertreiben. Das Überraschende an der Sache ist, daß man alles ohne meine Teilnahme angeordnet hat und ohne meine Befehle abzuwarten."

Broglie schärfte dem General Polastron ein, dem König unter allen Umständen nur bis Iglau zu folgen.

Dessen Pläne gingen aber bereits viel weiter. Gleichviel, ob es zum Angriff kam oder ob Lobkowitz freiwillig zurückging — er wollte diesem folgen. Zunächst bis Znaym, also bis etwa sechs Tagemärsche von Wien Er hoffte, daß diese Bewegung auch Broglie veranlassen würde, den Lothringer aus Böhmen zu verjagen. Dann sollten im kommenden Frühjahr die Franzosen durch Bayern gegen Oberösterreich vorgehen, die Preußen durch Mähren gegen Niederösterreich. Die Sachsen sollten gleichzeitig die mährische Hauptstadt Brünn belagern.

Damit ging der König zweifellos über die Dresdener Abmachungen weit hinaus. Er schreibt aber ganz unbefangen an den Kurfürsten: „Man sei übereingekommen, auf Znaym zu marschieren." Und teilt das auch dem Herzog von Broglie mit.

Die kühnsten politischen Kombinationen Friedrichs schienen sich im Fluge zu erfüllen. Zu seiner großen Befriedigung fand er die Franzosen in Böhmen lange nicht so stark, wie er geglaubt hatte. Dazu war Mähren bereits so gut wie in seiner Hand. Er trat dort eben an die Spitze einer großen Armee, und er fühlte sich als Herr über Krieg und Frieden. An Podewils schreibt er:

„Ich sehe mich als Schiedsrichter in diesem Kriege an, denn ich kommandiere 60000 Mann und kann über die Sachsen verfügen, wie es mir gefällt. Ich bin Herr des größten Teils ihrer Eroberungen, und das Korps des Fürsten von Anhalt steht ihnen im Rücken." — Es stand noch immer bei Magdeburg, bereit in Sachsen oder Hannover einzurücken. — „So kann Frankreich trotz seiner großen Macht mich weder täuschen noch einen Frieden schließen, den ich nicht will."

Des Königs jugendlicher Enthusiasmus sollte bald die Erfahrung machen, daß es nicht so leicht ist, kühne politische Entwürfe in die Tat umzusetzen.

Die Sachsen dachten gar nicht daran, über Iglau hinaus zu folgen. Der Ritter von Sachsen, der das dem König Friedrich leichtsinnig zugesagt hatte, wurde abberufen und ein anderer Halbbruder des Kurfürsten, der Graf Rutowski, an die Spitze der Truppen gestellt. Er hatte den Auftrag, dem König vorzustellen, daß eine unmittelbare Vereinigung der Preußen mit Broglie zu gedeihlichem Zusammenwirken unerläßlich sei, daß also die Preußen ungesäumt mit den Sachsen nach Prag marschieren müßten.

Der König antwortete mit der Drohung, die Sachsen ihrem Schicksal zu überlassen:

„Wenn Eure Majestät Ihren Truppen Befehl geben, nach Prag zu marschieren, räume ich sofort Mähren und ziehe mich nach Schlesien zurück. Wie Eure Majestät alsdann in den Besitz von Mähren gelangen wollen, vermag ich freilich nicht einzusehen, und ich gestehe, daß ich dies alsdann für unmöglich halte."

Während so auf dem mährischen Kriegsschauplatz das kaum geschlossene Einvernehmen zwischen den Verbündeten bereits bedenklich zu wanken begann, war ganz Bayern fast ohne Schwertstreich in die Hände der Österreicher gefallen. Es ist wie ein Hohn des Schicksals, daß an demselben Tage, an dem Karl in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt wurde, Khevenhüllers Husaren in München einzogen.

Da bestimmte die immer stärker drohende Gefahr in Böhmen und Mähren die Königin Maria Theresia, den größten Teil ihrer Truppen aus Bayern abzurufen.

Sie schreibt dem General Khevenhüller, daß sie einen allgemeinen Angriff auf Broglie für erforderlich halte, „welcher Erfolg einesteils bei beiden Seemächten, um sie dermaleinst zur Hilfeleistung zu vermögen, und anderenteils, um dem preußischen Unwesen zu steuern, von gedeihlicher Wirkung sein wird".

Es ist begreiflich, daß Khevenhüller sich sträubte, seinen Siegeszug zu unterbrechen. Aber es half nichts. Dem wiederholten Verlangen der Königin mußte er sich fügen.

Ehe indessen seine Truppen aus Bayern in Böhmen erscheinen konnten, verging geraume Zeit, in der die Österreicher zunächst abwartend stehen blieben. Auch bei den Verbündeten kamen die Dinge nicht recht in Fluß, da sie sich gegenseitig mißtrauten. Anfang Februar schreibt der Graf Rutowski an den Minister Grafen Brühl in Dresden über den König von Preußen:

„Ich kann zwar nicht in seine letzten Geheimnisse eindringen, aber wenn er sich mit der Königin von Ungarn verständigt, wenn dann die Franzosen aus Böhmen vertrieben werden — was wird aus uns Sachsen? Wir müssen Frieden schließen auf die Bedingungen, die er vorschreibt, und ich fürchte, daß wir den Frieden teuer bezahlen müssen."

Waren die Sachsen dem König von Preußen recht unsichere Bundesgenossen, so waren die Franzosen noch unsicherer. Am 9. Februar erschien beim General Polastron ein dritter Halbbruder des Kurfürsten, der Graf von Sachsen, der als Generalleutnant in der französischen Armee diente. Er kam vom Herzog von Broglie und brachte den gemessenen Befehl, daß Polastron sofort zur Vereinigung mit den französischen Hauptkräften nach Pisek abmarschieren solle.

Friedrich erwiderte auf Polastrons Meldung: es stünde ihm jederzeit frei, abzumarschieren. Er würde aber zur Unterstützung Broglies doch zu spät kommen und nur die hier versammelte Armee schwächen.

Polastron blieb. Er meldete dem Herzog von Broglie: „Ich habe mich nicht in dem Augenblick zum Abmarsch entschließen können, in dem der König von Preußen sich anschickt, neuen Ruhm zu erwerben, den ich und meine Truppen vielleicht teilen können." Und nun ein Satz, der das Verhältnis zwischen beiden Generalen grell beleuchtet: „Ich habe noch hinzuzufügen, Herr Marschall, daß es mich bei Ihrem seit einiger Zeit beliebten Verfahren, meinen Gehorsam gegen Ihre Befehle stets in Zweifel zu ziehen, notwendigerweise überraschen muß, daß Sie nicht jemand anders mit der Aufgabe betrauen, meine Truppen zurückzuführen. Ich hatte keinen Zweifel, als ich den Grafen von Sachsen ankommen sah, daß er diesen Auftrag habe."

Am 15. Februar rückten nun endlich die Verbündeten gegen Iglau vor. Lobkowitz räumte seine Stellung, ohne einen Schuß abzugeben. Damit war nun aber für Polastron der letzte Vorwand gefallen, den befohlenen Abmarsch hinauszuschieben. König Friedrich selbst schreibt ihm:

„Ich beehre mich Ihnen, Herr General, mitzuteilen, daß der Feind heut bei Annäherung unserer Truppen Iglau verlassen hat, und daß die Sachsen die Stadt besetzt haben. Da das Unternehmen beendet ist, kann ich Sie nicht länger abhalten, den Befehlen nachzukommen, die Sie über den Abmarsch Ihrer Truppen erhalten haben."

Eigenhändig fügt der König diesem Kabinettsschreiben hinzu: „Das Wetter wird schrecklich. Die Franzosen verlassen mich. Die Sachsen sind der mährischen Hütten überdrüssig und sehnen sich nach den Palästen von Prag. Von allen Seiten verlassen, werde auch ich ernstlich an Winterquartiere denken müssen."

Polastron verabschiedete sich mit einem verbindlichen Schreiben: „Ich nehme mir die Freiheit, Eurer Majestät zu versichern, daß die Ehre, unter Ihren Befehlen zu dienen, meine Generale, Offiziere und Truppen bei jedem Wetter und an jedem Ort gleich willig gefunden haben würde, und daß wir an Ihrer Seite die mährischen Hütten den Prager Palästen vorgezogen haben würden."

So endete das denkwürdige Zwischenspiel, in dem zum ersten und einzigen Male französische Truppen unter dem unmittelbaren Kommando eines preußischen Königs gestanden haben.

Um zu verhindern, daß auch die Sachsen ihn verließen, richtete Friedrich ein warnendes Schreiben nach Dresden:

„Wenn Eure Majestät den Entschluß fassen, Ihre Truppen zurückzunehmen und mich mit meinen Truppen hier zu verlassen, so muß ich Euer Majestät rund heraus erklären, daß ein so außergewöhnlicher Vorfall die bedauerlichsten Folgen nach sich ziehen, und daß ich genötigt sein würde, die Maßregeln zu ergreifen, zu denen mich die Sachlage dann zwingt."

Der König droht unverhohlen mit dem Einmarsch des Dessauers. Der Brief wirkte. Die sächsischen Truppen wurden dem König von Preußen von neuem unterstellt, und zwar jetzt bedingungslos.

Ungesäumt führte Friedrich die Bewegung aus, die er lange geplant hatte. Er rückte in der Richtung auf Wien bis Znaym vor. Hierdurch glaubte er den Frieden alsbald zu erzwingen.

Und sollte Maria Theresia in dieser großen Gefahr nicht endlich auf seine Forderungen eingehen?

Sie blieb fest. Obgleich sie bereits Schlesien, Böhmen und Mähren verloren hatte, obgleich die anderen Länder durch die Last des Krieges tief erschöpft waren. Es hat Momente gegeben, in denen die Geldnot so hoch stieg, daß man allen Ernstes fürchtete, die Armee würde sich auflösen.

Kaum aber hatte Österreich 300000 Pfund englische Hilfsgelder erhalten, da war die Königin nicht nur entschlossen, ihre Stellung zu behaupten, sie faßte sogar sofort den Gedanken, zum Angriff überzugehen.

König Friedrich dagegen, der doch viel mehr im Gegensatz zu seinen Verbündeten war als im Einverständnis mit ihnen, trug Bedenken, gegen Wien weiterzugehen. Ein rascher Zug war bei dem passiven Widerstreben der Sachsen nicht ausführbar. Für eine längere Unternehmung aber waren seine rückwärtigen Verbindungen nicht sicher genug. So beschloß er zunächst stehenzubleiben und durch Aussaugen des Landes einen Druck auf den Wiener Hof auszuüben. An die Sachsen erging dementsprechend die Verfügung:

„Und würden Eure Exzellenz danach trachten, damit das Land so mitgenommen würde, daß der Feind nicht subsistieren könne."

Mit diesem Entschluß ist der große Gedanke einer Offensive auf Wien tatsächlich begraben.

Dagegen treibt jetzt die Königin ihren Schwager zum Angriff. Am 1. März stellt sie dem Prinzen Karl zur Erwägung, ob es ratsam sei, mit der Armee länger in Böhmen zu bleiben. Die Meinungen im Hofkriegsrat seien geteilt, ob es besser sei, den Herzog von Broglie anzugreifen oder den König von Preußen. Eins von beiden müsse aber geschehen. Die Entscheidung überlasse sie dem Prinzen. Der Brief, den sie dieserhalb an ihn richtet, ist ein glänzendes Zeugnis für den natürlichen Scharfblick dieser Frau, die das Wesentliche viel deutlicher sah als alle ihre Generale. Sie schreibt:

„In der Situation, worinnen die Sachen anjetzo stehen, ist sich mit der Aufhebung ein oder andern kleinen Posto nicht aufzuhalten, als womit dem Hauptwerk wenig oder nichts geholfen würde, sondern auf das Hauptwerk zu gedenken und zu sehen, wie ein oder andern Orts denen Feinden ein rechtschaffener Streich beigebracht werden, und dieselben aus Österreich und Mähren delogieret, vor allem aber die Armee viel zu verteilen sich gehütet."

Diese Sätze könnten in Friedrichs des Großen „General-Prinzipia vom Kriege" stehen.

Maria Theresias Schreiben kreuzt sich mit einem Brief des Prinzen Karl, in dem dieser bittet, den König Friedrich angreifen zu dürfen. Sie antwortet sofort:

„So bin ich dem keinerdings entgegen, haben also dieselbe das behörige hiernach unverzüglich vorzukehren und alles so zu veranstalten, damit der Armee Aufbruch auf das schleunigste als es immer möglich vor sich gehe."

Darauf hielt Prinz Karl einen Kriegsrat, in dem der Angriff auf den König von Preußen beschlossen wurde. Aber nicht „auf das schleunigste".

Von vornherein wurde eine geraume Zeit für die Vorbereitungen angesetzt. Vor allem für die Beschaffung von viertausend Wagen für die Bäckerei.

Nun war aber bei dem Kriegsrate der Generalleutnant Graf Browne nicht anwesend, weil er krank war. Er schickte schriftlich sein Gutachten ein, und das entschied sich nicht für den Angriff auf den König, sondern auf den Herzog von Broglie.

Der Prinz, in ratloser Verlegenheit, fragte bei der Königin an, was er nun tun solle.

Maria Theresia wurde begreiflicherweise etwas ungehalten: durch das Hin- und Herreden werde nur Zeit verloren. Sie überlasse es dem Prinzen vollständig, ob er die Franzosen oder die Preußen angreifen wolle. Nur solle er, ohne nochmalige Rückfrage, so bald als möglich gegen einen oder den anderen vorgehen, um ihm einen Hauptstreich beizubringen, denn nichts sei für ihren Dienst schlimmer als Untätigkeit.

Auf diesen energischen Brief antwortete Prinz Karl, daß er mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Verpflegung von einem Vormarsch vorläufig Abstand genommen habe.

Nun erhielt er aber den gemessenen Befehl der Königin, sofort zum Angriff auf den König anzutreten. Am 26. März war dieser Befehl in Budweis. Fünf Tage später setzte sich die Armee in der Tat in Bewegung.

Damit neigte sich das Geschick auf die Seite Österreichs. Denn wer etwas tut, der gewinnt im Kriege immer gegen den, der nichts tut.

Friedrich war durch die Verhältnisse zur Untätigkeit verdammt. Er fühlte gar bald, daß er in Mähren nicht Herr war. Auch an der ungarischen Grenze wurde es unruhig. Seine rückwärtigen Verbindungen wurden immer unsicherer. Der König entschloß sich endlich, Brünn zu belagern. Eine Verlegenheitsauskunft, um das Scheitern des mährischen Feldzuges zu verdecken.

Die Belagerung verzögerte sich durch die Langsamkeit der Sachsen, die eine Seite der Festung einschließen sollten. Kommandant war derselbe Oberst Freiherr v. Roth, der schon Neisse so tapfer und umsichtig gegen die Preußen verteidigt hatte. Er bewährte sich auch jetzt wieder als ein ganzer Mann, machte täglich Ausfälle, trug kein Bedenken, alle Dörfer um die feindlichen Lager her dem Verderben zu weihen. Friedrich sah einmal von einem Hauptquartiere im Schlosse Selowitz achtzehn Dörfer gleichzeitig brennen.

Nachdem die Belagerung sich einige Wochen langweilig und ergebnislos hingezogen hatte, kam die Nachricht von dem Anmarsch der Österreicher. Zugleich die Meldung Schwerins, daß die Magazine nur noch vier Wochen reichten, und daß er außerstande sei, sie neu zu füllen.

Der Feldmarschall war mit dem Etappenwesen beauftragt. Das Land war völlig ausgesogen, und den Nachschub aus der Heimat verhinderte die aufsässige Bevölkerung. War doch erst vor kurzem ein für den König persönlich bestimmter Transport trotz starker Bedeckung dicht vor Selowitz angegriffen und weggenommen worden.

Die beiden Meldungen machten einer unhaltbaren Situation ein Ende. Der König hatte nun einen ausreichenden Grund, Mähren zu räumen, das

er auch ohnedies in kurzer Zeit hätte aufgeben müssen. Im Moment aber, da er sich dazu anschickte, empfand er doch das Bittere dieses Entschlusses so lebhaft, daß Schwerin eine sehr ungnädige Kabinettsorder bekam. Zugleich wurde dem Fürsten Anhalt das Oberkommando in Schlesien übertragen. Verstimmt, körperlich angegriffen, entfernte sich Schwerin aus dem Felde. Er schreibt:

„Ich fühle mich manchmal so schwach, daß ich mehr an den Tod als an das Leben denke, und oft weiß ich nicht, was ich denke. Ich beneide den Fürsten Leopold durchaus nicht um sein Kommando, ich kenne zu gut seine Verdienste und weiß, wie wenig ich wert bin. Dies wenige wird noch geringer durch mein Alter und meine Krankheit."

Er scheint seine Ablösung doch tief empfunden zu haben.

Der König ließ nun die Sachsen zuerst in der Richtung auf Prag antreten. Der Fürst Anhalt aber erhielt Befehl, nicht nach Schlesien zu gehen, sondern seine Truppen zur Vereinigung mit denen des Königs von Magdeburg nach Königgrätz heranzuführen.

Der Brief, den er bei dieser Gelegenheit an den Fürsten Leopold schickt, ist so außerordentlich bezeichnend für seine damalige Art und läßt so tief hineinblicken in das, was in ihm vorging, daß es wohl gerechtfertigt ist, ihn in seiner ganzen Länge hierher zu setzen:

„Durchlauchtigster Fürst! Freundlich geliebter Vetter!

Nachdem Euer Liebden nunmehr mit denen unter deren Kommando marschierenden Truppen bald in Böhmen anlangen werden, solche Regimenter aber mit denen, welche ich bei mir habe, bei Eröffnung der Campagne eine Armee formieren, welche ich en chef selber kommandieren werde, so habe ich vor nötig gefunden, zu Verhütung alles besorglichen Mißverständnisses zwischen mir und Euer Liebden, deroselben meine Intention, wie ich es darunter gehalten wissen will, hierdurch dahin zu eröffnen und zur Instruction bekannt zu machen, daß, da ich die Armee selber kommandiere, Euer Liebden 1. alsdann sich mit denen Offiziers in keinen Stücke etwas zu tun machen, noch 2. in Kommando Sachen einlassen werden, als auf meine expresse Ordre. Gleichergestalt dieselben sich 3., wenn die Armee marschieret, nicht anders als mit den Korps, so unter dero Kommando stehet, zu tun machen, auch 4. keine Posten visitieren werden, als wo ich es befehle. 5. Diejenigen Offiziers, welche ich distinguire, mit einiger Consideration begegnen, danebst 6. keinen Offizier mit Correction ansehen werden, als auf meinen Befehl. Insonderheit werde ich 7. gerne sehen, daß wenn Offiziers in Gesellschaft von Euer Liebden an meiner Tafel etwas sprechen, denenselben in meiner Gegenwart nicht (wie ich wohl ehedem mit einigem Widerwillen gehöret) geradeweg contradiciret werde, allermaßen solche die Consideration, so man mir auch in solchen Gelegenheiten schuldig ist, nicht gestatten will, und von denenjenigen Offiziers, welche ich an meine Tafel ziehe, alsdann einer so viel gilt als der andere. Überhaupt werden 8. Euer Liebden von Kommando Sachen bei meiner Anwesenheit sich von nichts anders zu tun machen, als was ich dero-

selben kommittieren und auftragen werde. Wie dann dieselbe 9. auf alle Weise zu verhindern suchen werden, daß bei der Armee sich keine Parteien oder Factiones gegen einander formieren, als welchen ich auf alle Wege zu steuern genötigt sein würde.

Dieses würden ohngefehr die Mesures sein, welche zur Erhaltung einer beständig guten Harmonie zwischen mir und Euer Liebden in acht zu nehmen nötig sein dörffen, wohergegen dieselbe sich aller Consideration und Freundschaft von mir zu versichern haben, da ich anderer Gestalt obligiret sein würde mich meiner Autorität zu gebrauchen.

Euer Liebden ist der Dienst bei einer Armee zu sehr bekannt, als daß dieselben nicht vorstehendes alles vor juste und notwendig finden sollten.

Ich bin aber übrigens Euer Liebden freundwilliger Vetter
Friedrich."

So schreibt der empfindliche, reizbare junge König an einen regierenden Fürsten des Reiches, an den alten Freund seines Vaters, an den großen Lehrmeister der preußischen Armee.

Am 4. April begann der Abmarsch der Preußen von Mähren nach Böhmen. Nur eine kleinere Abteilung unter dem Prinzen Dietrich Anhalt blieb im nördlichen Mähren zurück, um die schlesischen Päße zu sichern.

Am 17. April traf der König in der Gegend von Königgrätz ein und erwartete dort den Fürsten Anhalt zu finden. Der aber war „wegen der schlechten Wege" weit nach Westen ausgebogen und hatte zudem bei Zittau eine lange Ruhepause eingelegt. Der König schreibt ihm dorthin:

„Inzwischen, da es nun nicht zu ändern, so haben Euer Liebden den Marsch fortzusetzen. Ich wundere mich sehr, daß Ihre Durchlaucht als ein alter Offizier nicht akkurater meine Ordres folgen, die ich ihnen gebe, und wenn Sie noch habiler als Cäsar wären und meine Ordres nicht akkurat und strikte nachleben, so hilft mir das übrige nichts. Ich verhoffe, daß es bei diesem Avertissement bleiben wird, und daß Sie mir ins künftige keine weitere Ursachen zu Beschwerden geben werden."

Der König hatte den Gedanken, durch einen unerwarteten Vorstoß die Österreicher zu überraschen und zu schlagen. Dazu aber die Sachsen nochmals mit sich fortzureißen, gelang ihm nicht. Nur bedacht auf die Deckung ihrer Hauptstadt, marschierten sie über Prag hinaus bis halbwegs nach Dresden.

Schweren Herzens mußte Friedrich seinen Plan aufgeben.

Nun war aber auch der Aufenthalt des Prinzen Dietrich im nördlichen Mähren gegenstandslos geworden. Er war dort in Gefahr, von den anrückenden Truppen des Prinzen Karl vereinzelt geschlagen zu werden. Der König befahl ihm nach Oberschlesien abzurücken.

Das geschah unter großen Schwierigkeiten. Allein die Bagage war zwei Meilen lang. Von dem Zustande damaliger Wege im zeitigen Frühjahre gibt die Tatsache einen Begriff, daß über hundert Pferde auf der Straße selbst, wie es im Bericht heißt, „im Modder versoffen" sind.

So endete der Feldzug in Mähren.

Er war ein Unternehmen von weitester Aussicht. Friedrich hatte eine zeitlang nichts geringeres im Sinne, als eine ganz andere Verteilung der Machtverhältnisse in Deutschland und damit in Europa.

Was ihm vorschwebte, war dieses:

Er wollte das drückende Übergewicht Österreichs im Reiche beseitigen. Die Kaiserkrone sollte den Nachfolgern der Habsburger genommen werden. Dann dachte er Bayern durch Böhmen, Sachsen durch Mähren, vor allem Preußen durch Schlesien zu vergrößern und damit eine Reihe lebenskräftiger Staaten zu schaffen, die imstande wären, Österreich das Gegengewicht zu halten und mit Österreich vereint die Übergriffe Frankreichs abzuwehren.

Ein wahrhaft staatsmännischer Gedanke. Und Friedrichs jugendlicher Sinn, noch von keiner Erfahrung abgekühlt, hielt damals alles für möglich. Zu Beginn des Feldzuges schienen sich auch seine kühnsten Entwürfe zu verwirklichen. Hätten sie feste Gestalt angenommen, sie hätten dem Preußenkönig eine großartige Weltstellung gesichert auf immer.

Aber die Kräfte der preußischen Armee, des preußischen Staates reichten nicht aus, um so ungeheure Gedanken in die Tat umzusetzen. Der König war gezwungen, sich auf die Hilfe von Bundesgenossen zu verlassen. Und die versagte vollständig. Nach einem kurzen, ergebnislosen Vorstoß hatte Friedrich umkehren müssen. Das Mißlingen des groß angelegten Unternehmens schädigte nicht nur seinen Ruhm, sondern auch seine Autorität.

Von Natur vorsichtig, zog er kühlen Sinnes seine Schlußfolgerungen:

„Ich beschloß, niemals wieder die Anführung über andere Truppen zu übernehmen, als über solche, über die ich auch zu befehlen habe, niemals wieder mit anderen weder die Gefahren zu teilen, die zu bestehen sind, noch den Ruhm, der zu hoffen ist."

Der König sollte noch die bittersten Erfahrungen mit den Franzosen machen. Nachdem ungefähr ein Jahr seit Abschluß des Bündnisses vergangen war, und die Franzosen in dieser ganzen Zeit buchstäblich nichts getan hatten, schreibt Belle Isle ganz unbefangen an den König: er nehme an, daß die Preußen, mit den Sachsen vereinigt, jetzt aus der Gegend von Königgrätz an die Donau rücken würden. Broglie würde dann ebenfalls alle verfügbaren Truppen versammeln und zu gleicher Zeit bis Linz vorgehen. Der Marsch des Prinzen Karl nach Mähren sei ein Luftstoß. Er finde dort keinen Gegner mehr vor. Also sei jetzt die beste Gelegenheit, den Fürsten Lobkowitz mit vereinten Kräften zu umklammern und zu schlagen.

Die tatsächlichen Verhältnisse entsprachen diesen großen Worten keineswegs. Noch Mitte Mai waren die französischen Truppen gänzlich zersplittert, und als Ersatz für die zahlreichen Abgänge war noch kein Mann und kein Pferd über den Rhein gekommen.

Das Bezeichnendste aber ist, daß Broglie selbst sich durchaus ablehnend verhielt gegen diesen Plan Belle Isles: Er an Ort und Stelle müßte es besser wissen als alle anderen in der Ferne. Übrigens würden ja wohl bald der neugekrönte Kaiser Karl VII. und der Marschall Belle Isle kommen, um

ihm das Kommando abzunehmen, und denen — fügte er höhnend hinzu — würde es wohl ein leichtes sein, die Österreicher aus Böhmen zu vertreiben.

Inzwischen war er fest entschlossen, nichts zu tun. Der eigensinnige alte Mann sah sogar in dem Anmarsch von fünfzehn Bataillonen Verstärkung einen Eingriff in seine Rechte. Er verlangte, daß die Bataillone umkehren sollten.

Inzwischen war der Fürst Leopold Anhalt in der Gegend von Königgrätz angelangt und hatte seine Truppen mit denen des Königs vereinigt. Friedrich empfing ihn freundlich. Er mochte aber doch den Eindruck haben, daß ein gedeihliches Zusammenarbeiten mit dem alten Haudegen unmöglich sei. Denn er schickte ihn nach wenigen Tagen nach Oberschlesien, um dort ein selbständiges Kommando zu übernehmen, mit dem Bemerken: „daß Seine Königliche Majestät sich nicht viel um des Fürsten Liebden, und diese um Seiner Königlichen Majestät corps d'armée zu bekümmern haben werden."

Der Dessauer fand in Schlesien die Truppen in sehr übler Verfassung und die Verpflegung schlecht geregelt. Er meldet das in einem Schreiben, in dem der Ärger über die erfahrene Behandlung sich Luft macht. Er berichtet zunächst, daß nach seiner Auffassung ein längeres Verweilen in Oberschlesien unmöglich sei, und fährt dann mit kaum verhehlter Impertinenz und Malice fort:

„Ich bitte daher um bestimmten Befehl, was geschehen soll, ob Euer Königliche Majestät zu Dero Dienst vor nötig halten, daß alle die hier stehenden Regimenter wegen Mangel an Subsistenz totaliter ruinieret werden, oder ob Sie dieselben von hier, und wohin zu marschieren zu beordern gnädigst belieben wollen."

Der alte Herr hat auf sein Schreiben keine Antwort mehr erhalten. Ehe der Brief in die Hände des Königs gelangte, hatte dieser durch einen neuen Sieg den Feldzug und damit den ganzen Krieg beendigt.

(Weitere Artikel werden folgen.)

Anfänge der historischen Weltanschauung Niebuhrs.

Von
Wilhelm Dilthey.

Es wäre ein Gegenstand vom höchsten Interesse, Natur und Entwicklung des historischen Genies aus dessen Zeugnissen über sich selbst aufzuklären, die verschiedenen Stellungen, die es zur geschichtlichen Welt eingenommen hat, zu verfolgen. In diesem Zusammenhang möchte ich einen Blick auf Niebuhrs Jugendgeschichte werfen. Wir sehen hier aus dem Leben selbst und seiner philosophischen Auslegung die Anfänge einer bestimmten geschichtlichen Weltanschauung hervorgehen, die dann Niebuhrs historischen Werke erfüllt.

Barthold Georg Niebuhr, der Begründer der kritischen Geschichtswissenschaft, ist am 27. August 1776 in Kopenhagen geboren. Sein Vater, der bekannte Reisende Carsten Niebuhr, lebte dort, mit der Ausarbeitung seines Reisewerkes beschäftigt. Die Mutter stammte aus einer thüringischen Familie, und wie Söhne oft nach der Mutter arten, hatte Barthold seine zarte Konstitution und „die ganze Heftigkeit und Reizbarkeit seines Naturells mit den Gesichtszügen von ihr geerbt". Schon im zweiten Lebensjahre des Kindes siedelte der Vater nach Meldorf über. Die alte Hauptstadt der Dithmarsen, an der Grenze zwischen Geest und Marsch in einer baumlosen, einförmigen Gegend gelegen, war nun zu einem stillen Ackerbauflecken herabgesunken; mancher Winter verging, ohne daß ein Fremder hier erschien; nur die Anwesenheit des Dichters Voie, der als Landvogt in das Städtchen kam, öffnete den Blick in literarische Interessen: im Sommer pflegte diesen sein Schwager Joh. Heinrich Voß zu besuchen. Dann saß der Knabe zwischen den Freunden und lauschte ihren Gesprächen mit der ganzen Frühreife einsamer Kinder. Der Vater, ernst, von der festesten Wahrhaftigkeit und Rechtschaffenheit, die dem ganzen Hause zum Lebensgrunde wurde, nach der Weise jener alten Zeit die Zärtlichkeit für den Knaben und seine grenzenlosen Hoffnungen auf dessen Zukunft hinter strengen Anforderungen verbergend. Die Mutter kränklich. Und er selber in frühen Jahren durch Krankheiten in seiner körperlichen Entwicklung gehemmt, ohne den Segen des abhärtenden Verkehrs mit gleichaltrigen Genossen und der Zucht und Regelmäßigkeit einer öffentlichen Schule.

Hierfür boten wenige und mangelhafte Privatstunden und der Unterricht des Vaters keinen Ersatz. So wuchs er als Autodidakt auf.

Aber das war doch der Gewinn eines solchen Bildungsganges für diese unvergleichlich begabte Natur: ungehemmt vom langsamen, regelrechten Gang der Schule bildete er sich seine eigene innere Welt, seltsam gemischt aus einem Wissen, das sich in seinem achtzehnten Lebensjahre über viele Sprachen und die verschiedensten Völker der Alten Welt erstreckte, aus praktischen Kenntnissen, welche er im Verkehr mit dem Vater, in Arbeiten für ihn und in leidenschaftlichem Interesse für die Ereignisse der Zeit sammelte, und aus Träumen seiner gewaltigen historischen Phantasie, welche die Szenen der Alten Welt mit ihren Gestalten bevölkerte.

Denn in seiner kränklichen Einsamkeit hatte sich der Knabe gewöhnt, den Stoff seines Phantasielebens nicht aus Leben und Natur, sondern aus Büchern, Kupfern und Gesprächen zu nehmen; so baute sich seine Einbildungskraft unter dem Zwang ihrer Lage eine geschichtliche Welt auf, die von da ab ihre Heimat blieb. Gern äußerte er sich in späteren Jahren über diese merkwürdigen Erscheinungen seiner Jugend, und diese Berichte sind die wichtigsten, welche wir über die geschichtliche Einbildungskraft haben. Die Natur hatte ihn mit der unentbehrlichsten Gabe des großen Historikers, einem Gedächtnis von außerordentlicher Stärke ausgestattet, wie es auch Ranke und Macaulay eigen gewesen ist. Ein unbezwingbarer Wissensdurst trieb ihn vorwärts, die ganze geschichtliche Welt in ihrer Tatsächlichkeit zu umfassen. So erwuchs aus einem mächtigen Anschauungsvermögen, das in einer anderen Verbindung geistiger Anlagen ihn hätte zum Dichter machen können, in ihm die historische Phantasie, deren Merkmal es ist, mit den Kräften des eigenen Inneren die Reste der Vergangenheit zu beleben, die so sich formenden Bilder des Vergangenen beständig zu genießen, und dieselben daher durch jedes Erlebnis und jede erworbene Einsicht reicher, wahrer, wirklicher, gegenwärtiger zu machen. Kein anderer Bildungsgang hätte diese historische Phantasie so in ihm zur herrschenden Macht erheben können als der, den er in seiner einsamen autodidaktischen Jugend durchgemacht hat. Und keiner hätte auch die Eigenart und die Eigenwilligkeit, welche diese Phantasie in ihm zeigt, so entwickeln können: das Divinatorische, beinahe Nachtwandlerische derselben, das der methodischen Untersuchung sprunghaft und in einem durch keine bewußten Schlußketten vermittelten Erblicken vorauseilt, die subjektive Selbstgewißheit der genialen Anschauung.

Das Zeitalter, in welchem er heranwuchs, gab seiner historischen Phantasie die Richtung auf die politische Geschichte. Er war dreizehn Jahre alt, als die Revolution ausbrach; ganz Deutschland folgte den Vorgängen in höchster Spannung, die Ideen und Gespräche seines Vaters umspannten die große Politik aller Weltteile. Vater und Sohn verehrten die politische Erbweisheit Englands und verurteilten die Revolution.

So machte schon dem Knaben die große Gärung der Zeit die Welt der Alten lebendig. Es bildeten sich damals bereits in ihm umfassende Hypothesen über die Zusammenhänge der alten Geschichte; denn in den ersten Tagen

seiner Anwesenheit auf der Universität eröffnet er dem Professor Hensler in Kiel seine „Ideen über die Entstehung der griechischen Völkerstämme, über die älteste Völkerwanderung von Westen nach Osten".

Die Neigung des Knaben für das stille Aufbauen einer inneren Welt in gelehrter, historisch-philologischer Arbeit wurde gekreuzt durch den herrischen Willen seines Vaters. Dieser war in seiner erzwungenen Ruhe in Meldorf höchst fruchtbar in Plänen, dem Sohn in der großen Welt eine bedeutende Rolle zu sichern. So entschied sich der Eintritt des frühreifen historischen Genies in das tätige Leben. Das doppelte Ziel seiner Lebensarbeit, wie es von da ab ihm gegeben war, hat immer wiederkehrendes Schwanken und tiefe seelische Leiden in das Leben des Heranwachsenden gebracht; aber zugleich führte ihn so das Schicksal den Weg, auf welchem er für seinen universalhistorischen Standpunkt die Weite des Blickes und die reale Kenntnis der Lebensverhältnisse gewann, und für seine kritische Genialität den festen Ausgangspunkt in den Realitäten der Verwaltung, der Finanzen, des wirtschaftlichen Lebens auf dem Lande und in den Städten, deren sie neben der philologischen Kritik der Quellen bedurfte.

Die Vorbildung für den Eintritt in die Geschäfte fand er, nach einem mißglückten Aufenthalt in Hamburg, auf der Kieler Universität. Die Jahre in der damals noch stillen Gelehrtenstadt zwischen den Buchenwäldern und der blauen See wurden entscheidend für seine geistige Entwicklung. Die Freunde des Vaters, vor allem Hensler und Hegewisch, schufen ihm eine zweite Heimat; er fand freudige Jugendgenossen, die seinen Geist aus seiner tiefen Einsamkeit erlösten, und die zarteren Beziehungen der Geselligkeit eröffneten sich ihm in der Freundschaft mit einer überlegenen edlen Frau, der verwitweten Schwiegertochter Henslers.

Und wie sich ganz neue und wichtige Lebensbezüge ihm so auftaten, vollzog sich auch eine außerordentliche Erweiterung seines wissenschaftlichen Horizontes. Er nahm nun in Kiel die höchste Gestalt der Philosophie des 18. Jahrhunderts, den kritischen Idealismus Kants und seiner Schule, in sich auf. Er erfaßte den Zusammenhang, in welchem dies Zeitalter, unter der Einwirkung des allumfassenden Kant, Naturwissenschaften, Geographie, Anthropologie und Geschichte der Menschheit zu verknüpfen strebte. Er wurde zum Universalhistoriker. „Mein Beruf ist zur Geschichte, und der will ich vielleicht meine einst erworbenen philosophischen Kenntnisse dienstbar machen." — „Ich will die Grundsätze der Philosophie zur Bearbeitung der Geschichte verwenden."

So erwies sich wieder einmal an diesem großen Geiste die logisch organisierende Kraft der Philosophie.

Die grundlegende Schöpfung der europäischen Philosophie des Jahrhunderts von den großen Astronomen zu Buffon, Haller, und von da zu Kant, Herder und der Göttinger Schule war die universale Verknüpfung der Einsichten in die Evolution unseres Sonnensystems, in die Geschichte der Erde und ihrer Organismen und in das Fortschreiten des Menschen aus primitiven Zuständen zur Zivilisation. Alle fortgeschrittenen geschichtlichen

Denker dieser Zeit waren einig in diesem universalhistorischen Standpunkt und in dem Streben, alle Wissenschaften in den Dienst der Geschichte und der Erkenntnis der Gesellschaft zu stellen. Zwischen dem Studium der physischen und der geistigen Welt entwickelten sich als Bindeglieder Geographie, Anthropologie, Studium der Rassen und der Verteilung der Völker über die Erde, statistische Erforschung des durch die Zahl Meßbaren in den geschichtlichen Erscheinungen. Auch das wissenschaftliche Leben des damaligen Kiel war ganz erfüllt von diesen Tendenzen. In dem Verkehr mit Hensler und Hegewisch, in dem was die Freunde ihm von den Vorlesungen von Hensler über Anthropologie und denen von Hegewisch über Universalgeschichte mitteilten, waren sie enthalten.

Auf solchem Hintergrunde empfingen seine älteren Ideen über Herkunft und Verbreitung der griechischen Stämme eine allgemeinere Fassung. Er arbeitete fortan beständig an dem ethnologischen Unterbau der Geschichte der alten Völker. In diesen Studien unterstützten ihn sein Sprachgenie, die Verbindung der Kenntnis östlicher und abendländischer Sprachen sowie sein umfassender geographischer Horizont, und mit verwegenen Hypothesen eilte er der methodischen Forschung voraus. Der Umfang seiner Studien über die alte Welt und ihre Völker, wie er sich von dieser Zeit ab allmählich in ihm ausbildete, ist das sprechendste Zeugnis für den weltgeschichtlichen Ausgangspunkt, in welchem der große Forscher auf dem Boden des 18. Jahrhunderts stand. Diesen Umfang überblickt man, wenn man Niebuhrs römische Geschichte verbindet mit seiner Kritik des Werkes von Heeren (1813), in der er viele seiner Ergebnisse niederlegte, und mit verwandten Abhandlungen dieser Zeit, endlich mit seinen Vorträgen über alte Länder- und Völkerkunde und über alte Geschichte.

Größeres gedachte Niebuhr in diesen schwärmenden Jugendtagen in der Philosophie zu finden: „Kultur des Verstandes zum Selbstschaffen" und eine kritisch begründete Weltansicht. Seine grüblerische Natur verlangte nach Harmonie mit der Welt, und sein politisches Denken suchte in den harten Gegensätzen dieses Revolutionszeitalters eine begründete Überzeugung. In jedem tiefen Menschen erhebt sich einmal in seinem Leben dies Verlangen, mit den Rätseln um ihn und über ihm sich denkend auseinanderzusetzen.

Die Philosophie Kants fand nun den Übergang von dem naturwissenschaftlichen Zusammenhang des Universums zu der Erfahrung der letzten Tiefen der Menschenwelt in der Lehre von der moralischen Natur des Menschen und von den Ideen. Und ein günstiges Geschick brachte Niebuhr eben in seiner damaligen Verfassung den kritischen Idealismus von Kant, Reinhold und Jacobi entgegen, welcher seinem Wesen allein angemessen war. Von früh auf hatte ihn die moralische Rationalität umgeben, welche in dem Bewußtsein der Würde des Menschen und seiner sittlichen Verantwortlichkeit gegründet ist. Er nahm sie in sich auf mit der Luft seines elterlichen Hauses. Seinem Vater geistig verwandt, hat dessen Freund Joh. Heinrich Voß den Heranwachsenden in diesen Überzeugungen bestärkt. In Klopstock trat ihm dann die höchste Steigerung des Gefühls unserer moralischen Würde entgegen.

Sein Ideal unserer Dichtung war damals: die Fülle des deutschen Gemütes mit seiner herben, nordischen Tiefe und seiner von einem reinen Familienleben getragenen Heiterkeit, aufgefaßt und dargestellt in der klaren, hellen griechischen Form. Die Idyllen von Voß, insbesondere die „Luise", waren ihm das Höchste in unserer Poesie. Er liebte das bürgerliche Dasein seiner Heimat, die einfachen Ackerdörfer inmitten der weiten Ebene, auf der die Halme schwanken, die Reste der alten Selbstverwaltung und Gemeindefreiheit bei ihren Bewohnern, deren moralisch gerichtete Frömmigkeit. Noch in späten Jahren erschien ihm die Zeit, als aus der Barbarei unser Familienleben sich zu feinerem Gefühl erhob und unsere Dichtung dem einen Ausdruck gab, als einer der schönsten Momente unserer geistigen Geschichte: ein wahres Frühlingsleben und Morgenrot. „Die Luise von Voß," so sagte er in diesen Kieler Zeiten, „hat Tränen der Freude aus meinen Augen gezogen." Dieser moralische Rationalismus, der im Familienleben, in dem schlichten Verhältnis zur Natur, in dem unerschütterlichen und harten Unabhängigkeitssinn dieses Bauernvolkes wurzelte, war die Grundlage seiner eigenartigen konservativen Gesinnung, seines festen Verhältnisses zum Christentum und seiner historischen Weltansicht. Wie mußte er nun sich in diesen Überzeugungen befestigt finden, als ihm in den Vorlesungen von Reinhold Kants Idealismus der Freiheit entgegentrat! Kant hat zuerst diesen Typus der Weltanschauung kritisch begründet und geläutert. Durch ihn erschien der Widerspruch aufgelöst, in welchem derselbe mit der Naturwissenschaft gestanden hatte. Und Reinhold war der beredteste unter den Verkündigern dieser neuen Philosophie. Eben ihr Begriff von der moralischen Würde des Menschen hatte ihn zu ihr hingezogen, und etwas von dem philosophischen Ton des Predigers war in seinen Vorlesungen. Niebuhr schloß sich mit Begeisterung an Reinhold an. So wenig seinem Geiste systematisches Denken gemäß war, vertiefte er sich doch mit äußerster Energie in die von ihm vertretene kritische Philosophie. Als sein Freund Moltke ihm gegenüber die Freiheit des Willens und das Sittengesetz bestritt, glaubte er sich von ihm trennen zu müssen. Von Reinhold ging er auf Kant zurück. Unter allen Philosophen hatte der Entdecker des kritischen Standpunktes in der Philosophie dem Begründer der kritischen Geschichtsforschung am meisten zu geben. Er lehrte ihn, die historische Kritik in Verbindung zu setzen mit der kritischen Stellung des Geistes zu dem Gegebenen überhaupt. Er öffnete ihm den Weg in die Tiefen des schaffenden Vermögens, das in der Menschennatur wirkt und auch im Mythos, Sage und Sitte sich äußert. Ein deutlicher Abstand trennt die historischen Köpfe, welche unter dem Einfluß der von Kant ausgehenden Bewegung dies Verständnis von der schöpferischen Kraft im Menschengeschlecht sich erworben haben, von denen die vor diesem Idealismus gedacht haben. Endlich aber gab Kant der Überzeugung Niebuhrs von der sittlichen Natur des Menschen eine wohlbegründete Fassung. Und wenn die tiefen Abstraktionen Kants, wenn insbesondere seine formelhafte Fassung des sittlichen Gesetzes unserer Natur dem anschaulichen Geiste des Historikers eine völlige Befriedigung nicht gewähren konnten, so bot der Idealismus der Freiheit,

wie ihn Friedrich Heinrich Jacobi entwickelt hatte, ihm die willkommenste Ergänzung. Er machte die Bekanntschaft Jacobis im Hause Henslers während dieser schönen Kieler Studentenzeit; dann suchte er ihn einige Male in Eutin auf. Jacobi bezauberte Niebuhr durch die Reinheit seines Herzens, die menschlich gütige Hingebung, wo ihm verwandte Gesinnung entgegenkam, die sittliche Grazie seines Wesens und den Fluß seiner Beredsamkeit. Unter allen Männern, die er gesehen, schien er ihm der Vollkommenheit am nächsten gekommen zu sein — so hat er auch später noch geurteilt. Es war ganz Jacobi, wenn er in dieser Zeit einmal schrieb: „Ich kann die Abstraktionen der Tugend nicht anbeten, sie kann nur durchs Herz, durch Liebe, aus der sie blüht, entzücken." Und so intensiv seine Abneigung gegen Fichtes politischen Radikalismus war, so hätte er doch auch diesen Vollender des kritischen Idealismus, dessen Analyse des schöpferischen Ich in die letzten Tiefen vorzudringen schien, gern gehört. Noch in der Zeit seines Geschäftslebens in Kopenhagen rechnet er unter die „unnachläßlichen Bedingungen für jeden, der öffentlich aufträte und sich einiges Gewicht zu erwerben trachte", eine systematische Philosophie als die Grundlage aller Überzeugungen.

So entwickelte sich in den ersten Jugendjahren Niebuhrs sein Idealismus der moralischen Person und ihrer Freiheit, durch den er dann kongenial den römischen Geist verstand, wie er in der römischen Stoa, in Cicero, in Marc Aurel seinen Ausdruck gefunden hat.

Die Entwicklung der deutschen Kolonien.

Von

M. von Brandt.

Wer der Entwicklung des Kolonialgedankens in Deutschland mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird darüber nicht im Zweifel sein können, daß er in der letzten Zeit viel mehr in die Öffentlichkeit getreten ist und einen größeren Platz in derselben in Anspruch genommen hat, als dies in früheren Jahren der Fall war. Nicht nur in den Verhandlungen der Volksvertretungen des Reichs und der Bundesstaaten, wie in denen kolonialer, volks- und landwirtschaftlicher Kongresse erscheint er häufig auf der Tagesordnung, auch in den politischen, Handels- und Börsenteilen der größeren Zeitungen begegnet man ihm vielfach und eine ganze Menge kolonialer Banken und Kontore, oder wie sie sonst heißen mögen, bemüht sich, ihrem Publikum die verschiedenen Kolonialpapiere verständlich und annehmbar zu machen. Man kann kaum eine Zeitung öffnen, ohne auf Anzeigen von Vorträgen über koloniale Gegenstände oder Ankündigungen von älteren und neueren Werken über die deutschen Kolonien und deren Angelegenheiten zu stoßen. Gerade diese letzteren Veröffentlichungen sind, wenn sie ihren Zweck erfüllen, d. h. das Interesse für die deutschen Kolonien zu erregen und im Rahmen ihres Umfangs zu befriedigen verstehen, wohl die wichtigsten Verbreitungsmittel, denn sie wenden sich an die intellektuellen Klassen unseres Volkes, die schließlich doch in erster Linie berufen sind, den kolonialen Gedanken zu pflegen und zu entwickeln. Zwei solcher kürzlich erschienener, ganz besonders beachtenswerter Arbeiten mögen hier eine Erwähnung finden. Die eine: „Das Deutsche Kolonialreich", herausgegeben von dem bekannten und verdienten Kolonialforscher Prof. Dr. Hans Meyer, unter Mitarbeit anderer Kolonialforscher und -kenner, behandelt in zwei Bänden auf über 1200 Seiten, mit vielen Karten, Kärtchen, farbigen und schwarzen Illustrationen[1]) die sämtlichen

[1]) Das Deutsche Kolonialreich. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Unter Mitarbeit von Prof. Dr. Siegfried Passarge, Prof. Dr. Leonhard Schultze, Prof. Dr. Wilhelm Sievers und Dr. Georg Wegener. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer. Erster Band: Ostafrika und Kamerun. Mit 6 Tafeln in Farbendruck, 33 Doppeltafeln mit 138 Bildern in Kupferätzung, 20 farbigen Kartenbeilagen

deutschen Kolonien, das Kiautschougebiet inbegriffen, vom geschichtlichen, geologischen, hydro- und orographischen, klimatischen, ethnographischen, landschaftlichen, sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus. Die andere: „Deutschlands Kolonien" von Dr. Kurt Hassert[1]), hat sich dieselbe Aufgabe gestellt und löst sie auf engerem Raume (657 S.) in gedrängterer Form, ebenfalls unter Beigabe zahlreicher Karten und Bilder. Beide Werke können allen denen warm empfohlen werden, die in angenehmer und bequemer Weise unsere Kolonien in Vergangenheit und Gegenwart wie in ihrer möglichen und anzustrebenden Zukunft kennen zu lernen wünschen. Sie sind beide Denkmäler deutscher Arbeitsfreude und Intelligenz.

Wenn, wie sich aus dem Vorstehenden ergibt, auch kein Zweifel daran bestehen kann, daß das Interesse an kolonialen Fragen und damit auch an der Entwicklung unserer Kolonien in den letzten Jahren recht erheblich gewachsen ist, so muß diesem Fortschritt gegenüber doch leider festgestellt werden, daß das Verständnis kolonialer Fragen mit dem Wachstum der Interessen an ihnen nicht überall und durchaus Schritt gehalten hat. Für die Zunahme der Interessen kommen hauptsächlich drei Phasen der Entwicklung in Betracht, zuerst der südwestafrikanische Aufstand, dann die Diamantenfunde ebendaselbst und zuletzt, aber nicht am geringsten, die Amtsführung des ersten Staatssekretärs der Kolonien, Herrn Dernburg. Der südwestafrikanische Aufstand griff, durch die Mobilmachung sehr bedeutender Truppenkörper für seine Unterdrückung, durch ihre Verluste, durch die großen, für die Erreichung des Zweckes aufzubringenden Geldmittel, durch die lange Dauer der Kämpfe und die lebhaften Debatten im Reichstage und in der Presse, sowohl während als nach der Unterdrückung des Aufstandes, z. B. bei der Entschädigungsfrage der Farmer, so tief in die heimischen Verhältnisse ein, daß auch den widerstrebendsten Geistern die Bedeutung und der Wert der Kolonie zu Gemüt geführt wurden. Dem Staatssekretär des Reichskolonialamts, um dessen Maßnahmen in den einzelnen Fragen es sich hier nicht handelt, muß die Anerkennung gezollt werden, daß es seiner Tätigkeit zu verdanken, daß ein frischerer Zug in den Bureaukratismus der Kolonialverwaltung gekommen ist und er es verstanden hat, die Beschäftigung mit kolonialen Fragen in weiten Kreisen populär zu machen und damit eine Teilnahme für sie zu erwecken, die früher nicht bestand. Daß unter ihm die Diamantenfunde gemacht wurden, hat ebenfalls viel zur Popularisierung des Interesses an den Kolonien beigetragen. Ob aber

und 31 Textkarten, Profilen und Diagrammen. — Zweiter Band: Togo, Südwestafrika, Schutzgebiete in der Südsee und Kiautschougebiet. Mit 6 Tafeln in Farbendruck, 33 Doppeltafeln mit 139 Bildern in Kupferätzung, 34 farbigen Kartenbeilagen und 71 Textkarten, Profilen und Diagrammen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1910.

[1]) Deutschlands Kolonien. Erwerbungs- und Entwicklungsgeschichte, Landes- und Volkskunde und wirtschaftliche Bedeutung unserer Schutzgebiete. Von Dr. Kurt Hassert, Prof. der Geographie an der Handels-Hochschule in Köln. Zweite, erweiterte und vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 7 Karten, Diagrammen, 29 Vollbildern und 59 Abbildungen im Text. Leipzig, Dr. Seele & Co. 1910.

der Zufall des Diamantenfundes, denn darum handelt es sich doch ausschließlich, der Kolonie zu wirklichem Nutzen gereichen wird, darüber sind die Akten heute noch nicht geschlossen. Daß das Auffinden größerer neuer Metallager, die ernste Arbeit zu ihrer Erschließung gebraucht und der Kolonie dauernderen Nutzen nach mehr als einer Seite gebracht hätten, für sie vorteilhafter gewesen sein würde als das wilde Spekulationsfieber und die Streitigkeiten und Zänkereien, die von einem so plötzlich in die Erscheinung tretenden unverdienten Reichtum unzertrennlich zu sein scheinen, wird von ruhig denkenden Freunden Südwestafrikas vielfach angenommen, und diese Ansicht wird auch von dem Schreiber dieser Zeilen geteilt.

Unseren Kolonien ist im allgemeinen der allmähliche langsame Entwicklungsgang der Kolonien anderer Staaten versagt geblieben, vielfach und meistens durch die Ungunst innerer und äußerer Verhältnisse, zum Teil aber auch durch die Ungewandtheit der Regierung, der Beamten und Kolonisten in ihnen fremden und ungewohnten Verhältnissen. Die Phasen des Kleinhändlertums und der Kleinsiedelung, aus denen ein Stamm landesgewohnter, in harten, blutigen und mit eigener Kraft durchgeführten Kämpfen gestählter Ansiedler hervorgegangen sein würde, haben sie, wohl zum eigenen Schaden, nicht durchzumachen gehabt. Wir wissen, mit wie geringem Verständnis diese beiden natürlichen Anfangsstadien jeder nicht ausschließlich auf gewaltsamer Eroberung und Einverleibung beruhenden kolonialen Aktion beurteilt und, wo sie sich vereinzelt zeigten, beiseite geschoben worden sind; aber gerade darin, daß unsere Kolonisten sich von Anfang an daran gewöhnt haben oder dazu erzogen worden sind, sich an die Hilfe der Regierung zu wenden und sich nicht auf die eigene Kraft zu verlassen, liegt ein großer Nachteil, unter dem unsere Kolonien noch lange zu leiden haben werden. Die allmächtige Bureaukratie, die sich mit ihrem Formenwesen und ihrer Überfülle von Schreibbeflissenen so herrlich in ihnen entwickelt hat, mag unter anderen Verhältnissen oft Gutes geschaffen haben, aber sie ist eine schlechte Nähr- und Ziehmutter für junge Gemeinwesen, die erst lernen müssen auf eigenen Füßen zu stehen, ehe sie sich ohne Gefahr für die eigene Fortentwicklung dem Schutz dieser Heiligen anvertrauen können. Aber noch ein anderer Punkt kommt dazu, die Entwicklung unserer Kolonien ungünstig zu beeinflussen. Der Deutsche hat mit Recht den Ruf, einer der besten, wenn nicht der beste Kolonist zu sein, — unter fremder Herrschaft, muß man leider hinzufügen. In der eigenen Kolonie gehört er wohl zu dem schwierigsten Material, mit dem man zu arbeiten haben kann, wie jeder bezeugen wird, der mit ihm zu tun gehabt hat. Die jahrhundertelange politische Zerstückelung Deutschlands hat ihre Spuren im Charakter seiner Bürger hinterlassen, wie das in der Heimat und noch mehr in den kleineren Verhältnissen und engeren Beziehungen der Kolonien zutage tritt. Wo es dann in Zeiten starker seelischer Erregungen zu einem gewissermaßen gewaltsamen Ausbruch der öffentlichen Meinung gekommen ist, hat sie, einzelne wahrhaft patriotische Momente ausgenommen, wie in den Kriegsjahren 1813, 1866 und 1870, meist daneben gegriffen und ihre Begeisterung an Personen und Dinge verschwendet, die ihrer nicht allein

nicht wert waren, sondern sich den Interessen des Vaterlandes sogar schädlich erweisen mußten. So war es in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der Begeisterung für die Griechen, so 1830, 1848 und 1863 mit der für die Polen, so in der neuesten Zeit mit der für die Buren. Und so verhält es sich heute, um auch die negative Seite solcher Strömungen zu zeigen, mit der Hetze gegen das Kapital und alles, was nicht deutsch ist. Die Entwicklung und Bedeutung dieser Fragen in der Heimat zu erörtern, ist hier weder Zeit noch Raum, aber in den Kolonien verdienen sie ernsteste Beachtung, da solche Idiosynkrasien geeignet sind, ihre Entwicklung auf das ernsteste zu schädigen. Kapital ist für unsere Kolonien ebenso notwendig wie Sonne und Wasser: und ohne dasselbe ist keine Entwicklung unserer Schutzgebiete möglich. Der Versuch, fremdes oder deutsches Kapital aus den Kolonien hinauszugraulen, wie er in der letzten Zeit wiederholentlich gemacht worden, ist schlimmer als ein Verbrechen, er ist eine Dummheit, und kein nationales Mäntelchen, das man solchen und ähnlichen Versuchen umhängt, kann sie entschuldigen. Kapital ist ein sehr scheues und leicht zu erschreckendes Ding, und einmal vertrieben oder auch nur argwöhnisch gemacht, wird es um so schwerer sein, es wieder für unsere Kolonien zu interessieren, als es bis jetzt wenig finanzielle Erfolge in ihnen aufzuweisen gehabt hat.

Ähnlich wie mit dem Kapital verhält es sich mit den Einwanderern für unsere Kolonien; wir bieten ihnen in denselben nichts, was sie dazu verleiten könnte, die alte Heimat mit der neuen zu vertauschen: der Einwanderer findet dort dieselbe Militärpflicht, dieselben Polizeiverordnungen, dieselben Steuern und Zölle, mehrfach noch höhere als in der Heimat, und alles, was das Leben lieb und wert in der alten macht, fehlt ihm in der neuen, und nichts wird ihm dafür geboten, was er als Entschädigung für diese Entbehrungen ansehen könnte. Man braucht nur einen Blick auf das zu werfen, was sich auf dem Arbeitsmarkt, z. B. in Südwestafrika, anbietet, und was dort verlangt wird. Unter zweiundzwanzig Personen werden an zwei Stellen Farmarbeiter, ein Landwirt und ein Gärtnergehilfe; unter vierzehn Personen weiblichen Geschlechts, Köchinnen (5), Bardamen, Zimmermädchen, und nur eine einzige Person als Wirtschafterin auf dem Lande verlangt. Was sich anbietet, männlich und weiblich, sind meistens Leute, unter denen auch nur wenige mit der Landwirtschaft zu tun haben, und die wenigen suchen Verwalterstellen, ohne Land und Leute und die Arbeit zu kennen, die von ihnen verlangt werden wird. Von dem Material, das bereit ist, kräftig mit Hand anzulegen, und aus dem sich ein guter Bauernstand entwickeln und rekrutieren könnte, scheint nichts vorhanden zu sein, und das ist doch gerade, was Südwestafrika braucht. Die Schuld, daß dem so ist, trifft zum Teil wenigstens auch die, die von Anfang an das Schutzgebiet als ein Land dargestellt haben, in dem nur Viehzucht getrieben werden könne, wozu große Farmen und Kapitalien von 20—50000 Mark erforderlich seien. Als ob der Bauer, der so viel Kapital sein eigen nennt, daran denken würde, auszuwandern. Auch die unvorsichtige Art und Weise, wie die Versuche zu Kleinsiedlungen mit ganz ungenügendem Material ins Werk gesetzt worden

sind, hat dazu beigetragen, die Besiedlung Südwestafrikas hintanzuhalten, und es wird ganz besonderer Vorsicht und Ausdauer bedürfen, um in der Beziehung Abhilfe zu schaffen. Vor allen Dingen wird man sich in Regierungs-, Beamten- und Farmerkreisen daran gewöhnen müssen, in Gemeinschaft mit dem Kapital, anstatt gegen dasselbe, vorzugehen. Die schlechten Folgen, die sich jetzt schon im Sinken aller Kolonialpapiere zeigen, würden sonst noch viel weitere Kreise ziehen.

Auch in Ostafrika fehlt es an Kleinsiedlern, und als von Gesellschaftsseite versucht wurde, diesem Übelstand durch Ansiedlung von Deutschrussen und Buren abzuhelfen, erhoben sich auch dort die Angriffe, die jedem solchen Versuch entgegengesetzt zu werden pflegen. Trotzdem und ungeachtet einzelner Fehlschläge muß der Versuch heute als gelungen betrachtet werden; aber es wird noch vieler solcher bedürfen, um auch nur einen Teil der vorhandenen Lücken auszufüllen. Warum sollte nicht ein Versuch mit dem bei uns in der Heimat als vom wirtschaftlichen Standpunkt aus minderwertig erscheinenden Material gemacht werden. In den Vereinigten Staaten sind an vielen Stellen Farmen, die dem Amerikaner nicht mehr genügende Erträge abzuwerfen schienen, von Polen übernommen worden und haben in deren Händen überraschend gute Resultate ergeben. Man muß eben in solchen Fällen daran festhalten, daß es sich nicht darum handelt, Farmen mit Plantagenbetrieb einzurichten, sondern solche, die dem Besitzer zu Beginn der Bewirtschaftung nur reichhaltigen Unterhalt für sich und seine Familie gewähren, ihm aber die Möglichkeit geben, sich durch Arbeit und Sparsamkeit heraufzuarbeiten und sein Eigentum zu vergrößern. Dazu würde freilich gehören, daß sich die Regierung mit den Vertretern des Kapitals in Verbindung setzte und deren Vertrauen in eine Stetigkeit der Verhältnisse zu gewinnen wüßte, die jetzt zum großen Teil wenigstens nicht vorhanden zu sein scheint.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit für die Entwicklung der deutschen Kolonien ist ferner die Rassenfrage, die sich für uns in der Hauptsache zur Negerfrage kondensiert, falls wir unter Negern alle eingeborenen afrikanischen Farbigen, vielleicht mit Ausschluß der Araber, verstehen, die wohl, soweit unsere Kolonien in Frage kommen, zu den Mischrassen gehören dürften. Die Verhandlungen des Kolonialkongresses, der im Oktober 1910 in Berlin tagte, haben über die in den Kreisen der Kolonialfreunde über diese Frage herrschenden Anschauungen wertvolle Aufschlüsse gegeben. Die dort am 7. Oktober vorgebrachten Argumente liegen zwischen denen des Pfarrers D. Richter-Schwanebeck, der zugab, daß man über das Problem der Negerseele und ihrer Entwicklungsfähigkeit zwar noch nicht zu einer abschließenden Erkenntnis gekommen sei, daß aber das, was man darüber wisse, ermutige und Hoffnungen erwecke, und daher die Verpflichtung vorliege, in der deutschen Eingeborenenpolitik der Negerseele gerecht zu werden, und denen des Professors Samassa-Berlin, die darin gipfelten, daß die Defekte des Negers auf dem Gebiet des Gemüts und des Willens auf das engste mit seiner schwarzen Hautfarbe zusammenhingen und der Neger für die deutschen Wirtschafts-

zwecke erzogen werden müsse. Die Missionare sollten sich damit zufrieden geben, wenn sie diese Unterordnung des Negers als eine gottgewollte Abhängigkeit betrachten. Beide Auffassungen haben Beifall gefunden. Als Durchschnittsergebnis der Verhandlungen kann angenommen werden, daß der Neger zur Arbeit erzogen werden müsse. Das letztere ist ja eine unbedingt richtige und auch berechtigte Forderung. Es fragt sich nur, in welcher Weise man sich ihre Lösung denkt. Soll der Neger dadurch zur Arbeit erzogen werden, daß man ihm durch Handel und Verkehr die Annehmlichkeiten einer höheren, immer steigenden Kultur näher bringt und ihm durch Arbeit die Mittel gewährt, sich diese Annehmlichkeiten und Vorteile in immer steigendem Maße anzueignen, oder soll er als Sklave oder, wenn der Ausdruck zu hart klingt, als an die Scholle gefesselter Höriger, nach Willen des weißen Landbesitzers oder Anwohners nach dessen eigenem Ermessen oder nach von der Regierung erlassenen Vorschriften und Zwangsbestimmungen zur Arbeit herangezogen werden und aus dem Ertrage seiner Arbeit nur gerade genug erhalten, um ihn nie das Gefühl der Hörigkeit, d. h. der Unfreiheit, vulgo Sklaverei verlieren zu lassen? Wenn dieser letztere Zustand das Bestreben und Ziel der deutschen Kolonialpolitik sein sollte, so kann nur auf das allerentschiedenste dagegen Einspruch erhoben werden. Der Versuch, in unseren farbigen Untertanen in Afrika wegen ihrer angeblichen Seelenminderwertigkeit eine Rasse von Heloten heranzuziehen, kann nur ein Ergebnis haben: einen wütenden Haß der auf diese Weise der Bodensklaverei ohne Hoffnung auf Befreiung überlieferten Millionen auszulösen, der in Auswanderungen, blutigen Aufständen, unendlichen Opfern an Geld und Menschen und der schließlichen Vertreibung oder lokalen Vernichtung der weißen Herren einen Ausdruck finden muß. Eine erfolgreiche Entwicklung der deutschen Kolonialarbeit ist nur zu erwarten, falls sie die kulturelle Erziehung der ihr unterworfenen farbigen Rassen zum Ziel und zum Zwecke hat. Die Aufgabe ist sicherlich keine leichte und auch nicht eine, von der schnelle Erfolge zu erwarten wären, aber sie ist die einzige, die vom ethischen und religiösen Standpunkt aus die Erwerbung eines kolonialen Reichs rechtfertigt, und an der sich die Befähigung einer Nation oder Rasse zum Besitz eines solchen erproben läßt. Daß man sich in Deutschland keinen Illusionen hingebe! Die Rassenfrage ist keine, in der eine Nation oder Rasse eine eigene, noch dazu von einem großen Teil der heimatlichen Bevölkerung verabscheute und verurteilte Politik verfolgen kann; sie fällt in das Gebiet der allgemeinen oder, um den jetzt so beliebten Namen zu gebrauchen, der Weltpolitik und muß in deren Rahmen beurteilt und behandelt werden. In früheren Zeiten ist es vorgekommen, daß einzelne Völkerschaften, wie z. B. die Indianer in Nordamerika, bis auf geringe Überbleibsel ausgerottet worden sind, heutzutage handelt es sich nicht mehr um Hunderttausende, sondern um Millionen von farbigen Menschen, die Gleichberechtigung in Anspruch nehmen und bereit sind, oder es bald sein werden, sie zu erzwingen. Die Indianer in Südamerika haben längst begonnen, eine politische Rolle, vielfach sogar eine führende, zu spielen. Chinesen und Japaner verlangen sie in

Indien, in Ägypten gärt es, in Südafrika sind den Schwarzen vielfach bereits politische Rechte erteilt worden, und im übrigen Afrika wird es nicht lange währen, bis sie werden in Anspruch genommen werden. Dauernd eine nach Millionen zählende Bevölkerung von der Ausübung ihrer Rechte, d. h. der mehr oder minder umfangreichen Beteiligung an der Verwaltung der Gebiete auszuschließen, in der die weiße Rasse immer eine fremde, nur in sehr erheblicher Minderzahl vorhandene bleiben muß, ist nicht möglich, und je früher man in leitenden Kreisen zu dieser Überzeugung kommt und mit Bedacht und Vorsicht in die Praxis überführt, desto besser und glatter werden sich die Verhältnisse in unseren Kolonien entwickeln.

Vielleicht würde es den Herren, die das Axiom von der Minderwertigkeit der schwarzen Seelen auf ihre Fahnen geschrieben haben, nichts schaden, wenn sie sich etwas eingehender mit Mr. Booker T. Washington beschäftigen wollten, der als Vorkämpfer für die Erziehung der Farbigen in den Vereinigten Staaten zur wirtschaftlichen Emanzipation höchst Anerkennenswertes geleistet hat. Der Gründer des Instituts von Tuskegee konnte bei dem Empfang, der ihm am 6. Oktober 1910 in London in der Versammlung der Antisklaverei- und Urbewohner-Schutzgesellschaft zuteil wurde, mit berechtigtem Selbstgefühl darauf hinweisen, daß in dem Institut, das seine Wirksamkeit mit einem Lehrer und 30 Schülern begonnen habe, heute zwischen 1600 und 1700 Studenten männlichen und weiblichen Geschlechts von über 170 Lehrern Unterricht erhielten, daß auf dem 3000 Acres großen Besitztum 96 Gebäude ständen, daß der Besitz auf ungefähr eine Million Dollars bewertet werde und kein Pfennig Hypotheken auf ihm laste und das Institut für alle seine Zwecke jährlich über 250000 Dollars gebrauche. Über 6000 Männer und Frauen seien in ihm bereits ausgebildet worden, die bei Schwarzen und Weißen Beschäftigung als Direktoren von Farmen, industriellen Unternehmungen und Schulen gefunden hätten. Sein Ziel sei, den Neger zur Arbeit zu erziehen; denn es gebe keine Hoffnung für eine Rasse, bis sie gelernt habe, daß jede Art von Arbeit eine Würde besäße und jede Art von Faulheit unwürdig sei. Ansichten, die in England der Erzbischof von Canterbury, der erste Mann des Reiches, und der Premierminister teilen und bewundern, dürften auch bei uns einige Aufmerksamkeit verdienen.

In engen Beziehungen zu der Rassenfrage steht die religiöse, und die Verhandlungen des Kolonialkongresses haben auch in bezug auf sie ein wenig erfreuliches Bild für das Verständnis ergeben, das ihr entgegengebracht wird. Von Bedeutung für unsere Kolonien als Religion kommt nur der Islam in Betracht, und derselbe ist von verschiedenen Seiten, hauptsächlich freilich von Missionaren und solchen, die ihnen nahestehen, als der Feind und Gegner aller deutscher Kulturarbeit bezeichnet worden. Wenn daran das Verlangen geknüpft wurde, eine vollständige Islamisierung unserer Kolonie nach Möglichkeit zu verhindern, so ist es unzweifelhaft vollberechtigt; nur müssen wir uns darüber klar sein, was wir wollen, und wie wir glauben es zu können. Der Islam spielt auch in unseren Kolonien eine doppelte Rolle, eine politische und eine religiöse; in der ersteren hat er uns den großen

Araberaufstand in Ostafrika gebracht, in der anderen ist er lange, bevor der deutsche Name in Afrika genannt wurde, bis in das Herz des Schwarzen Weltteils und darüber hinaus vorgedrungen. Teils durch fremde Eroberer, teils durch Missionare und Händler verbreitet; selbst im Gefolge der Sklavenhändler ist er gekommen. Politisch haben wir uns seit dem ersten wohl nicht zu verwundernden Zusammenstoß, denn die Araber waren tatsächlich die Herren in Ostafrika gewesen, nicht mehr über ihren Mangel an Loyalität zu beklagen gehabt. Religiös ist der Islam allerdings in der Tat ein gefährlicher Konkurrent des Christentums, und zwar nicht bloß, weil er den Geisterkult und die Polygamie der Neger bestehen läßt, sondern hauptsächlich darum, weil er den Neubekehrten religiös und sozial auf dieselbe Stufe stellt, die seine andersfarbigen Glaubensgenossen einnehmen. Hautfarbe und Rasse spielen dabei keine Rolle. Und bei uns? Sollte man wirklich glauben, daß religiös oder sozial dem schwarzen Bruder in Christo dieselbe Stellung wie die, welche der in Mahommed unter seinen Glaubensgenossen besitzt, angewiesen werden und der Neger, auch bekehrt, nicht immer der Nigger bleiben würde? Dadurch, daß dies beim Islam geschieht resp. nicht geschieht, ist seine werbende Kraft der des Christentums überlegen, und darüber helfen keine Phrasen und keine Unterstützung der deutschen Mission durch die Regierung hinweg. Daß der Mohammedaner auch einer christlichen Regierung gegenüber treu sein kann, beweist er jetzt in Indien, wo er die zuverlässigste Stütze der englischen Herrschaft ist, und es war ein bedauernswerter Mißgriff des Reichstages, daß er seinerzeit den Vorschlag der Regierung, den mohammedanischen Schulen eine pekuniäre Unterstützung zuteil werden zu lassen, zurückwies. Wenn wir im Christentum einen Verbündeten bei unseren Bemühungen sehen, einen ziviliſatorischen Einfluß auf unsere farbigen Untertanen auszuüben, ist es ein grober Mißgriff, den Schulen der Anhänger des Islams die Mittel zu versagen, zu Stätten westlicher Bildung zu werden. Wir hätten alle Veranlassung, in dieser Beziehung von den so oft wegen der von ihnen den Eingeborenen Indiens gegenüber geübten Politik geschmähten Engländern zu lernen, und wir würden, wenn wir nach ihrem Beispiel allen Schulen ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis ihrer Schüler die Unterstützung der Regierung zuteil werden ließen, viel bessere Ergebnisse erzielen, als wenn wir wie Kreuzritter oder Conquistadoren durch Gewaltmittel — und die Verweigerung von Subventionen zu Schulzwecken gehört dazu — unserem Glauben Proselyten zuzuführen suchen.

Auch der Frage der unehelichen und ehelichen Verbindungen zwischen Weißen und Farbigen mag hier kurz gedacht werden. Der Schreiber dieser Zeilen gehört zu denen, die der Frage der Mischehen, gleichviel, ob es sich um Indier, Japaner, Chinesen oder Neger handle, absolut ablehnend gegenübersteht; aber er glaubt nicht, daß sich dagegen, wie manche Mitglieder des Kolonialkongresses das zu tun scheinen, mit gesetzlichen Maßregeln viel ausrichten lasse. Illegitimen Beziehungen gegenüber versagen diese gewöhnlich, und was die legitimen, d. h. ehelichen anbetrifft, so ist nicht recht ersichtlich, wie man den Abschluß solcher Ehen verhindern will. Soll man den zum

Christentum übergetretenen Farbigen beiderlei Geschlechts als Christen zweiter Klasse den standesamtlichen Abschluß solcher Ehen versagen, wie das vorgeschlagen ist? Man würde damit den ethischen Einflüssen der Missionare, deren Bedeutung für die Fortentwicklung der Kolonien nicht zu unterschätzen sein dürfte, ein Hindernis in den Weg stellen, das nicht leicht zu überwinden wäre. Eine Regelung solcher Fragen wird am besten den sozialen Einflüssen überlassen bleiben, aber man wird auch dabei nicht übersehen dürfen, daß es kaum etwas Gefährlicheres gibt, als eine Klasse sozialer Parias in unseren Kolonien zu schaffen. Vielleicht ist hier der Ort, daran zu erinnern, daß das Mitglied des Reichstags Dr. Erwin Coller in seinen Reiseeindrücken aus Südwestafrika darauf aufmerksam macht, daß wir dort in dem Stamm der Bastards ein Material haben, das sich wohl zur Verwendung im Regierungsdienst brauchbar erweisen könnte, statt daß man es in Faulheit und Nichtstun verkommen läßt.

In dem vorstehenden ist versucht worden, kurz auf einige Punkte hinzuweisen, deren Beachtung für die Entwicklung unserer Kolonien von Interesse, vielleicht von Wichtigkeit sein dürfte. Ihre Zahl würde sich leicht vermehren lassen, aber es wird genügen, hier dem Wunsch Ausdruck zu geben, daß das etwas schwankend gewordene Vertrauen in die wirtschaftliche Entwicklung unserer Kolonien, besonders Südwestafrikas, wieder gehoben werde. Die Diamantenfunde allein reichen dazu nicht aus, um so weniger, als den Einnahmen, die im Budget prangen, auf der anderen Seite nicht unerhebliche Verluste gegenüberstehen, die nicht im Budget erscheinen, darum aber nicht weniger empfindlich sind. Und wir stehen vielleicht erst am Anfange mancher herben Enttäuschung. Ebenso ist es sehr zu bedauern, im Interesse der Kolonien selbst, daß die Aktien von Kolonialunternehmungen so schnell in den Strudel des Börsenspiels gezogen worden sind. Die Verwaltungs- und Aufsichtsräte der meisten dieser Gesellschaften, der größten unter ihnen ganz gewiß, tragen keine Schuld an dieser unerfreulichen Erscheinung; sie scheint eben von den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen unzertrennbar. Das starke Fallen selbst der bestfundierten Kolonialpapiere ist kein günstiges Zeichen für das Vertrauen in die gedeihliche wirtschaftliche Entwicklung der wichtigsten Schutzgebiete, und eine Besprechung dieser Entwicklung kann daher nicht besser abgeschlossen werden, als mit dem Wunsch, daß es den maßgebenden Stellen gelingen möge, die Ursachen zu beseitigen, die zu diesen Symptomen der Beunruhigung geführt haben.

Literarische Rundschau.

Zwei Staatsmänner aus unserer großen Zeit.

1. Staatsminister Albert v. Maybach. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen und deutschen Eisenbahnwesens. Von Friedrich Jungnickel, königlich preußischer Eisenbahndirektionspräsident a. D. Mit einem Bildnis Maybachs und drei Brief-Faksimiles. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1910.
2. Aus dem Leben des Wirklichen Geheimen Rats Otto Wehrmann. Ersten vortragenden Rats im Staatsministerium. Mit einem Bildnis Wehrmanns und vier Brief-Faksimiles. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1910.

Es ist erfreulich, daß unsere Kenntnis von der Geschichte des Werdens des Deutschen Reiches von Jahr zu Jahr erweitert wird durch Mitteilungen auch über die Männer, die an der Seite unserer Großen gearbeitet haben. Die beiden Staatsmänner, deren Lebensbeschreibungen hier veröffentlicht werden, haben zum Fürsten Bismarck nicht nur amtlich, sondern auch persönlich in nächster Beziehung gestanden. Wehrmann war der Vertrauensmann Bismarcks und des Kaisers und Königs Wilhelm in der Zeit kurz vor, während und nach dem deutsch-französischen Kriege. Seine hingebende Tätigkeit als erster vortragender Rat im Staatsministerium, als welcher er gleichsam den Vermittler zwischen diesem und dem Könige bildete, ist über die amtlichen Kreise hinaus wenig bekannt geworden. Maybachs öffentliche Wirksamkeit trat in den Vordergrund in den Jahren des großen wirtschaftlichen Aufschwungs nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges. Er hat gemeinsam mit Bismarck die großen Reichs- und Staatsbahnpläne erwogen und die Erwerbung der preußischen Privatbahnen durch den Staat und damit eine der gewaltigsten wirtschaftlichen und politischen Maßnahmen mit zäher Tatkraft und bewunderungswürdigem Geschick ausgeführt. Seine Leistungen werden heute, wo wir ihre Erfolge täglich vor Augen sehen, mehr noch gewürdigt, als während seiner Amtszeit.

Die Lebensbeschreibungen beider Männer bringen einen merkwürdigen, bisher wenig bekannten Beitrag zur Geschichte der deutschen Eisenbahnpolitik. Am 8. Dezember 1875 richtete Kaiser Wilhelm an den Fürsten Bismarck ein in dem Buche Jungnickels zum ersten Male veröffentlichtes Handschreiben, mit dem er, unter Bezugnahme auf einen Bericht über den Ankauf der norditalienischen Privatbahnen durch den Staat, an die Staatsbahnpolitik des Ministers v. d. Heydt erinnerte, deren Durchführung damals nicht möglich gewesen sei, weil man für den Ausbau des Eisenbahnnetzes die Privatbahnen nicht habe entbehren können. Damals sei aber der Erwerb der Privatbahnen auch schon erwogen worden. „Ich wünsche also," fährt der Kaiser fort, „die Frage aufzuwerfen, ob etwas dem

Ähnliches wie in Italien bei uns ins Auge zu fassen wäre? Mit Kapital zu zahlen ist wohl unmöglich, wie Italien es tun wird, aber durch Rentenbriefe ließe sich solch ein Handel wohl denken?" (Vgl. Jungnickel, S. 30, 31.)

Denselben Gegenstand berührt der Kaiser in einem bisher gleichfalls nicht bekannten Briefe vom 2. Januar 1876 an Wehrmann (S. 122 des Buches). Dieser hatte in einem Glückwunschschreiben zum Neujahr 1876 auch den damals erörterten Reichs-Eisenbahnplan beifällig erwähnt. Der Kaiser bemerkte dazu: „Desgleichen freute mich Ihr Beifall zum Ankauf des Staates der Eisenbahnen. Ich brachte aus eigener Initiative die Sache zur Sprache, nachdem ich dies Prinzip in Italien angewendet fand, d. h. in der Vorbereitung." Der Kaiser gedenkt dann wieder der Tätigkeit v. d. Heydts und fährt fort: „Nun aber ist es notwendig, das Prinzip (der Staatsbahnpolitik) wieder zur Geltung zu bringen. Kämpfe wird es, wie auch Sie voraussehen, kosten und der Kostenpunkt erheblich sein, aber ich hoffe doch auf den Sieg!"

Diese Dokumente zeigen aufs neue, welch lebhaften Anteil der Kaiser an der Entwicklung der Wirtschaftspolitik genommen hat, wie ihn der Staatsbahngedanke damals beschäftigte, ja, wie er sogar der Überzeugung war, daß er es gewesen, der den Faden der Staatsbahnpolitik, der dem Minister v. d. Heydt unter dem Zwang der Verhältnisse aus der Hand geglitten war, wieder angeknüpft habe. Daß solche Äußerungen des hohen Herrn den Reichskanzler und den Präsidenten des Reichs-Eisenbahnamtes, Maybach, in ihrer eisenbahnpolitischen Auffassung befestigte, daß sie die damalige Bewegung gefördert haben, kann nicht bezweifelt werden. Aber der Reichs-Eisenbahngedanke war von beiden Staatsmännern schon früher erwogen und auch zur öffentlichen Erörterung gestellt worden, in der Presse im Oktober 1875 und am 9. November 1875 bei einer Verhandlung im Reichstage.

Begegnen sich hiernach in der Frage der Eisenbahnpolitik die beiden Staatsmänner, so ist sonst ihre amtliche Tätigkeit eine ganz verschiedene, und sie bietet kaum Vergleichspunkte. Wehrmann, geboren am 2. April 1815 als Sohn eines Landpfarrers zu Väthen bei Tangermünde, war während des größten Teils seiner amtlichen Tätigkeit in der Landwirtschaftsverwaltung beschäftigt und als ein hervorragend tüchtiger Beamter geschätzt. Im Mai 1868 wurde er vom Fürsten Bismarck gefragt, ob er bereit sei, an Stelle des ausscheidenden Costenoble das Amt eines ersten vortragenden Rats im Staatsministerium anzunehmen. Über die Aufgaben eines solchen ersten Rats äußerte sich Bismarck dahin, daß dieser der Rat des Ministerpräsidenten, nicht der Rat aller Minister sein müsse, die „in ihren Unterstaatssekretären, Direktoren und Räten eine Stütze haben, der er (Bismarck) isoliert ohne Hilfe gegenüberstehe. Der erste Rat müsse also die Akten besser kennen und müsse namentlich die Förderung der legislativen Arbeiten durch Rücksprache und Verständigung mit den Referenten in den einzelnen Ministerien betreiben." Nach langer, reiflicher Erwägung erklärte sich Wehrmann zur Übernahme des Amtes bereit, seine Ernennung erfolgte am 25. Oktober 1868, Gesundheitsrücksichten nötigten ihn am 31. Dezember 1872 aus dem Staatsdienste auszuscheiden, am 8. Juni 1876 ist er gestorben.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, der Sohn des Helden, Ministerialdirektor a. D. Wirklicher Geheimrat Leo Wehrmann, schildert nun nach den Familienpapieren die mühevolle, stille, nach außen wenig hervortretende, aber ungemein erfolgreiche Tätigkeit seines Vaters in diesen vier Jahren. Eine ganze Anzahl eigenhändiger Briefe des Kaisers, der Kaiserin Augusta und des Fürsten Bismarck wird mitgeteilt, aus denen man immer wieder sieht, wie Wehrmann in allen wichtigeren Fragen fördernd eingegriffen hat, und mit welch feinem Takt er in schwierigen Verhältnissen sich zu helfen wußte. Dies wurde auch von dem Fürsten Bismarck und vor allem dem Kaiser und der Kaiserin — der Wehrmann während des Krieges als Berater zur Seite gestellt war — mit herzlichen Worten anerkannt. Die auch in den Denkwürdigkeiten Roons mitgeteilte Episode der Ernennung

des Oberpostdirektors Heldberg in Frankfurt erscheint hier in neuer Beleuchtung. Die höchst interessanten Briefe Bismarcks vom 28. und 29. August und vom 2. September, in denen diese Sache behandelt wird, werden zum ersten Male (S. 71 ff. der eine Brief im Faksimile) mitgeteilt. Während des Krieges hatte Wehrmann einmal unter der Reizbarkeit des Kanzlers zu leiden — zahlreiche einzelne Züge vervollständigen das Bild des Kanzlers und sind von großem Wert für seine Biographen.

Eine Persönlichkeit von anderem Schlage ist der Staatsminister v. Maybach. Auch er entstammte ganz kleinbürgerlichen Verhältnissen. Sein Vater war Rentmeister und Pächter eines kleinen Gutes Abdinghof bei Werne in Westfalen, wo Maybach am 29. November 1822 geboren ist. Er studierte die Rechte und war — als Kreisrichter — einer der ersten juristischen Beamten, die zur Staatseisenbahnverwaltung übergingen. Nach kurzer Beschäftigung bei der Eisenbahndirektion in Elberfeld wurde er am 19. Juli 1853 als Hilfsarbeiter bei der Direktion der Ostbahn in Bromberg angestellt. Die Eisenbahnen standen damals unter der obersten Leitung des Handelsministers v. d. Heydt. Dieser erkannte bald die hohe Begabung des jungen Beamten, beauftragte ihn wiederholt mit besonders schwierigen Geschäften, die Maybach mit glücklichem Erfolg zu Ende führte. Er rückte dabei in immer höhere Stellungen vor, wurde im Jahre 1867 zum Vorsitzenden und im Jahre 1871 zum Präsidenten der königl. Eisenbahndirektion in Hannover ernannt. Auch die Überleitung dieser Bahn in preußische Verwaltung wurde von ihm mit großer Geschicklichkeit durchgeführt. Im Jahre 1873 wurde er zum Ministerialdirektor im Handelsministerium, im Juni 1874 zum Präsidenten des ein Jahr vorher neu geschaffenen Reichs-Eisenbahnamtes berufen.

Bis dahin galt Maybach in den Kreisen der Eisenbahnverwaltung als ein besonders tüchtiger Beamter. Sein energisches, strenges, zuweilen schroffes Vorgehen hatte ihn nicht gerade beliebt gemacht, und auch in den Kreisen des Handelsstandes erfreute er sich nicht besonderen Wohlwollens, wie das unter anderem eine von Jungnickel (S. 40) wieder mitgeteilte Äußerung des damaligen Generalsekretärs des deutschen Handelstages, Dr. Alexander Meyer, beweist. Meyer hat allerdings mit dem ihm eigenen vornehmen Anstande diese abfällige Äußerung selbst widerrufen, nachdem er nur wenige Monate Maybachs Tätigkeit im Reichs-Eisenbahnamte beobachtet hatte (S. 45).

Von der Zeit seiner Rückberufung nach Berlin beginnt Maybachs Zusammenarbeiten mit dem Fürsten Bismarck. Dieser, seit seinem ersten öffentlichen Auftreten ein eifriger Förderer des Eisenbahnwesens, hatte in Maybach den richtigen Mann erkannt, der ihm helfen konnte, den Eisenbahnen im deutschen Wirtschaftsleben die ihnen gebührende Stellung zu geben, zugleich aber mit ihrer Hilfe nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die politische Einheit des Deutschen Reiches zu festigen.

Damit tritt Maybach, zugleich vielleicht der beste Kenner der preußischen Eisenbahnen, an die Öffentlichkeit. Jungnickel schildert seine Tätigkeit als Präsident des Reichs-Eisenbahnamtes, seine Bemühungen um Schaffung eines Reichs-Eisenbahngesetzes, um Ordnung der deutschen Eisenbahntarife, den von ihm in die Öffentlichkeit gebrachten und wirksam, wenn auch ohne Erfolg, vertretenen Reichs-Eisenbahngedanken. Als sich herausstellte, daß selbst ein Mann von solcher Bedeutung, ein Mann, der sich der rückhaltlosen Unterstützung des Reichskanzlers erfreute, nicht imstande war, den seinen Plänen feindlichen Partikularismus zu überwinden, schied Maybach aus dem Reichsdienste aus, wurde 1877 Unterstaatssekretär im Handelsministerium und am 1. April 1878 als Nachfolger Achenbachs Handelsminister, später Minister der öffentlichen Arbeiten.

Schon im Jahre 1879 nimmt er das große Werk der Überführung der preußischen Privatbahnen in Staatsbesitz in Angriff, und dieses Werk, eines der ruhmreichsten in Preußens Wirtschaftsgeschichte, hat er so weit gefördert,

daß — nach seinem Abgang im Jahre 1891 — seine Nachfolger auf dem von ihm geebneten Boden weiter arbeiten und immer größere Erfolge erzielen konnten.

Bei Schilderung dieser Tätigkeit Maybachs hat Jungnickel sich auf Benutzung des gedruckt vorliegenden reichen Materials beschränkt, auf die Quellen ist er nicht zurückgegangen; er hat insbesondere nicht die Akten des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten eingesehen. Das vorhandene Material hat er geschmackvoll und geschickt zusammengearbeitet. Erfahren wir somit über das amtliche Wirken in der eigentlichen großen Zeit unseres ersten Eisenbahnministers tatsächlich wenig Neues, so gewinnt anderseits auch dieses Buch einen besonderen Reiz durch die Schilderung des persönlichen Verhältnisses von Maybach zum Fürsten Bismarck. Daß Bismarck ihm half, wo er konnte, und wo es nötig war, daß er ihn hoch schätzte, daß er ihm persönlich die freundschaftlichsten Gesinnungen entgegenbrachte, erfahren wir aus einer Reihe von Briefen und Aufzeichnungen, die die Familie Maybachs dem Verfasser zur Verfügung gestellt hat. Nur aus einem Briefe aus Friedrichsruh vom 24. November 1888 (S. 120, 121), der auch im Faksimile abgedruckt ist, mögen einige Sätze dies beweisen. Bismarck spricht darin zunächst seine Freude aus, daß Maybach sein Entlassungsgesuch zurückgenommen hat und bemerkt, daß er gern mit dem Minister einige Anregungen des Kaisers besprechen möchte. „Die schriftliche Behandlung," bemerkt er dann weiter, „würde meine Arbeitskräfte übersteigen, und ich gern dazu nach Berlin kommen, wenn ich nicht infolge des ungesunden Wetters gerade in diesen Tagen recht leidend wäre und der Reichstag mir die Wiederabreise übel nehmen würde . . . Würde es Ihnen möglich sein mich hier auf einige Stunden (oder je länger je lieber) zu besuchen, so könnten wir leicht besprechen, was mir zu schreiben schwer ist. Ich wage kaum, Ihnen bei allen Geschäften diesen Zeitverlust zuzumuten, aber es ist doch auch ein Vorteil, daß Sie auf der Reise niemand und hier niemand, außer mir, mit Zumutungen belästigen kann, und ich werde tun, was ich kann, um Ihnen keinen Kummer zu machen. Ich würde mich jeden Tag freuen, Sie hier zu begrüßen, und bitte, wenn Sie mir die Freude machen wollen, nur um ein Telegramm eine Stunde vorher, damit ich im Hause bleibe.

Meine Frau empfiehlt sich und würde sehr glücklich über Ihren Besuch sein.

Der Ihrige."

Etwas über ein Jahr nach dem Rücktritte Bismarcks ist Maybach aus seinem Amte geschieden, bei welcher Gelegenheit ihm von allen Seiten die schmeichelhafteste Anerkennung zuteil geworden ist. Nach seinem Abgang ist er nur noch einmal, bei der Feier seines achtzigsten Geburtstages, in der Öffentlichkeit hervorgetreten. Am 4. Januar 1904 hat ein Schlaganfall seinem taten- und ruhmreichen Leben ein Ende gemacht.

Dem Verfasser, der viele Jahre unter Maybach gearbeitet hat, gebührt aufrichtiger Dank, daß er uns diesen großen Staatsmann in einem so lebensvollen Bilde vor Augen geführt hat.

A. v. der Leyen.

Julius von Eckardt.

Lebenserinnerungen von Julius v. Eckardt. Zwei Bände. Leipzig, S. Hirzel. 1910.

Dr. Julius v. Eckardt war am 1. August 1836 zu Wolmar in Livland geboren. Er war der Sohn eines höheren Justizbeamten und hing durch die Mutter mit der bekannten Familie v. Lenz zusammen. Seine Studien, die sich auf Rechte und Geschichte bezogen, hat er vorwiegend auf der Hochschule zu Dorpat betrieben, wo er im Korps Livonia in einen Kreis der besten Elemente livländischer Jugend eintrat und sich Freunde fürs Leben gewann. 1860 heiratete er die Tochter des berühmten Musikers Ferdinand David, der neben Mendelssohn und Schumann zu den Begründern von Leipzigs klassischer Musikepoche gehört. Davids Gattin war Sophie v. Liphart, die Tochter des livländischen Landmarschalls, und daher kam es, daß Eckardt, als er die Stelle des Sekretärs des livländischen Konsistoriums und des Redakteurs der „Rigaschen Zeitung" übernahm, in Riga von einem großen Verwandtenkreis willkommen geheißen wurde. Er focht in den vordersten Reihen für die Rechte seiner baltischen Heimat; wie er diesen Kampf 1865 aufgeben mußte und dann in Deutschland Ansehen und Anstellung gewann, das hat er uns 1895 als deutscher Generalkonsul in der Schweiz, vorwiegend nach dem Gedächtnis, beschrieben. Die zwei Bände reichen von 1865—1880; ein dritter Band, der in die Kämpfe Caprivis zur Abwehr Bismarckscher Angriffe Einblick gewährt, soll erst später erscheinen, da er nach der anonymen Vorbemerkung, der wir unsere biographischen Angaben entnehmen, „auch heute noch erregend und verwirrend wirken könnte".

Den Lesern der „Deutschen Rundschau" sind Eckardts Lebenserinnerungen nichts Fremdes; sie haben wesentliche Teile von ihnen in den letzten Bänden genießen dürfen, und wir sind sicher, daß sie sie zu würdigen verstanden haben. Wir stehen nicht an, zu sagen, daß eine interessantere, schönere, gehaltvollere Gabe auf dem Gebiete der Memoirenliteratur uns in den letzten Jahren nicht geboten worden ist. Eckardt hat eine große Aufgabe gehabt, welche seine Seele füllte: den Kampf für die Heimat, welche im weiten russischen Reiche die höchste Blüte der Kultur hervorgebracht, und welche diese deutsche Kultur gegen slawische Überflutung und bureaukratische Gewalttätigkeit zu verteidigen hatte. Um in diesem Kampf Beistand und Hilfe zu gewinnen, reiste Eckardt 1865 nach Deutschland und mußte sehen, daß in dem damaligen Berlin für nationale Fragen kein Verständnis herrschte, daß der maßgebende Liberalismus alle seine Kräfte in dem Kampf für die Verfassung erschöpfte, welche, wenn sie überhaupt in Gefahr war, jedenfalls nur durch seine kurzsichtige Haltung in der Militärfrage darein versetzt worden war. Es übt eine halb niederdrückende, halb erhebende Wirkung, zu hören, daß von allen Personen, welche Eckardt besuchte, nur einer, und zwar einer der von 1848 her so mit Unrecht verschrieenen Professoren, Johann Gustav Droysen, für das baltische Deutschtum Sinn und Verständnis besaß, und daß er Eckardt als den einzigen Mann, „welcher die Dinge im großen Stil und nach allgemeinen Gesichtspunkten zu behandeln fähig sei", den Herrn v. Bismarck nannte; „er allein weiß, worauf es für uns ankommt; er allein hat volles Gefühl für unsere nationale Ehre" — und eben dieser Mann ward fast überall in Berlin als der „verdammte Bismarck" bezeichnet, der Preußen in unerträgliche Zustände hineingedrängt habe, so daß nur die Revolution übrig bleibe. Wenn der König ausfuhr, behielten unter zehn Berlinern mindestens sieben den

Hut auf dem Kopf; jede Spur von religiösem und autoritativem Gefühl schien im Berliner Handwerkerverein verwischt und die Aufschrift Ni dieu ni maître an der Tür seines Hauses geschrieben. Welch ein Gegensatz dazu bot sich Eckardt kurz darauf in München, wo er auf dem Wege zum Autheater in ein Kirchlein eintrat und im Licht der scheidenden Sonne, das durch die Rose des Hauptfensters fiel, elegante Modedamen in Glacéhandschuhen, Bürgerfrauen, Arbeiter und Chevaurlegersoffiziere nebeneinander knien und beten sah und einen überwältigenden Begriff erhielt von der zusammenhaltenden Kraft des Katholizismus und von der menschlich freieren Art des Südens, wo die Gesellschaftsklassen nicht durch so unübersteigliche Schranken voneinander getrennt sind wie im Norden!

Wir haben diese Proben hier gegeben, um zu zeigen, daß Eckardts Lebenserinnerungen sich nicht bei seinen persönlichen Verhältnissen aufhalten, so berechtigt das auch an sich sein möchte, sondern daß sie uns hineinführen in die Zeit, welche er durchlebte, daß sie ihre Stimmungen vergegenwärtigen, ihre Aufgaben uns vorführen; und so werden sie eben das, was er nach S. V der Vorrede zu geben wünschte, ein Beitrag zur Zeitgeschichte. Sind sie zunächst stofflich wertvoll, so eignen ihnen auch hohe formelle Vorzüge: eine schöne, oft geradezu klassische Sprache, welche alles scharf umrissen und greifbar faßlich ausdrückt, und eine Kunst der Charakteristik, vermöge deren wir die zahlreichen Personen, die Eckardt uns vorführt, lebendig vor uns stehen sehen; und dabei haben wir das Gefühl gerechter Beurteilung. Wir können nur wünschen, daß auch der dritte Band uns nicht zu lange vorenthalten bleibe; wir sind gewiß, daß die Aufschlüsse, welche er enthält, zur Erhellung des Gegensatzes zwischen Caprivi und Bismarck beitragen und doch der Pietät gegen Bismarck nicht schaden werden, dessen wahrhaft staatsmännische Art Eckardt so gut erfaßt und an vielen Stellen seines Werkes ins rechte Licht gestellt hat. Nicht am wenigsten ist dies S. 102 ff. geschehen, wo er den Gegensatz Bismarcks zu Mathy und Freytag auf der beiden innerliche Zugehörigkeit zum gebildeten Bürgertum zurückgeführt hat: der Zug von Gewaltsamkeit, die Ablehnung der „gemütlichen" Betreibung der Politik, der Realismus des geborenen Staatsmannes gab Freytag den ganz richtigen Eindruck, daß Bismarck „eine anders geformte Menschennatur sei" —: nur daß ihm nicht deutlich wurde, wie gerade in dieser genialen Herausarbeitung des staatsmännischen Charakters Bismarcks Größe und Deutschlands Rettung begründet lag.

Gottlob Egelhaaf.

ϱμ. **Das Individuum und die Bewertung menschlicher Existenzen.** Von Lynkeus. Dresden, C. Reißner. 1910.

Den unschätzbaren Wert des Menschenlebens hat kein Dichter schöner gepriesen als Grillparzer im fünften Aufzug von „König Ottokars Glück und Ende“ – durch den Mund eines wilden und leidenschaftlichen Tyrannen. Seiner Heimat entstammt auch der geistreiche Verfasser der „Phantasien eines Realisten“, der für die Unverletzlichkeit des Individuums mit beredten Worten eintritt. Wo er die zunehmende „aggressive Mißachtung des Menschenlebens“ tadelt, können wir ihm nicht widersprechen; bei unseren Theoretikern ist es noch mehr als bei unseren Praktikern Mode geworden, die Humanität zwischen Gänsefüßchen einzusperren und die Gegensätze berühren sich in der „großen Gebärde“ der Menschenverächter und dem Achselzucken von „Realpolitikern“, die oft nur triste Bureaukraten sind. Carlyle, dem Lynkeus kräftig zu widersprechen weiß, und Mirbeau, Heroenverehrung und Anarchismus predigen das gleiche Dogma. Da darf man die Leidenschaft des Protests begreifen, ohne jedes Wort des Aristokratenfeindes, Kirchenstürmers, Staatskritikers zu unterschreiben. Aber ist schließlich Roseggers Laienevangelium, daß Gott für die Menschen die Welt gemacht habe, tiefsinniger als die Kriegshymnen, die wir Theologen und Historiker haben anstimmen hören, als wollten sie zu einer Kriegserklärung gegen Unbekannt eine Blankovollmacht erteilen? Bismarck und Moltke dachten sorgenvoller über den Krieg; an seine absolute Beseitigung freilich glaubten sie so wenig wie an die anderer Formen der Notwehr!

βλ. **Michel Jouriévitch Lermontov, sa vie et ses oeuvres.** Par E. Duchesne. Paris, Plon-Nourrit. 1910.

Seit Bodenstedt sich in Deutschland mit dem russischen Romantiker Lermontow befaßt hat, sind russische Biographen für ihn tätig gewesen, und ein lebhaftes Interesse hat sich dem frühreifen, 1814 geborenen, 1841 im Duell gefallenen Dichter zugewendet. Dennoch ist über sein kurzes Dasein ein vielfach undurchdringlicher Schleier gebreitet. Er war Offizier wie Alfred de Vigny, mit dem er verwandte Züge hat, revolutionär wie Byron, den er als seinen Meister pries, melancholisch wie die meisten Slawen, ironisch und bitter, „ein Talent ersten Ranges“, so nennt ihn Gogol, der sich dem Urteil Joukowskis anschließt, auf dieser Leier fehle jeder Ton der Freude: „Ich habe auf dieser Welt nur Böses gekannt“, ist Lermontows Selbstbekenntnis. Seine Lyrik ist, bei großen Schönheiten, der Ausdruck des unversöhnten Kampfes mit dem Schicksal. Seine jäh unterbrochene poetische Entwicklung verwies auf den Roman, für den er eine mustergültige Prosa und einen großen historischen Rahmen bereit hatte. Seine typischen Gedichte, „Der Dämon“ und „Der Held unsrer Tage“, reich an prächtigen Schilderungen und großartigen Bildern, sind in ihrer poetischen Schönheit nur den Glücklichen zugänglich, die sie im Original zu lesen vermögen. Sein französischer Biograph hat getan, was er vermochte, um in der Umschreibung einen besseren Begriff desselben zu geben.

ϱσ. **Claude Tillier.** Von Max Cornicelius. Halle a. S., Max Niemeyer. 1910.

Mit diesem umfassenden Werke hat nun auch der große Humorist und Pamphletist Claude Tillier, meistens in Deutschland nur als der Verfasser des Romans „Mein Onkel Benjamin“ bekannt, seine großzügige, erschöpfende Darstellung erhalten. Tillier, als kleiner Leute Kind 1801 in Clamecy geboren, brachte es in seinem Leben nicht über einen Elementarlehrer und mäßig bezahlten Mitarbeiter oder Leiter eines Provinzialblättchens hinaus. Aber seine rücksichtslose Fehdelust gegen die Regierenden und die wohllebende Bourgeoisie nach der Julirevolution 1830 machte ihn zum Humoristen und Pamphletisten, den seine Gegner fürchteten und unschädlich zu machen suchten. Die Reihe seiner Pamphlete erhält in Cornicelius' Buche zum ersten Male eine zusammenfassende Besprechung. Ebenso der Roman „Mein Onkel Benjamin“, der zuerst stückweise in einzelnen Nummern der Zeitung „Association“ in Nevers erschien, und dann erst in die einheitliche Romanform gebracht wurde, die wir seitdem besitzen. Es ist interessant, zu beobachten, wie in dem Roman sich alle Bestandteile seiner früheren satirisch-humoristischen Pamphletarbeit wiederfinden. Tillier galt zuletzt als der literarische Wortführer der demokratischen Partei des Nièvredepartements, den auch die Pariser Parteigenossen schätzten und förderten. Aber sein durch Entbehrungen aller Art geschwächter Körper war den fortgesetzten geistigen Anstrengungen nicht gewachsen. Er starb bereits 1844 in Nevers, wo später über seinem Grabe Parteifreunde seine Büste errichteten. Die demokratischen Anschauungen damaliger Zeit, wie er sie vertrat, decken sich keineswegs mit den demokratischen Forderungen von heute, ja widersprechen ihnen vielfach. Wie wunderbar, daß der in Frankreich fast vergessene Humorist in Deutschland wieder seine Auferstehung hält.

μς. **Clemens Brentano und Edward v. Steinle.** Dichtungen und Bilder. Herausgegeben von A. v. Bernus und A. M. v. Steinle. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung, 1910.

Ein Gedächtnisbuch zu Ehren der beiden phantasievollsten Vertreter der Romantik! Zugleich ein Ergänzungsband zu dem erst kürzlich erschienenen Lebenswerk Steinles. Die nahen innigen Beziehungen, die sich von dem alten Brentano zu dem jungen Steinle spannen, sind anziehend zu lesen. Gleich der Beginn der Bekanntschaft ist

originell, wie der junge Steinle, eine andere Adresse suchend, zu Brentano gerät, dieser ihm „über eine Stunde lang eine sehr merkwürdige Schilderung seiner selbst" macht und die beiden Männer schließlich als Freunde fürs Leben sich trennen. Ein gegenseitiges Einleben ineinander trotz örtlicher Trennung entstand, und doch gab keiner dem anderen etwas von seiner Eigenart preis. Das Buch bringt sämtliche Zeichnungen und Bilder Steinles zu Brentanos Dichtungen, und diese Dichtungen, darunter die reizende Künstlernovelle „Die mehreren Wehmüller" zum Teil vollständig, zum Teil verkürzt. Da der Band sehr liebevoll ausgestattet ist, dürfte er Freunden der langsam wieder in den Zeitgeschmack rückenden Romantik eine willkommene Gabe sein.

y. **Briefe von und an Gentz.** Herausgegeben von Friedr. Carl Wittichen. Zweiter Band. München, Oldenburg. 1910.

Dieser zweite Band, den Ernst Salzer aus Wittichens Nachlaß übernommen und vollends druckfertig gemacht hat, enthält die Korrespondenz von Gentz mit dem geistreichen und windigen schwedischen Diplomaten Karl Gustav Brinckmann und dem Staatsphilosophen der Romantik, Adam Müller. Beide sind unter Gentz' Einfluß entschiedene Antirevolutionäre geworden; auch persönlich standen sie ihm so nahe, daß es ihm scheint, er könne ohne Verkehr mit ihnen nicht leben, und er ist der Meinung, daß sie seiner ebenso bedürfen. Der Inhalt der Briefe erstreckt sich außer aufs Persönliche, wobei natürlich auch Klatsch unterläuft, auf Literatur wie auf Politik. Scharf tritt die Abneigung hervor, welche Gentz gegen die Juden hegte; den drei Schriften des Anwalts Grottenauer gegen die Juden widmet er in dem Brief an Brinckmann vom 8. Oktober 1803 eine lange Betrachtung und meint, das Meiste, was hier von den Juden gesagt werde, sei ohne Zweifel wahr und werde es ewig bleiben. Ebenso erhalten wir charakteristische Belege für Gentz' Abneigung gegen alles, was Liberalismus heißt, und über seine Stellung zum Protestantismus. „Katholisch geworden bin ich nicht," schreibt er am 8. November 1814 an Brinckmann, „daß aber Reformation mit Revolution logisch, moralisch und faktisch eins und dasselbe sind, werden Sie heute wohl ebenso annehmen wie ich." Den förmlichen Übertritt unterließ Gentz, „teils weil man ihn unfehlbar weltlicher Motive beschuldigen würde, teils wegen einiger Gewissensskrupel." Auch dieser Band ist mit zwei Einleitungen, zahlreichen Noten und einem vortrefflichen Register versehen.

y. **Christian August, Herzog von Schleswig-Holstein.** Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiung Schleswig-Holsteins. Von Dr. Gebauer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Der Verfasser, Oberlehrer am Königl. Gymnasium Andreanum zu Hildesheim, veröffentlicht auf Grund des Herzoglichen Hausarchivs zu Primkenau in Niederschlesien das erste einer Reihe von Büchern, die nach dem Wunsch des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein-Augustenburg dem Andenken hervorragender Männer dieses fürstlichen Hauses gewidmet sein sollen. Auch Archivalien des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin und des Schleswiger und Hannoverschen Staatsarchivs sind herangezogen worden, wogegen das Kopenhagener Staatsarchiv trotz wiederholter Gesuche die Sperre über die betreffenden Akten noch aufrecht erhält. Das vorliegende Buch ist von hohem Interesse; es führt uns den Herzog Christian als einen rechten Schleswig-Holsteiner vor, der sich 1848, als der König Friedrich VII. unter dem Druck seiner fanatisierten Umgebung nicht mehr Herr seines Willens war, mutig an die Spitze der vorläufigen Regierung der Herzogtümer stellte. Übrigens war er ein Mann von realpolitischer Art, der die ungeheuren Schwierigkeiten der Lage würdigte, den Malmöer Waffenstillstand nicht so radikal verdammte, wie es meist geschah, und selbst eine Abtretung von Nordschleswig angenommen hätte, wenn dadurch der übrige Teil der Herzogtümer zu befreien gewesen wäre. Bei den Dänen war er natürlich sehr verhaßt, und in dem bekannten Vertrag von 1852 erhielt er für seine Güter keinen vollen Ersatz. Daß er in diesem Vertrag nicht auf seine Rechte selbst, sondern nur auf ihre Geltendmachung verzichtete, und daß sein Verzicht für seine volljährigen Söhne wirkungslos war, hebt Gebauer als seine bestimmte Ansicht gegen die Sybels und Maurenbrechers hervor.

y. **Schiller und das Unsterblichkeitsproblem.** Von Karl Wolff. München, C. H. Beck. 1910.

Die vorliegende Schrift ist aus einem Vortrag erwachsen, den Karl Wolff auf dem Heidelberger Philosophen-Kongreß vom September 1908 gehalten hat; das damals Gesprochene ist hier zu einer ausführlichen Monographie ausgestaltet. Schiller ist durch die Populärphilosophie seiner Zeit angeregt worden, welcher der Glaube an persönliche Unsterblichkeit etwas Selbstverständliches ist. Er hat aber diesen Standpunkt überwunden, und der einzige Sinn, den er mit dem Wort Unsterblichkeit noch zu verbinden vermochte, ist der, dem er in der akademischen Antrittsrede Worte leiht, „daß die Tat des Menschen lebt und weiter eilt, auch wenn der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte". „Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das Höchste doch; wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch." Darum kommt es auch vor allem darauf an, die Zeit auszunützen, welche uns zur Tätigkeit vergönnt ist: „Der Lebende hat recht", er selbst schafft sich die Fortdauer seines Namens durch sein Werk. Die

Ansicht, als ob Schiller gegen das Ende seines Lebens zum frommen Jenseitsglauben oder gar zur orthodoxen Kirchenlehre zurückgekehrt sei, entbehrt nach Wolff jeglicher Begründung. Wie sehr Schiller seinen Unsterblichkeitsglauben durch die Tat bekräftigt, ihn uns vorgelebt hat, bedarf keiner näheren Ausführung.

7. **Hegels Ästhetik im Verhältnis zu Schiller.** Von A. Lewkowitz. Leipzig, Dürr. 1910.

Auf 76 Seiten unternimmt es der Verfasser, nachzuweisen, welchen Einfluß Kants „Kritik der Urteilskraft" und Schillers philosophische Abhandlungen auf die Entwicklung der Hegelschen Weltanschauung gehabt haben. Es stellt sich somit die Lewkowitzsche Schrift als ein Beitrag zur Kenntnis des Werdeganges Hegels dar, für welchen die Arbeiten von Lasson (Einleitung in die Phänomenologie) und Dilthey (Die Jugendgeschichte Hegels) grundlegend sind. Schon die Kürze der vorliegenden Arbeit schließt die Möglichkeit aus, daß mit ihr über die meisterhafte Diltheysche Abhandlung hinausgegangen werden sollte. Immerhin ist sie gerade um ihrer knappen und zusammenfassenden Darstellung halber nicht ohne Interesse. Wir ersehen daraus, „wie Schiller und Hegel in ihrer Persönlichkeit, so in ihren Kunsttheorien zu- und gegeneinander stehen; wie in Schiller und Hegel „derselbe große sittliche Affekt der in der Vernunft gegründeten Freiheit der Grundzug ihres Geistes", die „Freiheit in der Erscheinung der ihnen Leben und Welt erhellende Gedanke" ist. — Besteht der Wert einer Arbeit darin, den Leser zu weiterem Nachdenken anzuregen, so besitzt ihn die Lewkowitzsche Abhandlung. Sie ist lebhaft, mit voller Beherrschung des Gegenstandes geschrieben, und reiht sich den auf dem Gebiete der Hegel-Forschung erschienenen neueren Arbeiten als schätzenswerter Beitrag an.

8. **Henrik Ibsen.** Sein Werk — seine Weltanschauung — sein Leben. Von J. Collin. Hirschberg, Winter 1910.

In diesem Werk wird erstmals der Versuch unternommen, Ibsen als religiösen Dichter zu erfassen und die große Bedeutung des Religiösen für seine Kunst wie für sein Leben zu erweisen. Er besitzt eine unbestechliche Erkenntnis der Entartung und des Abfalls der Menschheit, ein übermächtiges Gefühl ihrer Sündhaftigkeit, deren Wurzeln und Quellen im Menschen selbst, aber auch in seiner Umgebung liegen (in Staat, Kirche, Gesellschaft, Familie, Parteien), endlich aber auch einen hoffnungsvollen Glauben an die Möglichkeit einer Befreiung und Erlösung von der Sünde. Das Christentum, wie er es im norwegischen Volke vorfindet, ist freilich schlaff und weichlich; das Christentum überhaupt hat durch seinen asketischen Grundton das Triebleben verstümmelt und zur Entartung der Menschheit beigetragen. Es braucht also ein neues Christentum, in dem die selbstlose Persönlichkeit entwickelt wird, welche den anderen in Freiheit und Liebe dient, ohne ihr eigentliches Wesen zu opfern; eine Persönlichkeit, welche nur an sich selbst gebunden ist, weil sie die Gottheit im Busen trägt. Diese Grundgedanken läßt Collin aus einer eingehenden Betrachtung von Ibsens Lebensgang und Schriften hervorwachsen. Im Gegensatz zu denen, welche aus Ibsen die Selbstzersetzung des Menschengeistes in trostlosen Nihilismus herauslesen, betont Collin die positiven Ergebnisse dieses Dichterlebens und -wirkens; ob nicht zu sehr, darüber wird es verschiedene Meinungen geben.

9. **Aus Altertum und Gegenwart.** Gesammelte Abhandlungen von Robert v. Pöhlmann, o. Professor der alten Geschichte an der Universität München. München, C. H. Beck. 1911.

Der bekannte Münchener Historiker hat in diesem stattlichen Bande zwölf Aufsätze vereinigt, welche er in verschiedenen Zeitschriften zwischen 1885 und 1903 hat erscheinen lassen, die er aber alle in zweiter Ausgabe und wesentlich verbesserter und erweiterter, dem heutigen Stand der Forschung angepaßter Gestalt vorlegt. Im ersten Aufsatz zeigt er auf, welche Bedeutung das klassische Altertum für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers hat; es ergibt sich unter anderem, daß die antike Staatsphilosophie als die wahre Gleichheit nicht die ansieht, welche nur nach Maß, Gewicht und Zahl fragt, und „Ungleichen Gleiches gewährt", sondern für die verhältnismäßige Gleichheit eintritt; „die demokratische Theorie, nach der das absolute gleiche Wahlrecht das politische Kulturwahlrecht sein soll, gilt dem Athener Thukydides als offenkundige Torheit" (VI, 89). Ein weiterer Aufsatz erörtert die Methodik der Geschichte des Altertums; ein dritter handelt von der geschichtlichen Beurteilung Homers, wobei die extrem kollektivistische Ansicht, nach welcher die Homerische Poesie nicht das Werk einzelner, sondern das unmittelbare Ergebnis der Blüte des hellenischen Volksgesanges wäre, abgelehnt wird. Noch heben wir hervor die Studie über die Wohnungsnot der griechischen Großstädte, wo Spekulation und Agiotage Boden- und Häuserwert enorm in die Höhe trieben; den Nachruf über Theodor Mommsen, dessen Lebenswerk Pöhlmann mit Recht fast übermenschlich nennt, und die gedankenreiche Polemik gegen die Überschätzung der Technik und die Verachtung der klassischen Geistesbildung. Das ganze Werk bietet dem Leser eine Fülle von Belehrung und reichsten Genuß dar.

10. **Fremdwörterbuch.** Von Dr. J. Ch. A. Heyse Hannover und Leipzig. Hahnsche Buchhandlung. 1910.

Die neunzehnte Originalausgabe von Heyses Fremdwörterbuch verdankt es den während vieler Jahre fortgesetzten Be-

mühungen ihres gelehrten und erfahrenen Herausgebers, Herrn Professor Lyon, wenn dieses mit Recht gepriesene Buch nach fast hundert Jahren unter den zahlreichen Mitbewerbern auf diesem Gebiete die erste Stelle behauptet. Es war nicht leicht, sie ihm zu sichern, denn die Sprache ist wandelbar, und durch ihr Strombett fließen beständig neue Quellen, während die Bedürfnisse sprachlicher Ausdrucksweise in bezug auf wissenschaftliche Technik stets immer Entlehnungen aus dem klassischen Schatz erfordern. Auch dem Laien ist es auffallend, wie viele Anglizismen, und das oft recht unnötigerweise, in unser heimisches Deutsch eingedrungen sind. „Golf" für das uralte, durch Schäfer zuerst erfundene „Lochballspiel", „Start" und „Starter" für den „Ablauf" und den „Rennwart" bei Wettfahrten und Rennen sind Beispiele unter Hunderten, die mit dem längst eingebürgerten „Sport" zusammenhängen. Die Vorschrift, Fremdwörter zu gebrauchen, wenn sie besser und kürzer ausdrücken, was gesagt werden soll, ist von Goethe. Wir nehmen Arabisch zu Hilfe, wenn wir Tarif und Admiral schreiben oder sprechen; die Südseeinsulaner lehrten uns Tabu, aber die Franzosen lachen, wenn sie von einem „Delikatessen"geschäft hören, in welchem Würste verkauft werden, und Ausdrücke wie „delabriert" oder „deprimiert" sollten, je eher desto besser, aus dem Sprachgebrauch verschwinden, dem die Bezeichnungen „zerfallen" und „gedrückt" zu Gebote stehen. Dagegen ist es fraglich, ob ein „Snob" mit Laffe oder Geck richtig übersetzt ist? Die Welt ist voll von Snobs, leider auch in Deutschland, aber um die Definition befragt, zog es ein Engländer vor, auf eine bekannte Persönlichkeit zu verweisen, die den Typus verkörperte. An dem vorliegenden Werk ist nichts auszusetzen als zu häufig verfehlte Angaben über die Aussprache der Wörter. Man sagt nicht släng, sondern slang, nicht oschiw für ogive usw.

γ. **Venice in the thirteenth and fourteenth centuries.** By F. C. Hodgson. London, George Allen & Sons. 1910.

Hodgson hat ein Werk über die früheste Geschichte Venedigs geschrieben, das von der Kritik, auch in Deutschland (so v. Gerland und Kretzschmayr) gut aufgenommen und als sorgfältig und förderlich für die Wissenschaft bezeichnet wurde. Er läßt jetzt einen zweiten Band folgen, der die Erzählung von dem Zerfall des lateinischen Kaisertums bis zum Kriege von Chioggia und den Beziehungen der Republik zu den Visconti fortführt. Auch dieser Band ist eine überaus tüchtige Leistung; die deutsche Literatur, so Heyds' Levantehandel und Simonsfelds fondaco dei Tedeschi ist entsprechend verwertet. Auch ein gutes Register fehlt nicht; man kann aus ihm in Kürze ganze Biographien zusammensetzen. Die Vielseitigkeit der venetianischen Aristokratie tritt recht ins Licht an Andrea Dandolo, nach dem Hodgson eine ganze Zeit benennt: er war Kriegsmann, Staatsmann, Professor des Rechts in Padua, Schriftsteller, Doge im Jahre 1343 mit erst 34 Jahren, gestorben schon 1354, erst 45 Jahre alt, der würdige Führer einer Stadt, welche Petrarca das eine Auge Italiens nannte, neben Genua als dem anderen.

βλ. **Boy.** Von P. Luis Coloma S. J. Deutsche Übersetzung von K. Hofmann. Freiburg, Herders Verlag. 1910.

Vor nun etwa siebzehn Jahren begann ein kleines Meisterwerk spanischer Abkunft seine Siegesfahrt durch die gebildete Welt. Der Verfasser war ihr noch unbekannt, die Übersetzungen kaum mäßig zu nennen, gleichviel: die dekadente, vornehme Welt der Jahre, die das Experiment des savoyischen Königs und die Wiederherstellung des Bourbonen Alfonso sahen, war mit einer solchen Virtuosität, mit einer nicht weniger verblüffenden Kenntnis der madrilenischen Zustände in einem spannenden Roman von tadelloser Prosa geschildert, daß der bewundernde Beifall sich in Staunen auflöste, als es bekannt wurde, der Verfasser von „Pequeneces" — Lappalien — sei Jesuit. Der Beichtstuhl genügte zur Erklärung einer solchen Welt- und Menschenkenntnis in keiner Weise. Sie war so bitter, echt und tief, daß der Ordensmann dem Dichter Coloma zum Verderben wurde. Lange Zeit hindurch hörte man nichts oder so gut wie nichts von ihm. Aus Madrid in die Provinz verbannt, büßte er, so hieß es, für einen Erfolg, um den ihn die Meister seiner Kunst in ganz Europa beneiden konnten. Nun ist der in der Vollkraft des Schaffens Gehemmte ein Sechzigjähriger, und wie unser Herrgott in Frankreich von 1795, „darf er wieder sein", mit anderen Worten, er durfte „Boy" veröffentlichen, ein Buch, das die spanisch redende Welt schnell in 10 000 Exemplaren verschlungen hat. Es wird übermäßig gepriesen und spielt sich ebenfalls in der vornehmen Welt von 1868 und in Spanien ab. Fast nur unter Männern. Das Liebesleben des Helden wird zu diskret behandelt. Colomas Meisterstück bleiben die „Lappalien". In ihrer Art sind sie ein erbaulicheres Buch als diese Kriminalgeschichte, die sichtbar auf persönlichen Erinnerungen beruht. Nicht ungestraft sind dem Dichter die Schwingen beschnitten; er ist kein freier Vogel mehr und schleppt die Kette nach. Der Künstler spricht auch hier, aber mit gebrochener Stimme, und der fromme Schluß wirkt nicht überzeugend: die Kontraste fehlen. Die gute Übersetzung vermag dennoch nicht für die elegante Sprache des Originals zu entschädigen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alberti. — „Ablösung vor!" Roman von Conrad Alberti (Sittenfeld). Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. 1911.

Altschul. — Italienische Lyrik des Mittelalters. Ausgewählt und übersetzt von Arthur Altschul. Dresden, Alexander Köhler. 1911.

Andersen. — Das Märchen meines Lebens. Von H. C. Andersen. Stuttgart, Holbein-Verlag. O. J.

Aram. An den Ufern des Arares. Roman von Kurt Aram. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. 1911.

Baum. — Ulmer Kunst. Im Auftrage des Ulmer Lehrervereins herausgegeben von Julius Baum. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1911.

Bensky. Babajew. Roman von Sergej Bensky. Frankfurt, Rütten & Loening. 1910.

Bertow. — Die Klatschgesellschaft. Lustspiel in vier Akten (nach Sheridans School for Scandal). Von Wilhelm Bertow. Friedenau, Bureau Karl Fischer. O. J.

Bever. — Les Poètes du Terroir du XV^e siècle au XX^e siècle. Textes choisis. Par Ad. van Bever. Tome III. Languedoc et Comté de Foix — Lorraine — Lyonnais — Nivernais — Normandie. Paris, Ch. Delagrave. 1911.

Billeter. — Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums. Von Gustav Billeter. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Boulenger. — Opinions Choisies. Par Marcel Boulenger. Paris, Dorbon-Ainé. 1911.

Boy-Ed. — Nur wer die Sehnsucht kennt ... Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Brockhausen. — Österreichische Verwaltungs-Reformen. Sechs Vorträge in der Wiener Freien Staatswissenschaftlichen Vereinigung von Dr. Karl Brockhausen. Wien, Franz Deuticke. 1911.

Buchner. — Lied und Leben. Gedichte von Martin Buchner. Straubing, Cl. Attenkofer. O. J.

Cornelius. — Elementargesetze der bildenden Kunst. Grundlagen einer praktischen Ästhetik von Hans Cornelius. Zweite vermehrte Auflage. Mit 245 Abbildungen im Text und 13 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Danthendey. — Die acht Gesichter am Biwasee. Japanische Novellen. München, Albert Langen. 1911.

Delitzsch. — Das Land ohne Heimkehr. Die Gedanken der Babylonier-Assyrer über Tod und Jenseits nebst Schlussfolgerungen. Von Friedrich Delitzsch. Mit 8 Illustrationen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1911.

Deussen. — Die Philosophie der Griechen. Von Dr. Paul Deussen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1911.

Divoire. — Les Deux Idées. II. Metchnikoff, philosophe. La Philosophie, la Science et la Religion devant la Philosophie scientifique. Par Fernand Divoire. Paris, H. Fabre. 1911.

Dörrer. — Karl Domanig. Zum 60. Geburtstag des Tiroler Dichters und Volksmanns am 3. April 1911. Von Anton Dörrer, Innsbruck. Hamm, Breer & Thiemann. 1911.

Dupuy. — Le Positivisme d'Auguste Comte. Par Paul Dupuy. Paris, Félix Alcan. 1911.

Eichrodt. — Das Buch Biedermeier. Gedichte von Ludwig Eichrodt und Adolf Kußmaul sowie von ihrem Vorbild, dem „alten Dorfschulmeister", Samuel Friedrich Sauter, gesammelt und herausgegeben von Ludwig Eichrodt. Neue, von Friedrich Eichrodt besorgte und von Eduard Ilse illustrierte Ausgabe. Stuttgart, K. Ad. Emil Müller. 1911.

Epstein. — Im Kampf um Gott. Drei Erzählungen. Von Gertrud Epstein. Dresden, Heinrich Minden. 1911.

Eucken. — Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rudolf Eucken. Neunte, vielfach umgestaltete Auflage. Leipzig, Veit & Co. 1911.

Ewert. — In Glanz und Leuchten. Novellen von Ernst Ewert. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Fedorowicz. — 1809. Campagne de Pologne. Depuis le commencement jusqu'à l'occupation de Varsovie. Volume I. Documents et matériaux français. Par Wladyslaw de Fedorowicz. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1911.

Forbes-Mosse. — Berberitzchen und Andere. Von Irene Forbes-Mosse. Berlin, S. Fischer. 1910.

Fred. — Literatur als Ware. Bemerkungen über die Wertung schriftstellerischer Arbeit. Von W. Fred. Berlin, Besterheld & Co. 1911.

Frey. — Scritte da M. Giorgio Vasari, pittore ed architetto Aretino. Mit kritischem Apparate herausgegeben von Dr. Karl Frey. Parte I. Band I. München, Georg Müller. 1911.

Ganghofer. — Waldrausch. Roman in 2 Bänden von Ludwig Ganghofer. Volksausgabe. Zwei Bände. Gesammelte Schriften. Dritte Serie. Band 1 u. 2. Stuttgart, Adolf Bong & Comp. O. J.

Gerhardt. — Amy Robsart. Trauerspiel. — Ein Ritterschlag. Schauspiel. Von Otto Gerhardt. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Geyer. — Michael Kohlhaas. Kleistens Novelle dramatisiert. Von Ernst Geyer. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Gnau. — Die Zensur unter Joseph II. Von Dr. Hermann Gnau. Strassburg, Josef Singer. 1911.

Goethes Sämtliche Werke. Band 1 15. Leipzig, Tempel-Verlag. O. J.

Gomperz. — Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie. Von Theodor Gomperz. Erster Band. Dritte durchgesehene Auflage. Leipzig, Veit & Co. 1911.

Goßler. — Über den Mißerfolg strategischer Operationen. Von von Goßler, General der Infanterie z. D. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1911.

Grand-Carteret. — Deutschland und Frankreich. Ein Wort zur Verständigung. Von John Grand-Carteret. Deutsche Übertragung von P. Müllendorff. Bonn, Albert Ahn. 1911.

Gutzkows Werke. Herausgegeben von Peter Müller. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. O. J.

Gutzkow. — Der Zauberer von Rom. Roman von Karl Gutzkow. Zwei Bände. Neunte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1911.

Harms. — Das Staatswissenschaftliche Institut an der Universität Kiel. Unter besonderer Berücksichtigung seiner „Abteilung für Seeverkehr und Weltwirtschaft". Rede, gehalten bei der Eröffnungsfeier am 24. Februar 1911 von Dr. Bernhard Harms. Jena, Gustav Fischer. 1911

Hehn. Über Goethes Gedichte. Von Viktor Hehn. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Heim. — Empfindungen. Gedichte von L. Heim. Oldenburg, Schulzesche Hof-Buchhandlung O. J.

Heines Werke in zehn Bänden. Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann und Julius Petersen herausgegeben von Oskar Walzel. Erster Band. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Hellwig. — Schundfilms. Ihr Wesen, ihre Gefahren und ihre Bekämpfung. Von Dr. Albert Hellwig. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1911.

Herrmann. — Theodor Storms Lyrik. Von Walther Herrmann. Probefahrten Bd. 17. Leipzig, R. Voigtländer. 1911.

Heydemann-Möhring. — Hinter dem Nebel. Zwei Novellen von Elisabeth Heydemann-Möhring. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. 1911.

Hutschenruyter. — Das Beethovenhaus (Het Beethovenhuis). Von Willem Hutschenruyter Abbildungen nach Entwürfen von J. P. Berlage. Aus dem Holländischen übertragen vom Verfasser. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1911.

Jeudon. — La Morale de l'Honneur. Par L. Jeudon. Paris, Félix Alcan. 1911.

Jürgensen. — Fieber. Afrikanische Novellen. Von Jürgen Jürgensen. Frankfurt, Rütten & Loening. 1910.

Kilner. — Die andere Hälfte. Roman von Martin Kilner. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. 1911.

Kirchner. Grenzen des menschlichen Vorstellungsvermögens. Die Kugelhypothese und ihre Lehren für die Naturphilosophie. Von C. Kirchner. Leipzig, Bruno Volger. 1911.

Kodjoy. — Susanna. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Paul Kodjoy. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Koszul. — La Jeunesse de Shelley. Par A. Koszul. Paris, Bloud & Cie. 1910.

Kremnitz. — Laut Testament. Roman von Mite Kremnitz. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. 1911.

Küntzel. — Die politischen Testamente der Hohenzollern nebst ergänzenden Aktenstücken. Zwei Bände. Herausgegeben von Georg Küntzel und LMartin Hass. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

aborie. — Paris sous Napoléon. Le Théatre-Français. Par L. de Lanzac de Laborie. Paris, Plon-Nourrit. 1911.

Lambertz. — Der Richter. Erzählungen aus Alt-Japan. Von Hans Lambertz. München, C. H. Beck. 1911.

Magner. — Der Sport ums Dasein. Entwurf einer neuen biologischen Weltanschauung. Von S. J. Magner. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Hermann Dege. 1909.

Mayer. — Herbstlied. Novellen von Theodor Heinrich Mayer. Wien, Hugo Heller & Cie. 1910.

Mirtow. — Die Verbannten. Roman von Oleg Mirtow. Frankfurt, Rütten & Loening. 1910.

Molo. — Der gezähmte Eros. Roman von Walter von Molo. Berlin, Schuster & Loeffler. 1911.

Mukerji. — Hinduism and the Coming Census. Christianity and Hinduism. By M. N. Mukerji. Calcutta, Srikali Ghosh. 1911.

Nabl. — Narrentanz. Novellen von Franz Nabl. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1911.

Natorp. — Volkskultur und Persönlichkeitskultur. Sechs Vorträge von Dr. Paul Natorp. Leipzig, Quelle & Meyer 1911.

Nozière. — Au Temps d'Adrien. Par Nozière. Paris, Dorbon-Ainé. 1911.

d'Ollone. — Les Derniers Barbares. Chine — Tibet — Mongolie. Par le Commandant d'Ollone. Ouvrage orné de 146 Illustrations, de 4 Cartes et d'un Portrait de l'auteur. Paris, Pierre Lafitte & Cie. 1911.

Petsch. — Der Urfaust. Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt. Mit Einleitung herausgegeben von Prof. Dr. Robert Petsch. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Picavet. — Roscelin, Philosophe et Théologien, d'après la legende et d'après l'histoire. Sa place dans l'histoire générale et comparée des Philosophies Médiévales. Par François Picavet. Paris, Félix Alcan. 1911.

Pinski. — Der Schatz. Komödie in vier Akten. Von David Pinski. Berlin, Eduard Bloch. 1910.

Plener. — Erinnerungen von Ernst Freiherrn von Plener. Erster Band: Jugend, Paris und London bis 1873. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1911.

Pous. — Gori, der Rebell. Roman von José Pous. Frankfurt, Rütten & Loening. 1910.

Presber. — Die bunte Kuh. Humoristischer Roman von Rudolf Presber. Berlin, Concordia. 1911.

Raffay. — Dämmerstunde. Von Robert Raffay. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Reisiger. — Stille Häuser. Novellen von Hans Reisiger. Frankfurt, Rütten & Loening. 1910.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von Friedrich Michael Schiele. II. Reihe, 1. und 6. Heft. Die Geschicke Judas und Israels im Rahmen der Weltgeschichte. Von Professor Dr. C. F. Lehmann-Haupt. III. Reihe, 13. und 14. Heft. Primitive Religion. Von Professor Martin P. Nilsson. — IV. Reihe, 15. Heft. Die Abendmahlsnot. Ein Kapitel aus der deutschen Kirchengeschichte der Gegenwart. Von Professor D. Otto Baumgarten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911.

Reven. — Die Fremdenlegion. Eine sozialpolitische, völkerrechtliche und weltpolitische Untersuchung. Von Victor Reven. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Der Russisch-Japanische Krieg. Amtliche Darstellung des Russischen Generalstabes. Deutsche, vom russischen Kriegsministerium autorisierte Ausgabe von Freiherr von Tettau. Band III. Erster Teil. Die Schlacht am Schahe. Mit 10 Skizzen in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1911.

Schaukal. — Eros Thanatos. Vier Erzählungen. Von Richard Schaukal. Zweite, verbesserte Auflage. München, Georg Müller. 1910.

Schillers Sämtliche Werke. Band II: Die Räuber. Fiesco. Kabale und Liebe. Band IV: Philosophisch-ästhetische Schriften. Band V: Wallenstein. Leipzig, Tempel-Verlag. O. J.

Schilling. — Sonnenliebe. Von Hermann Schilling. Berlin, A. Stein. 1911.

Schottmüller. — Fra Angelico da Fiesole. Des Meisters Gemälde in 327 Abbildungen. Herausgegeben von Dr. Frida Schottmüller. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1911.

Schrader. — Die Indogermanen. Von Dr. phil. O. Schrader. Mit 6 Tafeln. Wissenschaft und Bildung, Band 77. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

Schultze. — Fritz Reuters „oller Kapteihn" aus der „Festungstid". Ein Lebensbild. Von Alfred Schultze-Meseritz. Mit einem Bilde des „ollen Kapteihn" nach einem von Fritz Reuter gemalten Aquarell. Dresden, Richard Lincke. 1911.

Schulze. — B. G. Teubner. 1811—1911. Geschichte der Firma. In deren Auftrag herausgegeben von Friedrich Schulze. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Seppelt. — Urkirche und Katholizismus von Pierre Batiffol. Übersetzt und eingeleitet von Dr. theol. Franz Xaver Seppelt. Kempten, Jos. Kösel. 1910.

Simon. — Englische Stadtverwaltung. Eine Studie von Dr. jur. Fritz Simon. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1911.

Spemann. — Das Museum. Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. 17. und 18. Lieferung des 11. Jahrganges. Berlin, W. Spemann. O. J.

Spiero. — Dichtungen. Von Heinrich Spiero. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Tanon. — L'Évolution du droit et la conscience sociale. Par L. Tanon. Troisième édition revue et augmentée. Paris, Félix Alcan. 1911.

Thiersch. — An den Rändern des römischen Reichs. Sechs Vorträge über antike Kultur. Von Hermann Thiersch. München, C. H. Beck. 1911.

Ulbrich. — Die Belustigungen des Verstandes und des Witzes. Ein Beitrag zur Journalistik des 18. Jahrhunderts. Von Franz Ulbrich. Probefahrten, Band 18. Leipzig, R. Voigtländer. 1911.

Urbanitzky. — Sehnsucht. Novellen und Märchen. Von Grete von Urbanitzky. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Vecchio. — L'Idée d'une Science du Droit Universel Comparé. Par M. Giorgio del Vecchio. Traduction de M. René Francez. Paris, Librairie Générale de Droit & de Jurisprudence. 1910.

Veritas. — Hassanaga's Weib. Drama in drei Akten nach Goethes Ballade von Milan Ogrizovic. Aus dem Kroatischen übertragen von Louise Veritas. Wien, Dr. O. F. Eirich. 1910.

Die Verwaltung der öffentlichen Arbeiten in Preußen 1900—1910. Bericht an Seine Majestät den Kaiser und König, erstattet von dem Minister der öffentlichen Arbeiten. Berlin, Julius Springer. 1911.

Walther. — Die Anfänge Karls V. Von Andreas Walther. Leipzig, Duncker & Humblot. 1911.

Wassermann. — Der Literat oder Mythos und Persönlichkeit. Von Jakob Wassermann. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Weldemann. — Die religiöse Lyrik des deutschen Katholizismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unter besonderer Berücksichtigung Annettens von Droste. Von August Weldemann. Leipzig, R. Voigtländer. 1911.

Werbizkaja. — Manja. Roman von Anastasia Werbizkaja. Frankfurt, Rütten & Loening. 1910.

Wick. — Gedichte. Von Kurt Wick. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Woermann. — Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Woermann. Dritter Band: Die Kunst der christlichen Völker vom 16. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Mit 328 Abbildungen im Text, 12 Tafeln in Farbendruck und 46 Tafeln in Tonätzung. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1911.

Wolzogen. — Der Erzketzer. Ein Roman vom Leiden des Wahrhaftigen. Von Ernst von Wolzogen. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane & Co. 1910.

Wundt. — Probleme der Völkerpsychologie. Von Wilhelm Wundt. Leipzig, Ernst Wiegandt. 1911.

Zeromski. — Die Geschichte einer Sünde. Roman von Stefan Zeromski. Frankfurt, Rütten & Loening. 1910.

Ziegler. — Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Theobald Ziegler. Ungekürzte Volksausgabe. Berlin, Georg Bondi. 1911.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Das Fenster.

Novelle

von

Lulu v. Strauß und Torney.

(Schluß.)

Franz Eckart war nicht tot. Er war aber schlimmer als das: tot und lebendig zugleich.

Wer in diesen Tagen bei Eckarts vorbeiging, der sah mit einer mit Grausen gemischten Neugierde an dem schmalen, dunklen Haus hinauf. Und viele gab es darunter — Leute, die gut und gern fünfzehn Jahre keinen Fuß über die Schwelle gesetzt hatten —, die gingen nicht bloß vorbei. Wenn die kleine blecherne Glocke an der Ladentür nicht mit einem Tuch umwickelt gewesen wäre, damit sie keinen Lärm machte, sie hätte den ganzen Tag bimmeln müssen; denn der kleine Laden hatte in drei Jahren nicht so viel Kundschaft gesehen, wie jetzt in drei Tagen.

Daß Christiane Eckart selber zum erstenmal in den fünfzehn Jahren ihrer Ehe hinter der Messingwage stand, schien keinen zu wundern. Das Bedienen der Kunden ging der Frau rasch von der Hand, aber in ihrem Gesicht unter dem glänzendschwarzen Scheitel stand etwas wie verbissene Feindschaft, wenn sie die Leute ansah.

Bisweilen ließ sie die Kunden mit knapper Entschuldigung stehen und ging in die Hinterstube. Durch die angelehnte Tür hörten die Wartenden im Laden einen sonderbar lallenden Ton, und gleich hinterher die harte, erhobene Stimme der Frau: „Was? Trinken? Da!" Nach ein paar Augenblicken kam sie wieder herein. Die neugierig den Hals lang machten, sahen durch die Türspalte nichts als die hohe Rückwand des Bettes. Auf eine Frage nach dem Mann hatte Christiane nur ein kurzes Schulterzucken: immer dasselbe.

Es sah fremd und anders aus in der halbdunklen Ladenstube. Christiane hatte das Bett herunterschaffen lassen, denn der Kranke konnte nicht alleinbleiben, und sie hatte nicht Zeit, zwischen Wirtschaft und Geschäft alle paar Minuten drei Treppen zu laufen.

Hager gestreckt in den Bettkissen lag dieser lange, hilflose Körper, an dem nichts mehr sich lebendig bewegte als die Augen. Die waren allein aus der achtundvierzigstündigen bleiernen Bewußtlosigkeit wieder aufgewacht, die schon wie Tod aussah und doch keiner war. In einer dumpfen, schlaflosen Unruhe liefen sie jetzt die Wände auf und ab, zum Fenster und wieder zurück,

oder verfolgten jede Bewegung der beiden, die in der Krankenstube aus- und eingingen. Und sie versuchten qualvoll zu sprechen, wenn die gelähmte Zunge nur ein sinnloses Lallen zustande brachte. Es war immer Mieke, die dieses Lallen verstand und jeden Wunsch des hilflosen Mannes erriet. Das Kind war, ohne zu fragen, aus der Schule weggeblieben und hockte die langen Tage schmal und blaß in dem großen Korbstuhl neben dem Bett. Sie hatte leichte, geschickte Hände zur Pflege; nur wo die kindlichen Kräfte versagten, mußte Christiane mit derben Armen zugreifen, stützen und heben.

Christiane war, als der Doktor den zweiten Tag wiederkam, mit entschlossenem Gesicht vor ihm stehen geblieben.

„Herr Doktor, wie steht es? Sie sollen mir nichts vormachen. Wird er wieder besser?"

Der Arzt zuckte die Schultern. „Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, Frau Eckart: ich kann Ihnen keine Hoffnung machen."

Das Gesicht der Frau Eckart blieb unbewegt, sie war nur einen Augenblick still.

„Wie lange kann es so noch dauern?" fragte sie dann.

Die Antwort war wieder ein Achselzucken. Es konnte in drei Tagen zu Ende gehen. Es gab aber auch Fälle, wo der Zustand sich jahrelang hinschleppte. Je nach der Konstitution.

Christiane ließ sich die nächste halbe Stunde nicht in der Krankenstube sehen. Mieke horchte ein paarmal ängstlich hinüber nach der Küche, wo sie ein Poltern und Wirtschaften mit Kochtöpfen und Kohlenschaufeln hörte, das nichts Gutes bedeutete. Als die Frau wieder hereinkam, war sie unwirsch in Wort und Bewegung. Sie blieb das auch den ganzen Tag.

Christiane hatte Mieke nichts von Doktor Winters Urteilsspruch gesagt. Aber das Mädchen fühlte, was ihr nicht gesagt wurde. Eine stumme Angst verließ sie nicht in diesen langen Stunden, die sie vorgebeugt am Bett saß und das dumpfgequälte Wandern der ruhelosen Augen bewachte.

Einen Ruhepunkt gab es in der Stube für diese wandernden Augen in dem gelben, verfallenen Gesicht: das war das Bild, das über dem Sekretär hing.

Mieke wußte, wer die auf dem Bild war. Von ihrer Mutter hatte sie freilich eins auf den Schnabel gekriegt, als sie vor Jahren in harmloser Kinderneugier danach fragte: Kinder müßten nicht alles wissen, und das Bild da ging sie nichts an. Aber als Franz Eckart damals das Kind auf dem Nikolaikirchhof gefunden, da hatte er ihm anderntags die Frau gezeigt, der es seine heimlichen, an Gräben und Hecken gerupften Blumengeschenke gebracht hatte.

Mutter war nicht in der Stube gewesen, und Vater hörte gleich auf zu sprechen, als ihr Schritt draußen vor der Tür war. Er hatte auch nie wieder etwas davon gesagt. Aber die kleine Mieke hatte seitdem eine verschwiegene Verehrung für dieses schmale, stille Gesicht, um das sie etwas wie ein Geheimnis verspürte, und das immer wie ein Trost über allen kleinen Zänkereien und mürrischen Mienen in der dunklen Hinterstube stand.

Die Ruhelosigkeit des kranken Mannes schien für Augenblicke still zu werden, wenn er mit den Augen auf das Bild traf und daran hängen blieb. Und sie wuchs wieder, wenn, wie jetzt in der späten Junidämmerung, das Bild verschwamm und nicht mehr zu erkennen war. Mieke sah sich unruhig um. Warum kam Mutter nicht mit der Lampe? Sie hatte nach Ladenschluß noch eine Weile im Laden rumort, hatte Schubfächer aufgezogen und Kasten geöffnet und geschlossen. Dann war sie mit Licht in den Lagerraum gegangen, der am Hinterhof lag. Da blieb sie lange.

Jetzt schlug die Tür im Hof. Den Augenblick darauf kam die Frau herein, laut wie immer auf ihren derben Sohlen, eine böse Falte zwischen den Brauen. Sie setzte die kleine Küchenlampe auf den Tisch am Bett, wo noch ihres Mannes Anzug hing, und suchte in den Taschen, bis sie einen Schlüsselbund fand.

Vom Bett her kamen ein paar angestrengte lallende Laute, als Christiane den Sekretär aufschloß. Mieke bückte sich über den Kranken, sie verstand aber nicht, was er wollte. Sie versuchte ihn aufzurichten und hielt ihm das Glas Wasser zum Trinken an die Lippen; er machte aber nur verneinende Zeichen mit Augen und Zunge und wiederholte zwischen mühevollen Atemstößen diese sinnlosen Laute, die wie Angst oder Abwehr klangen.

Christiane hatte gar nicht auf seine plötzliche Unruhe geachtet, sie suchte hastig in dem Sekretär herum, zog die Laden aus und schloß das große Mittelfach auf; die Geschäftsbücher waren da eingeschlossen. Ihre Hände waren sonderbar fahrig, als sie das schwere, abgegriffene Buch herausnahm, das vornean stand. Mieke sah ihr mit großen Augen nach, wie sie ohne ein Wort wieder in den Laden ging, wo noch das Licht brannte.

Als das Kind sich wieder zum Bett wandte, hatte der kranke Mann die Lider geschlossen. Sie lagen tief eingefallen in dem wachsgelben Gesicht, das ohne den ruhelos wachen Blick darin auf einmal häßlich starr wie eine Maske aussah. Mieke lief es plötzlich wie ein Frost über den Rücken. Was da in den Kissen lag, das war ihr Vater und doch nicht ihr Vater mehr. Das halbwüchsige Kind fürchtete sich auf einmal vor diesem fremden Gesicht mit der spitzgewordenen Nase, die einen großen, sonderbaren Schatten warf. Einen Augenblick horchte sie noch auf den kurzen Atem, der in leise pfeifenden Stößen kam, dann stand sie auf und ging auf Zehen lautlos zur Tür.

Auf der Schwelle zum Laden blieb sie stehen. Der lange düstere Raum, in dem nur eine Lampe niedrig geschraubt brannte, sah sonderbar verwühlt aus, wie Umzug oder Scheuertag; Schubfächer und Schränke aufgezogen, auf dem Tresen zwischen zerstreuten Papieren die Tageskasse ausgezählt in kleinen Haufen von Silber, Nickel und Kupfer.

Christiane Eckart stand mit dem Rücken zur Tür, einen Stapel Papiere vor sich, zwischen denen sie eilig suchte und blätterte. Sie fuhr herum, als sie das leise Knarren der Tür hörte.

„Mieke! Was willst du hier?"

Das Mädchen blieb zögernd stehen, dann kam es lautlos herüber.

„Mutter," fragte es halblaut, „muß Vater sterben?"

Die Frau zuckte die Schultern und schwieg einen Augenblick.

„Weiß ich das? Ich bin nicht klüger als der Doktor!“ sagte sie; gleich darauf kam ein bitterer Zug in das ältliche Gesicht. „Sterben tun bloß Leute, die noch nötig sind. Einer, der so herliegt, macht es noch zwanzig Jahr.“

Das Kind sagte nichts, nur die Lippen fingen an zu zucken. Die Frau schien auch ganz vergessen zu haben, mit wem sie sprach. Sie schlug das große Rechnungsbuch zu, das offen neben ihr lag.

„Armer Mann, sagen die Leute. Jawohl, armer Mann! Nach mir fragt keiner, ich kann zusehen, wie ich mich durchschlage. Alles drunter und drüber. Was das noch werden soll, das mag der Himmel wissen. Und dazu noch der kranke Mann, der zu nichts nütze ist.“

Sie war plötzlich still und sah auf das Kind. Das hatte mit einem leidenschaftlichen Aufschluchzen beide Arme auf den Tisch geworfen und das Gesicht darauf gedrückt. Die schmalen Schultern schütterten in diesem stoßweisen Weinen, mit dem das junge Ding hilflos kämpfte.

In dem Gesicht der Frau rührte es sich wunderlich, etwas wie eine widerwillige Weichheit kam in die scharfen, schwarzen Augen. Sie fuhr plötzlich mit der Hand ein-, zweimal über den gebeugten schlichtblonden Kopf da vor ihr.

„Mieke, Kind! Still, Vater hört es!“

Ihre Stimme war anders als sonst. Mieke hatte sich blitzschnell aufgerichtet, sie schluckte und schluchzte noch, wie sie sich die Augen wischte und die Mutter groß und verwirrt ansah. Einen Augenblick war es, als ob sie ihr die Arme um den Hals werfen wollte.

Aber Christiane Eckart sah ihre Tochter schon nicht mehr an, sie bückte sich nach ein paar Papieren, die heruntergefallen waren.

„Leg dich hin und schlaf!“ sagte sie kurz. „Du bist müde. Ich bleibe jetzt bei ihm.“

Das Mädchen blieb noch stehen. Eine stumme, leidenschaftliche Bitte und Hingebung, die ihr in den Augen stand, machte das verweinte, kindliche Gesicht gereift und anders aussehen.

„Mutter — ich kann doch wachen, wenn du hier zu tun hast!“ sagte sie halb ängstlich.

Christiane schob mit einer heftigen Bewegung die Papiere und Bücher auf dem Tisch zusammen, ihre Stimme und ihr Gesicht waren wieder scharf.

„Das hilft hier doch nichts mehr. Mach du nur, daß du zu Bett kommst.“

Mieke Eckart ging stumm und ganz leise hinaus. Im Vorbeigehen blieb sie einen Augenblick noch am Bett des Vaters stehen und strich sachte die Decke glatt. — — — — — —

Eine Woche nach diesem Abend fanden die ersten Kunden, die morgens kamen, die schweren Rolljalousien vor Schaufenster und Ladentür noch geschlossen wie am Feiertag. Und es war noch nicht Mittag, als es schon wie ein Lauffeuer um den Nikolaikirchplatz ging: Eckarts hatten Bankerott gemacht.

Daß der Krug so lange zu Wasser geht, bis er bricht, das hatte der Nikolaikirchplatz ja lange schon gewußt und gesagt. Und auch, daß es bei Eckarts nie und nimmer gut gehen konnte. Jetzt lag eine gewisse Befriedigung

darin, recht behalten zu haben. Unter dem Einfluß dieser Befriedigung war der Nikolaikirchplatz plötzlich ganz Wohlwollen und christliches Mitleid mit den Eckarts. Nicht nur mit Franz Eckart selber, der ja herlag, daß es rein zum Erbarmen war, und nicht leben und nicht sterben konnte, nein, sogar auch mit der hergelaufenen Person, der Frau. Genug auf dem Kerbholz hatte die ja freilich. Das blieb nun einmal wahr, daß sie die Marie Eckart auf dem Gewissen hatte. Aber man mußte es ihr lassen, daß sie ordentlich und fleißig war wie nur eine, und daß ihr doch seitdem nichts nachzusagen war. Wenn es an ihr allein gelegen hätte, wäre es mit dem Geschäft auch wohl nicht soweit gekommen. Und teuer genug mußte sie es jetzt bezahlen, wenn es doch alles umsonst gewesen war und sie mit dem Kind und dem Jammerbündel von Mann sozusagen auf der Straße saß. Bei den Eckarts konnte man es einmal wieder mit Händen greifen, daß Der da oben auch noch lebte, wenn er sich auch Zeit ließ. Und da Der jetzt die Sache in die Hand nahm, war der Nikolaikirchplatz entlastet und konnte es sich leisten, nachsichtig zu sein. —

Gerichtsvollzieher Lührßen, der sonst von Berufs wegen nicht viel für Nachsicht und Rücksicht übrig hatte, trat so leise auf, als es mit genagelten Sohlen nur möglich war, und versuchte seine heisere Auktionatorstimme zu einem gequetschten Flüstern zu dämpfen. Aber es war doch ein dumpfes Rumoren, Kistenschieben und Türengehen in dem alten, dunklen Haus, das durch alle Wände drang und den ganzen Tag nicht zur Ruhe kam.

Christiane Eckart stand diesen langen Morgen dabei, das Gesicht hart und unbewegt wie von Holz, und sah zu, wie die Inventaraufnahme gemacht wurde, nicht nur in dem halbdunklen, geschlossenen Laden, der sein Licht heute nur durch ein schmales Seitenfenster erhielt, nicht nur in dem langen, kahlen Lagerraum am Hof, sondern auch oben in der verhängten guten Stube und bis in jeden Bodenwinkel hinauf. Wie ein Schatten war sie hinter Lührßen und dem vertrockneten alten Gerichtsschreiber die Treppe heraufgestiegen, hatte ohne ein Wort die Stubentüren aufgemacht und die schwerfälligen Schränke aufgeschlossen, die wohl ein Menschenalter lang kaum vom Platz gerückt waren. Was in den niedrigen Stuben herumstand, das war alles von dem Geschlecht dieser Schränke: feste solide Tische, Stühle und Kommoden, wie sie in einem alten Bürgerhaus vom Vater zum Sohn erben. Nur ein paar dünnbeinige Sessel und ein Sofa in der guten Stube, die Marie Eckart in die Aussteuer bekommen und mitgebracht hatte. Und oben in der Schlafstube die braune, blank polierte Kommode, mit der Christiane Coßmann vor fünfzehn Jahren im Hause eingezogen war.

Es war Spätnachmittag geworden, ehe die Inventaraufnahme fertig war. Unten im Gang blieb der Gerichtsschreiber mit seiner Mappe unter dem Arm plötzlich noch vor der Tür der Ladenstube stehen und legte die Hand auf die Klinke. „Hier sind wir noch nicht gewesen. Lührßen, was?"

„Da liegt ja mein Mann!" sagte Christiane Eckart hastig dazwischen. Der mürrische, ältliche Mann hatte gar nicht hingehört; er machte schon die Tür auf, fuhr aber im gleichen Augenblick mit einem stotternden Ausruf und einem verstörten Blick hinter den Brillengläsern zurück. Er hatte was Schreckliches zu sehen gekriegt, erzählte er Lührßen nachher auf der Straße: ein

gelbes Gesicht wie eine Leiche, und ein paar Augen darin! Augen! Na, Lührßen konnte froh sein, daß er sie nicht gesehen hatte! Er selber würde das sobald nicht wieder los, wie die ihn angestiert hatten!

Mieke Eckart hatte diese Augen, die der Gerichtsschreiber nicht wieder loswerden konnte, heute den ganzen Tag irren und wandern sehen, in einer gequält horchenden Unruhe, immer nach der Seite hin, woher das Rumoren und Türengehen im Hause kam — erst nach dem Laden nebenan, dann die Treppe hinauf, über dem Kopf im zweiten Stock und nun wieder herunter. Das halbwüchsige Ding, das über die Schulbücher auf den Knien weg nach dem Bett sah und hochfuhr bei jedem Laut der hilflos lallenden Zunge, sah selbst aus wie ein Schatten, mit dunklen Ringen unter den Augen, so daß es sogar Christiane auffiel, als das Haus still geworden war und sie kam, um Mieke abzulösen. Sie schickte das Mädchen gleich zu Bett, trotzdem draußen unter den Lindenkronen um die Kirche noch kaum das erste warme Helldunkel des Sommerabends hing.

In der Ladenstube mit ihrem Hinterhoffenster war es schon früher Abend geworden; Christiane steckte die Lampe an. Der lange Tag lag der Frau noch schwer in den Knien, als sie sich mit dem Strickzeug neben das Bett setzte. Und nicht nur in den Knien. Es sah aus, als ob er ihr die Falten am Mund herunter um ein gut Teil tiefer und schärfer gefurcht hatte, wie sie da, grell von der Lampe angeschienen, in dem breiten Korbstuhl saß und über das Strickzeug weg sich mit einem harten und doch leeren Blick in den Halbschatten der Stubenecke bohrte.

Der Kranke holte in mühsamen, rasselnden Zügen den Atem sonderbar tief aus der Brust heraus. Christiane hatte auch nicht einmal nach ihm hingesehen; sie hatte ganz vergessen, daß sie Krankenwache hielt.

In Gedanken tappte sie jetzt noch einmal treppauf und treppab in dem hohen dunklen Haus, schloß Türen auf und ging durch Stuben und Schrankkammern, die stumme Erbitterung, die diesen Tag in ihr gewachsen und gewachsen war, wie einen Pflock in der Kehle.

Fünfzehn Jahre saß Christiane Eckart jetzt in diesem Hause. Viel gute Tage hatte sie darin nicht gehabt. Zwischen diesen Wänden war sie geworden, was sie heute war: eine früh gealterte, mißtrauische Frau, die neben Mann und Kind ein verbittertes Einzelleben führte.

Aber eins gab es doch in diesem düsteren alten Hause, woran sie diese fünfzehn Jahre hindurch eine heimliche und leidenschaftliche Freude gehabt hatte: das war der Hausrat, der in den niedrigen Stuben stand und nun ihr gehörte. Diesen toten Sachen gab die Frau, die selbst aus ärmlichen Verhältnissen herkam, was sie für die Lebendigen im Hause nicht übrig hatte. Ihr ganzes Herz hing an diesen schweren Schränken, diesen polierten Tischen und Kommoden. Die Zähne hatte sie zusammengebissen heute morgen und an den Zornträuen geschluckt, als sie zusehen mußte, wie ihre Möbel Stück für Stück besehen und taxiert wurden wie eine Ware, ohne daß sie etwas dabei zu sagen hatte.

Ihre Möbel! Das leise stählerne Klirren der Stricknadeln wurde plötzlich heftiger; Christiane Eckart kniff den Mund ein. Wie lange waren das

denn noch ihre? Wer wußte, wie bald die in fremder Leute Stuben standen und sie nichts mehr angingen! Was gehörte denn noch ihr in diesem Hause? Nicht der Ziegel auf dem Dach und der Stuhl unter dem Leibe! —

Wie eine Sturmflut war es über die Frau hereingebrochen in dieser letzten Woche, seit das Unglück mit ihrem Mann sich herumsprach. Schuldklagen über Schuldklagen; und manche darunter, bei der es Christiane heiß wurde vor Schrecken und vor Scham.

Der kleine schäbige Rechtskonsulent, zu dem sie in ihrer Not gegangen war, hatte die Schultern hochgezogen und den Kopf gewiegt. Ja, ja, da war jetzt nicht mehr viel zu machen, so wie die Sachen einmal standen. Das reine Wunder, daß es nicht schon früher zum Krach gekommen war. Nu ja, das Geschäft war ja nicht groß, aber es hatte seinen guten alten Ruf, der konnte schon einen Puff vertragen. Und eine Zeitlang ging es ja, daß man ein Loch mit dem anderen zustopfte, aber mal hatte das auch ein Ende. Hatte sie, Christiane Eckart, denn nichts davon gewußt, daß ihr Mann zu Leuten wie Kehrberg und Mackeldey gegangen war? Du lieber Himmel, das war doch just so gut, als wenn sich einer die Schlinge selber um den Hals legte!

Christiane Eckart hatte den Kopf geschüttelt und war schroff aufgestanden. Nein, sie hatte nichts gewußt. Was war sie schuldig?

Der kleine geschwätzige Mensch strich dienernd das Silberstück ein, das sie ihm auf seine Forderung widerwillig hinlegte, und brachte sie zur Tür:

Na ja, wenn einem das Wasser bis an die Kehle stieg, dann nahm er es wohl nicht so genau damit, zu wem er ging. Bloß nicht den Kopf hängen lassen, vielleicht war es gar so schlimm nicht. Er kannte Leute, na, er wollte keinen Namen nennen, aber Leute, denen so ein kleiner Bankerott recht gut bekommen war . . .

Mit brennendem Gesicht und einem Ekel bis in den Hals herauf war Christiane die schmutzige Treppe wieder hinuntergelaufen.

Aber das war noch nicht das Schlimmste. Christiane ließ das Strickzeug plötzlich im Schoß liegen und sah starr in die grelle kleine Lampenflamme.

Es war schon halbdunkel gewesen, als sie gestern abend in dem kleinen Kontor bei Mackeldey und Söhne gestanden hatte. Sie hatte warten müssen, eine Viertelstunde wohl. Schließlich schlurrten draußen Pantoffeln.

Sie sah den alten, dicken Mann noch, wie er sich mit vollen Backen kauend in den Lehnstuhl fallen ließ. Sie selbst hatte er stehen lassen.

„Was wollen Sie hier?"

Was sie wollte, hatte Christiane vorher gewußt, klipp und klar, Wort für Wort. Mackeldey & Söhne — „Kornhandlung" stand auf dem Schild über der Tür — hatten ihr Schicksal in der Hand. Wenn Mackeldey und Söhne sich darauf einließen, ihre Klage vorderhand zurückzuziehen, konnte mit den anderen Gläubigern ein Abkommen auf Abzahlung getroffen werden, hatte ihr der Amtsrichter, ein graubärtiger, wohlwollender Herr, umständlich erklärt. Die große Forderung von Mackeldey und Söhne konnte als Hypothek auf dem Hause stehen bleiben. Hoch verzinst mußte sie wohl werden, aber die Firma Franz Eckart war doch gerettet. Ob Christiane sich getraute, die zu übernehmen und weiterzuführen, auch wenn ihr Mann — na, auch

wenn der nicht dazu kam, hatte der Amtsrichter zögernd und sich räuspernd gefragt. Christiane hatte entschlossen genickt. Damit wollte sie schon fertig werden. Franz Eckart Wwe., war es ihr durch den Kopf geschossen, als sie an das Firmenschild unter dem bunten Mohren dachte . . .

Wie sie jetzt aber vor dem fleischigen, alten Gesicht gestanden hatte, das den weißen Bart und die Biederkeit wie eine Maske trug, waren ihr die Worte, die sie sich unterwegs zurechtgelegt hatte, im Halse stecken geblieben. Es kam kurz und trocken heraus, was sie zu bitten hatte.

„Hm, so. Meine Klage zurückziehen? Sie sind nicht dumm!"

Der alte Mackeldey lachte kurz auf und rieb sich das blinde Auge, das nur noch eine weißliche Lidspalte war. Mit dem anderen sah er die Frau scharf an.

„Damit die anderen herausschlagen, was sie kriegen können, und ich sitze nachher dran an dem alten Kasten und kann zusehen, wie ich ihn für ein Butterbrot wieder loswerde?"

„Das Haus ist seine neunzigtausend wert, Herr Mackeldey," versuchte Christiane hastig einzuschieben. Der alte Spekulant zog den Mund schief.

„Alte Rumpelbude! Pfeif ich drauf! Keine zehntausend!" Er legte sich mit beiden Armen breit auf den Tisch und sah sie zwinkernd an. „Ich will Ihnen was sagen, Frau Eckart. Das sind jetzt sechs Jahre her, daß Ihr Mann zuerst zu mir gekommen ist. Altes, renommiertes Geschäft, habe ich gedacht. Kann jedem passieren, daß er mal in Verlegenheit kommt. Und habe ihm das Geld gegeben. Das zweite und dritte Mal auch. Jetzt sind es zwei Jahre, daß ich keinen Pfennig Zinsen besehen habe. Weggeschmissen Geld, sage ich — —"

„Das haben Sie vor einem Vierteljahr wohl nicht gedacht, Herr Mackeldey," war es Christiane ungewollt scharf herausgefahren, „sonst hätten Sie die Forderung von Kehrberg da nicht auch noch aufgekauft."

Der alte Mann zuckte die Schultern und sah an der Frau vorbei.

„Ich habe gedacht, ich tue dem Eckart einen Gefallen damit. Wenn ich gewußt hätte, wie es stand, hätte ich mich schwer gehütet. Aber Ihr Mann hat mir nicht reinen Wein eingeschenkt, Frau Eckart. Nicht reinen Wein, sage ich — —"

„Mein Mann war krank." Christianen hatte die Stimme gezittert, trotzdem sie dagegen anging. „Ihr Geld ist Ihnen doch sicher, Herr Mackeldey, wenn ich jetzt das Geschäft übernehme. Die Haut von den Fingern will ich mir arbeiten, bis ich alles abbezahlt habe."

„Dummheiten. Frauenzimmerschnack!" Der Spekulant schüttelte mürrisch den Kopf. „In einem Jahr ist es wieder so weit wie jetzt, und dann kann ich sehen, wie ich zu meinem Recht komme, wenn nichts mehr da ist, he? Sie meinen wohl, ich habe mein Geld zum Ausdemfensterschmeißen? Nee, dazu haben es bloß die Bankerottmacher, andere Leute nicht!"

„Herr Mackeldey! Wollen Sie mich vor die Tür setzen mit dem kranken Mann? Wir müssen ja aus dem Hause — —"

Christiane hatte nicht weiter gesprochen, die Kehle war ihr trocken geworden. Der Alte zuckte gleichgültig die Schultern.

„Haben schon mehr Leute gemußt."

Über Christiane war plötzlich etwas von ihrem alten blinden Zorn gekommen, der ihr wie Feuer aus den Augen sprang. Sie hatte den Stuhl weggestoßen, auf dessen Lehne ihre Hand lag.

„Wissen Sie, was Sie sind, Sie?" schrie sie den Alten an, „schlimmer als ein Mörder sind Sie, sage ich Ihnen! Ein Schuft sind Sie! Ein . . . ein — — —"

Dem dicken Mann war es blaurot in das Gesicht geschossen: er beugte sich vor, seine Stimme war hämisch, daß es Christianen jetzt noch im Ohr klang. „Sie haben wohl ein ganz reines Gewissen? Ich habe so was läuten hören, daß Sie auch just nicht zur Vordertür ins Haus gekommen sind! Daß so eine wieder heraus muß, das ist nicht mehr als Recht und Gerechtigkeit, merken Sie sich das!"

Er hatte plötzlich mit der feisten Hand auf den Tisch geschlagen, daß die Papiere, die da lagen, auf die Erde flogen. „Wollen Sie mir hier in meinem Hause Frechheiten sagen, Sie infame Person? Verklagen tue ich Sie noch obendrein, wenn Sie jetzt nicht machen, daß Sie hinauskommen! Na, wird's bald? . . ."

Eine Stricknadel klirrte. Die Frau am Krankenbett schreckte auf, eine böse senkrechte Falte zwischen den schwarzen Brauen. Als sie vom Bücken wieder hochkam, blutrot im Gesicht, schlug ein rasselnder Laut vom Bett herüber; der Takt des mühsamen Atmens wurde plötzlich ein anderer, kurz und stoßend. Christiane beugte sich vor, ging aber gleich hastig wieder zurück. Wie eine körperliche Berührung spürte sie auf einmal aus dem Halbschatten heraus diesen immer noch schlaflosen Blick, der weit aufgerissen und stier an ihrem Gesicht hing und mitging, wenn sie sich bewegte. Vielleicht den ganzen Abend schon, ohne daß sie es gemerkt hatte.

Die Frau sah nach dem Bett und rührte sich nicht, nur die hartgearbeiteten Hände kniff sie langsam ganz fest zusammen, daß es ihr wehtat. Eine siedeheiße Welle von Erbitterung, von Haß stieg ihr auf einmal in die Kehle, daß ihr der Atem kurz wurde. Der, Der, Der hatte es schuld, daß sie da gestern gestanden hatte wie eine, die im Zuchthaus gesessen hat! Und nicht bloß gestern! Jeden Tag und jede Stunde, diese fünfzehn Jahre! War das denn überhaupt noch ein Leben gewesen, was sie gehabt hatte, hier in diesem alten Kasten? Auf den Knien dem lieben Gott danken wollte sie, wenn sie ihr Lebtag nicht hereingekommen wäre. Sterben und verderben hätte sie hier können, ohne daß es einen gekümmert hätte. Und Den da am wenigsten!

Die Augen da im Halbschatten standen noch immer weit offen und ließen Christianes Gesicht nicht los, eine dunkle wachsende Angst im Blick: hilf mir! hilf mir!

Christiane saß, die Lippen zusammengeklemmt und sah hinüber. Nichts war laut in der Stube als die raschen gequälten Atemstöße und das langsame Uhrticktack an der Wand. Der Frau war es plötzlich, als ob der da

im Bett Wort für Wort hören müßte, was in lautloser Erbitterung in ihr hochkochte und ihr aus jeder Linie und Falte des scharfen Gesichts sprach:

Ja, starr mich nur an, du. Ich weiß, wie du bist. Just, wie die anderen auch, die lieben Nachbarn da draußen. Meinst wohl, ich wüßte nicht, daß du mich dein Lebtag über die Achsel angesehen hast? Hast mir auch gerade groß was vorzuwerfen, du! Bist viel besser als ich, jawohl! Viel zu gut für so eine wie ich! Die kann sich noch himmelhoch freuen, wenn sie solchen Mann hat! Einen, der jeden Abend, den Gott werden läßt, in der Kneipe sitzt und Arbeit und Geschäft verbummeln läßt! Einen, der Frau und Kind ins Unglück bringt, daß sie betteln gehen können! Weißt du, was so einer ist? Ein Lump ist er! Und wenn er zehnmal fromm tut und herumgeht wie die leibhaftige Demut, ein Lump bleibt er doch — —

Christianes zorniger Gedankenstrom stockte plötzlich wie von einem Schlag, ihre Augen wurden weit und schreckhaft. Die Bettdecke, unter der nun seit Wochen dieser lebendig tote Körper lag, regungslos und hilflos wie ein Klotz, hatte sich sonderbar aufzuckend bewegt. Mit schwerer Zunge quälte der Mann sich ab, er wollte sprechen, ein paar angstvoll stammelnde Laute kamen heraus, ein harter Atemstoß.

„Marie!" sagte er auf einmal lallend, aber ganz verständlich. Im gleichen Augenblick ein gurgelnder Ton, ein aufbäumendes Zucken unter der Decke.

Die Frau stand schon auf den Füßen, die Lampe in ihrer Hand schütterte, daß die weiße Milchglasglocke klirrte. Wie sie auf das Bett hinleuchtete, sah sie, daß die gebrochenen Augen weißlich durch die halboffenen Lidspalten schienen. Mit einem dumpfen Schrecken kam es ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß die rasselnden kurzen Atemstöße aufgehört hatten und nur die Uhr noch laut und langsam durch eine sonderbar schwere Stille tickte.

Fünf Minuten darnach wacht Mieke Eckart in ihrem schmalen Kinderbett von einem grellen Lichtschein auf. Ihre Mutter stand mit der Lampe vor dem Bett. Sie sah sonderbar fremd aus, finstere Aufregung im Gesicht und fast etwas wie Furcht. Mit einem Ruck saß das Kind steil aufrecht, die Zähne schlugen ihm.

„Mutter, — — ist — — ist Vater — —?"

Die Frau nickte nur.

Einen Augenblick saß Mieke still, aber auf einmal schrie sie schluchzend auf: „Mutter!"

Christiane Eckart machte erst eine Bewegung, als ob sie sich aus den Armen los machen wollte, die das Kind ihr um den Hals geworfen hatte. Aber dann lief es ihr plötzlich wie ein rasches Frösteln über den Leib, sie setzte sich auf die Bettkante und drückte den mageren Kinderkörper, der vor Schluchzen schüttelte, heftig an sich.

„Still doch, Mieke. Still doch!" sagte sie mit sonderbar geschnürter Stimme über das Kind weg in die dunkle Schattenecke der Stube hinein. „Ich wollte bloß, ich läge lieber unten. Das wäre das Beste."

Alle Kinder vom Nikolaikirchplatz und drei Straßen darüber hinaus belagerten die Treppensteine des alten steilgiebeligen Hauses mit dem Mohren,

als es drei Tage darauf in langsamen Zügen vom Nikolaikirchturm läutete, und trotteten in Schürzen und schlappenden Lederpantoffeln hinter der schwarzen Leichenfolge her, als ob sie dazu gehörten und es ohne sie nicht ginge.

Was nicht mit konnte, das lief vor die Türen und sah dem Zuge nach. Das war eine Folge, Herr du liebe Güte! Man sollte nicht glauben, daß es eines bankerotten Mannes Sarg war, hinter dem sie herging. War das nicht der dicke Herr Meinert aus dem Prinzenhof, der da vorne neben Schneider Grönegraß? Auch wer sonst am Werktag nicht viel Zeit übrig hatte, der hatte sich doch heute den schwarzen Rock angezogen, um dem Namen Eckart die letzte Ehre zu geben. Ein ganzes Stück vom alten Nikolaikirchplatz kam mit dem Namen unter die Erde. Die lahme Dühlmeiersche mit ihren achtzig Jahren, die von ihrem Dachfenster aus dem Zug da unten um die Kirchenecke nachsah, war ihrerzeit als Dreikäsehoch auch eines Herrn Franz Eckarts schwarzem langen Leichenzug nachgetrottet, wie heute die Rangen da unten in den Lederpantoffeln. Das war der ganz alte Herr Eckart gewesen, dieses jungen Urgroßvater. Und jetzt war es zu Ende mit den Eckarts.

Die kleine Stube drinnen im Hause, wo der Sarg gestanden hatte, und sogar der Hausgang war gedrückt voll gewesen; ein paar alte Frauen aus der Nachbarschaft schluchzten vernehmlich in Pastor Seebohms Leichenrede hinein. Aber das neugierige Mitleid, das sie säckeweis mitgebracht hatten und nun hinterher gerne redselig losgeworden wären, konnten sie nur wieder einpacken vor Christiane Eckarts Gesicht.

Die Frau stand sehr aufrecht neben dem Sarg, die ganze Zeit mit trocknen Augen und ohne nur einmal aufzusehen. Scharf und verblüht sah sie ja aus, aber doch noch stattlich mit dem glänzend schwarzen Scheitel und dem schlichten schwarzen Kleid. Neben ihr das Kind war wie ein schmaler kleiner Schatten mit dem blassen verweinten Gesicht. Lieber Gott, das arme Ding konnte einen ja auch bis in die Seele dauern. Das schlug nicht nach der Mutter, und die hatte sich ja auch sein Lebtag blutwenig darum gekümmert. Jetzt sollten ihm wohl wenig gute Tage mehr blühen!

Mieke Eckart war durch diese drei Tage gegangen wie durch einen Traum; einen langen schwarzen schrecklichen Traum, in dem es nur ein paar heiße Augenblicke erschrockenen Glücks gab, weil Mutter so anders als sonst und so gut zu ihr sprach. Aber das war ja auch nicht wirklich und nur Traum, irgendwann mußte doch das Aufwachen kommen. Es war nicht wirklich, daß sie Vater da unten in der ausgeräumten Ladenstube so fremd und wachsgelb in dem langen schwarzen Sarg liegen sah. Es war jetzt auch nicht wirklich, daß die vier Männer mit den beflorten Hüten den Sarg anfaßten und mit verhaltenem Keuchen und scharrendem Fußtrappeln aus der schmalen Tür und durch den engen Ausgang brachten.

Als die Frau Meinert mit ihren paar ehrlich gemeinten guten Worten und der ausgestreckten Nachbarshand bei Christiane Eckart, der Witwe, sehr kurz abgefertigt war, sah sie sich nach dem kleinen blassen Schatten Mieke um. Die war aber verschwunden. Die dicke Frau kehrte um und ging eilig

den Nachbarsfrauen nach, die noch auf der Straße standen und zusahen, wie der Leichenzug sich in Gang setzte.

Christiane Eckart stand auf einmal ganz allein in der leeren und sonderbar stillen Stube, die eben noch voll Gedränge und Unruhe gewesen war. Von draußen kamen noch unbestimmte Geräusche, Huftritte, Stimmen, das kurze scharrende Anziehen eines Wagens; nun noch einmal eilige Schritte auf der Treppe und im Gang. Einer von den Trägern kam zurück, um ein paar vergessene Kränze zu holen. Christiane hob sie auf und gab sie dem Mann. Der von ihrer Schwägerin war darunter.

Von der Verwandtschaft war keiner zur Beerdigung gekommen, auch diese Schwägerin, Franz Eckarts leibliche Schwester, nicht, die in der Stadt verheiratet war und fünf Straßen weiter wohnte. Sie war krank, hatte sie sagen lassen, als sie gestern abend den Kranz schickte. Mochte wohl mit der Bettelverwandtschaft nichts mehr zu tun haben. Wenn es was zu erben gäbe, sollte sie wohl gekommen sein, dachte die Frau bitter, wie sie zum Fenster ging. Die Luft war zum Ersticken von dem herben und welken Geruch der Totenkränze. Und bis heute morgen hatte der Sarg offen gestanden.

Als sie das Fenster aufstieß, setzte gerade das Geläut oben von St. Nikolai ein, nah und betäubend laut. Unwirsch schlug sie das Fenster wieder zu. Als sie sich umkehrte, sah sie, daß die Kerzen noch brannten, sie ging rasch darauf zu und blies sie aus. Wie der dünne rötliche Schein unter der niedrigen Decke und in den Stubenecken auslosch, sah der lange kahle Raum frostig und düster aus wie ein Keller. Christiane trug die Leuchter hinaus, hohe steifarmige Dinger, die der Küster von St. Nikolai für Leichenfeiern und Taufen auslieh, und band sich in der Küche eine große Schürze über das schwarze Kleid. Eine plötzliche Unruhe steckte ihr in den Gliedern, daß sie jetzt nicht stillsitzen konnte, dieses Glockengedröhne in den Ohren, das nicht aufhören wollte. Sie mußte etwas um die Hand haben. Mit einem raschen Blick sah sie sich um; die Stube mußte doch wieder in Ordnung, sie konnte das just so gut heute machen wie morgen. Das war besser als die Nase ins Gesangbuch stecken. Dafür hatte sie nie viel übrig gehabt. Wozu auch? Der da oben hatte ja auch für sie nichts übrig. Sonst wäre es ihr wohl anders gegangen.

Eine stumme Heftigkeit war in jeder Bewegung der Frau, wie sie die grünen Lebensbaumzweige zusammenkehrte, die auf dem schmutzigen Erdboden zerstreut und von vielen Füßen zertreten lagen.

Zwischendurch richtete sie sich einmal atmend und mit rotem Kopf auf und sah um. Bald war das Gröbste aus dem Wege. Als sie sich rasch wieder bücken wollte, schoß ihr eine Erinnerung wie ein Stich durchs Herz, daß sie stillstand. Wann hatte sie schon einmal so wie jetzt hinter dem Tod hergekehrt, der durchs Haus gegangen war? Damals. Damals . . .

Christiane Eckart drehte sich plötzlich herum und sah nach dem Bild in die Höhe, das da an der Wand hing. Sie kniff die Lippen schmal zusammen, wie sie davor stand. Das Gesicht da oben hatte sie gehaßt von dem ersten Tage, an dem sie als Frau hier ins Haus gekommen war. Das Gesicht da oben war das stumme Unglück im Haus gewesen, das immer da und immer

wach war und sich nie fassen ließ. Aber jetzt war es genug. Jetzt konnte sie es nicht länger ertragen.

Das Geläute draußen hatte eine kurze Pause gemacht, jetzt setzte es plötzlich mit einem starken schwingenden Ton wieder ein. Christiane Eckart kehrte sich um und ging rasch aus der Tür. Auf dem Flur stand noch die kleine Trittleiter aus dem Lagerraum, mit der kam sie wieder und stellte sie unter das Bild.

Sie war schon oben, da knarrte die Tür.

„Mutter!"

Mieke war stehen geblieben, als sie die Mutter auf der Leiter erblickte. Die Frau sah sich gar nicht um.

„Was willst du?" warf sie ihr kurz über die Schulter zu.

Das Kind kam mit einigen Schritten zögernd näher.

„Soll das — soll das herunter?"

Christiane nickte nur. Mieke waren die Augen ängstlich groß geworden.

„Doch nicht weg, Mutter? Das hat doch immer da gehangen — —"

Die Tränen saßen Mieke in der Stimme. Die Frau hatte das Bild schon vom Nagel und kam nun rasch die Leiter herunter.

„Zeit genug, daß es wegkommt! Glaubst du, ich will mich mit jedem alten Plunder schleppen? Wen geht das Ding denn jetzt noch an?"

„Mutter!" schrie das Kind faßt auf, „Vaters Bild! Das gehört doch Vater."

„Vater ist tot!" sagte die Frau, einen harten Klang in der Stimme. Miekes Gesicht brannte, die helle Aufregung stand ihr in den Augen, als sie die Mutter plötzlich am Arm faßte.

„Gib es mir, Mutter! Es gehört doch Vater! Es soll nicht weg, es ist nicht dein Bild, Mutter! Es soll nicht."

„Was fällt dir ein?"

Mit einem heftigen Stoß setzte die Frau das Bild, das Gesicht zur Wand, auf den Fußboden, daß das Glas im Rahmen klirrte. „Es soll weg, habe ich gesagt, und es kommt weg! Verstanden? Ja, ich weiß wohl, ihr habt immer miteinander durchgesteckt, ihr beide! Als ob ich gar nicht da wäre, habt ihr getan! Aber das hat jetzt ein Ende. Ich will dir zeigen, wer hier zu sagen hat! Und nun mach, daß du hinaufkommst, ich habe hier zu tun!"

Ohne ein Wort und mit zuckendem Gesicht ging Mieke aus der Tür. Als sie wieder oben in ihrer schrägen Kammer auf dem Bettrand hockte und das Gesicht leidenschaftlich schluchzend in die Kissen eingrub, da wußte sie in einem dumpf verwirrten Jammer, der kein Kinderschmerz mehr war, daß sie richtig diese Tage her geträumt hatte. Aber geträumt nur das eine: daß Mutter anders und gut zu ihr geworden war. Alles andere war wirklich. Vater war tot. Jetzt lag er draußen unter der Erde, an dem Platz, den Mieke kannte. Neben der — der anderen, von der Mutter nichts wissen wollte. Nicht einmal von ihrem Bild. Was Vater wohl sagte, wenn er wüßte, daß das Bild wegkam! Wenn das nicht mehr da war, hatte Mieke

niemanden mehr, kam es ihr plötzlich vor. Von ihr wollte Mutter ja auch nichts wissen. Vater, Vater! Mutter!

Und wie Mieke im Halbdunkel der Dachstube in die Kissen biß, damit ihr Schluchzen nicht laut werden sollte, weil sie nebenan plötzlich den Schritt der Mutter hörte, da wußte sie selber nicht, ob sie ihre glühendsten Tränen um den Toten da draußen weinte oder um die Lebende, die ihr nah und doch so weit weg war — —

Seit diesem Tage war die unsichtbare Mauer wieder da, die Christiane Eckart hart und mißtrauisch zwischen sich und ihre Tochter stellte. Und sie blieb und wuchs diesen ganzen letzten Winter, den die beiden Menschen nebeneinander in dem schmalen düsteren Haus im Schatten des hohen Kirchendachs von St. Nikolai lebten.

Ein großmächtiger grüner Möbelwagen hielt im Märzschlacker vor dem Haus mit dem hölzernen Mohren, der mit einem schwärzlich verwitterten Arm immer noch in die Haustür hineinwinkte, hinter der nichts mehr zu holen war. Ein paar breitschultrige Männer in blauen Schürzen stampften und stöhnten eben unter einem schweren Schrank die ausgetretenen Stufen der Treppe hinunter.

Zwei Häuser weiter, unter dem Vordach ihrer Tür, stand mit küchenrotem Gesicht die dicke Prinzenhofwirtin, die Hand über den Augen, in die ihr die nassen Schneeflocken sprühten. Sie sah genau zu, bis das schwerfällige Möbelstück im Wagen verstaut war, kehrte dann um und ging mit schlappenden Pantoffeln in die Küche zurück. Meinert, ihr Mann, tauchte gerade aus der Kellerfalltür auf, ein paar staubige Flaschen unter dem Arm.

„Hast schon gesehen, Meinert? Nebenan ist Kehraus!" schrie die Frau ihm durch den Küchenqualm hinüber. „Du meine Güte, es kann einen doch dauern um die Frau. Der mag es sauer ankommen."

Der Wirt zuckte die Schultern und setzte seine Flaschen pustend auf den Tisch.

„I wo, dauern. Die kann sich noch freuen. Es soll ein Batzen Geld herausgekommen sein bei der Versteigerung. Na, und daß der Harassowitz gleich Haus und Geschäft in einem übernimmt — —"

„Jawohl, für ein Butterbrot! Wenn mir einer das Lumpengeld bieten wollte, was der ihr für das Haus gibt, der flöge aus der Tür, ehe er recht drin wäre!" schalt die dicke Frau über ihre Kochtöpfe weg. „Und was das mit dem Harrassowitz ist, das weiß ja jedes Kind hier. Der ist bloß der Strohmann. Der dahinter steckt, ist der alte Mackeldey selber. Der hat sich schon lange hier in unserer Ecke festsetzen wollen, der Kuckuck weiß warum. Dem Schneider Grönegraß hat er auch schon mal auf sein Haus geboten."

Meinert hatte eine Flasche zwischen die Knie genommen, um sie aufzukorken. Er setzte noch einmal ab und lachte.

„Ein alter Fuchs, der Mackeldey. Der weiß, was der Quadratmeter Bauplatz hier mitten in der Stadt wert ist. Donner ja, der soll schon ein Geschäft mit dem alten Kasten machen. Über zwei Jahre haben wir ein Warenhaus hier nebenan, Frau. Wetten, ja?"

„Oder eine Protzenbierkneipe, und dann können wir einpacken!" Die Dicke klapperte und rückte heftig mit ihren Töpfen, daß sie durch den Spektakel kaum ihr eigenes Wort verstand. „Wenn der alte Mackeldey weiß, was es wert ist und bezahlt es nicht, dann ist er ein Lump, sage ich! Einer von denen, die der Witwen Häuser fressen. Hab ich recht oder nicht, Mann? Den sollte ich bloß haben, ins Gesicht wollte ich es dem Kerl sagen — —"

Der Wirt schlurrte mit seinen Flaschen zur Tür des Gastzimmers. „I wo, Geschäft ist Geschäft!" warf er über die Schulter zurück. „Was ich für einen Groschen kriegen kann, dafür bezahl ich nicht zweie. Mir ist es recht, wenn die Bagage da nebenan wegkommt. Hochnasig ist die Person immer gewesen, die Eckart. Hat ja auch groß Ursache dazu."

„Na, wenn unsere Dorette bloß so wäre wie das Mädchen, die Mieke, wir könnten uns freuen!" schrie die Frau ihm nach und fuhr dann herum zur Tür. „Herr du meine Zeit, was ist denn da los?"

Prustend polterte ein Küchenmädchen in die Tür, den Kopf hochrot, und hinterher der lange Bursche, der Hermann, ein pfiffiges Grinsen um den Mund. Die Beiden wurden aber mit einem Schlag stumm; das Mädchen drückte sich hinter den Küchentisch, als sie das zornige rot angestrahlte dicke Gesicht der Frau über dem Herdfeuer sah.

„Ihr glaubt wohl, ihr seid auf der Kirmes, liederliches Volk, das ihr seid? Wenn ich das noch einmal sehe, Bengel, dann sollst du deine Mutter kennen lernen, sag ich dir! Wo ist Dorette?"

„Weiß ich nicht." Der rothaarige Bursche kehrte ihr mürrisch den Rücken. „In der Geschirrkammer. Mit dem Franz."

Franz war der neue windige Kellner. Die dicke Frau schnaufte ärgerlich.

„Mit dem Franz? Was hat der da zu tun?"

Als sie keine Antwort bekam, und ihr Sohn pfeifend zur Gastzimmertür trollte, lief die Frau auf den Hausgang.

„Dorette! Dorette!" — —

Die Wirtschaft mußte ein Ende haben!

Zwei Häuser weiter saß Christiane Eckart diesen Morgen in ihrer Küche hinter verschlossener Tür und hatte eine Flickarbeit auf dem Schoß. Sie nähte aber langsam, mit klammen Fingern und hatte ein Tuch kreuzweis umgeknotet, denn es war noch kein Feuer im Herd. Die Frau war alt geworden in diesem einen Winter. Straff aufrecht hielt sie sich freilich noch immer; aber die scharfen Linien am Mund und die Falte zwischen den Brauen kamen und gingen nicht mehr im Wechsel des Ausdrucks, sondern standen hart eingefurcht wie in Holz, und ein paar eisengraue Streifen liefen an den Schläfen durch den glanzschwarzen Scheitel.

Christiane saß dicht am Fenster mit der Flickarbeit; denn viel Licht gab der graue Tag nicht her, hier nach dem Hinterhof hinaus. Sie hörte aber zwischendurch auf mit Nähen und horchte nach dem dumpfen Poltern, Stampfen und Schieben, das durch das ganze Haus ging, daß die Wände bisweilen schütterten. Wo waren sie jetzt zugange? Oben in der großen Stube. Das war der hohe geschnitzte Schrank, den sie da rückten und schoben.

Die Frau bückte sich wieder auf die Näherei und kniff herbe die Lippen zusammen. Mochten sie ihr das Haus über dem Kopf wegtragen, es ging sie nichts mehr an. Was sie da herausschleppten, waren fremder Leute Sachen, nicht ihre.

Oben in der Kammer die Betten, den schmalen Schrank, die braune Kommode, das hatten sie ihr gelassen. Sogar noch das alte ausgesessene Sofa aus der Ladenstube, das auf der Auktion keiner haben wollte. Damit konnte sie aufpacken und gehen.

Sie hatte das ja den ganzen Winter gewußt und sich die Zukunft zurechtgelegt wie ein Rechenexempel. Zwei kleine Stuben irgendwo im Hinterhaus, Plättarbeit oder dergleichen. Es kam ja nichts darauf an, wo sie unterkroch. Zur Last fallen würde sie schon keinem.

Aber das hatte noch gute Wege gehabt, hatte sie gedacht; solange sich kein Käufer für das Haus fand, durfte sie wohnen bleiben. Alle paar Wochen kam wohl einmal jemand, ließ sich das Haus zeigen vom Keller bis zum Dachwinkel, schüttelte den Kopf und kam nicht wieder. Der alte Kasten war düster und winkelig, mit ausgetretenen Treppen. Mit einem dunklen verbissenen Zorn im Gesicht hatte Christiane hinter den fremden Gesichtern die Haustür zugeschlagen.

Jetzt war es Schlag auf Schlag gekommen. Der kleine schwarze Harrassowitz, den Christiane vor zwei Wochen wortknapp und mürrisch durchs Haus geführt hatte wie die andern auch, hatte nicht lange zu handeln brauchen. Die Gläubiger waren des Wartens satt, und der Mann hatte es eilig. In zwei Wochen, mitten im Monat, sollte das Haus geräumt sein. Christiane fühlte ihre Knie von den vielen Treppen, die sie gestiegen war, um jetzt außerhalb des Ziehtermins eine Wohnung zu suchen. Draußen in einer neuen, noch baufeuchten Mietskaserne hatte sie gestern endlich zwei Stuben unter dem Dach gefunden, mit einem Loch von Küche dabei. Als sie nachmittags von ihrem Gang zurückgekommen war, hatte sie schon von weitem gesehen, daß es durch die Haustür ein- und ausging wie in einem Bienenkorb. Die Frau wußte, was das zu bedeuten hatte.

Im Hausflur und der Ladenstube schob und drängte es sich von fremden Leuten, die plötzlich still wurden und ihr nachstarrten. Von oben aus dem Haus kam aufgeregtes Stimmengesumme, das heisere Schreien des Auktionators, Gelächter und kurze Rufe dazwischen.

Wenn Christiane einen Blick in die Küche getan hätte, so würde sie Mieke da gesehen haben, die mit verweinten Augen über ihre Schulbücher weg nach dem Gang horchte. Sie war aber vorbeigegangen. Ohne den Kopf zu wenden, einen harten Blick in den schwarzen Augen, war sie rasch die Treppen hinaufgestiegen. In der kalten Giebelstube hatte sie sich eingeschlossen.

Da oben hatte sie bis Dunkelwerden gesessen, klamm vor Frost, und gierig gehorcht, wie unten alles, was sie an armseliger Freude besessen, unter den Hammer kam; Stück für Stück, wie sie es ihr heute aus dem Haus schleppten. — — —

Die Frau sah rasch von ihrer Flickerei auf, draußen klopfte es an die Küchentür, und als nicht gleich eine Antwort kam, zum zweitenmal und lauter.

„Wer ist da?"

„Frau Eckart zu sprechen?"

Christiane stand auf, ging rasch zur Tür. Sie blieb aber davor stehen, wie wenn sie den Eingang versperren wollte, als sie die dicke Prinzenhofwirtin sah.

„Die Sachen sind oben. Eine Treppe hoch!" sagte sie barsch und wollte die Tür wieder zuschlagen. Die Meinert war aber schon halb drin, sie schüttelte den Kopf.

„Nee, nee, Frau Eckart. Oben hab ich nichts zu suchen. Ich will zu Ihnen."

Christiane sagte nichts und ließ sie vorbei, aber mit einem mißtrauischen Blick in den Augen. Sie blieb auch stehen, als die breite starke Frau sich pustend auf den Stuhl setzte und die beiden Hände auf die gespreizten Knie stemmte. Frau Meinert schien nichts von der stummen Abwehr in ihrem Gesicht zu merken.

„Ich bin bloß so auf einen Sprung herübergelaufen, wenn mir nur die Völker in der Küche keine Dummheiten machen, herrje ja! Es ist von wegen der Kinder, Frau Eckart. Das ist doch nun in ein paar Wochen so weit, daß die beiden konfirmiert und aus der Schule sind, und dann ist es doch wohl Zeit, daß sie was richtiges lernen. Haben Sie sich das schon überlegt, was sie mit dem Mädchen, der Mieke, machen wollen?"

Christiane schloß fest den Mund und sah über die Frau weg. Was ging die das an?

„Arbeiten soll sie schon lernen!" sagte sie kurz. „Dafür will ich wohl sorgen."

Die Dicke nickte.

„Hm. Ich will Ihnen was sagen, Frau Eckart: Geben Sie mir die Mieke. So eine kann ich just gebrauchen. Ein bißchen was besseres, das nicht mit jedem Mannsbild herumjachtert. Auf die Mieke ist Verlaß, die kenne ich. Das Mädchen lernt bei mir was Ordentliches, und Sie haben sie von der Tasche. Das erste Jahr während dem Anlernen zwanzig Taler, und nachher lege ich ihr drauf."

Das Mißtrauen in Christiane Eckarts Augen war plötzlich die helle Feindschaft, sie sah der dicken Frau gerade ins Gesicht.

„Wir brauchen keine Almosen," sagte sie scharf. „Geben Sie sich keine Mühe, Frau Meinert."

„Almosen? Herrje, wer sagt denn das?" Die Frau schlug sich auf das breite Knie, daß es klatschte, und rückte in ihrem Eifer den Stuhl nach der anderen herum. „Sehen Sie mal her, Nahwersche. Was meine Dorette ist, die ist der richtige Windhund. Davon weiß ich ein Lied zu singen, lieber Gott ja. Aber das sage ich: solange sie mit der Mieke herumläuft, bin ich ruhig. Mit der kommt sie nicht auf schlechte Wege. Und wenn Sie mir das Mädchen nun ins Haus geben, Frau Eckart, dann behalte ich meine auch da, und die beiden können zusammen lernen. Sonst soll mir die Dorette auch aus dem Hause. Also, Nahwersche — — —"

„Wenn Ihr einen brauchen könnt, ist man auf einmal die Nahwersche." Christiane Eckart lachte hart und böse auf, wie sie mit gekreuzten Armen vor

der anderen stand. „Diese fünfzehn Jahre habe ich von der Nachbarschaft just nicht viel gemerkt. Und jetzt danke ich dafür! Ich, hören Sie? Eine schöne Nachbarschaft, hm ja! Klatschmäuler und Ehrabschneider! Pharisäer, einer wie der andere — — —"

Die Wirtin schnaufte kurz und heftig, sie war aufgestanden, das derbe Gesicht braunrot.

„Wenn es mir nicht um die Mieke wäre, ich ließe mir das nicht bieten, wissen Sie das wohl? Na, Sie haben es sauer gehabt diese Tage, da schlägt einem die Galle leicht mal ins Blut. Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt, Frau Eckart. Überlegen Sie sich das mit der Mieke, sie kann mir ja morgen Bescheid bringen."

An den Schürzenmännern vorbei, die eben wieder ein schweres Möbelstück herausschleppten, quetschte sich die Dicke eilig aus dem Hausflur. Die verbitterte Frau, die hinter ihr allein zurückblieb, ging hastig an die Tür und drehte den Schlüssel zweimal herum, daß die draußen es noch hörte. — — —

Als sie nach einer Stunde Mieke aufmachte, die von der Schule kam, war die Küche schwach angewärmt und die magere Schüssel dampfend auf dem Tisch. Christiane schluckte ihr Essen schweigsam wie immer; aber sie sah ein paarmal über den Tisch mit scharfen Augen zu dem Mädchen hinüber.

Das Kind war gewachsen in dem halben Jahr, daß die mageren Handgelenke und Fußknöchel aus dem kurzen knappen Trauerkleide herausfahen. Sie hatte aber etwas Scheues, Gedrücktes in Gesicht und Haltung und tat kaum den Mund auf. Nicht immer freilich. Der Pastor von St. Nikolai freute sich in der Kinderlehre über die raschen Antworten seiner besten Schülerin, verwunderte sich bisweilen auch über die grüblerisch frühreifen Fragen des ernsthaften Kindes. Aber Christiane Eckart kannte ihre Tochter nicht anders als mit den niedergeschlagenen Augen und dem ängstlich fragenden Stocken in der Stimme, das die rasche Frau ungeduldig machte. — — —

Gegen Spätnachmittag rumpelte der klotzige Möbelwagen über den Nikolaikirchplatz. Es war still geworden in dem ausgeräumten Haus, als die Lampe auf dem Küchentisch brannte. Christianes Stricknadeln gingen ruhelos mit einem leisen stählernen Klirren. Plötzlich hörte das einen Augenblick auf.

„Mieke!"

Das Kind, das überm Gesangbuch saß und mit lautlosem Lippenbewegen lernte, fuhr zusammen und sah auf.

„Die Meinert ist heute hier gewesen," sagte Christiane in gleichgültigem Tone über den Tisch weg. „Wegen dir."

„Wegen mir?" Mieke machte erschrockene Augen. Die Frau nickte.

„Sie will dich in die Küche haben. Zum Anlernen mit ihrer Dorette. Zwanzig Taler Lohn."

Mieke schluckte und sah die Mutter an.

„Muß ich hin, Mutter?"

Christiane zuckte die Schultern.

„Irgend was tun mußt du, wie eine Prinzessin dich hinsetzen kannst du nicht. Aber es muß ja nicht just dies sein. Was hast du dagegen? Sag."

Mieke antwortete nicht und sah auf ihr Buch. Christiane schlug ungeduldig mit der Stricknadel auf den Tisch.

„Hast du nicht gehört? Antworte! Warum willst du nicht?"

Das schmale Gesicht des Mädchens war plötzlich flammend rot bis unter den schlichten hellen Scheitel.

„Es ist, weil — wegen Hermann, Dorettes Bruder."

„Was ist mit dem? Tut der dir was?"

Mieke schüttelte den Kopf. Die Farbe auf ihrer Stirn wurde noch tiefer.

„Er — er ist immer so frech — — —"

Christiane sah sie stutzig an. In dem einen Blick sah sie etwas Neues: daß ihre Tochter kein Kind mehr war. Also andere Leute hatten das auch schon heraus, fuhr es ihr durch den Kopf, indes sie sie noch immer anstarrte. Wahrhaftig, das Mädchen wurde fast hübsch! Nicht so wie sie selbst früher gewesen war, mit dem schwarzen Haar und den roten Backen, aber fein und besonders, so wie vornehmer Leute Kinder aussehen.

Einen Augenblick wollte der Gedanke in ihr hochschwellen wie ein Stolz, ein halb widerwilliges Freuen. Aber gleich darauf rührte sich in der ältlichen verbitterten Frau etwas wie heimliche Feindschaft gegen die junge Reinheit in diesem stillen hellen Gesicht. Die bildete sich wohl ein, daß sie etwas Besseres wäre? Aufspielen tat sie sich und weiter nichts, Zierpuppe die!

In einer kurzen Minute war ihr das alles durch den Kopf geschossen. Sie saß jetzt starr aufrecht und zog die Brauen zusammen.

„Wenn du so eine Zimperliese bist, wirst du wohl nicht weit in der Welt kommen!" warf sie scharf hin.

Mieke ließ den Kopf hängen; das dunkle Rot war ihr langsam wieder aus dem Gesicht zurückgeflossen. Sie atmete ein paarmal gedrückt, dann sah sie auf.

„Mutter," sagte sie stockend, „laß mich nur zu Meinerts. Ich kann dir doch verdienen helfen. Zwanzig Taler ist doch viel."

Christiane antwortete nicht gleich, sie bückte sich über ihr Strickzeug. Als sie wieder den Kopf hob, war einen Augenblick ein Schein von Freundlichkeit in ihrem herben Gesicht.

„Nein!" sagte sie kurz, aber nicht ungut, „das ist abgemacht. Du kannst morgen hinüberlaufen und Bescheid sagen."

Nebenan in der großen Gaststube plantschte Spülwasser, wurden Tische und Stühle gerückt, zwischendurch sang eine etwas scharfe Stimme ein paar Töne. Sonst war es noch still im Haus an diesem Sonntagmorgen.

Das eine Küchenmädchen war da nebenan zugange, die anderen steckten oben auf ihren Kammern und putzten sich für die Kirche. Die alten Meinerts lagen noch in den Federn und schliefen den Sonnabend aus. Der war immer ein schlimmer Tag, Wirtschaft und Spektakel bis Mitternacht, und in den hellen Morgen.

Die große Küche war auch leer. Bloß in der heißen Herdecke rührte sich etwas. Der Bursche, der Hermann, flegelte sich da herum, gähnend und in Hemdsärmeln. Eben wollte er verdrossen nach dem Fenster bummeln,

durch das der griesgraue Regentag hereinfröstelte, als die Küchentür knarrte. Er drehte sich um, sein mürrisches Sommersprossengesicht hellte sich plötzlich auf.

„Sieh einer an, Eckarts Mieke! Na, was soll's?"

„Ist Frau Meinert nicht da? Oder Dorette?" fragte sie hastig.

Der vierschrötige junge Mensch schüttelte den Kopf und bummelte näher, die Hände in den Hosentaschen.

„Die Alte? Nee, die schläft noch. Dorette auch. Kommt aber gleich, kannst ja hier warten!" Er lachte auf, als er ihr ängstliches Gesicht sah. „Komm nur herein, ich beiße nicht! Kannst nächstens doch nicht jedesmal ausreißen, wenn ich in der Küche bin."

Mieke war zögernd hereingekommen und stand am Herd. Sie sah fein und schlank aus in dem schwarzen Kleid, den einfachen Hut schon auf dem blonden Haar und das Gesangbuch im Arm, denn sie wollte gleich zur Kirche. Der Bursche fraß sie förmlich mit den dreisten Augen. Sie sah ihn groß und ernst an.

„Nächstens? Wieso?"

„Na, wenn du erst bei uns bist. Die Alte sagte gestern so was."

Mieke schüttelte hastig den Kopf, sie war blutrot geworden.

„Ich komme gar nicht her."

„He? Du kommst nicht? Weswegen nicht?"

Das Mädchen antwortete nicht; es sah sich scheu nach der Tür um. „Wo ist denn Dorette? Ich komme lieber nachher wieder; es läutet gleich zur Kirche."

Sie wollte hinaus, aber mit zwei Schritten versperrte ihr der vierschrötige Junge plötzlich den Weg. Er stand breit in der Tür, die Arme auseinandergeworfen.

„Holla, so rasch geht das nicht! Hier kommt keiner durch! Oder —"

Er wollte auf sie los, blieb aber doch stehen. Mieke war ganz weiß, wie sie ihm gerade ins Gesicht sah mit Augen, vor denen er fast erschrak. Merkwürdig dunkel waren die auf einmal, und etwas von Christiane, von der Mutter, darin.

„Laß mich durch, Hermann!" sagte sie atemlos.

Er lachte bloß. „Fällt mich nicht ein! Erst —"

„Du läßt mich durch! Hörst du? Oder ich rufe!"

Er sperrte noch die Tür, aber ließ plötzlich die Arme fallen. Dem dummen Ding war es ernst, das sah er wohl. Er verzog höhnisch den Mund.

„Kröte! Hab dich nur nicht so! Wenn es der Richtige wäre, solltest du dich wohl nicht so sperren. Sollst es auch wohl nicht anders machen als deine Mutter."

„Meine Mutter? Was fällt dir ein?"

Mieke zuckte wie unter einem Schlag. Der Rotkopf stierte sie an. Donner, war das Ding hübsch. Und wollte nichts von ihm wissen. Er lachte böse.

„Na ja, deine Mutter! Die tut ja auch wie eine Gräfin! Zimperlich ist die doch just nicht gewesen, weiß der Kuckuck. Nicht einmal die Hochzeit abgewartet hat sie! Und das Begräbnis auch nicht —"

„Wie? — was — was ist das?"

Das Mädchen hatte plötzlich Zorn und Angst vergessen; es sah mit weiten entsetzten Augen den Burschen an. Dem wurde es unbehaglich.

„Was machst du denn für Augen? Tu doch nicht, als ob du von nichts wüßtest!"

Sie schüttelte den Kopf, ein sonderbares Zucken um die Lippen.

„Ich weiß nichts. Was ist das mit Mutter?"

„Na ja, die soll wohl wissen, weshalb daß sie dir das nicht auf die Nase bindet! Aber Herrje, so was kann vorkommen!" Er lachte auf, aber nicht ganz frei. „Wie alt bist du? Fünfzehn wie Dorette. Kannst es dir dann ja selber an den Fingern ausrechnen, wann deine Mutter Kindtaufe und wann sie Hochzeit gehalten hat!"

Mieke Eckart sagte erst nichts, sie verstand ihn nicht gleich. Aber sie hatte nicht umsonst neben dem gerissenen Ding, der Dorette, auf der Schulbank gesessen. Einen Augenblick starrte sie ihn an; plötzlich schlug ihr das Feuer ins Gesicht.

„Das ist nicht wahr!" schrie sie auf. „Du lügst, Hermann! Du bist schlecht! Du lügst!"

Sie war so außer sich, daß sie ihn am Arm gepackt hatte und schüttelte. Der junge Mensch machte sich mit einem groben Ruck los.

„So? Ich lüge? Lauf doch hin und frag sie selber! Gibt auch noch mehr Leute, die es dir erzählen können, wenn du mir nicht glaubst. Kannst ja Dorette fragen, die weiß es längst. Haus bei Haus kannst du hier anfragen. Die ganze Nachbarschaft hat ja Bescheid gewußt damals, bloß die Frau selber nicht."

„Die Frau? Welche Frau?"

„Na, die erste! Die dann aus dem Fenster sprang!"

„Die — die hat —" Mieke stotterte und schluckte. Sie fühlte sich plötzlich lahm und schwer in den Knien.

„Woher weißt du das?" fragte sie mit einem sonderbar zerbrochenen Klang in der Stimme, aber ganz ruhig.

Der Bursche sah sie von der Seite an und sog verdrossen an einem Zigarrenstummel.

„Ich? Bin ja selber dabei gewesen. Ein Dreikäsehoch war ich, aber das weiß ich wie heute noch, als sie da herunterflog. Oben aus dem Giebelfenster herunter. Da vor eurer Treppe hat sie gelegen. Wie ein Sack. Und auf der Stelle tot."

„Und weil — wegen Mutter?" fragte Mieke schwer und mühsam.

Der Bursche spuckte ärgerlich den Zigarrenstummel weg.

„Nun hör auf davon! Weswegen denn sonst? Die hat sie auf dem Gewissen. Wie sie dahinter gekommen ist, weiß ich nicht; sie soll ja durch die Türspalte irgend was aufgeschnappt haben, und gleich wie nicht klug die Treppen hinauf und aus dem Dachfenster. Na, übrig war sie ja da im Hause, und was die andre ist, der soll es ja wohl ganz recht gewesen sein."

Er stockte mitten im Satz und sah Mieke an. Die Hitze war ihm verflogen, und der Ärger auf einmal auch.

„Herrje, Mädchen, wenn ich gedacht hätte, daß du von nichts weißt, ich hätte den Mund gehalten, Dummkopf, der ich bin. Laß bloß meine Alte nichts merken, die wirft mich sonst aus dem Hause. Komm, Mieke, hör doch, sei doch vernünftig —"

Er wollte sie an der Hand fassen, jetzt ganz brüderlich, aber sie zog zurück und schüttelte nur den Kopf, ohne zu sprechen.

„Mieke, warte doch, Dorette kommt gleich!" rief er hinter ihr her, wie sie zur Tür ging. Sie war aber schon draußen. Ein paar Augenblicke darnach schoß Dorettes Rotkopf aus der Tür und rief ihr nach in den Regen. Sie war aber nicht mehr zu sehen.

Langsam und mit schweren Knien war das Mädchen den kurzen Weg zurückgegangen, den sie gekommen war. Es läutete schon, die ganze Luft zitterte von den nahen schwer metallenen Schlägen, die zu einem großen dröhnenden Strom zusammenflossen. Über den Platz zog es schon schwarz von Kirchgängern, die unter nassen blanken Regenschirmen nach dem offenen dunklen Portal hasteten. Ein paar Frauen sahen sich nach dem blassen jungen Ding um, das mit so sonderbar weiten, abwesenden Augen an ihnen vorbeiging.

Mieke ging nicht in die Kirche. Ihr Gesangbuch unter dem Arm, stieg sie wie im Schlaf wieder die Haustürstufen hinauf. Im Flur hörte sie hinter der Küchentür die Mutter wirtschaften und rumoren. Sie ging lautlos und eilig vorüber und die drei dunklen schmalen Treppen hinauf bis in die Giebelkammer, wo sie jetzt neben Mutter in Vaters breitem Bett schlief. Da an der Tür blieb sie stehen und sah zum Fenster hinüber.

Hier war es gewesen! Herrgott, hier!

Das Fenster stand weit offen, das Glockendröhnen war hier oben noch stärker und näher, fast schrecklich. Mieke ging auf den Zehen durch die Stube, eine Art Grauen zog und zwang ihr förmlich die Füße. Auf der schmalen Fensterbank hockte sie dann, das Gesangbuch auf den Knien, beugte sich über und sah hinunter.

Tief wie ein Brunnen war es da unten. Ganz klein waren die Leute, denen sie auf die Köpfe sah. Also da unten hatte sie gelegen, da neben der Treppe. Wenn sich Mieke weit über das Gesims vorbeugte, konnte sie den Platz sehen.

Wie ein Sack! hatte Hermann gesagt. Auf der Stelle tot! Das Kind fröstelte zusammen, aber nicht vor Kälte. Hier oben, wo sie, Mieke, jetzt saß, hatte *sie* auch vorher gestanden und hinuntergesehen. Einen Augenblick gestanden, und den nächsten nicht mehr. Und wegen — wegen Mutter —

Mieke machte die Augen fest zu, ihr Herz tat ein paar schwere, dicke Schläge. Sie sah da auf einmal ein Gesicht, so dicht vor sich, daß sie erschrak: das Gesicht von dem Bild in der Ladenstube unten —

Deswegen also! wußte sie auf einmal! Deswegen wollte Mutter das Bild nicht mehr im Hause leiden. Seit Vaters Begräbnistag war es weg und ganz verschwunden. Mieke hatte sich den Kopf zerbrochen, warum. Was hatte doch Hermann gesagt? „Die soll wohl wissen, weshalb sie dir das nicht auf die Nase bindet . . ."

Pfui, schlecht war der, ganz schlecht! Er log, es war ja nicht wahr! Du mußt es nur Mutter nicht sagen! hörte sie auf einmal Vaters Stimme ganz deutlich. Wo war das doch? Ja so, draußen auf dem Nikolaikirchhof, damals, als er sie auf der Bank neben dem Grab fand. Da wo die lag, die hier oben gestanden hatte, den Augenblick noch, eh sie hinuntersprang. In die schreckliche Tiefe da unten hinunter!

Wie aus einer schwarzen furchtbaren Dunkelheit herauf schossen ihr diese einzelnen halbbewußten Gedanken durch den Kopf und waren wieder weg.

Regen und nasse Schneeflocken schlugen ihr ins Gesicht, wie sie da auf dem schmalen Fensterbrett kauerte. Mieke merkte das gar nicht. Sie hatte den Hut abgenommen, er war ihr aus den klammen Händen gefallen und lag auf dem Fußboden. Das Läuten hatte aufgehört, aber sie hatte doch noch ein dumpfes pochendes Dröhnen in den Ohren, das bisweilen wie Stimmen klang, aber undeutlich und durcheinander.

„Die hat sie auf dem Gewissen!" sagte es jetzt wieder mit Hermann Meinerts Stimme. „Was die andere ist, der soll das wohl ganz recht gewesen sein." Die andere? Das war doch Mutter! Lieber Gott, nein, nein!

Eine stumme Angst schnürte Mieke die Kehle zu, daß ihr der Atem schwer ging. Sie quälte sich, aus der dumpfen Verworrenheit ihres Kopfes heraus einen klaren Gedanken zu fassen.

Bei Meinerts in der Küche war letztes Jahr ein Mädchen gewesen, das hatte ein Kind gehabt und keinen Mann. Dorette hatte vorher heimlich auf sie gezeigt und hinter ihr hergelacht und hatte Mieke häßliche Geschichten von ihr erzählt, die sie nicht hören mochte. Als die Geschichte herauskam, hatte es ein Donnerwetter bei der alten Meinert gegeben, daß die Küche wackelte: Ihr Haus wäre ein anständiges Haus, für solch ein unverschämtes Weibstück wäre kein Platz darin! Augenblicks packe sie ihre Bagage und hinaus aus dem Haus, sonst wolle sie ihr helfen!

Mieke hatte das Mädchen heulend und schimpfend aus dem Haus gehen sehen.

Wenn das wahr wäre, was der vorhin von Mutter gesagt hatte — Nein, nein, es war ja gelogen! Mutter war doch nicht so! Schämen mußte sie sich, schämen, daß sie so was auch nur angehört hatte!

Daß Mutter nichts nach ihr fragte, das wußte Mieke ja. Schon als kleines Kind hatte sie darüber geweint und diese herzklopfende Angst gehabt vor Mutters Schelte und Mutters strengen Augen. Aber unter all der Angst steckte ganz tief unten eine scheue stumme Kinderzärtlichkeit, die nicht tot zu kriegen war und ihr brennend ins Gesicht schoß, wenn Mutters Stimme einmal diesen Klang von barscher Freundlichkeit bekam, für den Mieke so scharfe Ohren hatte. Mutter konnte eben tun, was sie wollte, wie der liebe Gott, gegen den man auch nicht aufmuckte. Mutter stand ganz hoch, hoch oben über allen anderen Menschen. Sie stand da auch noch. Das war, als ob ihr der Himmel über dem Kopf zusammenfiel, wenn Mutter so was tun konnte! So was Schlechtes, Häßliches, wie die freche Martha, die Frau Meinert aus dem Haus jagte. Nein, Schlimmeres! Das mit der Frau, der anderen!

In einem scheuen Halbwissen tastete das junge Ding an dem Schrecklichen herum. An Vater dachte sie gar nicht; der lag auf dem Kirchhof und war dazwischen heraus. Aber Mutter war da, jeden Tag und jede Stunde. Es war Mieke auf einmal, als ob sie ihr nicht mehr in die Augen sehen könnte. Irgendwo weit weg hätte sie sein mögen. Oder tot sein, tot sein!

Durch den unwirschen Regenwind, der unten über den nassen Platz fegte, schlug in einzelnen Wogen Orgel und Singen von der Kirche herauf. Mieke horchte einen Augenblick.

„Lieber Gott, hilf! lieber Gott, hilf!" sagte sie auf einmal laut. Sie sagte es aber nur mit den Lippen, es war ihr sonderbar trocken und stumpf innerlich. Sie suchte hastig in ihrem Kopf nach einem Spruch oder Vers. Irgendwas mußte es doch geben, das ihr half. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren! fiel ihr ein. Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsere Eltern und Herren nicht verachten noch erzürnen, sondern dieselben heilig halten . . . Paßte das für sie? Lieber Gott, nein! Es gab nichts, gar nichts —

Das Kind schreckte plötzlich zusammen und sah mit weiten, starr entsetzten Augen nach der Tür. Sie hatte da einen Schritt gehört: Mutters Schritt! Das Gesangbuch fiel ihr polternd von den Knien, wie die Klinke rasch aufgedrückt wurde.

Christiane Eckart blieb in der Tür stehen und zog die Brauen zusammen.

„Da steckst du? Was soll das, Mädchen? Warum bist du nicht in der Kirche?"

Als das Kind nicht antwortete, kam die Frau rasch durch die Stube, faßte es hastig am Arm und riß es mit einem Ruck von seinem schmalen hohen Sitz herunter, daß es stolpernd auf die Füße kam.

„Was sind das für Dummheiten? Willst du da herunterfallen? Augenblicks kommst du da weg —"

Sie stutzte plötzlich, das Gesicht des Mädchens fiel ihr jetzt erst auf, als sie es nah sah. Es war weiß bis in die Lippen, mit einer starren verstörten Angst in den Augen.

„Was ist mit dir los, Mädchen? Bist du krank? Antworte!"

Mieke schüttelte den Kopf; sie stand in die Fensterecke gedrückt und sah ihre Mutter an, noch immer diese wunderlich fragende Angst im Blick. Sie bewegte die Lippen, es kam nicht gleich ein Ton.

„Mutter," sagte sie dann sonderbar zitterig und wie ohne Atem, „ist das wahr? Ist dies das Fenster, wo sie — wo damals —"

Sie stockte wieder. Christiane sah sie ungeduldig stirnrunzelnd an.

„Was ist mit dem Fenster? Was willst du?"

„Hermann hat gesagt — Hermann Meinert sagt, sie ist hier oben herausgesprungen. Er hat es selbst gesehen! Er ist dabei gewesen. Und — und —"

Wie unter einem Zwang und wider Willen war das herausgekommen; die Stimme zerbrach in einem trockenen Aufschluchzen. Christiane sah dem Mädchen einen Augenblick starr ins Gesicht. Auf einmal verstand sie alles. Sie machte einen Schritt auf Mieke zu; eine zitternde Wut stieg ihr langsam und braunrot in die Stirn.

„So! Das ist meine Tochter," sagte sie schneidend, „die zu fremden Leuten hinläuft und sich über ihre Mutter Gemeinheiten zutragen läßt? Das ist recht, frag nur hübsch herum, kannst noch manches zu hören kriegen —"

„Mutter! nein!" schrie das Kind auf, beide Hände plötzlich krampfhaft der Frau um den Arm geklammert. „Es ist ja nicht wahr, Mutter! sag doch, daß es nicht wahr ist! Ich glaube ja nichts, er lügt ja! Hör doch, Mutter —"

„Und wenn es wahr ist, geht dich das an?" fuhr die Frau plötzlich los und schüttelte heftig Miekes Hände von sich ab. „Ich bin schuld, nicht wahr, wenn die hirnverbrannte Person hinläuft und springt aus dem Fenster? Habe sie wohl noch hinuntergestoßen? Eine schöne Mutter, die du hast! Schämen mußt du dich vor den Leuten mit so einer Mutter! Jawohl du! Weißt du denn, was du bist? Mein Kreuz bist du! Mein Unglück bist du! ja, ja, ja! Was weißt du davon, was ich wegen dir ausgestanden habe? Mit Fingern auf mich gezeigt haben die Leute, bloß wegen dir! Und du willst mir hier was vorrücken, du! Bildest dir ein, du bist was Besseres als deine Mutter? Lauf hin zu den Leuten, mit denen du mich verschändet hast! Mach, lauf zu, die werden ihre Freude an dir haben —"

„Mutter! Mutter!" weinte das Kind auf. Christiane hörte gar nicht darauf. Die ganze zurückgestaute Verbitterung dieses letzten Jahres, nein, dieses verdorbenen, verlorenen Lebens schrie aus der Frau heraus, daß sie vergaß, wen sie da vor sich hatte. In sinnlosem Zorn schüttelte sie die Faust nach dem jungen Ding, das sie ansah mit Augen wie ein geprügeltes Tier.

„Das haben sie ja bloß gewollt, Bande die! Aber ich sage dir, die sollen mir das noch bezahlen! Das gebrannte Herzeleid bezahlen, das sie mir angetan haben! Wer hat die zum Richter über mich eingesetzt? Wer, sag? Die sollen erst mal sehen, ob sie selber vor dem lieben Gott verantworten können, was sie auf dem Gewissen haben; ich will mit ihm schon allein fertig werden. Das kannst du ihnen bestellen, hörst du? freches Balg, das du bist!"

Einen Augenblick hinterher schmetterte die Kammertür zu. Das Kind stand wie vor den Kopf geschlagen und sah starr ins Leere nach der Stelle, wo eben noch die Frau gestanden hatte; dann bückte es sich schwer und müde nach dem Gesangbuch, das ihm vor den Füßen lag — — —

Nichts hören, nichts sehen! Nicht von dem frechen Ding da oben und von keinem sonst! kochte es in Christianes Kopf, als sie in der ausgeräumten Ladenstube den Schlüssel heftig im Schloß umdrehte, einmal und zum zweitenmal. Der kahle düstere Raum stand von der Auktion her voll Gerümpel und Kisten; auf eine setzte sie sich, noch heftig atmend und rot.

Nein, sie konnte doch noch nicht stillsitzen. Mit zwei Schritten war sie am Fenster und stieß das auf. Aber ein paar Kinder, die über den Hinterhof liefen, blieben stehen und gafften neugierig her. Sie schlug es wieder zu.

Mit einem raschen Blick sah sie sich um. Es war ihr, als ob sie an ihrer empörten Aufregung ersticken müßte, wenn sie sie nicht irgendwie auslassen konnte. Mechanisch bückte sie sich und fing an, zwischen dem Gerümpel aufzuräumen mit kurzen zornigen Bewegungen. Die leeren Kisten polterten,

wie sie sie zusammenschleppte und in einer Ecke auftürmte. Das heftige Herumarbeiten tat ihr gut; der Kopf war ihr nicht mehr ganz so heiß, wie sie sich zwischendurch aufrichtete, um Atem zu schöpfen.

In der Fensterecke lag noch ein wüster Haufen, zerbrochene Stühle, Lappen und Papiere. Als Christiane sich bückte und derbe zugriff, klirrte etwas wie Glas. Ein alter Spiegel vielleicht oder ein zerbrochener Bilderrahmen. Den Augenblick darauf fuhr die Frau mit der Hand zurück, als ob sie etwas Giftiges angefaßt hätte.

Da war sie bei Gott noch! Das Bild, die blasse Einfalt, die Marie Eckart! Das stumme Unglück im Hause! Hatte sie das verwünschte Ding denn nicht gleich verbrannt, damals, als sie es von der Wand nahm? Verbrennen wollen, ja! Aber sie war darüber weggekommen, sie wußte nicht wie. Es hatte wohl so sein sollen, schoß es ihr durch den Kopf. Die wurde sie nicht los, sie mochte tun was sie wollte, wie einer seinen Schatten nicht los wird.

Eine abergläubische Angst fröstelte der derben Frau plötzlich über den Rücken, als sie widerwillig auf das Bild hinuntersah. Daß ihr die auch just jetzt in die Hände kommen mußte! Als ob sie das vorhin gehört hätte, da oben! Als ob sie es gerufen hätte —

Christiane hob plötzlich den Kopf und horchte nach der Tür. Tappte das nicht die Treppe herunter, aber fast lautlos? Jetzt knarrte auch die Tür.

„Dummheiten!" sagte sie laut und hart in die leere Stube hinein und stieß mit dem Fuß nach dem Bild. Das war Mieke, die da aus dem Haus ging. Auf den Zehen wie ein Dieb! Das Mädchen schämte sich, natürlich. Die Frau kniff böse die Lippen zusammen; ihretwegen mochte sie laufen wohin sie wollte. Sie konnte sich denken, wo sie steckte. Von dem langen Meinerts Schlingel, dem Hermann, hatte sie ja ihre Weisheit vorhin. Und tat so scheinheilig gestern, das verlogene Geschöpf! Aber Christiane wußte jetzt, was sie von ihr zu halten hatte. Mit der war sie fertig, ein für allemal! — —

Als sie eine Viertelstunde nachher in die Küche kam, war sie ruhig. Es war freilich eine harte, finster verschlossene Ruhe wie eine Maske, hinter der die giftigen Gedanken weiterbohrten. Aber die Frau wirtschaftete wie immer am Herd, als ob nichts geschehen wäre.

Von St. Nikolai schlug es Mittag, zwölf schwere Schläge, und die Betglocke dreimal dröhnend hinterher. Das bedeutete Essenszeit. Mieke war noch nicht wiedergekommen. Eine Viertelstunde wartete Christiane noch, dann setzte sie sich allein an den Tisch. Die konnte selber zusehen, wo sie etwas zu essen kriegte. Sie mochte aber nicht recht etwas, setzte die Reste weg und holte ihre Flickarbeit.

Es war sonderbar lautlos still in dem leeren Haus. Draußen fehlte heute auch das schwere Wagenrasseln. Nur die Küchenuhr tickte aufdringlich in einer ruhelos gehetzten Eile, die die Gedanken quälend mitzwang: eins zwei, eins zwei, eins zwei.

Christiane Eckart horchte ein paarmal nach der Tür, nähte aber gleich darauf heftig weiter, als ob sie das hastige Ticktack der Uhr einholen müßte. Sie wollte nicht horchen. Sie wollte nicht warten. Es kümmerte sie nicht,

wo das Mädchen sich herumtrieb. Sie war froh, wenn sie ihr sobald nicht wieder unter die Augen kam. Es blieb auch ganz still im Hause.

Christiane warf plötzlich die Flickarbeit zusammen; sie konnte die Stille nicht mehr aushalten. Es wurde auch schon zu dunkel zum Nähen, der Regenabend fiel früh ein, als ob es noch mitten im Winter sei.

Es war der Frau eine Erleichterung, ihre eigenen lauten harten Schritte auf der Treppe zu hören.

Oben auf dem ersten Treppenabsatz stand eine Tür weit aufgeworfen. Christiane hatte eigentlich auf die Giebelstube hinaufwollen und das bißchen Armseligkeit in Schrank und Kommode für den Umzug zusammenpacken. Übermorgen mußte das Haus geräumt werden.

Sie blieb aber stehen. Es zog sie wie mit Stricken in die Tür hinein, daß sie nicht vorbeikonnte.

Der niedrige Raum sah nackt und fremd aus in dem frostigen Halblicht, das durch die gardinenlosen Fenster kam. Wo die großen Möbelstücke gewesen waren und die Bilder, standen dunkle Vierecke hart abgesetzt auf dem verblichenen Tapetenmuster. Eines nahm fast die ganze Breite der Türwand ein. Der große Schrank hatte da gestanden. Der gebohnte Fußboden war verschmutzt und lag voll Papierfetzen.

Die zornige Erbitterung stieg Christiane bis an den Hals, wie sie mitten in der Stube stand und über die Verwüstung hinsah. Hinaus, nur wieder hinaus! Wozu war sie überhaupt hereingekommen? Um ihr eigenes Unglück noch mit Händen zu greifen, Närrin, die sie war! Als ob sie nicht so schon gewußt hätte, daß sie hier nichts mehr zu suchen hatte. Nichts, keinen Strohhalm.

Sie fuhr zusammen und horchte. Jetzt rüttelte es wirklich unten an der verschlossenen Haustür. Mieke! Da war sie! Die Frau warf hastig die Tür hinter sich zu, als sie zur Treppe lief. Der Krach dröhnte nach in dem leeren halbdunklen Haus. Wart, die sollte ihr kommen! Die Wahrheit sollte sie zu hören kriegen, daß sie es sich hinter die Ohren schreiben konnte.

Es war aber nicht Mieke. Ein fremder junger Mensch stand da und fragte, ob der Schneider Grönegraß hier wohnte. Christiane schlug ihm mit einem barschen Nein die Tür vor der Nase zu.

In dem dunklen Hausgang blieb sie einen Augenblick stehen. Durch die Türspalte eben hatte sie gesehen, daß draußen die ersten Laternen brannten, einen rötlich trüben Hof um sich in dem Schlackerschnee, der herunterfegte. Wie spät mochte es sein? Sieben Uhr durch sicher!

In einer sonderbaren dumpfen Unruhe, sie wußte selbst nicht warum, stieg sie die Treppen hastig wieder hinauf.

Oben in der Giebelstube war es auch fast dunkel. Sie schlug ein Streichholz an und wollte die Kerze anzünden, aber der Leuchter stand nicht am gewohnten Platz. Wer hatte ihn da weggesetzt? Als sie in der Stube herumleuchtete, sah sie ihn im Fenster stehen. Ein nasser, unwirscher Windstoß, der ins Fenster fuhr, löschte ihr das Streichholz wieder aus; sie mußte erst die Fensterflügel zumachen. Jetzt brannte die Kerze.

Als Christiane den Leuchter aufhob, bemerkte sie, daß ein Blatt Papier darunter lag, als ob er das hatte festhalten sollen. Bei dem unsicheren Licht sah sie, daß es aus einem Schulheft ausgerissen und bekritzelt war. Was sollte das? Sie hob es rasch auf und hielt es unter die Flamme.

Nur ein paar Zeilen standen auf dem Blatt:

„Liebe Mutter, ich bin weggegangen. Ich komme auch heute abend nicht wieder. Und überhaupt nie. Du kannst ganz ruhig sein. Mieke."

Die Frau starrte einen Augenblick auf das Blatt herunter. Eine kalte Schwere kam ihr auf einmal in die Knie, daß sie sich da am Fenster auf den Stuhl setzen mußte. Etwas Schwarzes lag neben dem Stuhl auf der Erde. Sie sah hin und erkannte es auf einmal: Miekes Hut.

Fünf Minuten darnach sah die dicke Frau Meinert durch den Herdqualm etwas wie einen schwarzen Schatten unter ihrer Küchentür stehen. Sie wischte sich eilig die roten Hände an der Schürze und kam angelaufen.

„Herrje, Frau Eckart, so spät noch! Na, bis morgen hätte es ja auch noch Zeit gehabt, wir haben es just hille; aber kommen Sie doch man einen Augenblick herein —"

„Ist Mieke hier?" fragte Christiane kurz zwischen den Redestrom der dicken Frau hinein. Die schüttelte verwundert den Kopf.

„Mieke? Nee."

„Wann ist sie hier weggegangen?"

Die Wirtin sah jetzt erst, daß die Eckart ohne Hut und Tuch war, ihr grauschwarzes Haar klatschnaß geregnet.

„Lieber Gott, was ist los, Frau Eckart? Die Mieke ist hier nicht gewesen, den ganzen Tag nicht —"

„Mieke ist weg!" sagte die Frau heiser. Die Dicke starrte sie an.

„Weg? Wieso weg? Seit wann?"

„Heute morgen."

Die knappen Antworten kamen widerwillig und barsch heraus. Die Meinert schlug die Hände zusammen.

„Ist ja wohl nicht wahr! Mieke? Ihre Mieke? Wenn das meine Dorette wäre, ja, aber Mieke —"

„Mieke! Meine Mieke!" wiederholte Christiane höhnisch. „Sehen Sie jetzt, was an ihr dran ist? Aus dem Hause wie ein Dieb, und ihre Mutter kann zusehen, wo sie sich herumtreibt!"

„Herumtreibt? Die? Herr, du lieber Gott, versündigen Sie sich nicht, Frau Eckart! Wenn dem Kind bloß nichts passiert ist! Heute morgen aus dem Hause? — Dorette! Dorette!" schrie die dicke Frau aufgeregt in die Küche hinein, „hast du die Mieke heute nicht gesehen? — Nein? — Dorette!"

„Ist nicht hier!" rief durch Geschirrklappern und Herdqualm eins von den Küchenmädchen zurück, die neugierig hinübergafften.

Der lange Bursche in der Aufwärterschürze, der eben mit einem Arm voll Bierkrügen vorbei wollte, blieb stehen.

„Mieke? Die ist hier gewesen —" Er stockte aber plötzlich, wie auf den Mund geschlagen, warf einen erschrockenen Blick auf seine dicke Mutter und wollte sich rasch wieder vorbeidrücken. Die Frau war aber schon herumgefahren.

„Hier gewesen, was? Bengel, warum sagst du das jetzt erst? Heda, wirst du wohl nicht weglaufen! Wann denn? Vor der Kirche? Was hat sie denn gewollt? Herrje, tu doch den Mund auf!"

„Weiß ich nicht. Sie wollte nicht warten."

„Wer hat sie denn gesprochen?"

„Ich. Wer denn sonst? War ja noch kein Mensch auf."

Die mürrische Verlegenheit des Burschen fiel der Frau auf; sie stand plötzlich dicht vor ihm und packte ihn derb am Arm.

„Hast du was mit dem Mädchen vorgehabt, du? Gnade dir Gott, wenn so was dahinter steckt; die Mieke ist imstande und läuft deswegen aus dem Hause! Heraus damit, wird's bald? Soll ich dich reden lehren, ja?"

„Mit der Katze?" Der Bursche lachte auf, überlaut und bissig. „Ich will mich was hüten! Daß sie mir noch ins Gesicht springt, Rührnichtan, das sie ist? Donnerwetter, laß los, Mutter! Nein, habe ich gesagt —"

„Hermann! Heda, Bedienung!" schrie eine Stimme über den Gang herüber; der Kellner steckte den Kopf aus der Gaststubentür. In zwei Sätzen war der Bursche mit seinen Bierkrügen der Mutter unter den Händen weg, mit rotem Kopf und ohne sich umzusehen. Der Blick, mit dem Christiane Eckart ihm nachsah, war dunkel feindselig. Sie wandte sich schroff um.

„Denn will ich nicht weiter aufhalten!"

„Herrjemine, nicht so eilig!" Die Wirtin, die sich pustend die Stirn wischte, hielt sie am Ärmel fest. „Warten Sie doch, Frau Eckart, kann sein, daß wir noch mehr herauskriegen. Wenn ich bloß auf gewesen wäre heute morgen, als sie hier war! Ist sie denn hinterher noch einmal nach Haus gekommen? Wann haben Sie sie denn zuletzt gesehen?"

Christiane zögerte einen kurzen Augenblick und zog die Brauen zusammen.

„Ich weiß nicht mehr!" sagte sie dann unwirsch und machte sich beinah heftig los. „Das kann ja jetzt doch nichts mehr helfen. Gute Nacht!"

Sie war schon halb aus der Tür; ein Blatt Papier flatterte ihr bei dem Zugwind, der ihr scharf entgegenschlug, aus der Hand, gerade der dicken Wirtin vor die Füße. Die bückte sich rasch darnach.

„Herrje, was haben Sie denn da noch? — Das ist doch nicht — hat das Mieke —?"

„Geben Sie her!"

Es war Christiane Eckart dunkel ins Gesicht geschossen. Sie war aus dem Haus gelaufen, wie sie ging und stand; daß sie das Blatt noch in der Hand hatte, wußte sie selber gar nicht. Die Meinert hatte es aber schon unter der unruhigen Gasflamme, die im Hausflur über dem großen, frisch aufgelegten Bierfaß brannte. Als sie sich wieder umdrehte, war ihr derbes, gutmütiges Gesicht sonderbar anders, mit einem strengen Ernst in den Augen. Sie hielt der anderen das Blatt Papier wieder hin und schnaufte ein paarmal heftig.

„Da. Hm. Soll ich Ihnen was sagen, Frau Eckart? Machen Sie, daß Sie zum Polizeiamt kommen und melden Sie es da. Es muß nach dem Kinde gesucht werden. Auf der Stelle, hören Sie wohl? Wenn es nicht schon zu spät ist, du lieber Gott ja —"

„Zu spät?" Christiane hatte der Frau das Blatt fast weggerissen und es in der Hand zerknittert. Sie zuckte jetzt die Schultern, die Hand schon auf der Türklinke.

„Die werden wohl auf der Polizei um sieben Uhr zusperren am Sonntag!" warf sie rasch zurück.

Die dicke Frau stand plötzlich dicht vor ihr, das Gesicht zornrot und die Hände auf den Hüften.

„Sie wissen recht gut, wie ich das meine, Sie! Glauben Sie, wir sind blind hier in der Nachbarschaft? Das machen Sie wem anders vor, daß Sie nicht ganz genau Bescheid wissen, weshalb das arme Wurm aus dem Hause gelaufen ist! Aus dem Hause bei dem Wetter, wo man keinen Hund auf die Straße jagt! Das sage ich Ihnen, wenn das Kind zu Schaden kommt, dann weiß ich, wer es auf dem Gewissen hat! Als ob Sie nicht grade schon genug zu schleppen hätten —"

„Was fällt Ihnen ein!" wollte Christiane der Frau in das aufgeregte rote Gesicht fahren; es saß ihr aber plötzlich dick wie ein Pflock in der Kehle. Mit einer zornigen Bewegung warf sie ihr das zusammengeballte Knäuel Papier vor die Füße.

„Wegbleiben hätte ich sollen!" brachte sie heiser heraus. „Frechheit —"

Die Haustür krachte ins Schloß, mitten in das laute Schimpfen der Meinertschen hinein. Die fuhr in die Küchentür wie ein Unwetter und klatschte einem Küchenmädchen, das zum Zurückweichen keine Zeit mehr hatte, eine gepfefferte Ohrfeige an den Kopf.

„Neugierige Ziege, ich will dich lehren horchen! Herrje, Bengel, was soll denn das? Bist wohl nicht recht klug, Sonntagabend und die Gaststube voll wie ein Faß Heringe! Wo willst du hin? Na?"

Der lange Hermann hatte die blaue Schürze abgebunden und fuhr hinter der Küchentür eben in die Jackenärmel. Der Bursche machte ein mürrisches Gesicht und wollte nicht mit der Antwort heraus. Zuletzt warf er ärgerlich den Kopf.

„Wo ich hin will? Dumme Frage. Los und suchen."

„Du? Die Mieke?"

In dem groben Gesicht des Burschen war ein ernsthaft bedrückter Zug, wie er bloß nickte und sich die Mütze auf den Kopf warf. Die dicke Frau schob ihn plötzlich selber hastig aus der Tür.

„Ist recht, Junge. Mach, daß du wegkommst, daß es bloß Vater nicht sieht. Lieber Gott, die Mieke!"

„Mieke!" schrie Christiane Eckart scharf in die Küchentür hinein. Sie zuckte zusammen, als sich im Finstern etwas rührte. Es war aber nur die Küchenuhr, die mit ihrem heiseren Rasseln zum Schlagen aushob. Eins, zwei, drei . . . neun! zählte Christiane. Doch schon so spät!

„Mieke!" rief sie oben in der Giebelkammer noch einmal. Es hallte da oben sonderbar und blieb ohne Antwort. In der Dunkelheit tastete Christiane nach ihrem Tuch und lief wieder die Treppe hinunter.

Der Wind fegte so scharf um die Straßenecken, daß es der Frau den Atem verschlug. Der Nikolaikirchplatz selber war wie ausgestorben, aber zwei Straßen weiter, wo ein paar Kellnerkneipen und Tanzlokale lagen, war noch Sonntagabendunruhe und Spektakel. Ein paar angetrunkene junge Leute, die grölend und singend aus einem hellen Kneipengang stolperten, riefen die eilige, schwarze Gestalt juchend an und wollten ihr den Weg sperren. Sie gaben ihn ihr aber plötzlich ohne einen Laut wieder frei, als sie unter der Laterne Christiane Eckarts Gesicht sahen.

Die Frau selbst hatte kaum darauf geachtet. Sie lief, als ob einer hinter ihr her wäre; das Herz schlug ihr in harten, dumpfen Schlägen, die fast wehtaten. Jetzt war es nicht mehr weit bis zur Polizeiwache, noch ein paar Straßenecken.

Nein! dachte sie plötzlich laut zwischen zwei heftigen Atemstößen und blieb stehen. Wozu rannte sie denn eigentlich so? Hatte das Sinn und Verstand? Ins Bockshorn hatte sie sich jagen lassen von der frechen Person, der Meinertschen! Als ob das Mädchen, die Mieke, das verdient hätte, daß sie sich um sie abäscherte! Was konnte ihr denn groß passieren? Frieren und hungrig sein, jawohl. Das war ihre Strafe, weshalb war sie aus dem Haus gelaufen. Wenn sie genug davon hatte, sollte sie wohl von selbst wieder kommen.

Sie ging jetzt wieder weiter, nicht so rasch wie vorher, aber den Kopf aufrecht in der Dunkelheit und die Lippen zusammengekniffen. Gott bewahre, weglaufen! So hieß das nicht! Das Kind war ja die liebe Unschuld! Sie hatte es aus dem Hause gejagt, sie, Christiane! Das hatte ihr das Weibsbild vorhin ja wohl an den Kopf geworfen? Sie hatte an allem schuld, natürlich! Nicht den Mund auftun gegen das Fräulein, das wäre das Richtige gewesen. Sich alles gefallen lassen! Sie dankte dafür! Mit ihrer Tochter ging sie um, wie es ihr selber paßte, und sie brauchte keinen, der seinen Senf dazu gab und ihr dreinredete.

Christiane hatte sich wieder hart gemacht, als sie die Treppe hinaufstieg und bei der Polizei anläutete. Sie mußte warten.

Der Polizeibeamte sah die Frau scharf an, als sie unter der grellen Gasflamme an der Tür stand, und tat ein paar kurze Fragen. Seit wann war das Kind weg? Heute morgen unter der Kirche? Hatte sie schon bei Verwandten oder Bekannten nachgefragt? Kam es öfter vor, daß das Kind weglief? Wie sah es aus? Groß? Blond oder dunkel? Was für Kleider trug es?

Christiane zögerte einen Augenblick und sah starr geradeaus in die Gasflamme. „Nein, groß nicht. Fünfzehn Jahre alt, sah aber aus wie knapp dreizehn. Helles Haar, zwei Zöpfe und ein schwarzes Kleid."

Sie stockte plötzlich. Der Hut! schoß es ihr durch den Kopf. Wo hatte sie den doch gesehen? In der Giebelkammer auf der Erde. Mieke konnte keinen aufhaben.

Der Beamte hatte sich rasch Notizen gemacht, er sah jetzt auf und faßte das harte, ältliche Gesicht der Frau schärfer ins Auge. Ohne Hut aus dem Hause bei dem Wetter? Da mußte doch was passiert sein! Sie hatte das Kind wohl geschlagen? Ein bißchen hart angefaßt? So was kam ja vor, daß sie dann wegliefen. Bisweilen auch schon vorher, aus purer Angst.

Christiane war es dunkelrot ins Gesicht geschossen.

„Ich?" sagte sie scharf. „Das Mädchen angerührt? Nein. Nicht mit dem kleinen Finger."

Der Mann fragte nicht weiter. Er sah nach der Uhr und zuckte die Schultern.

„Heute abend läßt sich nicht mehr viel machen. Die die Nachtronden gehen, sollen aufpassen. Vor morgen wird wohl das Suchen nichts helfen; wer weiß, wie weit die gelaufen ist."

Christiane blieb zögernd stehen.

„Soll ich morgen früh wiederkommen?"

„Ist nicht nötig. Sie bekommen Nachricht, wenn wir was finden. Guten Abend."

Als Christiane sich gegen den unwirschen Wind um die Kirchenecke kämpfte, schlug eben im Dunkeln die Kirchenuhr elf. Sie mußte doch länger gewartet haben, als sie selber gemerkt hatte. Einzelne Fensteraugen waren noch hell, auch in den Nachbarhäusern. Ihres lag dunkel und schmal da. Der hohe Giebel verlor sich eben in den schwarzen Nachthimmel hinein.

Die Frau blieb einen Augenblick atmend stehen, ehe sie aufschloß. Die dumpfe Unruhe von vorhin war nicht weg, sie saß ihr jetzt bis an den Hals.

In der dunklen Küche machte sie hastig Licht. Sie hatte aber noch die Lampenglocke in der Hand, als draußen an der verschlossenen Haustür gerüttelt wurde, heftig geklopft und wieder stärker gerüttelt. Der Schreck fuhr der Frau eiskalt in die Glieder, daß sie kaum stehen konnte.

Die Hände flogen ihr, als sie den schweren Hausschlüssel drehte und hinausleuchtete. Sie prallte aber zurück, als sie Meinerts Hermann sah, außer Atem und mit verstörtem Gesicht.

„Meine Mutter schickt mich, Frau Eckart," sagte der Bursche heiser, „ich war schon zweimal an der Haustür!"

Die Frau faßte an den Türpfosten.

„Was ist denn? Ein Unglück?"

„Ja — nein, ich weiß nicht! Sie haben da vorhin so was erzählt in der Gaststube, sagt Mutter — es waren da zwei, die kamen aus Ohlsdorf. An der Ohlsdorfer Schleuse ist heute nachmittag eine Leiche angeschwemmt, ein Mädchen, ein Kind —"

Dem Burschen verschlug es plötzlich die Stimme; sein dreistes, sommersprossiges Gesicht zuckte wunderlich. Christiane sah ihn starr an.

„Ein Mädchen? Sind sie dabei gewesen? Selber? Wo sind sie?"

Sonderbar rauh kam das heraus, wie ohne richtigen Klang. Der junge Mensch sah vor die Füße, wo er mit der Stiefelspitze auf den Steinfliesen scharrte.

„Weg, schon lange. Mutter hat sie bloß gesprochen, ich gar nicht. Ich weiß nicht, ob — —"

„Ich muß hin. Jetzt! Gleich!" sagte Christiane Eckart laut, mit demselben rauhen Ton in der Stimme, ohne den Burschen ausreden zu lassen. Der sah rasch auf und riß die Augenbrauen hoch.

„Nach Ohlsdorf doch nicht? Jetzt im Stockdüstern? Donner! Das sind zwei Stunden, und für einen guten Gaul —"

Er war plötzlich still wie auf den Mund geschlagen vor Christiane Eckarts Gesicht. Das war hart und verbissen, aber mit einer versteckt flackernden Aufregung in den schwarzen Augen.

„Ich muß hin!" sagte die Frau noch einmal hastig, aber wie zu sich selbst, und schob den Burschen in dem engen Hausgang beiseite, als ob sie gleich los wollte. Als sie die Haustür aufriß, schlugen ihr Wind und Schnee schneidend ins Gesicht und in den Gang; der dünne Lampenstrahl schoß hoch auf, flackerte und losch aus. „Herr du mein Gott!" sagte sie heiser in den schmetternden Krach hinein, mit dem die Haustür im Dunkeln wieder zufiel.

In der finsteren Küche klirrte und polterte es ein paar Minuten, ehe es hell wurde. An der Tür regte sich etwas. Als die Frau sich umsah, stand der Meinerts Bursche da noch, mit bedrücktem Gesicht. Er kam ungeschickt zwei Schritte näher.

„Frau Eckart —" er stockte und sah sie unsicher an. „Vor morgen früh hilft das doch nichts. Wenn Sie wollen — ich kann ja Fuhrwerk besorgen — Schlag sieben oder eher noch — ich will Sie wohl hinfahren —"

Christiane Eckart stand und maß den vierschrötigen Burschen feindlich mit den Augen. Es war, als ob es der Frau jetzt erst klar wurde, mit wem sie da redete. Was hatte der hier zu suchen? Just der? Der Zorn schoß ihr plötzlich zu Kopfe; sie hörte die Stimme ganz deutlich, Miekes Stimme, heute morgen da oben auf der Giebelkammer: Hermann hat gesagt — Meinerts Hermann sagt . . .

„Nein!" sagte sie kurz. „Wenn ich hin will, brauche ich keinen dazu! Dich erst recht nicht! Lump du! Hörst du? Lump, sage ich! Du weißt wohl weswegen!"

„Frau Eckart — ich —" stotterte der große Bengel heraus, feuerrot im Gesicht bis unter das rote Haar. Die Frau zeigte mit heftigen Bewegungen nach der Tür.

„Mach daß du hinauskommst! Sofort! Hinaus, sage ich!"

Den Augenblick später war sie allein. Sie setzte sich schwer und wie zerschlagen auf den Stuhl und stierte in die Lichtflamme. Es lag ihr wie ein dumpfer eiserner Druck auf dem Kopf, daß sie nicht denken konnte.

Wie lange sie so saß, wußte sie nicht. Als die kleine hastige Küchenuhr zum Schlagen aushob, schreckte sie hoch und stand auf. Die Küche war eiskalt, daß ihr die Füße und Finger klamm und steif waren.

Die Treppe knarrte und knackte, als sie hinaufstieg. Oben in der Giebelkammer blieb sie stehen, die Lampe in der Hand und sah mit einem verlorenen, leeren Blick um sich.

Da vor dem Fenster auf der Erde lag etwas Dunkles. Die Frau ging hin und bückte sich mechanisch darnach. Ach richtig, noch immer der Hut! Miekes Hut! Sie hatte ihn heute morgen aufzuheben vergessen.

Einen Augenblick stand sie und sah darauf hinunter.

„Mieke!" schrie sie plötzlich auf, zerbrochen rauh und wie aus einer lange verschlossenen Tiefe herauf.

Und diesen vertragenen Kinderhut auf den Knien, beide Hände vor das Gesicht geschlagen, kauerte Christiane, die verbitterte, vertrocknete, harte Christiane Eckart, auf dem Bettrand und schluchzte.

Mieke! Das Kind! Es war ja nicht möglich! Sie glaubte es nicht, nein, nein, es konnte nicht wahr sein! Herrgott im Himmel, war das denn noch nicht Unglück genug, was sie in ihrem Leben hatte schleppen müssen? Wenn es anderen Leuten tropfenweis kam, ihr kam es in Scheffeln. Sie sagte ja auch gar nichts mehr, herrje nein, sie war es ja gewohnt. Bloß dies nicht! Alles hergeben, nur das Kind nicht! Lieber gleich selber ins Wasser!

Was hatte der doch vorhin gesagt? Ein Kind, ein Mädchen! An der Ohlsdorfer Schleuse angeschwemmt! Aber war das denn überhaupt möglich? Die Ohlsdorfer Schleuse war doch drei Stunden Weg oder länger zu Fuße. Und ein schwächliches Ding wie die Mieke war —

Der Frau ging es wie ein Stich durchs Herz. Großer Gott, drei Stunden zu Fuße brauchte sie darum nicht zu laufen! Was an der Neustädter Brücke in das gelbe schmutzige Kanalwasser kam, das brauchte wohl keinen halben Tag, um bis zur Schleuse hinunterzutreiben.

Christiane sah plötzlich etwas: ein Gesicht. Grünlich war das, mit häßlichen Schatten und gebrochenen Lidspalten, durch die das Weiße der Augen schien, die Haarsträhnen auf der Stirn schlammig zusammengeklebt und tropfend. So hatte sie einmal auf dem Dorfe einen aus dem Mühlteich ziehen sehen — damals als sie mit dem Kinde ging. Gegraust hatte sie sich vor dem Gesicht, daß sie den Abend nicht schlafen konnte. Vielleicht, daß Mieke jetzt irgendwo so lag. Diese Nacht, jetzt diesen Augenblick . . .

Die Frau hörte plötzlich auf zu schluchzen, hob den Kopf und sah stier vor sich in das Halbdunkel. Das Herz ging ihr in kurzen harten Stößen. Wenn sie da so liegt — sagte eine Stimme in ihr langsam und sonderbar deutlich: wenn sie da so liegt, — wer hat daran schuld? Du nicht. Du hast sie nicht aus dem Hause gejagt, nein! Nicht angerührt hast du sie, nicht mit dem kleinen Finger! Da auf dem Fleck hat sie gestanden, noch keinen Tag ist es her, und du selber zwei Schritte davor — ja, du, du, du! „Weißt du, was du bist? Mein Kreuz bist du! Mein Unglück —"

Nein, nein! Herrgott, straf mich nicht im Zorn! schrie die Angst aus der Frau in die Höhe. Das Kind ihr Unglück? Wenn sie das gesagt hatte, sie hatte es nicht so gemeint! Sie war ja nicht bei sich gewesen.

Christiane kroch mit kurzem Aufschauern in sich zusammen, als ob sie fror. Rührte sich da nicht etwas am Fenster? Nein, es war der Schlagregen oder Schnee, der an die Scheiben prickelte, jedesmal wenn ein Windstoß ihn dagegen warf. Der verschossene grüne Fenstervorhang hob und

senkte sich mit der Zugluft in einer lautlosen Bewegung, die etwas sonderbar Lebendiges hatte. Christiane starrte dahin, die Brauen schwarz und scharf zusammengezogen. Den Lappen Zeug da am Fenster sah sie aber nicht. Sie sah die Augen, mit denen das Kind sie da gestern aus weißem Gesicht heraus angesehen hatte. Augen wie ein Hund unter der Peitsche!

Wenn — sie — nun — da — so — liegt! Großer Gott, wieder! Hart und deutlich, als ob es einer neben ihr sagte. Etwas in der Frau bäumte sich plötzlich auf. Es war ihr, als ob sie sich mit aller Kraft wehren mußte gegen etwas Furchtbares, Unsichtbares, das sich dunkel über ihr hochreckte, und wuchs und sie erstickte.

Und wenn es so war! trotzte es blind in ihr auf, — wenn sie da so lag, warum sollte sie das denn schuld haben? Sie wollte den doch sehen, der es wagte und sagte ihr das ins Gesicht! Ihr, der Mutter! Wenn jemand das Kind auf dem Gewissen hatte, dann wußte sie, wer: die da draußen mit ihren bösen Zungen, die verfluchten Zuträger, die dem Mädchen hinter ihrem Rücken Schlechtigkeiten über seine Mutter einbliesen und es verhetzten. Und die kriegten auch noch ihren Lohn, doppelt und dreifach, wie sie es verdienten, oder es gab da oben keine Gerechtigkeit mehr!

Ein trockenes zorniges Aufschluchzen blieb ihr in der Kehle stecken, es war ihr plötzlich, als ob sie nicht mehr atmen konnte; sie sah sich wie aufwachend um. Die Kammer war sonderbar dunkel geworden und voll von einem scharfen häßlichen Qualm. Die kleine Lampe war ausgebrannt, sie schwelte nur noch trübselig mit einem letzten bißchen Leben.

Christiane stand hastig auf, sie fühlte, daß es ihr wie Fieber und Feuer im Kopf pochte. Luft in die Dumpfheit herein, sie erstickte sonst! Mit einem heftigen Ruck riß sie die beiden Fensterflügel auf. Einen Augenblick war sie wie blind von der bleiernen Dunkelheit und dem unwirschen Regensturm, der ihr gegen die heißen Augen schlug. Nicht einmal das hohe steile Kirchendach nah gegenüber war zu erkennen, kaum daß sich sein undurchsichtigeres schwereres Schwarz gegen den Nachthimmel ahnen ließ. Unten, wo der Platz lag, auch kein Schimmer von Licht mehr, eine Tiefe, so schwarz und grundlos wie ein Brunnen.

Christiane wollte sich vorbeugen, ein Windstoß fuhr fauchend an ihr vorbei in den Fenstervorhang und schlug ihr den um den Kopf. Wie sie sich rasch loswirrte, flog ihr der eine Fensterflügel aus der Hand und schlug klirrend zurück. Hastig griff sie darnach, die Füße glitten ihr, verloren den Halt. Mit einem heiseren Laut warf sie sich zurück, griff hinter sich und faßte den Vorhang. Das mürbe Zeug riß, aber der schwache Halt war die Rettung gewesen; sie hatte Boden unter den Füßen.

Den Augenblick darauf lehnte sie mit keuchendem Atem am Bettpfosten, Tropfen auf der Stirn und einen sausenden Schwindel im Kopf. Herrgott im Himmel! Zwei Sekunden, und sie hätte da unten gelegen! Brunnentief, unten! Auf den Steinen!

Wie sie! sagte die Stimme auf einmal aus ihr heraus, laut und hart, als ob jemand anders spräche.

Christiane war es, als wollte das Blut ihr stellstehen, nur das dumpfe Sausen im Kopf war noch da. Aber durch das hindurch hörte sie die furchtbare Stimme:

Denselben Weg wie *sie*! Was hat das Kind doch gesagt, gestern auf dem Fleck? „Mutter, ist das wahr? — Ist dies das Fenster . . .?"

Mit einem Atemzug, der wie ein Stöhnen klang, und schwer wie eine alte Frau, setzte Christiane sich auf den Stuhl da neben Miekes Bett und starrte nach dem Fenster, ein dumpfes dunkles Entsetzen in den Augen. Und in dem Augenblick wußte sie plötzlich, was sie diese fünfzehn Jahre ihrer Ehe nicht gewußt hatte, — nicht hatte wissen wollen.

War sie denn blind gewesen? Es hatte ja so kommen müssen! Es hatte auf sie gewartet, jeden Tag und jede Stunde. Es — das Furchtbare, Unsichtbare, das sie hatte kommen und wachsen sehen und jetzt über sich fühlte, schwer und schwarz und erstickend wie eine große Woge.

Die da gestanden hatte an dem Fenster, die Andre, und ihren schrecklichen Todesweg gegangen war, die war ihn aus freiem Willen gegangen. Sie, Christiane, hatte sie nicht gestoßen. Sie hatte das nicht gewollt, so gewiß sie hier saß, nicht.

Aber sie hatte gewußt, warum die Andre den Weg gegangen war, diese langen Jahre gewußt, auch wenn sie die Augen davor zumachte, und es hatte an ihr gefressen wie eine heimliche Krankheit. Warum hatte ihr denn jeder Bissen Brot bitter im Munde geschmeckt? Weil das Brot, das sie aß, der Andren gehörte! Das Bett, in dem sie schlief, und der Platz am Tische, an dem sie saß, gehörte der Andren, nicht ihr, Christiane Eckart. Eckart, Eckart? Der Name, den sie trug, gehörte der Andren. Der Mann, der ihren Ring an der Hand hatte, gehörte der. Nur das Kind nicht! Mit dem hatte die nichts zu tun, das gehörte ihr selber, ihr ganz allein. Mit einer verbissenen ruhelosen Eifersucht hatte Christiane darüber gewacht. Mochte es sich vor seiner leiblichen Mutter scheu in die Ecken drücken, das kümmerliche Ding! Aber die Andere sollte ihr nicht daran heran. Nichts von ihr wissen sollte es, nichts hören, nicht ihren Namen kennen!

Es hatte nichts geholfen. Wer es dem Mädchen heute zugetragen hatte, was tat das dazu? Wenn es einer nicht war, so war es eben der andere. Wenn es heute nicht kam, kam es morgen. Es hatte so kommen müssen, müssen!

Das Furchtbare, Unsichtbare, das sie hatte totschweigen und totmachen wollen, das hatte im Dunkeln weitergelebt, diese fünfzehn Jahre. *Das* war es, was den Mann vorzeitig unter die Erde gebracht hatte, der dieselbe Last trug wie sie, nur auf schwächeren Schultern. *Das* war jetzt auch gegen sie aufgestanden und wollte sein Recht, unerbittlich sein Recht. *Das* hatte sie angesehen — Christiane brannte das Gesicht in einem langsam aufsteigenden Feuer — sie angesehen mit Miekes Augen, da von dem Fleck her: „Mutter — ist das wahr . . .?"

Das hatte das Kind aus dem Hause gejagt wie mit einer Peitsche im Nacken, — in das Unwetter, den Abend, vielleicht in das schmutzige Kanalwasser da unten hinein —

Großer Gott, warum denn das Kind? Was hatte das denn gesündigt? Warum nicht sie selber? Wenn sie eben losgelassen hätte, schoß es ihr brennend durch den Kopf, losgelassen da am Fenster, dann war jetzt alles vorbei und zu Ende, und die Rechnung glatt: ein Leben um das andere!

Sie kniff die Lippen hart und bitter zusammen. Sie selber? Nein! Das war nicht genug, das wäre ja bloß Erlösung. Das andere war härter, tausendmal härter! Die Mieke! Das Kind!

Die kleine Lampe war ganz ausgebrannt und glostend verraucht. Christiane merkte es gar nicht. Die aufrechte derbe Frau saß vornüber zusammengesunken auf dem Stuhl und sah mit trockenen Augen vor sich in die Dunkelheit. Und in dieser Nacht, in der sie zum erstenmal mit jedem Blutstropfen fühlte und wußte, daß sie ihr Kind lieb hatte, mit einer lange verschütteten, verbitterten, schmerzhaften Liebe, da wuchs ihr aus der Dunkelheit heraus das stumme Bild einer furchtbaren Gerechtigkeit, die alle Schuld auf einer Wagschale wog und dieses Kind von ihr forderte

Christiane Eckart wehrte sich nicht mehr. Etwas war wie zerbrochen in der harten Frau. Sie machte auch nicht die Augen davor zu. Weich war sie ihr Lebtag nicht mit sich umgegangen, so wenig wie mit den anderen. Mit einer herben Unerbittlichkeit und mit eigenen Händen schlug sie in dieser toten Nachtstille ihre eigene starre Gerechtigkeit zu Scherben vor dem richtenden Bild dieser anderen großen dunklen Gerechtigkeit über ihr, und vor der Vergangenheit, die heute zum letztenmal auf lautlosen Füßen im Dunkeln durch das leere stumme alte Haus ging, in dem morgen ihre Zeit mit dem Namen Eckart ein Ende hatte.

Christiane schreckte hoch und sah mit wirr verstörten Augen um sich. Die Stube war voll von einer sonderbar weißen schattenlosen Helligkeit, die bis in die hintersten Ecken kroch. Wie kam sie hierher auf den Stuhl? Was war doch — Herrgott, was war doch Schreckliches?

Einen Augenblick tasteten ihre Gedanken noch, auf einmal wußte sie es mit einem Schrecken, der ihr das Herz und den Atem eng machte: Mieke!

Wie spät schon! war das zweite Erschrecken, fast zugleich mit dem ersten. Wann war dieser bleierne Schlaf nur über sie gefallen? Sie hätte ja längst unterwegs sein müssen, längst! Zu dem Kind, nach Ohlsdorf!

In ihrem Kopf war plötzlich ein Stocken. Schon längst? Auf eine Stunde früher oder später kam ja nichts an, wenn — wenn das wahr war —

Die Frau kniff die Lippen zusammen und wollte hastig aufstehen. Sie fiel aber erst zurück und stöhnte kurz auf. Die Glieder waren ihr steif und schmerzhaft von den langen Stunden auf dem Holzstuhl und in der Nachtkälte. Sie humpelte fast zum Fenster.

Das mußte der Sturm zugeschlagen haben, es stand nur noch eine schmale Spalte offen; aber durch die Spalte war ein Schneestreifen hereingeweht, der sich gehäuft über das Fensterbrett und unten auf dem Fußboden bis mitten in die Stube streckte. Es mußte vom Himmel geschüttet haben wie mit Schaufeln in der Nacht und den frühen Morgenstunden. Nach unten zu hatte ein hoher Schneewall auf dem Fenstersims die Aussicht verbaut, und

das steile nahe Kirchendach stand hoch wie eine weiße Tafel in die schwere weißgraue Schneeluft herein. In der harten Helligkeit, die breit von der Schneetafel in die Stube hereinschlug, sah das gefurchte Gesicht der Frau gelb und verfallen aus wie nach einer Krankheit.

Christiane hielt sich kaum einen Augenblick da am Fenster auf. Eine starre Entschlossenheit in den Augen kehrte sie sich um und schloß den Schrank, wo sie Hut und Tuch aufbewahrte. —

Unten auf dem Nikolaikirchplatz pfiff jemand: der Meinerts Bursche, der in Kähnen von Holzschuhen stand und Schnee schippte. Sein roter Haarbusch brannte wie das leibhaftige Feuer aus dem vielen Weiß heraus. Er schippte aber mit einer Art fahriger Ungeduld, horchte immer nach drei Schippenstößen herum und hatte eine Unruhe in den dreisten Augen sitzen, die halb bedrückt und halb pfiffig-zufrieden war.

Der rasche Marsch, den er in die Schneeluft hineinpfiff, hörte aber plötzlich mitten im Ton wie abgehackt auf. Zwei Häuser weiter ging eine Haustür und schlug schwer wieder zu. Einen kurzen Augenblick starrte der Bursche dahin, dann warf er seine Holzschaufel in den Schnee.

„He! Heda!"

Die Frau, die die paar Treppenstufen heruntergestiegen war, sah sich um. Etwas wie Zorn war ihr in die schwarzen Augen gesprungen, losch aber gleich wieder aus.

Der Bursche war in einem stolpernden Holzpantoffeltrab hinter ihr her geklappert, daß ihm die blaue Schürze um die Beine schlappte.

„He! Frau Eckart! Ich wollte bloß sagen" — er stockte, blieb atemlos stehen und sah mit rotem Kopf zu der Frau hin. „Ich meine bloß — wenn Sie hätten nach Ohlsdorf wollen — das wäre nicht nötig mehr —"

Christiane Eckart stand auch still, ein sonderbares Zucken ging ihr um den schmalen Mund. Einen Augenblick sah es aus, als ob sie ihm da vor den Füßen hinschlagen wollte; der Schirm, auf den sie sich schwer vornüber stützte, zitterte.

„Nicht — nötig?" sagte sie mühsam.

Der Bursche war erschrocken einen Schritt nähergekommen.

„Herrje, nichts Schlimmes, Frau Eckart, nein! Es ist bloß, weil sie da nicht ist! Die Mieke, meine ich!"

Ein Schein von Farbe kam langsam in das Gesicht der Frau zurück, sie sah ihn starr an.

„Woher — weißt du das?" fragte sie, noch immer wie mit schwerer Zunge.

„Es ist — es ist jemand hingewesen."

Der Bursche sah sie nicht an bei der Antwort. Christianes Augen gingen scharf über sein Gesicht. Sie sah auf einmal, daß das übernächtig und müde war. Ein Schlucken kam ihr in die Kehle.

„Du?" fragte sie nur langsam. Statt zu antworten, fuhr sich der lange Junge ungeschickt mit der Hand durch den roten Haarschopf.

„Die Mieke —"

„Hermann! Hermann!" schrie eine Stimme hinter ihm. Gleich darauf fuhr die Meinertsche aus ihrer Tür und schlug die Hände zusammen, als sie Christiane sah.

„Herrje, da ist sie ja! Die ist schon los und Gott weiß wieweit, haben wir gedacht! Was meine Dorette ist, die hat schon dreimal geklingelt bei Ihnen, Frau Eckart, seit daß der Junge von Ohlsdorf wieder da ist, und nachher auch, als ich sie glücklich hier hatte. Gott Lob und Dank, nun steckt sie ja im Bette —"

Die dicke Frau, die rot und pustend bei den beiden angekommen war, die Hände in die Küchenschürze gewickelt, schrak plötzlich zusammen. Die andere hatte sie hart um den Arm gefaßt, daß es wehtat.

„Wer? — was?" fragte sie heiser dazwischen. Die Meinertsche sah sie mit offenem Mund an.

„Wer? Wissen Sie denn von nichts? Hat Ihnen der Junge das noch nicht gesagt? Du meine Güte, das Mädchen, Frau Eckart, die Mieke! Was der Junge ist, der Hermann, der kam ja damit an von der Polizei, daß sie sie hatten, und bei Ihnen keine Katze zu Hause! Herr du mein, habe ich gedacht, da kann sie doch nicht bleiben; dann mach du nur selber, daß du hinkommst und holst dir erst mal das Kind ins Haus. Eine Stunde hinter Ellersen hat sie einer aufgegriffen, ein Gendarm, gestern abend schon, und sie hat nicht um die Welt damit herauswollen, wo sie her wäre. Na, hier haben sie dann ja Bescheid gewußt auf der Polizei — herrje, Nahwersche, wie sehen Sie denn aus? Sie haben wohl noch keinen Schluck im Leibe heute? Kommen Sie man herein —"

Christiane Eckart sah die andere an, als ob sie sie gar nicht mehr hörte.

„Wo ist Mieke?" Sonderbar langsam und hart kam das heraus. Die dicke Frau sah sie plötzlich stutzig an; in ihr gutmütig aufgeregtes Gesicht kam ein rasches Mißtrauen. Sie setzte die roten Arme auf die Hüften.

„Frau Eckart!" sagte sie scharf, „Mieke ist bei mir. In meinem Hause. Und wenn sie ihr jetzt was tun wollen oder dem Kind nur ein böses Wort geben, dann sage ich Ihnen —"

Christiane Eckart hatte hastig etwas dazwischen sagen wollen, sie brachte aber nichts heraus. Nur den Kopf schüttelte sie. Die Meinertsche war still, sie wußte, was sie wissen wollte.

Es war richtig. Hinter Ellersen auf der Landstraße hatte ein Landgendarm den Abend im Dunkeln das zu Tode erschöpfte junge Ding aufgegriffen. Wie ein böser, fieberiger Traum lag diese lange Nacht Mieke noch in den Gliedern und in allen Sinnen: fremde Augen, fremde Stimmen, eine kleine, fremde, kahle Stube, in der sie eingeschlossen war — ein ratternder, stoßender Karren irgendwo auf fremden, kahlen Landstraßen, in einem grauen, frühen Halbdunkel, neben ihr auf dem Sitzbrett ein schnauzbärtiges Gesicht unter grüner Uniformmütze, ein Mann, der ihr eine Pferdedecke um die Schultern wickelte, wenn der schneidende Wind ihr die Zähne schlagen machte. Und Schnee, Schnee, nichts als Schnee . . .

Jetzt war das alles in einem bleiernen Erschöpfungsschlaf versunken. Aus dem tauchte nur auf Augenblicke etwas auf — ein gutmütiges dickes, rotes Gesicht, das wie lauter Wärme und wohlige Sicherheit aussah — ein paar fragende Flüsterstimmen irgendwo nah, ein Türknarren — einmal auch ein

Gesicht, bei dem ihr grell und spitz eine Angst und ein böses Wort durch den Schlaf zuckte: Mutters Unglück! Lieber Gott, hilf!

Es sank aber auch gleich wieder unter. Es gab keine Stimmen mehr, eine Gesichter, gar nichts, nur Stille, Dunkelheit und Erlösung.

Bis gegen Abend. Da kam in diese unergründliche Dunkelheit zuerst etwas wie ein Schein. Der Schein wurde ein Punkt, ein stiller, greller Lichtpunkt. Eine kleine Lampe war plötzlich da, die einen breiten matten Streifen Licht quer über eine blaugewürfelte Bettdecke auf verblichene Tapetblumen legte.

Unter der Bettdecke rührte sich etwas. Ein paar halbwache Augen hingen erst in der kleinen spitzen Lampenflamme fest und fingen dann unter schweren Lidern suchend an zu wandern, noch nicht ganz bewußt und verwundert. Eine Kommode stand da mit einer weißen Decke und zwei bunte Figuren von Porzellan darauf. Eine Schürze hing am Wandnagel.

Kannte sie das nicht? Wo war sie denn? Wie kam sie denn hierher? War das nicht — war das nicht —?

Dorettes Schlafkammer, ja, die war es! Bei Meinerts war sie! Die Augen da in den Bettkissen waren mit einem Schlag ganz wach, mit einer dunklen, jähen Angst darin. Mieke wußte plötzlich wieder alles. Mit dem einen Blitz von Bewußtsein war all das andere auch da, ein ganzer wirrer Haufen Schreckniße, der ihr wie ein großes Wasser über den Kopf stürzte.

Mutters Unglück! Sie, Mieke, Mutters Unglück! Das Wort war hinter ihr her gewesen wie eine Peitsche, als sie aus dem Hause lief, auf den Zehen und mit einem dumpfen, brennenden Herzweh an der Tür vorbei, hinter der Mutter saß. Nur weg! Nur Mutter nicht wieder unter die Augen kommen! Weit weg, einerlei wohin! Nur nie wiederkommen! Tot sein ...

Mieke schauerte unter den Decken und kroch eng in sich zusammen. Weit weg? Sie war doch bei Meinerts! Ja, jetzt wußte sie auch: Frau Meinert hatte sie geholt, heute morgen, irgendwoher, wo es schrecklich war, wo sie Angst hatte. Wenn Mutter sie nun fand? Wenn sie es Mutter gesagt hatten, wo sie war? Sie konnte hier nicht bleiben, nein, nein! Sie wollte wieder weg, sie mußte ja weg, Mutters wegen mußte sie. —

Mieke versuchte zu denken, hastig und verworren. Mit einer krampfhaften Anstrengung mühte sie sich, die Augenlider offen zu halten, und starrte in die Lampe. Wenn ihr nur der Kopf nicht so bleiern und müde gewesen wäre! Gestern war weit, weit weg, als ob es Jahre her wäre. Wie sie sich noch quälte, in diesem dunklen Gewühl halber Erinnerungen einen festen Halt zu finden, war ihr auf einmal Mutters Stimme im Ohr, hart und böse: „Und wenn es wahr wäre —"

Ihre Gedanken verwirrten sich wieder und kämpften gegen den bleiernen Druck im Kopf. Wenn es wahr wäre? Was denn? Ach — das mit dem Fenster — mit der anderen — was Hermann gesagt hatte! Sie wußte es jetzt auch wieder, undeutlich nur und wie durch einen Nebel, aber mit einer Angst, die ihr kalt ans Herz griff.

Mieke drückte fest die Augen zu, sie atmete unruhig. Da war es wieder, was vorhin schon einmal aufgetaucht war: Mutters Gesicht, wie sie es den Augenblick gestern gesehen hatte mit einem Erschrecken, das wehtat. Das

Gesicht war nicht wie sonst, wenn Mutter böse war. Was aus den Augen herausbrannte, das war nicht bloß Zorn gewesen, das war Schmerz, irgendein heimlich bohrender, furchtbarer, ruheloser Schmerz, von dem Mieke nie gewußt hatte, den sie nicht verstand. Sie fühlte nur dunkel, daß er von der Geschichte damals herkommen mußte, die so schrecklich war und so unbegreiflich, daß es ihr Angst machte, daran zu denken. Und sie hatte schuld, sie selber, weil sie daran gerührt hatte! Mutters Kreuz war sie, ja, Mutter hatte recht! Und sie hatte ihr doch gar nicht wehtun wollen! Tausendmal lieber sich selbst als Mutter!

Das Mädchen warf sich unruhig und gequält herum unter der grellen kleinen Lampenflamme, der Kopf brannte ihr jetzt. Aber auf einmal wurden ihre Augen weit in die Schattenecke hinein, als ob sie da etwas sähe.

Jetzt wußte sie, weswegen Mutter so — so anders als andere Menschen war! Weil sie immer und immer nur an das Schreckliche denken mußte und nicht davon loskonnte. Deswegen hatte sie nie lachen können und war aus der Stube gegangen, wenn Vater und Mieke einmal etwas vergnügt wurden — früher, als Vater das noch konnte. Deshalb ging sie nie aus dem Haus und saß in ihrem Alltagszeug in der dunklen Hinterstube, wenn Sonntag war oder Weihnachten. Deswegen war sie immer barsch und unfreundlich und hatte die böse Falte auf der Stirn, vor der Mieke Angst hatte, schon als sie klein war. Deswegen — weil es sie quälte, jeden Tag und jede Stunde, immer . . .

Arme Mutter! tat Miekes Herz auf einmal einen Stoß; und noch einen, und stärker noch: Mutter! Und plötzlich wurde es ihr ganz groß und zum Springen voll von einer herzbrennenden Sehnsucht nach diesem strengen Gesicht, vor dem sie zitterte, dem sie nicht wieder unter die Augen kommen durfte, nie wieder! Aufspringen hätte sie mögen, hinauslaufen, so wie sie war! Nur noch einmal Mutter sehen, bei ihr sein! Auch wenn sie böse wurde! Auch wenn — ach, auch wenn es wahr war, was Hermann Meinert gesagt hatte, was alle Leute wußten! Auch dann — nein, erst recht dann, erst recht! Mochten die reden, Mutter blieb ja so auch Mutter! Auch dann, ja, auch dann!

Ein Aufschluchzen kam dem Kind in die Kehle; es warf das Gesicht in die Kissen, ins Dunkle, nach der Wand zu. Aber auf einmal horchte es auf.

Eine Tür knarrte. Einen Augenblick war es still in der kleinen Stube. Aber mit einem Mal saß Mieke steil aufrecht im Bett ganz weiß und einen verstörten Blick in den Augen.

„Mutter!"

Es war Christiane Eckart. Ihr gerader langer Schatten ging vor der Lampe her über die Wand, als sie durch die Stube kam. Auf halbem Weg blieb sie stehen.

„Mieke! Kind!" sagte sie heiser und sah zum Bett hinüber.

„Mutter! nein!"

Ihr Gesicht konnte das Kind nicht sehen, das war ganz im Schatten. Aber es starrte ihr mit weiten Augen entgegen, schmal in seinem weißen Hemd, und ein Zittern in den bloßen Schultern.

„Ich wollte ja weg, Mutter — nie wiederkommen — ich — ich — sei nicht böse, ich will ja auch wieder weg, ich will ja —"

Christiane blieb stehen, wo sie stand.

„Wieder weg?" fragte sie nur, mit derselben heiser zerbrochenen Stimme, aber mit einem Unterton darin, bei dem das Kind aufhorchte. Jetzt wandte sie den Kopf, Mieke konnte ihr Gesicht sehen.

Einen Augenblick war es ihr, als stände ihr das Herz still. Sie sah, sah auf einmal, was sie gestern auch schon gesehen hatte: das Gesicht, in das die kleine Lampe grell von unten heraufschien, war gefurcht unter dem eisengrauen Scheitel, und die Furchen hatte der Gram gepflügt, der versteckte, brennende Schmerz, den Mieke jetzt verstand, so gut verstand! Mutter sah alt und krank aus, schoß es ihr durchs Herz.

Wie eine große heiße Welle von Mitleid, von Hingabe, von lange verhaltener Kinderzärtlichkeit schwoll es stürmisch in dem Mädchen auf und fegte alles beiseite, was wie eine schwarze hohe Mauer zwischen ihr und der Frau da gestanden hatte. Nicht nur die alte, scheue Angst, die ihr eben noch fast den Atem hatte wegnehmen wollen, — auch die letzten Schatten, die letzten Zweifel, die ganze Qual dieser Tage, nein, Jahre — einer langen, freudlosen, dumpf gedrückten Kindheit. Und diese ganze starke lebendige Welle schlug aus den warmen Augen des Kindes dieser alternden, vergrämten Frau entgegen, die da stand und mit den herben Furchen um den Mund dunkel zu ihr hinübersah.

Ein rasches Rot sprang dem Mädchen in das schmale Gesicht, es beugte sich hastig vor.

„Mutter! nein!" sagte sie nur atemlos wie aus geschnürter Kehle. „Ich bleibe hier! Ich will — ich will für dich arbeiten —"

Christiane Eckart war mit zwei Schritten neben dem Bett.

„Darüber sprechen wir morgen. Leg dich hin, Kind, und schlaf!" sagte sie nur kurz, beugte sich über das Mädchen und drückte es in die Kissen zurück.

Mit einem schweren Aufatmen machte Mieke die Augen zu. Mutters Stimme hatte den Ton gehabt, auf den ihr Ohr so feinhörig war — nach dem sie gehungert hatte von klein auf. Die tiefe Müdigkeit legte sich ihr auf einmal wieder auf die Stirn, aber sie war nicht bleiern, nur wohlig. Sie fühlte noch eben Mutters Hand, die ihr die Decke heraufzog und ihr einmal kurz übers Haar fuhr, ehe sie wieder in den schweren Schlaf untersank, aus dessen Tiefen Kraft und Gesundheit quellen. — — —

Vor dem hohen, schmalen, dunklen Haus im Schatten der Nikolaikirche hielt anderen Tages ein Karren mit Hausrat. Christiane Eckart kam langsam die Treppe herunter. Vor der Tür zur Ladenstube blieb sie stehen, schloß hastig die Tür auf. Zwischen dem Gerümpel, das in dem langen kahlen Raum herumlag, suchte sie herum, bückte sich und hob etwas auf: das Bild Marie Eckarts. Die Tote.

Einen Augenblick stand sie und sah es unschlüssig an. Aber plötzlich setzte sie es wieder hin, sachte und vorsichtig, doch mit einer Art Unruhe in den Händen.

„Mutter, kommst du?" rief eine junge Stimme von draußen.

Christianes vergrämtes Gesicht wurde heller. Ohne sich umzusehen, ging sie rasch aus der Tür.

Die Tote blieb allein in dem toten Haus. Oben im Giebel stand weit das Fenster offen.

Der schwarze Pädagog.

Booker T. Washington und seine Schule.

Von

Professor D. **Edv. Lehmann** (Berlin).

Am 18. September 1895 stand ein Mann in der ungeheuren Halle, in der die Weltausstellung der amerikanischen Südstaaten in Atalanta eröffnet wurde, und redete zu einer Versammlung von Zehntausenden.

Unter diesen waren viele der Zuhörer, die im Parterre saßen, von dem frommen Wunsche beseelt, der Redner möge sich tüchtig blamieren und seine Rede nicht zu Ende bringen. Zahlreich waren auch die, die voll Inbrunst hofften, daß diese Rede gelingen möge; es waren die Leute, die auf den Galerien saßen, von anderen Menschen abgesperrt, weil sie eine andere Hautfarbe hatten; und der Redner, der dort auf der Tribüne stand, war dunkelfarbig wie sie. Darum bangten sie um ihn; zum ersten Male war es heute einem Neger erlaubt worden, bei einer so großen Gelegenheit öffentlich zu sprechen. Wenn es mißlang, so würde das für das Ansehen der schwarzen Rasse ein schwerer Schlag gewesen sein, grade jetzt, da sie im Begriff war, durch eben diese Ausstellung sich ein wenig zu heben.

Es mißlang aber nicht, und als der Redner einen Augenblick innehalten mußte, war es nicht, weil er den Faden verloren; nein, er hatte etwas gesagt, was kaum ausgesprochen war, als der ganze Saal von einem betäubenden Beifall widerhallte; die Versammlung erhob sich und brach in Jubelrufe aus. Die Worte, die er gesprochen hatte, waren diese: „In allen rein sozialen Fragen mögen wir voneinander geschieden sein wie die Finger der Hand; in allem aber, was gemeinsame Entwicklung und Fortschritt betrifft, müssen wir eins, wie die Hand, sein."

Er sprach hier von dem Verhältnis zwischen den Weißen und den Farbigen in Amerika; aber sein Wort hatte größere Tragweite. Es enthält die Beantwortung einer Frage, die gerade in unserer Zeit ihre Lösung sucht: die Frage von dem Verhältnis zwischen dem einzelnen und der Gesellschaft, und diese Frage löste er mit einem Bilde, das so naheliegt wie unsere eigene Hand, und dennoch gleichsam aus dem tiefsten Grunde des Daseins heraufgeholt ist. Spricht nicht die volle Wirklichkeit des Menschenlebens durch

dieses Bild, dessen packende Einfachheit und erschöpfende Wahrheit ihm eine ähnliche historische Würde verleiht, wie jenes von dem Streite der Körperteile, durch das Menenius Agrippa den sozialen Zerwürfnissen in Rom ein Ende machte?

Wenn jemand ein Wort zu sprechen vermag, das nicht nur den Beifall einer festlichen Versammlung weckt, sondern zugleich einem bleibenden Gedanken lebendigen Ausdruck gibt, so muß sein Leben eine Art Vorbereitung gerade zu diesem Worte gewesen sein — so wie Sokrates sagte, daß er sich sein ganzes Leben hindurch auf seine Verteidigungsrede vorbereitet habe und sie deswegen wohl unvorbereitet werde halten können. Dem Mann, der so unwillkürlich nach jenem Bilde griff, ihm meldete sich die Hand nicht als etwas in diesem Augenblick zufällig Hinzutretendes; er selbst war vielmehr ein „Mann der Hand", nicht in dem gewöhnlichen zünftigen Sinne, wie es jeder Handwerker oder Arbeiter werden kann, sondern in dem viel weiteren, den nur derjenige erfahren kann, dem seine Hand alles war; der nicht nur zur Arbeit der Hand, der als Sklave geboren, ein Sohn des Sklavenvolkes, das Jahrhunderte lang auf diese beiden früheſten und mächtigſten Helfer des Menschen angewiesen war.

Durch diese seine Herkunft und persönliche Erfahrung ist der Neger Booker T. Washington einer der größten Pädagogen der Jetztzeit geworden: anerkannt, geehrt und bewundert wie seinerzeit Pestalozzi. Er ist aber nicht nur das: er ist durch sein Leben und sein Lebenswerk der Verkünder einer Wahrheit geworden, deren die Menschheit gerade jetzt bedarf; er bietet selbst das Beispiel, und hat in den Tausenden, die er erzogen, einen menschlichen Typus geschaffen, der unstreitbar die Zukunft in sich trägt: den Menschen durch seine Arbeit erzogen, und zwar durch eine Arbeit, die auf die Tätigkeit der Hand gegründet ist.

Booker war noch ein kleiner Junge, als er eines Morgens samt den übrigen Sklaven in das „große Haus" hinaufgerufen wurde. Ein uniformierter Herr stand in der Veranda und las in der Gegenwart der Herrschaft etwas aus einem großen Papier vor, das der Knabe nicht verstand. Seine Mutter erzählte ihm aber unter Freudentränen, ihnen sei jetzt die Freiheit gegeben, ihre Sklaverei habe nun ein Ende gefunden.

Der Negerreformator hat in seiner Selbstbiographie diesen Tag als die größte Erinnerung seiner Kindheit bezeichnet. Noch größere Bedeutung erhält aber seine Schilderung dieser Begebenheit durch den scharfen Blick für ihre bedenkliche Seite.

Schon am ersten Tage bekam der aufgeweckte Knabe einen Eindruck davon. „Zunächst hörte man nur Äußerungen dankbarer Freude und wildesten Entzückens. Bald aber war es mit der Freude vorbei, und ich bemerkte schon auf dem Heimwege nach den Hütten, wie die Stimmung der leicht beweglichen Seelen gewechselt hatte. Die Verantwortlichkeit der Freiheit, die Verpflichtung, von jetzt an für sich selbst und seine Familie sorgen zu

müssen — alles dieses hing jetzt über ihnen als eine drohende Wolke, die ihnen die Sonne der heißersehnten Freiheit verdunkelte. Sie waren wie Kinder von zehn, elf Jahren, dem Wind und den Wellen einer gefahrvollen Welt preisgegeben, nun sie sich jetzt auf eigene Hand zurechtfinden sollten."

Noch trauriger aber als diese allgemeine Unbeholfenheit bei Menschen, die bis jetzt ihre feste Arbeit und ihren festen Unterhalt gehabt hatten, wirkten ihre verworrenen Bestrebungen, in der Zivilisation als gebildete Menschen aufzutreten. Jeder lebte in der Überzeugung, daß ein weißer Zylinder ihn sofort zum gentleman machen könne, und er verwendete seinen ganzen Verdienst, um sich einen solchen anzuschaffen; die jungen Mädchen kaufen sich Pariser Hüte und setzen sie verkehrt auf. Der eine will Geistlicher werden und wirft sich auf das Griechische; andere meinen, die echte Berufung erst dann zu erhalten, wenn der heilige Geist sie so gewaltig ergriffe — und das kann an einem heißen Tage in der vollen und engen Negerkirche wohl geschehen — daß sie zu Boden stürzen mit rollenden Augen und schäumendem Munde, wie die Fetischpriester noch heute in Afrika unter epileptischen Krämpfen ihren heiligen Zustand erreichen.

„Das Traurigste, was ich überhaupt wohl gesehen habe," sagt Booker Washington, „war ein junger Neger, der einige Zeit auf einer Hochschule gewesen war. Er saß in einer elenden Hütte und büffelte französische Grammatik, in schäbigen Kleidern, von Schmutz und Unordnung umgeben; in seinem Garten erstickte das üppig wuchernde Unkraut alles, was wachsen sollte."

Selbst in ihren Bemühungen, die geistigen Güter der Kultur zu gewinnen, bewiesen die Neger, wie wenig geschickt sie dazu waren. Tragisch und komisch zugleich, sie in dieser Hilflosigkeit zu sehen! Tragisch, eingestehen zu müssen, daß sie mit ihrer Freiheit häufig übler daran waren als in ihrer Sklaverei.

Es hatte Männer gegeben, die solches vorausgesehen, als der Kampf um die Befreiung der Neger tobte. Thomas Carlyle war einer von diesen; er eiferte gegen die Emanzipation — vor allem um der Neger willen. Er erwartete Verfall, Verarmung und Verbrechen unter den Freigelassenen — und die Geschichte hat ihm recht gegeben. Die amerikanische Kriminalstatistik bestätigt die dunklen Ahnungen: nirgends sind die blutigen Verbrechen häufiger als in den modernen Negerkolonien.

Die große Liebe, die Booker zu seinen schwarzen Brüdern und Schwestern fühlte, machte ihn nicht blind; sie gab ihm aber ein Vertrauen, das Carlyle und die übrigen nicht besaßen. Er sah mit der ihm eigenen praktischen Weisheit, daß die Mängel der Schwarzen von der falschen Stellung herrührten, in die man sie gedrängt hatte; nicht, daß man ihnen die Freiheit gab, sondern daß man ihnen *nur* die Freiheit gab. Man hätte jedem noch ein Stück eigenen Landes und ein Buch dazu geben sollen: Land — die erste Bedingung für die Arbeit des Menschen; das Buch, damit er in dieser Arbeit der modernen Kultur zugeführt werde. — Tatsächlich aber kehrten die Neger der Landwirtschaft den Rücken; sie hatten genug davon gehabt; und

die Bücher, nach denen viele von ihnen begierig griffen, verstanden sie nicht zu lesen.

In Bookers junger Seele lebte von seiner frühesten Kindheit an ein unbezwingliches Verlangen nach Kenntnissen. Die Kunst des Lesens, das ja den Negern in ihrer Sklavenzeit verweigert war, lockte ihn mit wunderbarem Zauber. Bei der langen täglichen Arbeit — er mußte schon als Knabe in den Minen eines Salzwerkes fronen — war er gezwungen, sich die Zeit zu wenigen Stunden in einer Abendschule buchstäblich zu stehlen. Er darf es heute gestehen, daß er die Uhr in der Fabrik immer verstellte, um die nötigen zehn Minuten zum Schulweg herauszuwirtschaften. „Es kam mir nicht in den Sinn, daß ich etwas Unrechtes tat; mein einziger Gedanke war, rechtzeitig in die Schule zu kommen." Wo die Schule versagte, mußte ein älterer Neger aushelfen. So strebte er immer vorwärts, erreichte jedoch nicht viel.

„Eines Tages aber," erzählt er, „während der Arbeit im Minengang, hörte ich zwei Neger von einer großen Schule reden, die lediglich für Neger eingerichtet sei; der Unterricht in den gewöhnlichen Fächern werde unentgeltlich erteilt, und wer im Haushalte als gewöhnlicher Dienstbote arbeiten wolle, der könne noch dazu ein Handwerk lernen und erhalte freie Kost. Eine solche Schule mußte ja einem Paradiese auf Erden gleichen! Den Himmel selbst konnte ich mir nicht lieblicher denken als die Hampton-Schule in Virginien. Tag und Nacht verfolgte mich der Gedanke an sie."

Aber dazu gehörte Geld; schon die Reise dahin war weit und teuer. Nun wußte Booker von einer Dame, der Frau des Salzgrubenbesitzers, des Generals Ruffner, die ihre Dienerschaft sehr gut bezahle. Bei ihr zu dienen war aber kein Vergnügen; besonders fanden die Neger diesen Dienst ganz unerträglich, weil die Hausfrau immer und immer etwas verlangte, was ihnen nicht anstand. Sie forderte, daß in ihrem Hause, und wäre es auch die unbedeutendste Arbeit, mit der äußersten Sorgfalt und Präzision getan werde. Wenn gefegt, wenn Staub gewischt wurde, dann auch in die Winkel hinein, und die Ränder der Panele, die Gesimse der Schränke nicht vergessen! Alle Papierschnitzel zusammenlesen; alle Geräte im Garten aufräumen! Pünktlich zu Tisch und pünktlich zu Bette, jede Arbeit zur bestimmten Stunde. Eine recht lästige Frau, ein ganz verhextes Haus!

Aber in eben dieses Haus ging der kleine Booker, wie der Soldat im Märchen; und da fand er auch — wie der Soldat — den verborgenen Schatz: er lernte alles, was man tut, ganz zu tun; lernte, welche Bedeutung die elementaren Dinge für das moralische und intellektuelle Leben haben, lernte endlich, daß der Unterschied zwischen Kultur und Unkultur auf der Beherrschung von Zeit und Raum beruhe. Alles dies mußte Booker Washington persönlich lernen, bevor er etwas anderes lernte; es wurde, wie er selber sagte, von größerer Bedeutung für ihn als irgendwelche Kenntnisse, die er später erwarb.

Mit dem Gelde, das er sich im Hause des Generals Ruffner erspart hatte, machte er sich auf die Reise nach dem fernen Hampton College. Aber da seine Mittel nicht so weit reichten, setzte er seine Wanderung zuletzt zu Fuß fort, arbeitete von Tag zu Tag für sein Brot, übernachtete auf Straßen oder in offenen Scheunen, bis er endlich, elend und erschöpft, vor der Tür des Colleges stand. Wie bangte er, daß sie sich vor ihm verschließen möchte! Aber seine Arbeit konnte er doch anbieten, und die Vorsteherin nahm ihn auf Probe.

„Der Vortragssaal soll gefegt und gescheuert werden," sagte sie; „nimm den Besen und mache dich daran!"

„Nie habe ich mit größerem Eifer und mit so heller Freude einen Befehl ausgeführt. Ich wußte, daß Scheuern und Fegen ein Kunststück war, in dem ich's zur Vollkommenheit gebracht hatte; war ja Frau Ruffner meine Lehrerin gewesen! — Aber ich hatte auch die deutliche Empfindung, daß meine Zukunft auf dem Eindruck beruhte, den mein Reinigungswerk auf die Vorsteherin machen würde."

Daß er, einmal in die Anstalt aufgenommen, bald der Beste in der Klasse wurde und Stipendien erhielt, die ihn der Mühe niedriger Dienstleistungen enthoben und seine Kräfte für das Studium völlig frei machten, brauchen wir nicht erst zu sagen. Der Leiter der Schule, General Armstrong, sah in ihm seinen tüchtigsten Gehilfen und eventuellen Nachfolger, wie der junge Booker Washington in diesem großherzigen Menschenfreund sein Vorbild erblickte.

Tatsächlich wurde Booker nie sein Nachfolger; in Hampton College wurde er nur vorübergehend Lehrer. Eine selbständige und größere Aufgabe war ihm beschieden, eine, deren Anfang schwer war, wie einst der seines Lebens. Aber auch hier lernte er von der harten Notwendigkeit, neue Bahnen zu brechen.

Ein alter Stall und ein Hühnerhaus samt einer verfallenen Methodistenkapelle waren die Lokalitäten, über die er für seine Schule in der Negerstadt Tuskegee in Alabama verfügen konnte. Diese verfallenen Räume zu Schulzwecken einzurichten, war die erste Arbeit, die Washington mit seinen Schülern, einem Haufen junger, unwissender Neger, unternahm.

„Sobald wir uns einige Räumlichkeiten instand gesetzt hatten, beschloß ich, daß wir das Land urbar machen und Zucker und Baumwolle bauen sollten. Der Vorschlag war aber gar nicht nach dem Geschmack der Schüler. Sie konnten nicht verstehen, was Ackerbau mit Büchern und Schule zu tun hätte. Mehrere unter ihnen, die Schullehrer gewesen waren, hielten es unter ihrer Würde, den Boden zu bearbeiten. Um sie von diesem Wahn abzubringen, nahm ich selber Hacke und Spaten und machte mich täglich mit an die Arbeit. Als sie sahen, daß ich mich nicht für zu gut hielt, um im Schweiße meines Angesichts mitzutun, wurden sie allmählich geneigt, und es dauerte nicht lange, bis wir einige hundert Morgen Land urbar gemacht und angepflanzt hatten." — „Indessen," so heißt es weiter, „hüteten wir uns wohl,

unsere Schüler, die zumeist vom Lande kamen, wo der Ackerbau in irgendeiner Form den Haupterwerbszweig der Bevölkerung bildete, des Bauernlebens überdrüssig zu machen. Wir wollten nicht, daß sie vom Lande nach den Städten gezogen würden, und der Versuchung, von zufälliger Arbeit zu leben, nachgäben. Unser Bestreben war, ihnen eine Erziehung zu erteilen, die sich den Lebensverhältnissen der Mehrheit dieser Menschen anpassen würde; wir wollten ihnen Lust machen, nach den Plantagendistrikten zurückzukehren, wo sie mit größerer Energie und verbesserten Methoden nicht nur das geistige Aufblühen des Volkes, sondern auch sein materielles Gedeihen, die praktische Ausbildung von Ackerbauern und Handwerkern, würden fördern können."

Eine noch tiefere Absicht aber war die, daß sie Liebe zur Arbeit lernen und die Unlust zur Arbeit überwinden sollten, die die Sklaverei nach beiden Seiten hin mit sich gebracht hatte — bei den Schwarzen, weil sie sie nur als Zwang kannten; bei ihren Herren, weil diese die körperliche Arbeit nur als Sache der Sklaven betrachteten. „Wer hat unter der Sklaverei mehr gelitten," fragt Booker Washington, „die Unterdrückten oder deren Unterdrücker? — Ich wollte die Arbeit auf ein höheres Niveau bringen, wo sie nicht bloß als Last und Plage angesehen wird, sondern wo man sie um ihrer selbst willen liebt."

Wie zutreffend seine Betrachtung dieser Verhältnisse war, erlebte er zunächst an dem Widerstand der Schüler und dem Mißtrauen, das die Bevölkerung im allgemeinen seinem Unternehmen entgegenbrachte. Ein anderes erfuhr er aber auch: daß diejenigen, die mit Widerwillen und Mißtrauen angefangen hatten, in Freude und Bewunderung endeten. Und diejenigen, die die mangelhaften Häuser verspotteten, die diese ungeübten Hände aufbauten, die lehrte er, daß „die Selbsthilfe, das Selbstvertrauen und die Zivilisation, die sich die Schüler durch diese Bemühungen erwerben, den Mangel an innerem Komfort und äußerer Eleganz bei weitem aufwiegen".

„Selbsthilfe, Selbstvertrauen und Zivilisation" — sie kommen also mit dem Ziegelstreichen und Hausbauen; und diese drei geistigen Eigenschaften bilden eine Kausalitätsreihe so wie Ziegel und Häuser: ohne Selbsthilfe kein Selbstvertrauen, ohne Selbstvertrauen keine Zivilisation.

Aber die Schule selbst? Kenntnisse sollen die Leute ja erwerben, wenn sie die Schule besuchen! Allerdings, aber was will das sagen, Kenntnisse erwerben? Einige große, grobe Menschen, die, wie ihre Väter, nur an Sklavenarbeit gewohnt und nie in geistige Betätigung eingeführt waren — diese auf eine Bank setzen und ihnen ein Buch in die Hand geben, sie buchstabieren und Zahlen schreiben lassen, ihnen von fernen Ländern und verschollenen Zeiten, von denen sie sich keine wirkliche Vorstellung machen können, erzählen — heißt das ihnen Kenntnisse beibringen? Nein, das Gehirn muß zunächst durchgebildet werden, muß lernen, rein elementare Aufgaben des wirklichen Lebens zu lösen, ehe es sich an ferne und abstrakte Dinge machen kann, wie solche sich selbst unter den Elementen der Kinder-

schule finden. Wie Ziegel gestrichen werden müssen, bevor Häuser gebaut werden können, und Häuser gebaut, bevor sich ein städtisches Leben entwickeln kann, so muß das Einfache verstanden werden, bevor ein Mensch die komplizierten Verhältnisse der geistigen Welt beherrschen kann. Im Vertrauen auf diese Grundwahrheit nahm Booker Washington mit seinen Schülern diese praktischen Aufgaben in Angriff. Er wußte, daß die praktische Intelligenz, die sie durch diese Tätigkeit erwarben, ihre theoretische Weiterbildung fördern würde, ja daß sie eine unerläßliche Vorbedingung dazu war.

Was als praktische Notwendigkeit anfing, ist zum pädagogischen Prinzip geworden, und auf dieses ist das übrige gegründet. Die Erfahrungen, die Booker Washington machte, als er mit seinen Schülern den ersten elenden Schuppen zimmerte und ungehobelte Bretter zu Bänken und Tischen fügte; was er erlebte, als er nach drei vergeblichen Versuchen endlich einen Ofen baute, in dem die Ziegel gelangen: auf diesen Erfahrungen ist die Anstalt errichtet, die der Amerikaner, der weiße wie der schwarze, mit Stolz erwähnt, und die die Pädagogik zweifellos immer mit Stolz nennen wird.

Wer heute nach Tuskegee kommt — der Stadt Booker Washingtons, wie sie mit Recht genannt werden kann — wird einen mächtigen Komplex von Gebäuden, 125 an der Zahl, vor sich sehen: Schulhäuser und Wohnhäuser, Versammlungslokale, Bibliothek und Museum, Werkstätten und Laboratorien, Fabriken und Bauernhöfe, mit Gärten und Sportplätzen dazwischen, und von Feldern und Plantagen umgeben. Inmitten des Ganzen erhebt sich eine stattliche Kirche. Sie liegt an der Stelle, wo der Stall und der Hühnerhof waren, in denen Booker Washingtons Lehrtätigkeit begann; und alles, was da steht, Häuser, Werkstätten und Fabriken, ja die Kirche selbst, ist ein Werk der Schüler, die in wechselnden Generationen fünfundzwanzig Jahre hindurch diese Anstalt besucht haben und heute in einer Anzahl von 1500 Jünglingen und Mädchen ihre Schulzeit hier verbringen. Sie haben den Boden ausgehoben und zu jedem Bau die Ziegel gestrichen, haben ihn bis an den Schornstein aufgeführt und das Innere ausgestattet bis zu den Heizungsapparaten, den elektrischen Klingeln und den Fernsprechern. Die Bauernhöfe mit ihren 1500 Kühen und 200 Pferden, ihren Herden von Schafen und Schweinen werden von ihnen bewirtschaftet, wie sie von ihnen gebaut wurden. Die zur Landwirtschaft gehörigen Werkzeuge und Maschinen, die Wagen und das Pferdegeschirr sind von ihnen gemacht und werden von ihnen ausgebessert. Der Ziegelofen, der zu den Neubauten das Material liefert, versorgt zugleich die ganze Stadt und Nachbarschaft, und die Zeichenstuben übernehmen jede Baukonstruktion, die man bei ihnen bestellt.

„Unsere alten Zöglinge", sagt Booker Washington, „besuchen uns häufig in Tuskegee; sie setzen sich an wohlgedeckte Tische in einem luftigen Saal und erhalten ein gutes, appetitliches Essen, das die Schüler selbst

bereitet haben. Tischtuch und Serviette sind schneeweiß, Blumen erfreuen das Auge und Vogelgesang das Ohr; sie bemerken auch, daß die Mahlzeit ganz pünktlich serviert wird, und daß die Bedienung rasch und geräuschlos vor sich geht. Wenn sie das sehen, freuen sie sich, daß wir unten anfingen, und Jahr für Jahr das Ganze aufbauten, ein langsames, aber natürliches Heranwachsen, das eine Zukunft voll Zuversicht und Ruhe verbürgt."

Wie ist es möglich, fragt man sich, diese mannigfache Arbeit in einer Schule zu leisten, in der doch auch Kenntnisse erworben werden sollen?

Zunächst ist zu bemerken, daß in einer Schule, die zugleich das Heim der Schüler ist, die volle Tageszeit für die Erziehung zur Verfügung steht; ferner, daß die Schüler in Tuskegee zwischen 14 und 18 Jahren zählen, also in einem Alter stehen, in dem Lust und Fähigkeit zur schweren Arbeit vorhanden sind.

Die Hauptsache jedoch ist, daß die Mehrzahl der Schüler nur in den Abendstunden die Schule besucht, während sie den ganzen Tag hindurch in den Werkstätten oder bei der Landwirtschaft beschäftigt wird. Ihnen ist die Schule also wesentlich eine Anstalt, in der sie für ihren Unterhalt arbeiten und noch dazu theoretischen Unterricht erhalten.

Der Teil des Jahres und des Tages, den man in Amerika der Schule widmet, ist überhaupt viel kürzer als in Europa: die Sommerferien dauern zwei bis drei Monate (die sonstigen Ferien sind dagegen sehr kurz), alle Sonnabende sind frei, und die tägliche Schulzeit beträgt selten mehr, meistens weniger als fünf Stunden; in den höheren Klassen, wo mit einer reichlichen Hausarbeit gerechnet werden muß, nur 4—4½ Stunden. In Tuskegee ist der theoretische Unterricht der Tagesschule auf drei Wochentage beschränkt. Mit dieser kurzen Zeit kann man sich hier begnügen, weil hauptsächlich in den Elementarfächern unterrichtet und nur auf solche Kenntnisse gesehen wird, die zum Verständnis der nächsten Umgebung in Zeit und Raum notwendig sind. Das „ewige Vielerlei", das sonst in der modernen Schule als Prinzip des Lernens herrscht, beschwert diese nicht, ebensowenig wie es in England der Fall ist.

Dagegen wird in besonderen Instituten z. B. Musik getrieben und Orchesterspiel gepflegt. In der Bibelklasse, die kraft einer besonderen Stiftung besteht und ihr eigenes Haus (Phelps Hall) besitzt, werden Prediger, in einem Seminar Lehrer für den Dienst unter den Negern ausgebildet; und Gelegenheit zum Predigen wie zur Armenpflege wird den Schülern in der Umgegend geboten. Diejenigen, die sich der praktischen Arbeit widmen, müssen eine dreijährige Lehrzeit in den Werkstätten durchmachen, und es ist in Amerika allgemein bekannt, daß die Handwerker, die aus ihnen hervorgehen, eine vorzügliche Ausbildung erhalten haben; sie werden ihrer Tüchtigkeit halber daher ebenso gesucht, wie die Elevinnen der Mädchenschule sich im häuslichen Dienst und als Krankenpflegerinnen eines guten Rufes erfreuen.

Vor allem ist Tuskegee eine Zivilisationsanstalt für die farbige Bevölkerung Amerikas. Weiße Schüler sind nicht da, wohl aber Indianer und Chinesen. Was diese Menschen bedürfen, ist zuerst und vor allem Kultur, und die sollen sie erwerben durch alles, was sie tun und das ganze Milieu, in dem sie sich bewegen.

Aufgeputzt und tändelnd nach Art der Negerinnen, kommen die jungen Mädchen zur Anstalt — es wird nichts direkt dagegen getan; man weiß, daß sie nach ein paar Monaten allmählich in die Gewohnheiten der Schule hinübergleiten und bald lieber das bescheidene blaue Kattunkleid ihrer Genossinnen tragen. Auch die jungen Burschen lernen voneinander Anstand und Höflichkeit — der ganze Ton der Schule erzieht sie dazu: sie sieht auf äußere Haltung und gute Manieren und sucht die Menschen von Grund und Boden aus sozusagen an allen Gliedern zu bilden.

Reinlichkeit ist wohl das, was mit größter Bestimmtheit gefordert wird: seinen Körper zu baden, sich häufig zu waschen, die Zähne zu putzen. Schon General Armstrong — der Gründer des Hampton College — hatte „das Evangelium der Zahnbürste" verkündet, das nunmehr ein Glied im Glaubensbekenntnis von Tuskegee wurde. Wer nicht die Zahnbürste braucht, der wird von der Schule ausgeschlossen. Häufig ist das ganze Hab und Gut, das die armen Schüler mit sich bringen, nur eine Zahnbürste. Von älteren Schülern haben sie gehört, daß diese unerläßlich sei, und um einen guten Eindruck zu machen, haben sie sich mit dem teueren Ding gleich ausgerüstet. „Vor kurzem kam ich eines morgens in die Schlafstuben. Da wohnten drei Mädchen in einer Stube, die am vergangenen Tage angekommen waren. Meine Frage, ob sie Zahnbürsten hätten, beantworteten sie hocherfreut: ‚Gewiß! hier ist eine, wir haben sie uns gestern zusammen gekauft.' Sie lernten bald die Sache besser verstehen."

Ebenso haben die Schüler gelernt, daß das Baden nicht weniger notwendig ist als das Essen. Durch diese Schule der Reinlichkeit müssen sie alle gehen als erste Bedingung der Erziehung; sie werden dadurch sozusagen aus dem Zustand, der aller Zivilisation vorausgeht, herausgehoben.

Auch kann es als eine symbolische Sitte aufgefaßt werden, daß kein Schüler ein Bett erhält, bevor er sich nicht selbst eins gemacht hat. Diesen notwendigen Artikel, der die Hälfte unserer Lebenszeit bedingt, müssen diese Anfänger der Kultur selbst beschaffen; sie mögen es gut oder schlecht machen — die Folgen werden sie an ihrem eigenen Körper spüren. Wie man sich bettet, so liegt man.

In dieser Linie der kulturellen Entwicklung, die mit Reinlichkeit und praktischer Selbsthilfe beginnt, liegt auch die theoretische Ausbildung: „Der Schulunterricht," heißt es im Programm 1905—06, „verleiht dem Schüler einen weiteren geistigen Gesichtskreis. Am Ende ist ja doch die Arbeit da, um des Lebens willen; und wenn es für Hof und Feld gut ist, daß der Bauer etwelche Kenntnisse von den Naturkräften hat, mit denen er arbeitet, so ist es um so viel besser für den Bauern selbst."

An sich, würde Booker Washington sagen, wird man durch Kenntnisse nicht intelligent, erst dann, wenn man sie durch intelligentes Arbeiten verwertet, wird es sich zeigen, ob man aus ihnen den rechten Nutzen zieht. Darum gilt es, in den einzelnen Schulfächern die theoretischen Interessen durch die praktischen und umgekehrt „zu kräftigen".

Welches aber ist das letzte Ziel dieser Interessen? Oder ist es an sich ein Ziel, daß der Mensch sich für seine Arbeit interessiert?

Nein, das Ziel liegt höher.

Durch die Entwicklung ernster menschlicher Interessen unter der Herrschaft gesunder Ideale strebt der Unterricht nach diesem Ziel als dem höchsten: Herausbildung des Charakters. Und hier stehen wir vor der eigentlichen Aufgabe: nicht nur die Zivilisierung, sondern auch die Ethisierung des Menschen.

Gerade deshalb mußte vom tiefsten Grunde aus heraufgebaut werden, um diese Höhe zu erreichen.

Wer nur Kenntnisse vom Schüler verlangt, braucht ihm eben auch nur Kenntnisse beizubringen. Wer aber das Gute im Menschen herausbilden will, der muß den ganzen Menschen erfassen, seine Fähigkeiten, seine Lebensart, Denkweise und Gesinnung.

Er kann sich mit dem lesenden und lernenden Menschen nicht begnügen: den arbeitenden, tätigen Menschen hat er vor sich; diesen, mit seinen täglichen Lebensbedürfnissen, mit seinen täglichen Lebensgewohnheiten, mit seinem täglichen Lebenskampf. Denn das ist die Sphäre, in der der Charakter sich bildet, und wo es erkannt wird, ob ein Mensch vom Guten ist.

Ziele und Erfolge der Südpolarforschung.

Von

Otto Baschin.

Mit Riesenschritten nähert sich die Erforschung unseres Erdballs ihrem Ende. Der Nordpol ist erreicht, die öden Hochflächen von Tibet sind durch die ausgedehnten Reisen Hedins ihres geheimnisvollen Schleiers beraubt worden, und die Sahara ist jetzt, dank der Forschungen französischer Militärexpeditionen, keine unbekannte Wüste mehr. Zwar finden sich in ihr wie im Innern Arabiens und Australiens noch zusammenhängende Gebiete größeren Umfanges, die völlig unerforscht sind, aber auch diese werden von Jahr zu Jahr kleiner, und die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, in welcher die letzten weißen Flecken auf den Karten der bewohnten Teile unserer Erde verschwunden sein werden.

Nur ein gewaltiges Gebiet, das an Größe etwa dem europäischen Kontinent gleichkommt, hat bis in die neueste Zeit hinein allen Versuchen kühner Forschungsreisender, einen Blick über die äußere Umrandung hinweg in sein Inneres zu werfen, getrotzt. Fast nur der äußerste Küstensaum, und auch dieser lediglich an wenigen vereinzelten Stellen, war von dem Kontinent des eisigen Südens bekannt, als es vor zwei Jahren der Energie Shackletons gelang, zum ersten Male einen weiten Vorstoß nach Süden in das Innere auszuführen, die schaurige Eiswüste des zentralen Hochplateaus zu erreichen und auf ihr dem Südpol bis auf 180½ km nahe zu kommen. Shackleton hat damit seinen eigenen Rekord, den er unter der Führung von Scott im Jahre 1902 aufstellte, indem er sich dem Südpol bis auf 862 km genähert hatte, um 6 Grad und 6 Minuten geographischer Breite geschlagen.

Wenn man bedenkt, daß es im Nordpolargebiet mehr als dreihundert Jahre gedauert hat, bis die von dem Holländer Barents 1596 erreichte höchste Breite von mehr als 80 Grad im Jahre 1900 von dem Italiener Cagni um den gleichen Betrag von 6 Grad 6 Minuten übertroffen wurde, so kann es nicht wundernehmen, daß der Erfolg von Shackletons Vorstoß im höchsten Grade anfeuernd auf die Initiative wirkte, und daß die Begeisterung für die Südpolarforschung einen ungeahnten Aufschwung nahm.

Dazu kam, daß die Welt wenige Monate später durch die Nachricht überrascht wurde, die seit Jahrhunderten versuchte Erreichung des Nordpols

sei einem Angehörigen der mächtig aufstrebenden amerikanischen Nation gelungen, ein Erfolg, der seinerzeit in dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt worden ist[1]). Es wurde damals bereits darauf hingewiesen, daß mit der Erreichung des nördlichen Endpunktes unserer Erdachse eine Triebfeder von allergrößter psychologischer Bedeutung für die Nordpolarforschung ausgeschaltet sei, und daher ist es verständlich, wenn sich ein um so lebhafteres Interesse für die Südpolarforschung geltend machte, und augenblicklich eine Reihe von Unternehmungen im Gange sind, die man mit noch größerer Berechtigung wie den Kampf um den Nordpol als einen Wettlauf nach dem Südpol bezeichnen kann. Nicht weniger als drei Expeditionen sind bereits unterwegs, und mehrere andere befinden sich in Vorbereitung, so daß keine besondere Prophetengabe dazu gehört, um die Erreichung des Südpols als einen nahe bevorstehenden Erfolg dieses Ansturmes vorherzusagen.

Es dürfte daher nicht unangebracht erscheinen, am Vorabend dieses Erfolges einen Rückblick auf die Ziele zu werfen, welche die Menschheit veranlaßt haben, die Erreichung jener Landmasse anzustreben, die wohl von allen Wohnplätzen, die es auf der Erde gibt, am weitesten entfernt ist. Es ist kein Zufall, daß die Umgebung des Südpols am spätesten bekannt wurde, denn naturgemäß wachsen mit der Entfernung von den Wohnsitzen der Menschen auch die Schwierigkeiten der Erforschung. Wir Zeitgenossen des 20. Jahrhunderts, denen das Antlitz der Erde in seinen großen Zügen bekannt und vertraut ist, werden uns freilich bei der, die größten Entfernungen mühelos überbrückenden Ausdehnung unseres Weltverkehrs des Gegensatzes zwischen bewohnten und unbewohnten Teilen der Erde kaum noch bewußt. Im klassischen Altertum dagegen spielte dieser Gegensatz eine große Rolle, und die bewohnte Erde, die Oikumene der Griechen, wurde für einen abgesonderten Teil der Erde gehalten, eine große, rings vom Ozean umgebene elliptisch geformte Insel, die einen Teil der Nordhälfte der Erdkugel einnahm. Diese Auffassung tritt uns am ausgeprägtesten in der Weltkarte des am Beginn unserer Zeitrechnung lebenden griechischen Geographen Strabo entgegen; sie wurde aber bereits wenige Jahrzehnte später von Pomponius Mela, dem ersten geographischen Schriftsteller, der sich der lateinischen Sprache bediente, dahin modifiziert, daß er südlich von der Oikumene eine andere, etwa ebenso große Weltinsel, den alter orbis, annahm, wie es scheint aus Gründen der Symmetrie. Auch in späteren Jahrhunderten treffen wir noch öfter auf die Anschauung, daß eine Erdkugel, die einseitig auf der Nordhälfte mit schweren Landmassen beladen sei, nicht im Gleichgewicht bleiben könne, wenn nicht eine zweite große Landmasse im Süden vorhanden wäre.

Auf diese Weise bürgerte sich allmählich die Vorstellung von einem großen unbekannten Südkontinent, der Terra Australis Incognita, ein, die stark gestützt wurde durch die Autorität, welche der maßgebende Geograph des Altertums, Claudius Ptolemäus, auch noch während des ganzen

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, 36. Jahrgang, Heft 2. November 1909. S. 243–264.

Mittelalters genoß. Er zog etwa um das Jahr 150 n. Chr. Geburt die Grenzen dieses hypothetischen Südlandes so, daß es Südostasien mit Afrika verband, sich von dort weiter westwärts erstreckte und auch den Atlantischen Ozean im Süden abschloß. Aber die Errungenschaften der griechischen Geographie, ja selbst die Erkenntnis von der Kugelgestalt der Erde gingen in den folgenden Jahrhunderten größtenteils verloren, und die Formen, welche die Gestalt des Weltbildes im frühen Mittelalter annahm, beruhten vielfach auf Spekulation und Schematismus. Charakteristisch für die Auffassung weiter Kreise wurde die Abhängigkeit des Weltbildes vom christlichen Dogma; man nahm seine Zuflucht zur Bibel, um eine Weltkarte zu konstruieren, die den Angaben dieser, als unfehlbar geltenden Quellenschrift entsprach. Erst das Zeitalter der großen Entdeckungen, die gewaltigen Erfolge von Kolumbus, Vasco da Gama und ihren Nachfolgern zwangen die Menschheit, ihre Anschauungen über die Verteilung von Wasser und Land gründlich zu reformieren, um das Kartenbild mit den Resultaten der Entdeckungsreisen in Einklang zu bringen.

Aber davon profitierte der äußerste Süden zunächst nichts. Allerdings war schon ein Jahr nach der 1500 erfolgten Entdeckung Brasiliens durch Cabral eine portugiesische Flottille zur weiteren Erkundung der Ausdehnung des neuen Landes nach Süden aufgebrochen. Das Geschwader, dem der Florentiner Amerigo Vespucci, von welchem der Name Amerika abgeleitet wird, als Pilot angehörte, fand am 7. April ein unbekanntes Land, an dessen Küste man 20 Meilen entlang fuhr, ohne jedoch landen zu können, da vorgelagerte Klippen eine weitere Annäherung verhinderten. In dem Berichte heißt es, daß die Insel wegen der Kälte, gegen die sich niemand zu schützen vermochte, unbewohnbar war. Es ist heute noch ungewiß, um welches Gebiet es sich gehandelt hat; doch neigt man vielfach der Ansicht zu, daß dieses erste in der subantarktischen Klimazone entdeckte Land Süd-Georgien gewesen sei, jene große, etwa 2000 km östlich von Feuerland gelegene Insel, auf welcher sich die deutsche Südpolarstation der Internationalen Polarforschung in den Jahren 1882—1883 befand. Manche andere, im 16. Jahrhundert dort gemachte Entdeckungen in dem gleichen Gebiete erfolgten vielfach unfreiwillig durch solche Schiffe, die von Stürmen oder unbekannten Meeresströmungen aus ihrem Kurse abgedrängt und weit nach Süden verschlagen wurden. Naturgemäß war daher auch die Lage, die den neuentdeckten Inseln auf der Karte zugewiesen werden mußte, ziemlich unbestimmt, und die Versuche, nachträglich zu ermitteln, um welche Inseln oder Inselgruppen es sich in jedem einzelnen Fall gehandelt hat, haben bisher zu einem unanfechtbaren Ergebnis nicht geführt. Dies gilt auch von der Entdeckung der, einem holländischen Geschwader von fünf Schiffen angehörigen Jacht „de Blyde Boodschap", die unter dem Kommando von Dirk (Dietrich) Gerritsz stand und 1599 weit nach Süden verschlagen wurde, wo Gerritsz mehrere Inseln mit hohen schneebedeckten Bergen erblickte. Während man lange Zeit hindurch in diesem Archipel die Inseln zu erkennen glaubte, die der Nordspitze des Grahamlandes vorgelagert sind, und sie mit dem Namen Dirk Gerritsz-

Archipel belegte, ist neuerdings von autoritativer Seite der Nachweis unternommen worden, daß Gerritsz nur bis 56 und nicht bis 64 Grad südlicher Breite gekommen sei.

Berichte von anderen Reisenden wurden falsch verstanden oder später entstellt wiedergegeben, wie z. B. derjenige über die Reise von Francis Drake, welcher 1578 die Südspitze des amerikanischen Kontinents zum ersten Male umsegelte. Trotzdem der Bericht ausdrücklich besagt, daß weiter südlich weder Festland noch Inseln zu sehen waren, wurde von den Kartographen doch nur eine schmale Meerenge zwischen Südamerika und dem Südland eingezeichnet, welch letzteres sich sowohl östlich wie westlich von dieser Stelle weiter nach Norden ausbreitete und im westlichen Stillen Ozean bis nahe an den Äquator heranreichte; denn der, um das Jahr 1600 neu entdeckte Kontinent Australien galt nur als nördlichster Vorsprung des Südlandes. Selbst der berühmte Reformator der Kartographie, Gerhard Merkator, stellte die Terra Australis in dieser Weise noch 1648 in seinem Atlas minor dar, trotzdem der Holländer Abel Tasman bereits mehrere Jahre vorher das heutige Australien umsegelt und damit die selbständige Natur dieses neuen Erdteils festgestellt hatte. Es erscheint uns heute, da wir gewohnt sind, von jedem Fortschritt in der Erkenntnis der Menschheit bereits nach wenigen Tagen oder Wochen durch die Tagespresse oder wissenschaftliche Zeitschriften zu erfahren, schier unglaublich, daß im Zeitalter der großen Entdeckungen viele Jahrzehnte erforderlich waren, bevor die verbürgten Resultate von Forschungsreisenden in das Bewußtsein der gebildeten Welt drangen und sich soweit zur Anerkennung durchrangen, daß sie von den Kartographen jener Zeit berücksichtigt wurden. Allerdings darf man nicht vergessen, daß selbst damals noch die Erdkarte des Ptolemäus eine weitgehende Autorität genoß und der Hypothese von dem großen unbekannten Südland immer neue Nahrung zuführte.

Erst im 18. Jahrhundert häufte sich die Zahl der Schiffsreisen im Süden so, daß der Glaube an das Vorhandensein des Südlandes ernstlich erschüttert wurde. Die fortschreitende Erweiterung unserer Kenntnis der Verteilung von Wasser und Land, welche diese Reisen im Gefolge hatte, und die immer schärfere Erfassung der wirklichen Gestalt des Weltbildes mußten schließlich dazu führen, daß energische Naturen den Plan, möglichst weit nach Süden zu segeln und das mysteriöse Südland aufzusuchen, nicht nur faßten, sondern auch in die Tat umsetzten.

Einen ersten Versuch dazu bedeutete die Seereise des Franzosen Bouvet de Lozier s, der im Jahre 1738 mit zwei Schiffen und 160 Mann Besatzung von Lorient aussegelte, „pour aller découvrir les Terres Australes“. Am 1. Januar 1739 entdeckte Bouvet etwa 2600 km südsüdwestlich vom Kap der Guten Hoffnung in 54 Grad südlicher Breite ein völlig schneebedecktes, eisumpanzertes Land, dessen Inselnatur zwar vermutet, aber nicht festgestellt werden konnte. Diese Bouvet-Insel wurde später wiederholt gesucht, meist jedoch ohne Erfolg, bis es 1808 dem englischen Walfänger Lindsay gelang, die Insel zu sichten. Im Jahre 1825 hat dann der englische

Kapitän Norris in der gleichen Gegend zwei Inseln gesehen und auf einer sogar eine Landung bewerkstelligt. Merkwürdigerweise sind aber die Angaben über die Lage der gefundenen Inseln durchweg verschieden, so daß das Problem der Bouvet-Insel 160 Jahre lang ungelöst geblieben ist und noch manchen späteren Südpolarexpeditionen Veranlassung gegeben hat, Nachforschungen nach der rätselhaften Insel anzustellen. Es gelang jedoch nicht, sie an den angegebenen Stellen wiederzufinden, und schon glaubte man, daß sie von der, dort sehr heftigen Brandung des Meeres zerstört oder einem vulkanischen Ausbruch zum Opfer gefallen sei, als die deutsche Tiefseeexpedition auf dem Dampfer „Valdivia", die in den Jahren 1898—1899 den südlichen Atlantischen und Indischen Ozean erforschte, am 25. November 1898 die Insel erblickte und ihre Lage genau bestimmen konnte. Es stellte sich heraus, daß sie beträchtlich weiter im Südwesten lag, als man nach den drei früheren Positionsbestimmungen annehmen konnte, erheblich südlich des 54. Breitengrades. Nach dieser Breitenlage könnte die Bouvet-Insel eigentlich der Südpolarzone, die ja, streng genommen, erst am südlichen Polarkreis, also in $66^1/_2$ Grad südlicher Breite, beginnt, nicht zugerechnet werden. Man darf aber den Begriff „Südpolargebiet" nicht mit dem rein astronomisch-geographisch definierten der „Südpolarzone" identifizieren. Es sind zwar von verschiedenen Seiten Versuche gemacht worden, eine Linie festzusetzen, durch welche das Südpolargebiet nach Norden hin abgegrenzt wird, jedoch bisher ohne wirklichen Erfolg. Die Abgrenzung ist hier noch weit schwieriger als im Nordpolargebiet, wo man bereits zu einer gewissen Einigung über die konventionelle Grenze, jenseits deren man vom Nordpolargebiet spricht, gelangt ist. Während aber im Norden vielfach die Landzusammenhänge für den Verlauf der Grenzlinie entscheidend sind, ist für die Begrenzung des Südpolargebietes in erster Linie das Klima maßgebend, und vom klimatischen Gesichtspunkte aus muß man die Bouvet-Insel unzweifelhaft zum Südpolargebiet rechnen. Denn obgleich sie in einer geographischen Breite liegt, welcher auf der Nordhalbkugel etwa diejenige von Helgoland entspricht, ist sie bis zu dem jähen Steilabsturz der Küste noch im Sommer völlig mit Schnee bedeckt, und mächtige Gletscher ziehen sich von dem fast 1000 m hohen Hauptberge der Insel, der offenbar ein alter Vulkan ist, bis ins Meer hinab. Die Sichtung der Bouvet-Inseln im Jahre 1739 bedeutet also die erste sicher festgestellte Entdeckung eines Südpolarlandes, allerdings des dem Äquator am nächsten gelegenen, das trotzdem einen Typus aufweist, den wir im Nordpolargebiete erst 25 Breitengrade weiter polwärts in den nördlichsten Inselgruppen unserer Erde antreffen. Die eigentliche Südpolarzone aber war immer noch nicht erreicht worden, da uns keine verbürgte Nachricht von einer Schiffsreise aus dieser Zeit bekannt ist, die auch nur den 60. Breitengrad, also die gleiche Breitenzone, erreicht hätte, in der auf der nördlichen Halbkugel Süd-Norwegen gelegen ist.

Das Verdienst, sich zuerst in die unbekannten Gewässer der eigentlichen Südpolarzone gewagt und dem Fabelgebilde des hypothetischen Südlandes, das sich im Glauben der Völker mit solcher Zähigkeit erhalten hatte, endgiltig

den Garaus gemacht zu haben, gebührt James Cook, jenem berühmten britischen Seefahrer, dessen drei große, in den Jahren 1768—1779 ausgeführte weltumspannende Seereisen mehr als alle früheren und späteren dazu beigetragen haben, uns über die wirkliche Verteilung von Land und Wasser auf unserer Erdkugel aufzuklären und ein zutreffendes Bild von den großen Zügen im Antlitz der Erde, wenigstens außerhalb der Polarkreise, zu entwerfen. Dabei kam Cook ganz besonders zustatten, daß er sich einer neuen, soeben erst erprobten Methode zur astronomischen Bestimmung der geographischen Länge durch Messungen der Winkelentfernungen des Mondes von gewissen Sternen bedienen konnte. Wenngleich nämlich die Bestimmung der geographischen Breite schon im Altertum wenig Schwierigkeiten geboten hatte, war die Feststellung der geographischen Länge bis dahin außerordentlich schwierig gewesen. Es stellte sich bald heraus, daß auch tüchtige Nautiker Fehler von mehreren Graden gemacht hatten, ja mitunter waren Fehler von 18—20 Graden und darüber vorgekommen.

So erklärt sich auch die vorher schon betonte Schwierigkeit, nachträglich die Identität der einzelnen, in früheren Zeiten entdeckten Inseln festzustellen.

Während Cook auf seiner ersten Reise 1768—1771 noch im großen und ganzen der von allen früheren Weltumseglern eingeschlagenen Route von Osten nach Westen gefolgt war, führte er seine zweite Reise um die Erde 1772—1775 zum ersten Male in entgegengesetzter Richtung aus. Mit dem Schiff „Resolution" fuhr er von Kapstadt zunächst nach Süden und drang am 17. Januar 1773 zum ersten Male östlich des 38. Grades östlicher Länge über den Polarkreis in die eigentliche Südpolarzone ein, in der er bald durch eine riesige Eistafel aufgehalten wurde, die zwar nur wenige Meter hoch, aber so ausgedehnt war, daß selbst von den Mastspitzen aus ihr Ende nicht gesehen werden konnte. Da dieselbe Eismasse an der gleichen Stelle von John Biscoe 1831 wiedergefunden wurde, so ist es nicht unmöglich, daß es sich um einen Ausläufer des antarktischen Inlandeises vom sogenannten Barriere-Typus handelt, den wir später noch näher kennen lernen werden. Es würde sich auch heute noch verlohnen, vielleicht gelegentlich einer der in Ausführung begriffenen Expeditionen festzustellen, ob diese Annahme zutrifft, weil Cook dann der erste gewesen wäre, der den Rand des Südpolarkontinentes gesehen hätte, allerdings ohne sich dessen bewußt zu werden. Im Süden des Stillen Ozeans wurde am 20. Dezember 1773 zum zweiten und am 26. Januar 1774 zum dritten Male der Südpolarkreis überschritten; auf diesem dritten Vorstoß erreichte Cook am 30. Januar die hohe Breite von 71 Grad 10 Minuten, so daß er dem Südpol bis auf 2102½ km nahegekommen war. Auch hier sah er weit im Süden hinter dem Packeisgürtel eine kompakte, nach Süden immer höher bis zum Horizont ansteigende Eismasse, also vermutlich eisbedecktes Land. Am 14. Januar 1775 fand Cook die Insel Süd-Georgien, die er mit diesem Namen belegte, trotzdem sie bereits am 29. Juni 1756, also im Winter der südlichen Halbkugel, von dem spanischen Handelsschiffe „Leon" entdeckt und Isla de San Pedro benannt worden war. Es wurde schon erwähnt, daß möglicherweise bereits Amerigo Vespucci diese Insel

gesehen hat, und es scheint auch, als ob eine von Antonio de la Roché 1675 gefundene Insel mit Süd-Georgien identisch sei. Dagegen dürfte es sich bei der Sichtung des südöstlich von Süd-Georgien gelegenen Archipels der Süd-Sandwich-Inseln durch Cook am 31. Januar 1775 tatsächlich um eine Neuentdeckung gehandelt haben. Schließlich suchte Cook noch die Bouvet-Insel wiederzufinden, ohne daß jedoch seine Bemühungen einen Erfolg hatten. Das Ergebnis der zweiten Weltreise Cooks war also, daß auf der südlichen Halbkugel unserer Erde das Meer weitaus überwiegt, südlich der großen Kontinente Inseln von erheblicher Ausdehnung nicht vorhanden sind und nirgends, so weit man auch nach Süden fährt, bewohnbares Land anzutreffen ist. Damit war die Nichtexistenz des großen Südlandes nachgewiesen und der Glaube an die Terra Australis, der fast zwei Jahrtausende die Menschheit beherrscht hatte, endgiltig zerstört. Allerdings war es Cook aufgefallen, daß Anzeichen von Land im hohen Süden jenseits des Polarkreises vorhanden seien; er warnte aber zugleich nachdrücklich vor weiteren Vorstößen nach dem Süden und erklärte diese für völlig zwecklos, so daß sein Urteil wie ein Bannspruch wirkte, der tatsächlich auf Jahrzehnte hinaus jede weitere wissenschaftliche Forschung verhinderte. Er äußerte sich folgendermaßen:

„Länder, welche die Natur zu ewiger Starrheit verdammt hat, die sich niemals in den Sonnenstrahlen erwärmen, und für deren furchtbaren und wilden Anblick ich keine Worte finde, so sind die Länder, die wir entdeckt haben. Wie mögen dann erst jene sein, die noch weiter südlich liegen? Wir müssen doch vernünftigerweise voraussetzen, daß wir noch die besten gesehen haben, weil sie am weitesten nördlich liegen. Sollte irgend jemand den festen Willen und die Ausdauer haben, diesen Punkt durch ein noch weiteres Vordringen nach Süden aufzuklären, so werde ich ihn nicht um den Ruhm der Entdeckung beneiden; aber ich bin so kühn, zu behaupten, daß die Welt keinen Nutzen davon haben wird."

Es ist verständlich, daß ein derartiges Urteil von so autoritativer Seite lähmend auf die weitere Forschung wirken mußte. Dazu kam noch, daß die politischen Verhältnisse in Europa für die Aussendung wissenschaftlicher Expeditionen wenig günstig waren, und außerdem in der Folgezeit die kriegerischen Unternehmungen Frankreichs alle Kräfte der europäischen Nationen auf Zwecke der Selbsterhaltung zu konzentrieren zwangen.

Cook aber verdanken wir, trotzdem er kein Land gefunden hatte, doch eine wichtige Entdeckung. Er hat der Menschheit die Kunde von dem, nun an die Stelle der alten Terra Australis getretenen Südpolarmeer verschafft, jenem gewaltigen Meeresring, der sich durch die Einheitlichkeit seiner Wind- und Strömungsverhältnisse in bemerkenswerter Weise von allen anderen Meeren der Erde unterscheidet. Eine genauere wissenschaftliche Untersuchung dieses freien Südmeeres, das im Norden an die drei großen Ozeane, im Süden an den Südpolarkontinent grenzt, ist allerdings erst späteren Expeditionen vorbehalten gewesen, aber Cook hat die große wirtschaftliche Bedeutung des Südmeeres nachgewiesen, den Reichtum an Walen, Seeelefanten und anderen Robbenarten. Und nun wiederholte sich im Südpolargebiet derselbe Vorgang, der zwei Jahrhunderte früher im Nordpolargebiet eine Verschiebung in den Zielen der Polarforschung zuwege gebracht hatte. An die Stelle der Ent-

deckungsfahrten treten Fangexpeditionen, welche durch die Nachrichten Cooks über den Reichtum des südlichen Eismeeres an wertvollen Pelz- und Trantieren angelockt wurden. Gewitzigt durch die früheren Erfahrungen im Nordpolarmeere gingen die Fangschiffer aber vielfach in aller Heimlichkeit zu Werke, was ihnen in den Einöden des Südpolarmeeres auch viel leichter gelang als im Norden. Bereits wenige Jahre nach dem Bekanntwerden von Cooks Berichten waren die Herden von Seeelefanten und Pelzrobben in Süd-Georgien durch englische und amerikanische Fangexpeditionen fast völlig vernichtet, wobei freilich ein Gewinn von 20 Millionen Kilogramm Seeelefantentran herauskam. Es ist festgestellt worden, daß auf dem, der West-Antarktis vorgelagerten Dirk Gerritsz-Archipel bereits seit 1812 eine Station für amerikanische Robbenschläger bestand, die aber von diesen lange verheimlicht worden war. Man darf daher mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß von den Fangschiffern in den letzten Jahrzehnten des 17. und den ersten des 18. Jahrhunderts manche Entdeckungen gemacht worden sein werden, ohne daß eine Kunde davon an die Öffentlichkeit drang. Wahrscheinlich sind also auch die nördlich des Dirk Gerritsz-Archipels gelegenen Süd-Shetland-Inseln damals den Robbenschlägern schon bekannt gewesen, als der englische Handelskapitän William Smith, der 1819 bei der Umsegelung von Kap Horn weit nach Süden kam, die Existenz dieser Inselgruppe feststellte.

Die erste Forschungsexpedition, die nach Cook wieder im Südpolargebiet erschien, stand unter dem Kommando von Fabian Gottlieb v. Bellingshausen, der mit den russischen Korvetten „Wostok" und „Mirny" im Juli 1819 von Kronstadt abgesegelt war. Zunächst wurden Süd-Georgien und die Inselgruppe der Süd-Sandwichs näher erforscht und dabei eine Insel mit einem tätigen Vulkan, die Sawadowskij-Insel, entdeckt. Nach Südosten steuernd, überschritt Bellingshausen mehrfach den Polarkreis und kam bis 69 Grad südlicher Breite, wo er Anzeichen von Land zu bemerken glaubte; doch hinderte undurchdringliches Packeis die Schiffe weiter nach Süden zu gehen. In hohen Breiten des südlichen Indischen Ozeans segelte Bellingshausen weiter ostwärts und besuchte während des Winters Australien und die Inselgruppen des Stillen Ozeans. Mit Beginn des Sommers setzte er seine Zirkumpolarfahrt fort und drang mit großer Energie und zäher Ausdauer zu wiederholten Malen nach Süden vor, freilich immer nur, um auf dichte Packeismassen zu stoßen. Sechsmal überschritt er so den Polarkreis, erreichte am 22. Januar 1821 unter $92^1/_3$ Grad westlicher Länge seine höchste südliche Breite mit 69 Grad 53 Minuten und hatte am gleichen Tage das Glück, seinen Eifer durch die Entdeckung des ersten, innerhalb der Südpolarzone gelegenen Landes belohnt zu sehen. Eine schneebedeckte, 1300 m hohe, steil aus dem Meere aufragende Insel war es, die er nach Peter I. benannte, und sieben Tage später glückte es ihm auch, als Erster das südpolare Festland zu erblicken, dessen gebirgige, stark vergletscherte Küste er allerdings nicht erreichte. Man konnte jedoch feststellen, daß dieses Alexander I.-Land sich in südwestlicher Richtung weiter fortsetzte. So hatte das erste, von russischer Seite ausgehende Unternehmen einer Südpolarexpedition einen glänzenden

Erfolg gehabt, und es ist um so weniger verständlich, daß es das einzige geblieben ist, als gerade die Russen in der Eismeerschiffahrt besonders tüchtig und erfahren sind.

Bereits zwei Jahre später erzielte der englische Robbenschlägerkapitän James Weddell einen weiteren Erfolg. Auf einer kleinen, nur 160 Tons großen Brigg „Jane" unternahm er, begleitet von dem Kutter „Beaufoy", im Süden des Atlantischen Ozeans, dem heute nach ihm benannten Weddell-Meere, einen Vorstoß nach Süden. Ohne sich durch die Gefahren des Eises abschrecken zu lassen, drang er mit seinen Schiffchen kühn durch Schwärme von Eisbergen über den Polarkreis hinaus und fand nach Überwindung der gefahrvollen Zone völlig offenes Wasser, so daß er ungehindert weiter nach Süden segeln konnte. Bei prächtigem Sonnenschein wimmelte die Meeresoberfläche von zahllosen Vögeln. Am 20. Februar 1823 war Weddell bis 74 Grad 15 Minuten, dem Südpol also noch um 344 km näher gekommen, als Cook 49 Jahre vorher. Trotz klaren, hellen Wetters war kein Anzeichen von Land zu erblicken, und bis auf vier kleine Eisberge zeigte sich das Meer völlig eisfrei. Leider konnte Weddell diese außergewöhnlich günstigen Umstände nicht ausnutzen und seine Fahrt fortsetzen, denn Krankheit der Mannschaft und Mangel an Proviant zwangen ihn zur Umkehr. Auch er schildert den Reichtum an Robben, von denen er bei einem einzigen Besuch der Süd-Shetland-Inseln gegen 2000 Stück schlagen konnte. Das erste Exemplar einer bis dahin unbekannten und später nach ihm benannten Robbenart brachte er von dieser Reise nach Europa mit.

Aus dem folgenden Jahrzehnt verdienen noch drei Fangexpeditionen Erwähnung, denen wichtige Entdeckungen gelangen. John Biscoe, ein im Dienst des Londoner Handelshauses Enderby stehender Robbenschläger, entdeckte im Februar 1831 in der Nähe des Polarkreises Enderby-Land, das noch heute das westlichste bekannte Land südlich des Indischen Ozeans ist, fuhr dann weiter nach Osten, und fand ein Jahr später nordöstlich von Alexander I.-Land die Adelaide-Insel und die Biscoe-Inseln sowie die Westküste von Grahamland, jenem nördlichsten Zipfel des Südpolarkontinentes, der sich, südlich von Südamerika diesem entgegenstreckt und in vielen Zügen seiner äußeren Gestalt und seines inneren Baues ein Spiegelbild desselben darstellt. Kemp, der uns keine Reisebeschreibung hinterlassen hat, sichtete im Dezember 1833 das etwas östlich von Enderby-Land gelegene Kemp-Land. John Balleny, ebenfalls ein Robbenschläger im Dienste der Firma Enderby, fand im Februar 1839 eine später nach ihm benannte Inselgruppe südlich von Neu-Seeland jenseits des Polarkreises und entdeckte damit das erste Land in dieser Hälfte der Südpolarzone. Auch scheint er bereits die Küste von Wilkes-Land an zwei verschiedenen Stellen gesehen zu haben, doch konnte er nicht genau feststellen, ob es sich wirklich um Land gehandelt habe. Schon die Tatsache, daß Balleny und andere Robbenfänger immer entlegenere Gegenden aufsuchten, deutet auf eine Verminderung der Robben in den leichter zugänglichen Gebieten infolge der Raubfischerei hin, und in der Tat wurden auch die Schiffe der Robbenfänger in hohen südlichen Breiten immer seltener,

so daß eine weitere Vermehrung unserer Kenntnis durch Entdeckungen von dieser Seite kaum mehr zu erwarten war und das Interesse für die Südpolarforschung wohl ganz erloschen wäre, wenn nicht neu auftauchende wissenschaftliche Probleme plötzlich eine mächtige Begeisterung für die Erforschung des höchsten Südens angefacht hätten.

Im Jahre 1831 war gelegentlich einer Nordpolarexpedition von vierjähriger Dauer unter Leitung von John Roß durch dessen Neffen James Clark Roß auf einer Schlittenreise der magnetische Nordpol der Erde erreicht worden, und Alexander v. Humboldt bot um dieselbe Zeit seinen ganzen Einfluß auf, um die Regierungen aller zivilisierten Staaten zur Ausführung erdmagnetischer Messungen in den verschiedensten Gegenden unserer Erde zu veranlassen. 1838 veröffentlichte dann der berühmte Göttinger Physiker Karl Friedrich Gauß seine Theorie des Erdmagnetismus, in welcher er den Nachweis erbrachte, daß man die jeweilige Richtung der Kompaßnadel für alle Punkte des festen Landes und des Meeres mit genügender Genauigkeit im voraus berechnen könne, wenn aus bestimmten Gebieten, vor allem aus der Nähe der magnetischen Pole, erdmagnetische Messungen vorlägen. Es fehlten damals, um diese für die gesamte Schiffahrt auf allen Meeren so wichtigen Rechnungen durchzuführen, nur noch Messungen aus der Nähe des Südpols, ja überhaupt aus der Südpolarzone, innerhalb deren bis dahin keine einzige magnetische Messung angestellt worden war.

So kam es, daß nahezu gleichzeitig drei verschiedene Staaten wissenschaftliche Forschungsexpeditionen, jede mit mehreren Schiffen, in das Südpolargebiet entsandten. Den größten zeitlichen Vorsprung hatte die französische Expedition mit den Korvetten „L'Astrolabe" und „La Zélée" unter dem Kommando von Jules Sébastien César Dumont d'Urville, die Ende Februar 1838 nördlich des von Biscoe entdeckten Graham-Landes im Dirk Gerritsz-Archipel hohes gebirgiges Land erblickte, das den Namen Louis-Philipp-Land erhielt. Dieses Land wurde mehr als sechzig Jahre hindurch für eine Insel gehalten, bis die schwedische Südpolarexpedition 1902 den Nachweis liefern konnte, daß es mit Graham-Land zusammenhängt, also der nördlichste Teil des Südpolarkontinentes ist.

Nachdem das französische Geschwader zwei Jahre außerhalb des Südpolargebietes gearbeitet, dann aber in Erfahrung gebracht hatte, daß eine amerikanische und eine englische Expedition nach dem Süden aufgebrochen seien, begab es sich in das von Balleny zuerst befahrene Gebiet südlich von Australien und Neuseeland, welches nun das Arbeitsfeld von allen drei Expeditionen wurde. Gauß hatte nämlich aus seinen Rechnungen den Schluß gezogen, daß der magnetische Südpol sich etwa südlich der australischen Ostküste in $72^1/_2$ Grad südlicher Breite befinden müsse, und die Erreichung dieses Punktes wurde daher in erster Linie angestrebt. Schon in der Nähe des Südpolarkreises aber stieß Dumont d'Urville am 19. Januar 1840 auf Land, das er Adélie-Land taufte, zu Ehren der Gemahlin König Louis Philipps. Zwei Tage später wurde auf einer vorgelagerten Klippeninsel gelandet und die Besitzergreifung für Frankreich proklamiert. Am 29. Januar gewahrten

die französischen Seeleute zu ihrer größten Überraschung eine amerikanische Brigg, die anfangs auf sie zusteuerte, dann aber, offenbar absichtlich, auswich und schnell davonfuhr. Am folgenden Tage wurde westlich von Adélie-Land abermals eine Festlandsküste, die Clarie-Küste, gefunden, worauf die Schiffe sich nach Norden wandten und nach Frankreich zurückkehrten.

Die amerikanische Brigg, die in so überraschender Weise mit der französischen Expedition zusammengetroffen war, gehörte dem Geschwader von fünf Schiffen an, das von der Regierung der Vereinigten Staaten unter der Leitung von Charles Wilkes ausgesandt und zunächst 1838 in der Süd-Shetland-Gruppe und westlich der Peter I.-Insel tätig war. Im Januar und Februar 1840 hat Wilkes dann südlich von Australien in der Nähe des Polarkreises an zahlreichen benachbarten Stellen, zum ersten Male am 19. Januar, am gleichen Datum wie Dumont d'Urville, Land gesehen, so daß man wohl mit Recht jetzt eine zusammenhängende Küstenstrecke annimmt, die sich im Süden von ganz Australien am Polarkreis entlang zieht. Diese heute als Wilkes-Land bezeichnete Küste, die erste längere Küstenstrecke des Südpolargebiets, die bekannt wurde, hat eine Ausdehnung von etwa 2500 km, ist also an Länge etwa mit dem Uralgebirge zu vergleichen, und erstreckt sich von Ringgold Knoll im Osten bis zu dem noch nicht mit Sicherheit nachgewiesenen Termination-Land im Westen.

An die Tatsache, daß die Küste von Wilkes-Land sowohl von Dumont d'Urville als von Wilkes zum ersten Male am 19. Januar 1840 gesehen wurde, knüpft ein Versuch der Amerikaner an, Wilkes als den eigentlichen Entdecker des Südpolarkontinentes überhaupt hinzustellen. Die Amerikaner machen geltend, daß Dumont d'Urville, von Osten her kommend, beim Passieren des 180. Meridians einen Tag in der Datierung hätte überspringen müssen, was er nicht getan habe. Sein 19. Januar sei demnach in Wirklichkeit der 20. Januar, und Wilkes, dessen Entdeckung tatsächlich am 19. Januar erfolgte, gebühre also das Vorrecht. Demgegenüber muß betont werden, daß, wie man auch über die Priorität der Entdeckung von Wilkes-Land denken mag, die von vielen schon Balleny zugeschrieben wird, auf jeden Fall Bellingshausen als der eigentliche Entdecker des Südpolarkontinents zu gelten hat, der dessen Küste schon 1821 im Alexander I.-Land deutlich erkannte und beschrieb.

Noch weit größere Erfolge aber als die französische und die amerikanische hatte die englische Expedition aufzuweisen, deren beide Schiffe „Erebus" und „Terror" unter dem Kommando von James Clark Roß standen, jenem ausgezeichneten Polarforscher, Hydrographen und Geophysiker, der die Lage des magnetischen Nordpols der Erde an Ort und Stelle bestimmt hatte und sowohl in theoretischer wie praktischer Beziehung die geeignetste Persönlichkeit für seine Aufgabe war, die man damals finden konnte. Roß ging in außerordentlich überlegter und gründlicher Weise zu Werke. Zunächst errichtete er erdmagnetische Observatorien im äußersten Süden Afrikas und auf der südlichsten Insel Australiens, Tasmanien, die seine eigenen magnetischen Messungen im Südpolargebiet ergänzen und deren Wert damit erhöhen sollten.

In Tasmanien fungierte damals als britischer Gouverneur John Franklin, der wenige Jahre später mit denselben Schiffen „Erebus" und „Terror" bei der Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt nebst der ganzen Besatzung in den eisigen Gefilden des Nordpolgebiets seinen Tod fand. Durch ihn dürfte Roß näheres über die französischen und amerikanischen Expeditionen gehört haben, die auf der Suche nach dem magnetischen Südpol einen Vorsprung vor ihm hatten, und so beschloß er, nicht die gleiche Gegend aufzusuchen, sondern das Feld seiner Forschungstätigkeit weiter nach Osten zu verlegen. Diese Änderung seines Planes erwies sich als ein sehr glücklicher Schritt, denn im Januar 1841 konnte er, nachdem er in vier Tagen einen 150 km breiten Packeisgürtel passiert hatte, in völlig eisfreiem Meere ungehindert bis über den 70. Breitengrad vordringen. Roß segelte nun direkt nach Südwesten auf die von Gauß berechnete Position des magnetischen Pols zu, als am Horizont Land sichtbar wurde, das sich beim Näherkommen als die, von stolzen, bis 3000 m hohen Bergen überragte Steilküste eines ausgedehnten Landes herausstellte, dem Roß den Namen Süd-Viktoria-Land gab, als erstem während der Regierung der Königin Viktoria von Angehörigen der britischen Nation entdeckten Lande. Die ganze Küste war stark vereist, und zahlreiche große Gletscher zogen sich bis ins Meer hinab, wo sie in senkrechten Abstürzen steil im Meere endeten. Längs diesem neuentdeckten Lande ging es nun nach Süden und in 72 Grad Südbreite gelang es, auf einer kleinen, aus vulkanischem Gestein bestehenden Insel, der Possession-Insel, und bei 76 Grad auf der hohen und steilen Franklin-Insel zu landen. Letztere ist bis zum Jahre 1902 das südlichste, von Menschen betretene Land der Erde geblieben, aber nach Roß nie wieder besucht worden. Auf beiden Inseln wurde keine Spur einer Vegetation gefunden, so daß sich bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Glaube an die völlige Vegetationslosigkeit der antarktischen Länder erhielt.

Weiter südlich zeigten sich zwei mächtige Vulkankegel, von denen der größere, 3770 m hohe, noch tätig war, wie die aus seinem Gipfelkrater strömende Rauchwolke bewies. Er wurde Mount Erebus, der kleinere, erloschene, Mount Terror genannt. Im Osten schloß sich an diese Vulkane eine Eismauer an, die mit einem 40—60 m hohen Steilabsturz im Meere endigte. Sie bildete eine vollständige, jedes weitere Vordringen hemmende Barriere, weshalb Roß ihr den Namen Barriereeis gab. Etwa 450 km weit fuhr Roß an diesem rätselhaften Eisgebilde entlang, ohne daß sich das Aussehen desselben wesentlich geändert hätte. Nur einmal gelang es, an einer etwas niedrigeren Stelle von den Mastspitzen aus einen Blick auf die Oberfläche der Barriere zu werfen. Es zeigte sich eine endlose ebene Eisfläche, die ohne Unterbrechung nach Westen, Süden und Osten bis zum Horizont reichte. Wegen der vorgerückten Jahreszeit segelte Roß nun nach Tasmanien zurück, um mit Beginn des nächsten Sommers wieder das gleiche Gebiet aufzusuchen. Diesmal glückte es ihm, an der Eisbarriere entlang segelnd, am 28. Februar 1842, als höchste südliche Breite 78 Grad 10 Minuten zu erreichen, was einer Entfernung von 1321 ½ km bis zum Südpol ent-

spricht. Erst im Jahre 1900 ist dieser Rekord von Borchgrevink geschlagen worden, aber noch bis 1902 blieb das geheimnisvolle Barriereeis der südlichste Teil der bekannten Erde. Im Sommer 1842/43 besuchte Roß auf seiner dritten Südpolarreise die östlich von Louis-Philipp-Land gelegenen Inseln und führte einen Vorstoß nach Süden im Weddell-Meere aus. Darauf kehrte er, nachdem er noch vergeblich die Bouvet-Inseln gesucht hatte, in die Heimat zurück, wo ihm reiche Ehren und Auszeichnungen zu teil wurden. Und in der Tat hat unsere Kenntnis von der Antarktis nie zuvor eine so große räumliche Erweiterung erfahren, als durch die drei Reisen von Roß, und niemand hat bis dahin in exakterer Weise als er zahlreiche meteorologische, ozeanologische und geophysikalische Messungen in der Südpolarzone ausgeführt. In bester Gesundheit kehrte die ganze Besatzung wieder heim; nur einer von den 152 Mann war bei hohem Seegang von einer Sturzwelle über Bord gespült worden.

So klingt diese glänzende Epoche der Südpolarforschung in harmonischer Weise aus, und bis in unsere Tage hinein gilt James Clark Roß als der größte Heros der antarktischen Forschung, dessen ruhmreiche Entdeckungsfahrten erst die Grundlagen für eine wissenschaftliche Kenntnis des äußersten Südens geschaffen haben. Sofort nach der Rückkehr von Roß wurde eine Ergänzungsexpedition unter dem Kommando von T. E. L. Moore ausgesandt, die 1845 mit der Bark „Pagoda" magnetische Messungen in denjenigen Teilen des Südmeeres ausführen sollte, in denen weder Dumont d'Urville noch Wilkes und Roß solche vorgenommen hatten. Moore begann mit der schon üblich gewordenen Suche nach der Bouvet-Insel, die jedoch wieder erfolglos blieb, ging dann nach Süden und führte, ostwärts steuernd, seine Arbeiten in dem südlich von Afrika und vom Indischen Ozean gelegenen Teile des Südmeeres aus, wobei er jedoch durch widrige Eisverhältnisse stark behindert wurde.

Mit dieser energischen Inangriffnahme und glänzenden Durchführung der Südpolarforschung zu Beginn der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war aber auch das Interesse an der Antarktis erschöpft. Selbst der Nachdruck, mit dem Roß auf den kommerziellen Wert des Walfischfanges im Roßmeere hinwies, blieb ohne Widerhall, weil alle Kräfte der britischen Nation damals für die Rettungsexpeditionen beansprucht wurden, die zur Aufsuchung der verschollenen Franklin-Expedition nach der Nordpolarregion ausgingen. In der Folgezeit gelang es ebenfalls nicht, das Interesse an der Südpolarforschung neu zu beleben, so große Mühe sich auch der amerikanische Kapitän Maury und der deutsche Geophysiker Georg Neumayer darum gaben.

Diese beiden hervorragenden Hydrographen wirkten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit rastloser Energie, begeisterter Hingebung und glänzendem Erfolg dahin, den Seefahrern Anweisungen über diejenigen Seewege auszuarbeiten, auf denen sie am sichersten und schnellsten ihre Reisen vollenden könnten. Durch solche „Segelanweisungen" wurde die Nautik aus dem Stadium einer empirischen Praxis in dasjenige einer angewandten Wissenschaft übergeführt, und wenn heute große Seereisen nicht mehr als ein

gefährliches Unternehmen gelten, so ist dies zum wesentlichen Teil ein Verdienst der beiden genannten Forscher. In dem Bestreben, den mathematisch kürzesten Weg, zwischen zwei Häfen zu wählen, machte man in jener Zeit auch den Versuch, das Segeln im größten Kreise einzuführen, also z. B. bei einer Fahrt von Süd-Afrika ostwärts nach Süd-Australien nicht annähernd auf dem gleichen Breitenkreise zu bleiben, sondern weit nach Süden auszubiegen. Am deutlichsten erkennt man den daraus entspringenden Vorteil bei der Betrachtung einer Südpolarkarte in der üblichen Projektionsart mit dem Südpol als Mittelpunkt. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß z. B. eine Reise von Kapstadt nach Melbourne erheblich länger ist, wenn das Schiff sich stets in der Nähe des 40. Parallelkreises hält, dagegen beträchtlich abgekürzt wird, wenn es von Kapstadt zunächst nach Südosten fahrend, sich auf der ersten Hälfte der Fahrt dem Polarkreise nähert und auf der zweiten von demselben wieder in nordöstlicher Richtung entfernt. Dieses Bestreben nun, möglichst weit nach Süden auszubiegen, hat in jener Zeit zur Auffindung einiger subantarktischer Inselgruppen im südlichen Indischen Ozean geführt, wie der Heard- und der Mac Donald-Insel. Hierbei zeigte sich aber gleichzeitig, was in den seefahrenden Kreisen damals noch nicht genügend bekannt war, daß die gewaltigen antarktischen Eisberge durch Winde und Strömungen in viel niedrigere Breiten getrieben werden, als die nordpolaren, die von ihnen drohenden Gefahren für die Schiffahrt im Süden also größer sind als im Norden. Dieser Grund war hinreichend, um ein Aufgeben der gefährlicheren Route zu veranlassen, so daß der Weltverkehr heute wieder den zwar weiteren, aber sichereren nördlichen Weg bevorzugt. Eine österreichische Südpolarexpedition, die unter der Leitung Neumayers im Jahre 1870 geplant wurde, kam leider nicht zustande, da ihr einflußreicher Befürworter, der für Polarforschung stark interessierte Admiral Tegetthoff, im Frühjahr 1871 starb.

Erwähnung verdient noch der kurze Vorstoß, den der englische Forschungsdampfer „Challenger" auf seiner berühmten Weltumsegelung zu ozeanologischen Zwecken südlich des Indischen Ozeans zwischen Kemp-Land und Wilkes-Land am 16. Februar 1874 über den Polarkreis hinaus vornahm, den er als erstes Dampfschiff passierte.

Es ist bemerkenswert und charakteristisch für die nationale Eigenart der Völker, daß bis dahin fast ausschließlich Angehörige der britischen Nation sich bei der Erforschung der Antarktis aktiv beteiligten, während es deutsche Gelehrte, Humboldt, Gauß und Neumayer, waren, welche die Probleme stellten, deren Lösung anzustreben war, und die Wege dazu wiesen. Um so lebhafter aber wurde nach der Einigung der deutschen Nation der Wunsch, nun auch aktiv in die Südpolarforschung einzugreifen. Die deutsche Polarschiffahrtsgesellschaft zu Bremen sandte 1873 den Walddampfer „Grönland" unter Kapitän Dallmann nach der Westantarktis, wo dieser an der Westküste von Grahamland eine Meeresstraße fand, die das Palmer-Land vom Festlande trennt und von ihm Bismarck-Straße getauft wurde. Die dem westlichen Ausgang derselben vorgelagerte Inselgruppe erhielt den

Namen Kaiser-Wilhelm-Inseln. Auch eine Hamburger Gesellschaft, „Oceana", beorderte 1892 den norwegischen Waldampfer „Jason" unter Führung von Kapitän Larsen nach der Westantarktis. Larsen, der ein weitgehendes naturwissenschaftliches Interesse hatte, sammelte auf der Seymour-Insel im Dirk Gerritsz-Archipel eine Anzahl wichtiger Pflanzenversteinerungen, die als erste derartige Funde großes Aufsehen erregten, fuhr dann nach Südwesten und entdeckte Ende November 1893 die Ostküste von Grahamland, die er König Oskar II.-Land nannte. Weiter nach Süden vordringend, passierte „Jason" als zweiter Dampfer den Polarkreis und kam bis 68 Grad 10 Minuten. Auf der Rückreise wurden noch zwei kleine Vulkaninseln entdeckt, die Christensen- und die Lindenberg-Insel, die sich offenbar noch in aktivem Stadium befanden, denn das Eis in ihrer Nachbarschaft war teilweise mit vulkanischen Auswurfsprodukten bedeckt. 1893 war noch ein zweites Schiff der Gesellschaft „Oceana", die von Kapitän Eversen geführte „Hertha", in der Westantarktis tätig. Diese untersuchte die Westküste von Grahamland, fand die von Biscoe 1832 entdeckte Adelaide-Insel wieder und kam bis in Sicht von Alexander I.-Land. So haben diese kleinen, von deutschen Erwerbsgesellschaften ausgeschickten Expeditionen wesentlich dazu beigetragen, unsere Kenntnis von der Landverteilung in der reichgegliederten Westantarktis zu erweitern.

Schon aber bereitete sich eine neue Periode vor, die eine systematische wissenschaftliche Erforschung der Südpolarregion zum Ziele hatte. Als ihren Vorläufer kann man den norwegischen Naturforscher Carstens Egeberg Borchgrevink betrachten, dessen Begeisterung für das Land seiner Sehnsucht so weit ging, daß er sich in Australien als einfacher Matrose auf dem unter Kristensens Kommando stehenden Waldampfer „Antarctic" anheuern ließ, nur um mitgenommen zu werden. Am 14. Januar 1895 fuhr die „Antarctic" als erstes Dampfschiff in die Roß-See hinein, nachdem sie fast sechs Wochen gebraucht hatte, um sich durch den dichten Packeisgürtel hindurchzuarbeiten. Auf der Possession-Insel wurde gelandet, und Borchgrevink hatte das Glück, dort eine Flechte zu finden, die erste Landpflanze aus der Südpolarzone. Bald darauf kam man dem nordöstlichsten Landvorsprung des Süd-Viktoria-Landes, Kap Adare, so nahe, daß auch hier eine Landung versucht werden konnte, und mit berechtigtem Stolze setzte Borchgrevink am 23. Januar 1895 als erster Mensch seinen Fuß auf den südlichsten Kontinent der Erde.

Eine rein wissenschaftliche südpolare Forschungsexpedition, die erste seit Roß, war die belgische, welche unter der Leitung von Adrien de Gerlache mit einem Stabe von Gelehrten, die den verschiedensten Nationalitäten angehörten, auf der „Belgica" im Januar 1898 nach der Westküste von Grahamland fuhr, um dieses Gebiet gründlich zu erforschen. Insbesondere wurde der Palmer-Archipel und die gegenüberliegende Küste von Grahamland untersucht, wobei außerordentlich vielseitige geographische, geologische, meteorologische, ozeanologische, geophysikalische und biologische Beobachtungen angestellt werden konnten. Die Fahrt ging weiter nach Süden, an Alexander I.-

Land vorbei in einen Packeisgürtel hinein, in dem die „Belgica" fest vom Eise eingeschlossen wurde, so daß die Expedition eine unfreiwillige Überwinterung im Südpolarmeere durchmachen mußte; erst im März 1899 wurde das Schiff wieder frei. Dieses Mißgeschick bedeutete jedoch einen großen wissenschaftlichen Erfolg, denn jene erste Überwinterung in der Südpolarzone, während welcher das Schiff fast ununterbrochen südlich des 70. Breitengrades blieb, ermöglichte es zum ersten Male, eine zusammenhängende Reihe von meteorologischen und magnetischen Beobachtungen während des Polarwinters auszuführen. So hat die Fahrt der „Belgica" mehr zur wissenschaftlichen Erforschung der geophysikalischen Verhältnisse der Antarktis beigetragen, als alle kostspieligen früheren Expeditionen.

Übrigens hat im darauffolgenden Winter Borchgrevink die erste Überwinterung auf dem Lande der Südpolarzone ausgeführt. Mit dem Schiffe „Southern Croß" fuhr er nach Kap Adare, und am 17. Februar 1899 fiel zum ersten Male ein Schiffsanker am Südpolarkontinent. Die Überwinterung erwies sich als höchst beschwerlich, da fürchterliche Stürme tobten, die mitunter wochenlang anhielten, so daß auch die beabsichtigte Erforschung des mit steilwandigem Hochgebirge erfüllten Innern nicht vorgenommen werden konnte. Anfang Februar 1900 schiffte sich Borchgrevink wieder auf der „Southern Croß" ein, erforschte die Küste von Süd-Viktoria-Land und suchte dann die große Eisbarriere auf, die, wie genaue Vermessungen ergaben, seit den Zeiten von Roß um etwa 55 km nach Süden zurückgewichen war. An einer Stelle, wo die Eismauer so lotrecht ins Meer abfiel, daß das Schiff wie an einem Hafendamm anlegen konnte, wurde die Barriere erstiegen und Borchgrevink führte mit Schneeschuhen auf der ebenen Eisfläche am 19. Februar 1900 einen Vorstoß südwärts bis 78 Grad 50 Minuten aus, kam also dem Südpol noch 74½ km näher als Roß 58 Jahre vorher.

Inzwischen hatten die Anschauungen, die 1882—1883 eine internationale Erforschung der physikalischen Verhältnisse in der Nordpolarregion zu Wege brachten[1]), immer weiter an Boden gewonnen. Gerade die eben geschilderten Expeditionen und die wissenschaftlichen Resultate, die sich aus ihren während des Winters auf der See und auf dem Lande angestellten Messungen ergaben, trugen nun dazu bei, die Erweiterung der räumlichen Kenntnis durch Einzelexpeditionen als nicht so wichtig erscheinen zu lassen, wie die Erforschung der physikalischen Verhältnisse, die sich nur durch gemeinschaftliches und gleichzeitiges Arbeiten mehrerer Expeditionen nach vereinbartem Schema und gleichen Methoden erzielen ließ. Die zahlreichen Anregungen, die schon früher nach dieser Richtung vereinzelt ergangen waren, verdichteten sich immer mehr zu einem festen Plane, der schließlich seinen bestimmten Ausdruck in einem Beschlusse des 1899 in Berlin tagenden Internationalen Geographen-Kongresses fand.

[1]) Vgl. darüber Deutsche Rundschau, 36. Jahrgang, Heft 2, November 1909, S. 259.

Es erfolgte eine Einigung zwischen den maßgebenden Persönlichkeiten der verschiedenen in Betracht kommenden Länder, und 1901 brachen eine deutsche, eine englische und eine schwedische Expedition nach dem Süden auf.

Die deutsche Expedition stand unter der Leitung von Professor Erich v. Drygalski und trat auf dem eigens zu diesem Zwecke gebauten Südpolarschiff „Gauß" am 11. August 1901 die Ausreise von Kiel an. Auf einer Insel des Kerguelen-Archipels im südlichen Indischen Ozean wurde eine Zweigstation errichtet, die namentlich magnetische und meteorologische Beobachtungen zur Ergänzung derjenigen der Hauptstation anstellen sollte. Am 21. Februar 1902 erreichte das Schiff den Polarkreis, und gleichzeitig sichtete man eine völlig mit Inlandeis bedeckte Küste, die Kaiser Wilhelm II.-Küste genannt wurde. Am nächsten Tage bereits war das Schiff vom Eise blockiert und verblieb an dieser Stelle, etwas nördlich vom Schnittpunkt des Südpolarkreises mit dem 90. Grad östlicher Länge bis zum 8. Februar 1903. Auf Schlittenreisen, die nach verschiedenen Richtungen hin unternommen wurden, erreichten die Expeditionsmitglieder im März 1902 die Küste des antarktischen Kontinents und fanden dort ein etwa einen Quadratkilometer großes Gebiet eisfreien Landes in Form einer 370 m hohen, aus vulkanischem Gestein bestehenden Kuppe, über deren Gipfel das Eis, wie eine genauere Untersuchung zeigte, in früheren Zeiten hinweggegangen war. Auch an dieser abgelegenen Stelle zeigte sich demnach die bereits anderwärts beobachtete Erscheinung, daß das südpolare Landeis gegenwärtig beträchtlich an Mächtigkeit eingebüßt hat. Nach dem Aufbruch des Eises fuhr die „Gauß" im äußersten Süden noch 10 Längengrade nach Westen und ergänzte so in wünschenswerter Weise die Forschungen des „Challenger" in dem Gebiete zwischen Termination- und Kemp-Land.

Auch für die englische Expedition wurde ein eigenes Schiff, die „Discovery", mit einem Kostenaufwande von mehr als einer Million Mark gebaut. Führer der Expedition wie des Schiffes war Marineleutnant Robert F. Scott, der von Australien aus direkt auf das Barriereeis lossteuerte, an der Außenkante desselben nach Osten fuhr und fand, daß es sich 750 km weit erstreckt und an einem nur zum Teil mit Schnee bedeckten Lande endigt, das am 31. Januar 1902 entdeckt wurde und den Namen König Eduard VII.-Land erhielt. Scott konnte feststellen, daß diese ganze gewaltige Tafel des Barriereeises in einer Ausdehnung, die etwa derjenigen des Königreichs Preußen gleichkommt, auf dem Wasser des Roß-Meeres schwimmt, da sie sich mit den Gezeiten hebt und senkt. Auf der Insel, welche die Vulkane Erebus und Terror trug, wurde die Winterstation errichtet, und Schlittenreisen wurden nach Südosten zum Zentrum des Barriereeises und nach Süden auf seinem westlichsten Teile ausgeführt, dessen Weststrand von der Fortsetzung des sich weit nach Süden hin erstreckenden Küstengebirges begleitet wird. Scott erreichte hier in Gesellschaft von Leutnant Shackleton am 29. Dezember 1902 die Breite von 82 Grad 17 Minuten, so daß ihn nur noch 862 km vom Südpol trennten. Im Sommer brach das Eis um das Schiff nicht auf, so daß die Expedition gezwungen war, einen zweiten Winter im Süden

zuzubringen. Es konnte daher noch eine weitere große Schlittenexpedition nach Westen ausgeführt werden, auf der die innere Hochfläche von Süd-Viktoria-Land bis zu einer Höhe von 2750 m erstiegen wurde.

Die schwedische Expedition, welche die abenteuerlichsten Schicksale erlebte, begab sich auf dem Schiffe „Antarctic" unter Leitung von Professor Otto Nordenskjöld nach der Westantarktis, östlich deren man bis zum 66. Breitengrad nach Süden kam, um dann auf der kleinen Snow Hill-Insel die Winterstation zu errichten, wo Nordenskjöld mit fünf Gefährten zurückblieb, während das Schiff nach Amerika fuhr. Ende September führte Nordenskjöld eine Schlittenexpedition nach Südwesten aus, auf der er die Küste von König-Oskar II.-Land am 66. Breitengrad erreichte. Da die „Antarctic" nicht, wie verabredet war, im Laufe des Sommers eintraf, um die Expeditionsmitglieder abzuholen, so mußten diese ein zweites Jahr auf der Station zubringen. Auf einer Schlittenexpedition nach Nordosten traf man nun im Oktober 1903 unvermutet drei Kameraden von der „Antarctic". Diese erzählten, daß das Schiff im Sommer vorher, durch Eis behindert, Snow Hill nicht hätte erreichen können, und daß man sie daher mit Schlitten ausgesandt habe, um bis zur Winterstation vorzudringen. Das sei ihnen jedoch nicht gelungen, weshalb sie gezwungen gewesen wären, in einer Schneehütte zu überwintern. Gemeinschaftlich kehrte man nun nach Snow Hill zurück und wartete auf die Ankunft der „Antarctic". Statt deren aber traf am 8. November 1903 das argentinische Kanonenboot „Uruguay" ein, von dem man erfuhr, daß die „Antarctic" überhaupt nicht wieder nach Südamerika zurückgekehrt und also vermutlich mit Mann und Maus untergegangen sei. Während sich Retter und Gerettete noch trüben Gedanken hingaben, erschien bereits in der nächsten Nacht der Kapitän der „Antarctic", Larsen, mit einigen Mann der Besatzung auf der Winterstation. Er berichtete, daß das Schiff allerdings bereits am 10. Januar 1903 vom Eise zerdrückt und gesunken sei, daß aber die zwanzig Mann starke Besatzung sich auf eine weiter nördlich gelegene Insel, die Paulet-Insel, habe retten können, wo sie in einer aus Basaltblöcken errichteten Hütte wohnte, und daß der Rest der Bemannung sich jetzt noch wohlbehalten dort befände, während sie selbst vor acht Tagen die Paulet-Insel verlassen hätten. Sofort fuhr die „Uruguay" nun dorthin, um die Zurückgebliebenen zu bergen, und nach drei Tagen waren die verschiedenen auseinandergesprengten Teile der Expedition wieder an Bord des gastlichen Kriegsschiffes vereinigt. Obgleich mit der „Antarctic" auch der Verlust wertvoller Sammlungen zu beklagen war, konnte doch durch zahlreiche andere geologische Belegstücke und Versteinerungen zum ersten Male der Beweis dafür erbracht werden, daß in diesen antarktischen Ländern in früheren geologischen Epochen stattliche Laubwälder mit zahlreichen pflanzenfressenden Tieren vorhanden waren, das Klima also damals ein viel günstigeres gewesen sein muß als heute. Auch wurde festgestellt, daß Louis-Philipp-Land mit König-Oskar II.-Land durch eine hohe Gebirgskette, die von vielen mit Gletschern erfüllten Tälern durchschnitten ist, in Zusammenhang steht, nicht aber eine Insel ist, wie man bis dahin angenommen hatte.

Wesentlich ozeanographische Zwecke verfolgte eine schottische Expedition, die auf der „Scotia" unter Leitung von W. S. Bruce im Süden des Atlantischen Ozeans tätig war, 1903 bei den Süd-Orkney-Inseln überwinterte und südöstlich dieses Archipels Anfang März 1904 in 72⅓ Grad Süd eine völlig vereiste Küste „Coats-Land" entdeckte, die neuerdings als Ausgangspunkt für die geplante deutsche antarktische Expedition in Aussicht genommen ist. In der Tat ist dieses Land, abgesehen von den Ländern um die Roß-See, das dem Südpol nächste, jedenfalls beträchtlich näher als die Länder der Westantarktis und Wilkes-Land.

Auch in Frankreich begann sich in den letzten Jahren das seit sechs Jahrzehnten erloschene Interesse für die Antarktis wieder zu beleben. J. B. Charcot untersuchte auf dem Dampfer „Français" 1905—1907 die Westküste von Graham-Land und fand als Verbindungsstück zwischen diesem und Alexander I.-Land das Loubet-Land. Auch lieferte er den Nachweis, daß die 1874 von Dallmann gesehene Bismarckstraße identisch ist mit dem südwestlichen Eingang der von der belgischen Expedition de Gerlache-Kanal genannten Meeresstraße. Auf einer zweiten Expedition mit dem Schiff „Pourquoi pas"? vervollständigte Charcot 1909 seine Entdeckungen in dem gleichen Gebiet und nahm Küstenstrecken in einer Gesamtlänge von 220 km neu auf, wobei sich herausstellte, daß die Adélie-Insel zehnmal länger war als man angenommen hatte, und daß südwestlich von Alexander I.-Land die Küste ihre Fortsetzung im Charcot-Land findet.

Weit übertroffen aber wurden die Erfolge aller dieser Expeditionen durch die glänzende Tat Shackletons, von der schon eingangs die Rede war. Lediglich auf private Mittel gestützt, unternahm er die Ausreise von Neuseeland am 1. Januar 1908 auf dem Dampfer „Nimrod", der anfangs von der „Koonya" geschleppt wurde, die bei dieser Gelegenheit als erster Stahldampfer den Südpolarkreis passierte. Die Winterstation sollte auf dem von der „Discovery"-Expedition entdeckten König Eduard VII.-Lande angelegt werden, doch gelang es nicht, dieses zu erreichen. Man überwinterte daher auf der Roß-Insel am Fuße des Mount Erebus, nicht weit von dem früheren Winterlager der „Discovery".

Drei großartige Leistungen hat die Expedition außer den üblichen wissenschaftlichen Beobachtungen vollbracht. Zunächst wurde der Vulkankegel des Erebus bestiegen und am 10. März 1908 der Gipfelkrater erreicht, in dessen Boden sich drei Öffnungen befanden, aus denen unter dumpfem Dröhnen große kugelförmige Dampfmassen emporgeschleudert wurden. Von der Station aus konnten später gewaltige Eruptionen beobachtet werden, z. B. am 8. September, als ein Dampfstrahl mit so großer Vehemenz bis zu einer Seehöhe von 8000 m emporschoß, daß er trotz des heftigen Sturmes, der den Dampf in wenigen Sekunden davonjagte, kerzengerade in die Höhe stieg. Die Gipfelhöhe des Erebus wurde zu 4000 m bestimmt, während Roß als Höhe 3770 m, die „Discovery"-Expedition 3940 m gemessen hatte. Es ist also nicht unmöglich, daß der Gipfel durch die fortdauernde Aufschüttung der Auswurfsprodukte tatsächlich an Höhe zugenommen hat. Ein zweiter be-

deutender Erfolg war die Schlittenreise, die anfangs nach Norden an der Küste des Süd-Viktoria-Landes entlang bis zu dem in etwa 75 Grad Südbreite gelegenen Drygalski-Gletscher ging, dann aber nach Nordwesten auf das westliche eisbedeckte Hochland hinaufführte, auf dem am 16. Januar 1909 in 72 Grad 25 Minuten südlicher Breite und 155 Grad 16 Minuten östlicher Länge der magnetische Südpol der Erde erreicht wurde, nicht weit von der Position, die Gauß für ihn 1830 berechnet hatte.

Den größten Ruhm aber erntete Shackleton mit seiner viermonatlichen Schlittenreise nach Süden, die an Ausdehnung alles in den Schatten stellt, was bisher in den Polarzonen geleistet worden ist, die Erreichung des Nordpols selbst nicht ausgenommen. Sind doch in der Zeit vom 29. Oktober 1908 bis zum 28. Februar 1909, da Shackleton wieder auf der Winterstation eintraf, von ihm mehr als 2700 km zurückgelegt worden, was etwa der Entfernung von Berlin bis nach Spitzbergen, oder von Berlin bis tief in die Sahara hinein gleichkommt. Nur mit einer einzigen Polarexpedition läßt sich Shackletons Vorstoß in das Herz der Antarktis vergleichen, nämlich mit der ersten Durchquerung des Nordpolarbeckens durch Nansen auf der „Fram" 1893—1896, deren Bedeutung bereits früher in dieser Zeitschrift hervorgehoben worden ist[1]). In ähnlich bahnbrechender Weise, wie Nansen damals die Verteilung von Wasser und Land im höchsten Norden in großen Umrissen klargelegt und der Nordpolarforschung neue Wege gewiesen hat, ist es Shackleton gelungen, auf seiner glänzend durchgeführten Schlittenreise zum ersten Male tief in das Innere des unwirtlichsten Kontinentes unserer Erde einzudringen und die topographischen Verhältnisse im Innern dieses weißen Erdteils soweit zu entschleiern, daß wir uns zutreffende Vorstellungen über die Lage des Südpols machen können, wenngleich Shackleton am 9. Januar 1909 in 88 Grad 23 Minuten umkehren mußte, ohne den Pol selbst erreicht zu haben. Sein Weg führte zunächst auf der ziemlich ebenen Oberfläche des großen Barriereeises, in gleichbleibender Höhe von 40—50 m über dem Meere ziemlich direkt nach Süden, etwas östlich von der Route, die er bereits 1902 mit Scott zurückgelegt hatte. 600 km weit dehnte sich die auf dem Meere schwimmende Tafel des Barriereeises nach Süden aus, denn erst in 83 1/2 Grad Süd stieß man auf den eigentlichen Rand des Südpolarkontinents, dessen Höhe auf der spaltenreichen Oberfläche des 160 km langen Beardmore-Gletschers erklommen werden mußte. So beschwerlich dieser Teil des Weges war, so großartig enthüllte sich den Reisenden die in Eis und Schnee starrende Hochgebirgsnatur in der grandiosen, von keinem lebenden Wesen bewohnten Einöde. Täglich wurden neue Bergriesen sichtbar, die an beiden Seiten des Gletschers bis zu Montblanc-Höhe emporragten, und zwischen ihnen kleinere Gletscher, welche ihr Eis dem gewaltigen Beardmore-Eisstrom zuführten. Zuletzt ging es, langsamer ansteigend, auf dem zentralen Hochland vorwärts, bis am südlichsten Punkte eine Höhe von 3060 m über dem Meere erreicht war. Von dort dehnt sich die mit Schneedünen bedeckte ver-

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, 36. Jahrgang, Heft 2, November 1909, S. 261—262.

eiste Fläche unabsehbar weit langsam ansteigend nach Süden hin aus, ohne daß auch mit starken Ferngläsern die geringste Veränderung oder Unterbrechung in dieser Eiswüste zu erkennen gewesen wäre.

Überblickt man die Geschichte der eigentlichen Südpolfahrten von Cook bis Shackleton, so fällt vor allem die intensive und erfolgreiche Beteiligung der Engländer an der antarktischen Forschung in die Augen, und ganz besonders gilt dies von dem am besten untersuchten und am weitesten bekannten Landkomplex im hohen Süden, dem Süd-Viktoria-Lande, dessen Erforschung fast ausschließlich eine englische Domäne gewesen und durch die Namen Roß, Scott und Shackleton gekennzeichnet ist. Die neueste Epoche des Kampfes um den Südpol aber ist charakterisiert durch das lebhafte Interesse, das zahlreiche andere Kulturstaaten den Problemen des äußersten Südens zuwenden. Wir sahen, daß Deutschland, Schweden, Schottland und Frankreich eigene Expeditionen ausgeschickt haben, die namhafte Erfolge zu verzeichnen hatten, und gegenwärtig sind bereits wieder drei, verschiedenen Nationen angehörige Expeditionen im Südpolargebiet tätig. Den größten Vorsprung hat die norwegische auf dem Schiff „Fram" unter Leitung von Roald Amundsen, dem erfolgreichen Bezwinger der Nordwestpassage, dessen Schiff inzwischen den Rand der Roß-Barriere erreicht hat, an dem eine tief in die Eistafel eingreifende Bucht einen sicheren Ankerplatz gewährt. Mit Vorbedacht scheint Amundsen demnach als Ausgangspunkt seiner Schlittenreise nach dem Südpol den südlichsten Punkt ausgewählt zu haben, der überhaupt zu Schiff erreichbar ist. Nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten muß es zweifelhaft erscheinen, ob er erst am Beginn des Südsommers, also im September dieses Jahres, den Vorstoß nach Süden unternehmen will, oder ob er die Kühnheit gehabt hat, den kurzen Herbst der südlichen Halbkugel für die gewaltige Reise auszunutzen und dieselbe bereits Anfang Februar begonnen hat, in welchem Falle er wohl frühestens im Mai, d. h. ziemlich tief im Südwinter, wieder zu seinem Schiff gelangen könnte. Es wäre das allerdings ein Wagnis, wie es in der Geschichte der Südpolarexpeditionen bisher unerhört ist.

Die englische Expedition unter Robert F. Scott ist Anfang Januar bei Süd-Viktoria-Land gelandet und hat ihr Winterquartier am Mc Murdo-Sund bei Kap Evans, in der Nähe der früheren Überwinterungsstelle, aufgeschlagen. Eine zweite Abteilung ist bei Kap Adare ausgeschifft worden, von wo man es versuchen will, den vermutlichen Zusammenhang von Süd-Viktoria-Land mit Wilkes-Land zu erforschen. Scott selbst beabsichtigt auf der von ihm 1902 und von Shackleton 1908—1909 erkundeten Route nach dem Südpol vorzudringen, den er im Dezember dieses Jahres zu erreichen beabsichtigt.

Voll großer Hoffnungen hatte im vorigen Jahre eine japanische Südpolarexpedition die Ausreise angetreten, deren Leiter N. Shirase bereits am 28. Januar dieses Jahres am Südpol zu sein gedachte. Leider verzögerte sich die Abfahrt so stark, daß das Schiff erst am 11. Februar Neuseeland verlassen konnte, und es ihm nicht mehr gelang, durch das Eis zu kommen.

Nach den letzten bekannt gewordenen Nachrichten soll die Expedition auch bereits unverrichteter Sache die Rückreise angetreten haben.

Zuversichtlicher darf man auf die deutsche antarktische Expedition blicken, die Wilhelm Filchner, lediglich auf private Mittel gestützt, ins Werk gesetzt hat. Er will die allerinnersten Teile des Südpolarkontinents erforschen sowie die Art des Zusammenhanges der Westantarktis zur Ostantarktis untersuchen, insbesondere also feststellen, ob ganz Antarktika einen einzigen mächtigen Kontinent bildet, wie Shackleton, Murray und Bruce vermuten, oder ob die Ansicht Nansens zu Recht besteht, daß es keinen Kontinent, sondern nur einen Archipel von Inseln in der Antarktis gebe, oder schließlich, ob ein mit Eis bedeckter Meeresarm, der sich von der Weddell- bis zur Roß-See erstreckt, die Westantarktis von der Ostantarktis trennt. Dieser letzteren Auffassung, die von Penck, Nordenskjöld und Markham vertreten wird, scheint Filchner am meisten zuzuneigen; sollte sich ihre Richtigkeit bestätigen, so wäre die Eistafel der Roß-Barriere als das Mündungsstück dieses Meeresarms in das Roß-Meer aufzufassen. Die Expedition besteht aus 25 nautischen Mitgliedern, zwei Ärzten, einem Techniker und sieben wissenschaftlichen Teilnehmern. Die Besoldung der Mitglieder erfolgt durch den „Eingetragenen Verein Deutsche Antarktische Expedition". Der Proviant ist auf $3^1/_2$ Jahre berechnet und beträgt 220 Tons, die Getränke 20 Tons. Das Schiff „Deutschland", das die Reichsdienstflagge führt, faßt 598 Bruttotons, hat eine Länge von 46 und eine Breite von 9,2 m. Es ist als Bark getakelt, trägt 28 m hohe Masten und kann bei günstigem Winde 9—10 Seemeilen in der Stunde segeln. Die Maschine hat 280 indizierte Pferdekräfte. Weitere Maschinen für elektrisches Licht, eine Dampfwinde für ozeanographische Zwecke, Anlage für Funkentelegraphie und andere Einrichtungen, die für erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit wie für die Sicherheit des Schiffes erforderlich sind, bilden wichtige Teile der Ausrüstung. Die Expedition hat unter Leitung von Heinrich Seelheim am 7. Mai Bremerhaven verlassen und begibt sich zunächst nach Buenos Aires, wo Filchner mit Nachschüben von Pferden und Grönlandhunden im Sommer eintreffen und dann das Kommando übernehmen wird. Es ist beabsichtigt, das von Bruce 1904 entdeckte Coatsland auf der Ostseite der Weddell-See aufzusuchen und dort, der Küste soweit wie möglich südwärts folgend, eine Basisstation zu errichten, an der sieben Mitglieder die laufenden Stationsarbeiten erledigen werden, während vier andere einen größeren Schlittenvorstoß nach Süden auszuführen gedenken.

Mögen die hoffnungsvollen Wünsche, mit denen die deutsche Nation die Expedition begleitet, sich in reichem Maße erfüllen.

Wir können unsere Betrachtungen aber nicht schließen, ohne noch kurz derjenigen Expeditionen zu gedenken, die bisher zwar nicht zur Ausführung gekommen, aber schon geplant sind, oder sich in einem mehr oder weniger vorgeschrittenen Stadium der Vorbereitung finden.

Der Schotte Bruce will sich auf seinem bewährten Polarschiff „Scotia" nach Coats- oder Enderby-Land begeben und im Sommer 1912—1913 über

den Südpol nach der Roß-See marschieren, von wo ihm eine Hilfskolonne entgegenkommen soll. Als Treffpunkt ist das untere Ende des von Shackleton entdeckten Beardmore-Gletschers in 84 Grad südlicher Breite in Aussicht genommen.

Ein australischer Geologe und Begleiter Shackletons, D. Mawson, beabsichtigt die Küste von Wilkes-Land eingehend zu erforschen und namentlich meteorologische Studien daselbst anzustellen.

Ein anderer Gefährte Shackletons, A. F. Mackay, will den kühnen Plan einer Küstenwanderung um das halbe antarktische Festland von Grahamland westwärts bis König Eduard VII.-Land in die Tat umsetzen. Den Lebensunterhalt für sich, seine fünf Gefährten und 24 Hunde hofft er sich lediglich durch die Jagd auf Weddellrobben verschaffen zu können.

Der Führer von Pearys Nordpolarschiff „Roosevelt", Kapitän R. A. Bartlett, hat sich erboten, eine amerikanische Expedition nach dem Südpol zu führen und das stolze Wort Pearys: „Das Sternenbanner muß an beiden Enden der Erdachse flattern und die ganze Welt sich darum drehen," zur Wahrheit machen.

Schließlich plant Shackleton für 1912 eine neue Südpolarfahrt.

So sehen wir bei allen Nationen eine fieberhafte Tätigkeit, die darauf hinzielt, den letzten großen weißen Fleck auf der Karte unserer Erde durch sportliche Leistungen und wissenschaftliche Forschungen zum Verschwinden zu bringen oder ihn doch wenigstens beträchtlich zu verkleinern, und es ist kein Zweifel, daß dies bis zu einem gewissen Grade gelingen wird.

Die Erreichung des Südpols selbst dürfte kaum eine Überraschung bringen, denn mit derselben Sicherheit, mit der man vor der Erreichung des Nordpols die Lage desselben in dem mit schwimmendem Eis erfüllten Nordpolarmeere voraussetzen konnte, muß man diejenige des Südpols auf dem mehr als 3000 m hohen Inlandeis des antarktischen Zentralplateaus als sicher annehmen. Mit gleicher Zuversicht aber darf man hoffen, daß durch diesen Nachweis ein neuer Anreiz geschaffen werden wird, nunmehr auch die übrigen Teile des Südpolarkontinents, vor allem seine äußeren Umrisse, unserer Kenntnis zu erschließen und die natürlichen Verhältnisse dieses merkwürdigsten Landes unserer Erde eingehend zu erforschen.

Der Hildesheimer Silberfund.

Von

Otto Seeck.

Im Jahre 1868 wurde bei Hildesheim ein Schießstand für die Infanterie hergerichtet. Da stieß beim Graben einer der Soldaten auf ein spiralförmiges Stück Metall, das er, weil es ganz schwarz war, für altes Eisen hielt. Doch gleich darauf wurde seine Hacke durch andere feste Gegenstände aufgehalten; man sah sie genauer an und fand, daß es Silber war. Jetzt wurde mit größerer Sorgfalt weitergegraben, und ein Schatz kam zutage, wie man ihn noch nie gesehen hatte. Mehrere eimer- oder kübelartige Gefäße von reinem Silber standen nebeneinander und waren mit gleichfalls silbernen Platten zugedeckt; und als man diese abhob, fand man, in den Höhlungen verpackt, eine ganze Anzahl Becher, Näpfe, Teller und andere Tischgeräte von herrlichster Arbeit. Daneben lag anderes, was scheinbar absichtlich zerbrochen war. Von einem Kandelaber war nur der unterste Teil vorhanden; ein großer Dreifuß, der demselben Zwecke gedient zu haben scheint, wie unsere stummen Diener, war in Stücke gehauen, und von diesen fehlten mehrere; von einer schönen Kanne wurden nur noch der Henkel mit dem oberen Rande und ein paar Fragmente des Rumpfes entdeckt, von einem Humpen, einem Teller, einem Napf nur kleine Scherben. Wie kam es, daß man die Kunstwerke dieses Schatzes mit solcher Sorgsamkeit in der Erde geborgen und doch schon vorher so roh mißhandelt hatte?

Dies war nicht das einzige Rätsel, das der Fund aufgab. Ein paar ganz barbarische Humpen standen neben Werken von edelster römischer und selbst griechischer Arbeit. Und auch diese letzteren lagen in ihrer Entstehungszeit, wie ihr Kunststil bewies, mindestens zweihundert Jahre und vielleicht noch viel weiter auseinander. Wie waren Stücke von so verschiedenem Geschmack und aus so verschiedener Zeit in demselben Schatze zusammengekommen?

Da der Fund auf fiskalischem Grund und Boden gemacht war, wurde er Eigentum des Staates und konnte dem Berliner Museum einverleibt werden. Hier haben Erich Pernice und Georg Winter mit ebensoviel Scharfsinn wie Geduld die Stücke der zerbrochenen Gefäße in jahrelanger Arbeit aneinandergepaßt und sie durch geschickte Goldschmiede, soweit es möglich war, wieder zusammenfügen lassen. Dann haben sie den ganzen Schatz in trefflichen Photographien herausgegeben und einen mustergültigen Kommentar hinzugefügt. Doch jene Fragen haben sie nicht einmal aufgeworfen, geschweige denn beantwortet. Versuchen wir also, ob es uns gelingt, die Rätsel zu lösen.

Sehen wir einstweilen von den barbarischen Humpen ab und beschäftigen uns nur mit den griechischen und römischen Arbeiten. Von der großen

Mehrzahl derselben haben die Herausgeber aus dem Stile der Ornamente nachgewiesen, daß sie der Zeit des Augustus angehören; doch einzelne Stücke wollen sie, nicht aus stilistischen Gründen, sondern nur weil sie nachlässiger gearbeitet sind, bis in die Epoche Mark Aurels (161—180 n. Chr.) herabrücken. Nun hat es aber zu allen Zeiten gute und schlechte Goldschmiede gegeben, und daß jene Zeitbestimmung nicht richtig sein kann, läßt sich bei einem der fraglichen Stücke sogar mit Sicherheit feststellen. Die früheren Besitzer der Gefäße haben nämlich auf mehreren ihre Namen teils mit feinen Punkten eingravieren lassen, teils selbst mit dem Messer eingeritzt. Sie lauten: Lucius Manlius Bocchus, Aulus Agrius Naso, Marcus Scato und Marsus, lauter Namen, die dem Augusteischen Zeitalter gut entsprechen. Am besten aber paßt zu ihm die Inschrift jenes Stückes, das Pernice und Winter zwei Jahrhunderte später ansetzen wollen: Marcus Aurelius, Sohn des Gaius.

Ursprünglich bestanden die römischen Namen, genau wie die unsrigen, nur aus dem Vornamen und dem Familiennamen, denen man oft auch den Vornamen des Vaters beisetzte, wie das in unserer Inschrift geschieht. Doch jenen zwei Bestandteilen fügte man mitunter noch einen dritten hinzu, der meist den Charakter eines Spitznamens trug, wie Strabo (Schielauge), Cincinnatus (Lockenkopf), Regulus (Königlein), Scipio (Stock). Hatte aber der Vater unter solch einem Namen Ansehen oder gar Ruhm erworben, so führten ihn auch Sohn und Enkel mit Stolz weiter. So kam es, daß gegen das Ende der Republik die vornehmen Leute fast alle drei Namen trugen, während die Plebs sich nach wie vor mit zweien begnügte. Als Beispiel sei Gaius Marius angeführt, der ja bekanntlich aus niederem Stande hervorgegangen war. Doch wie heute in Wien jeder Dienstmann sich mit „Herr von" anreden läßt, so strebten auch im römischen Reiche die kleinen Leute gleichfalls nach jenem Adelsabzeichen, und da kein Gesetz dies hinderte, legte sich einer nach dem anderen einen dritten Namen bei. Dieser Prozeß geht sehr langsam vor sich; er beginnt schon in republikanischer Zeit und kommt im ersten Jahrhundert nach Christus zum Abschluß; am Ende desselben gibt es keinen römischen Bürger mehr, der nur zwei Namen führte. Daraus aber folgt, daß jener Marcus Aurelius, Sohn des Gaius, nicht später gelebt haben kann, und da die Ornamentation seines Gefäßes, abgesehen von ihrer schlechteren Ausführung, sehr gut zur Zeit des Augustus paßt, hindert nichts, ihn dieser zuzuschreiben.

Also unter den griechisch-römischen Gefäßen ist kein einziges, das sich mit Sicherheit später datieren ließe, wohl aber sind mehrere sehr viel früher. In der Athenaschale, einem der Prachtstücke des Schatzes, erkennen Pernice und Winter pergamenische Arbeit und setzen sie demnach um das Jahr 200 v. Chr. an; auch die Brustbilder der Kybele und des Attis stammen nach ihrem durchaus richtigen Urteil noch aus dem zweiten Jahrhundert. Wie sind diese alten Stücke in einen Schatz hineingekommen, der mindestens 150 Jahre, nachdem sie gefertigt waren, in die Erde versenkt ist?

Für unsere Zeit, in der so Viele keine Mühe und keine Kosten scheuen, um ihren Tisch mit Porzellan des Rokoko zu schmücken oder, wenn sie die

Mittel dazu besitzen, sogar mit Bechern der Renaissance und der Gotik, ist die Antwort sehr naheliegend. Wie heutzutage, so war auch zu den Zeiten des Cäsar und Augustus das Sammeln von Kunstwerken und Altertümern Mode geworden. Marcus Antonius war ein so gemütvoller Kunstfreund, daß er einen reichen Bürger auf die Proskriptionsliste setzte, nur weil er die schönen alten Bronzegefäße, die dieser besaß, gern in seine Sammlung stellen wollte. Als Proprätor von Sizilien bereiste Verres seine Provinz und ließ sich in jeder Stadt alles vorhandene Silberzeug vorlegen, um die Stücke auszuwählen, die ihm künstlerisch wertvoll schienen, wobei er das Bezahlen regelmäßig vergaß. Doch war er bescheiden genug, die Prunkteller meist nicht ganz zu nehmen; nur das Relief der Mitte ließ er ihnen ausbrechen und dann in neue Schalen, die für ihn gefertigt wurden, einsetzen. Zu diesem Verfahren bieten auch in unserem Schatze die Brustbilder der Kybele und des Attis eine Illustration. Denn sie sind sehr stark vernutzt und abgegriffen, während doch die Teller, deren Mitte sie schmücken, zu der Zeit, wo sie vergraben wurden, offenbar noch ganz neu waren. Auch sie haben also einem Sammler von der Art des Verres gehört, der stolz darauf war, neben seinem modernen Silbergerät auch Stücke von vornehmer Altertümlichkeit auf seinen Tisch zu stellen.

Ist aber dies als feststehend zu betrachten, so folgt daraus, daß Pernice und Winter unrecht tun, wenn sie nur diese beiden Reliefs und die Athenaschale als ältere griechische Arbeiten gelten lassen und den ganzen Restbestand des Schatzes der Augusteischen Zeit oder gar einer noch späteren zuweisen. Denn haben wir es hier mit dem Besitz eines Kunstsammlers zu tun, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß mehr als drei Stücke schon zu seiner Zeit geschätzte Altertümer waren. Namentlich gilt dies von der köstlichen Heraklesschale, die ich künstlerisch höher schätze als alles andere, was der Schatz enthält, selbst die Athena nicht ausgenommen. Aus der ersten Kaiserzeit sind uns mehrere Kinderköpfe erhalten, fast alle gut gearbeitet, aber keiner darunter, der sich über eine gewisse kühl anständige Mittelmäßigkeit erhöbe. Man sieht, daß die Künstler auf einer guten Tradition fußen und die hochachtbare Technik, die sie ihr verdanken, treu und sauber, aber auch abhängig von ihren Vorbildern und ohne eigene Erfindungskraft ausüben. Dies Köpfchen dagegen in seiner humorvollen Frische und schlichten Natürlichkeit hat gar kein Vorbild; mir wenigstens ist aus dem ganzen Altertum nichts Ähnliches bekannt. Suche ich nach Analogien, so kann ich sie nur bei Donatello oder noch besser bei Desiderio da Settignano finden. Ich möchte es daher am liebsten der Zeit zuschreiben, die bei den Griechen dem Quattrocento der Italiener entspricht, d. h. dem fünften Jahrhundert v. Chr. Natürlich ist diese Datierung äußerst zweifelhaft, eben weil sie sich auf gar keine antiken Analogien stützen kann. Doch daß der kleine Herakles, der mit so unbekümmerter Lustigkeit die gefährlichen Schlangen erwürgt, viel älter sein muß, als das Augusteische Zeitalter, ergibt sich mit Sicherheit schon aus der folgenden Tatsache. Auch er befindet sich, wie die Brustbilder der Kybele und des Attis, in stark abgegriffenem Zustande, und doch ist, wie bei ihnen, die Schale, die ihn umgibt, noch ganz frisch erhalten.

Auch der zerbrochene Krater mit den spiralförmig gewundenen Henkeln ist sicher altgriechisch; die vier Maskenbecher möchte ich für hellenistische Arbeiten halten, und zwar gehören sie, wie mir scheint, nach ihrem ganz verschiedenen Stil nicht nur drei verschiedenen Künstlern, sondern auch drei verschiedenen Kunstepochen an, von denen die jüngste kaum über 150 v. Chr. herabreichen dürfte. Man vergleiche nur das Hauptwerk der Augusteischen Zeit, den großen Altar des Friedens, in seiner sauberen und geschmackvollen, aber furchtbar leeren Korrektheit mit diesen lebensprühenden, charaktervollen Köpfen, und man wird den himmelweiten Unterschied wahrnehmen. Auch das Silbergeschirr, das man später in Boscoreale bei Pompeji gefunden hat, gehört dem ersten Jahrhundert und teilweise noch der Zeit des Augustus an; doch findet sich darunter kein einziges Stück, das künstlerisch so hoch stände oder auch nur in dem gleichen Stil gearbeitet wäre wie diese Maskenbecher.

Doch ob man diese Zeitbestimmungen gelten läßt oder nicht, daß derjenige, dem dies Silberzeug einst gehörte, ein hochvornehmer Sammler war, steht auch nach dem, was Pernice und Winter anerkennen, zweifellos fest. Wie aber ist sein Schatz in das tiefste Germanien hineingekommen, das damals den Römern, obgleich ihre Heere es wiederholt durchzogen hatten, doch immer noch fremder war, als unserer Zeit das innerste Afrika?

Die richtige Antwort hat man schon gegeben, als der Fund eben erst gemacht war, und die Untersuchungen der neuesten Herausgeber haben sie bestätigt. Auf der Rückseite mehrerer Gefäße ist nämlich eingeschrieben, wie groß die Garnitur war, zu der sie gehörten, und diese Inschriften zeigen uns, daß in der Regel genau die Hälfte davon erhalten ist. Bestand z. B. eine Garnitur aus sechs Tellern, so lagen in dem Schatze drei, von vier Schalen zwei usw. Mit Recht hat man daraus geschlossen, daß der ursprüngliche Bestand des Silbergerätes einmal halbiert worden ist. Um eine Erbteilung unter zivilisierten Römern kann es sich nicht handeln; denn diese hätten zweifellos die ganzen Garnituren zusammengelassen, wie wir es heute in ähnlichen Fällen tun. Jene eigentümliche Halbierung läßt sich kaum anders erklären, als daß zwei wilde Germanen das Silbergeschirr als Beute teilten und keiner von ihnen dem anderen mehr und Besseres gönnte, als er selbst erhielt; denn diese Gleichheit der Hälften ließ sich nur erreichen, wenn von sechs zusammengehörigen Tellern jeder drei bekam, und auf die Vollständigkeit der Garnituren kam es solchen Naturkindern gewiß nicht an. Nehmen wir hinzu, daß die jüngsten Stücke des griechisch-römischen Bestandes der Zeit des Augustus angehören, und daß der Schatz im ehemaligen Gebiete der Cherusker gefunden ist, so kann es kaum noch zweifelhaft sein, daß wir in ihm einen Teil der Beute vor uns haben, die in der Teutoburger Schlacht gewonnen ist.

Schon gleich nach seiner Auffindung hat man ihn das Tafelgeschirr des Varus genannt. Daß er einem sehr vornehmen Römer gehört haben muß, ergibt sich zweifellos aus den kostbaren Stücken, die er enthält. Ob dieser Varus selbst war, ist allerdings minder zweifellos; doch möchten wir auf einen Umstand hinweisen, der diese Vermutung sehr nahelegt. Unter dem Fuße der zwei schönsten Maskenbecher ist als früherer Besitzer ein Lucius Manlius Bocchus eingeschrieben. Der Name Bocchus zeigt, daß dieser

Afrikaner war; denn er findet sich bei einem mauriſchen Königsgeſchlechte wieder. Aus den Namen Lucius Manlius ergibt ſich, daß man ihm das römiſche Bürgerrecht verliehen hatte, er alſo jedenfalls zu den Ariſtokraten ſeiner Provinz gehörte, vielleicht gar ein Prinz jener Königsfamilie war. Wie hätte auch ein Maure niederen Standes ſo koſtbare griechiſche Gefäße beſitzen können? Danach ſcheint ein Teil des Schatzes in Afrika gekauft oder auch in derſelben Weiſe geſtohlen zu ſein, wie Verres in Sizilien ſtahl, und Varus war, ehe er zuerſt nach Syrien und dann nach Germanien verſetzt wurde, Prokonſul von Afrika geweſen. Natürlich iſt die Annahme nicht ausgeſchloſſen, vielmehr ſehr wahrſcheinlich, daß nicht nur das beſcheidene Reiſebeſteck des Feldherrn ſelbſt, ſondern auch die Tafeln ſeiner Offiziere zu dieſem ſtattlichen Beuteanteil haben beiſteuern müſſen. Aus ſolchem minder vornehmen Beſitz mögen die ſchlechter gearbeiteten Stücke herſtammen, wie jene Kelle des Marcus Aurelius und die Teller mit ſchwimmenden Enten.

Wenden wir uns nun den barbariſchen Gefäßen zu, die in dem Schatze gefunden wurden. Es ſind, oder richtiger es waren — denn von dem einen Stück ſind nur Fragmente erhalten — ein paar tüchtige Humpen, etwa von dem Inhalt bayriſcher Maßkrüge. Neben den zierlichen Bechern der Römer erſcheinen ſie wie ungefüge Rieſen. Für Wein ſind ſie jedenfalls nicht beſtimmt geweſen; ſelbſt trinkfeſte Germanen können ſie nur für ein ſehr viel ſchwächeres Getränk benutzt haben, wahrſcheinlich für ihr leichtes, ſelbſtgebrautes Bier oder allenfalls für Met. Zu dem Hausrat jenes vornehmen Römers, ob es nun Varus ſelbſt oder einer ſeiner Offiziere war, können ſie nicht gehören. Wohl gibt es moderne Sammler, die es nicht verſchmähen, neben koſtbare Altertümer auch ſchlichte Bauernware zu ſtellen; doch den Alten iſt unſer Verſtändnis für naive Volkskunſt immer fremd geblieben; dieſe Humpen konnten ſie nur als Erzeugniſſe roher Barbarei tief verachten. Wir müſſen alſo annehmen, daß der Cheruſker, dem die römiſche Beute zugefallen war, ſeine heimiſchen Trinkgefäße mit ihr zuſammen aufbewahrt und dann auch in die Erde vergraben hat.

Das erhaltene Stück iſt eine hohe Röhre, die ſich nach unten gleichmäßig verengt, um ſich dann wieder zu einem niedrigen Fuß zu verbreitern. Durch ſchlichte Wulſte getrennt, umziehen ſie teils glatte, teils ornamentierte Streifen, die letzteren vergoldet. Der eine davon enthält in getriebener Arbeit die Darſtellung von zwei Ebern, die mit Hunden kämpfen, und von einem Stier, der mit geſenkten Hörnern gegen einen Löwen anrennt. Die Tiere ſind in kindlicher Stiliſierung, aber nicht ohne Verſtändnis für ihre Formen gebildet, bei dem Fragment des anderen Humpens, das zwei Widder und einen Ziegenbock darſtellt, ſogar von ſcharfer, wenn auch ſehr naiver Beobachtung der Natur. Nur der Löwe zeigt deutlich, daß der barbariſche Künſtler ein ſolches Tier niemals geſehen hat, wahrſcheinlich auch nicht einmal eine gute Abbildung desſelben, ſondern es einzig nach Beſchreibung wiederzugeben verſucht. Von den übrigen Streifen ſind die beiden, welche den Fuß umziehen, mit denſelben geometriſchen Ornamenten geſchmückt, wie ſie ſich auch auf den prähiſtoriſchen Töpfen Deutſchlands finden. Die anderen zeigen pflanzenähnliche Gebilde, darunter kein einziges Motiv, das nicht auch auf irgend-

einem der römischen Gefäße desselben Schatzes wiederkehrte. Offenbar sind diese dem Verfertiger des Humpens bekannt gewesen, und er hat sich aus ihnen seine Inspirationen geholt, um sie dann freilich in sehr roher und geschmackloser Weise zu verwenden.

Gefäße, die unserem Humpen genau entsprächen, scheinen sich bisher noch nirgends gefunden zu haben. Doch zu dem Friese mit kämpfenden Tieren, der ihn umzieht, besitzen wir mehrere Analogien auf Bronzeeimern, von denen sich der schönste im Provinzialmuseum zu Hannover befindet. Er gleicht dem Hildesheimer Stück auch in der technischen Ausführung, insofern er dieselbe Kombination von getriebener Arbeit und Gravierung zeigt; namentlich sind die Tiere auf beiden, obgleich sie plastisch aus der Fläche hervortreten, doch von scharf eingegrabenen Linien umzogen. Man hält diese Eimer und folglich auch den Humpen für gallische Arbeit; doch obgleich sie nicht ganz selten sind, hat sich bisher kein einziger in Frankreich oder in irgendeinem der südlichen Länder gefunden; alle gehören sie Deutschland an. Sie müssen daher wohl aus germanischen Schmieden herstammen, und der barbarische Zustand, in dem sich unser Volk zur Zeit der Römer befand, steht dieser Annahme keineswegs entgegen.

Seit es Bronzebeile gab, muß es auch Schmiede gegeben haben. Ihr Handwerk hat sich schon auf einer sehr tiefen Kulturstufe entwickelt, wie daraus hervorgeht, daß es das einzige ist, das auch in der Mythologie der europäischen Völker seine Vertretung gefunden hat. Neben dem Hephaistos und Daidalos der Griechen, dem Mulciber der Römer steht bei den Deutschen Wieland der Schmied. Und daß diejenigen, welche Kupfer und Eisen zu bearbeiten wußten, auch naive Tierbilder schaffen konnten, ist erst recht nicht verwunderlich. Haben sich solche doch schon in den Höhlen des diluvialen Menschen gefunden. So halte ich denn die Annahme für ebenso unbedenklich wie unvermeidlich, daß jener Cherusker, der die Silbersammlung des Römers erbeutet hatte, sich jene Vierhumpen durch einen heimischen Schmied hat bauen lassen und dieser sich dabei bemühte, die Ornamente der römischen Gefäße, so gut er es vermochte, nachzuahmen.

Auch von der Geschichte jenes Cheruskers erzählt der Schatz uns so manches. Wir sahen, daß einer der germanischen Humpen und viele der römischen Geräte schon bei seiner Bergung in Stücke zerhauen waren. Den Zweck davon verrät uns das sogenannte Hacksilber des Mittelalters. Völker, die noch kein ausgebildetes Geldsystem haben, pflegen nämlich mit rohem Metall nach dem Gewichte zu zahlen, oder auch mit bearbeitetem, nur daß dann die Arbeit als solche gar nicht in Rechnung kommt. Ist der Betrag der Forderung zu klein, als daß man einen ganzen Schmuck oder ein ganzes Silbergefäß dafür hergeben könnte, so zerschlägt man eben das Kleinod und zahlt mit den einzelnen Stücken. Der Cherusker muß also in finanzielle Schwierigkeiten geraten sein; denn daß er wußte, was er an jenen schönen Silbergefäßen besaß, und sie nur sehr ungern zerstörte, läßt sich noch jetzt erkennen. Wie die Fragmente zeigen, ist außer jenem barbarischen Humpen fast nur römisches Gerät von verhältnismäßig geringem Kunstwert zerschlagen worden. Von den schönsten Stücken, namentlich den altgriechischen, hat man

wohl zum Teil die Henkel und Füße abgetrennt, wahrscheinlich um sie bei der Bergung des Schatzes bequemer verpacken zu können, doch in der Hauptsache sind sie erhalten geblieben. Jener Mann besaß also eine gewisse Kennerschaft, wie es unter den Germanen damals gewiß nur selten vorkam. Wir dürfen daraus wohl den Schluß ziehen, daß er von römischer Bildung nicht unberührt war.

Er muß in Not gewesen sein, als er einen Teil seiner kostbaren Beute preisgab, und zwar in Todesnot; denn wenn wir einen Schatz aus alten Zeiten finden, so muß der Besitzer desselben von einer großen Gefahr bedroht gewesen sein; sonst hätte er ihn eben nicht vergraben. Und diese Gefahr muß sowohl ihm selbst als auch allen, die um die Bergung des Schatzes wußten, den Tod gebracht haben; denn jeder überlebende Mitwisser hätte ihn natürlich, wenn die Gefahr vorübergegangen war, wieder ausgegraben, und er wäre nicht auf unsere Zeit gekommen.

Wer bis hierher gelesen hat, wird ohne Zweifel schon erraten haben, wen wir für den früheren Eigentümer des Schatzes halten. Seine griechischen und römischen Gefäße waren eine Beute der Teutoburger Schlacht, und zwar wahrscheinlich der wertvollste Teil der Beute. Daß er demjenigen Helden zugefallen war, der um den Sieg das meiste Verdienst hatte, wäre schon an sich wahrscheinlich, auch wenn man den Fund nicht auf altcheruskischem Boden gemacht hätte. Der Besitzer hatte antike Kunst würdigen gelernt, also wahrscheinlich längere Zeit in Rom oder doch unter Römern gelebt: auch dies paßt auf Armin. Von den letzten Schicksalen des Helden wissen wir nicht viel mehr, als daß er durch diejenigen, welche ihm am nächsten standen, eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Und der Besitzer des Schatzes hat einen Teil desselben zerstören müssen, wahrscheinlich um die wankende Treue seiner Gefolgsleute durch Silbergeschenke an sich zu fesseln; er hat den Rest in höchster Gefahr vergraben und ihn nicht wieder ans Licht hervorziehen können. Wir sehen, wie ein Mitstreiter des Teutoburger Waldes, vielleicht Armins Oheim Inguiomarus, der ihm immer die führende Stellung unter den Cheruskern streitig machte, mit ihm um die Teilung der Beute haderte und neidisch darauf achtete, daß er nur ja nicht weniger bekomme als sein großer Neffe. Wir sehen, wie dieser aus jenem mächtigen Humpen seinen Genossen in deutschem Biere zutrinkt; wie er dann mit ihnen zum letzten Kampfe hinauszieht, und um sie zur Tapferkeit zu spornen, ihre Habgier mit blanken Silberstücken reizen muß; wie er endlich unterliegt, aber den bösen Verwandten, die ihn mit dem Tode bedrohen, das Köstlichste, was er hat, nicht gönnen will und es daher in der Erde verbirgt. Wir sehen ihn in jener Talmulde bei Hildesheim, wo unter seinen Füßen das herrliche Silber liegt, verzweifelt kämpfen und tapfer sterben, zugleich mit seinen treuesten Mannen, die ihm beim Vergraben seines Schatzes geholfen haben. Gierig suchen seine Mörder nach dem, was sie vielleicht vor allem anderen zum Morde gereizt hat; doch keiner ist mehr am Leben, der ihnen die Stelle zeigen könnte. So erzählen uns diese herrlichen Reste des Altertums nicht nur von der Blüte antiker Kunst, sondern sie entrollen uns auch ein Bild aus der Geschichte unserer Ahnen, bei dem wir fernen Enkel nicht ohne Rührung verweilen.

Rousseaus Bekenntnisse in ihrer ersten Fassung.

Von
Ludwig Geiger.

I.

Seit fünf Jahren besteht in Genf eine Rousseau-Gesellschaft. Sie setzt sich aus einigen hundert Mitgliedern zusammen, hauptsächlich Schweizern und Franzosen, aber auch manchen Deutschen, Italienern, Engländern, Russen. Sie gibt ein Jahrbuch heraus, von dem bis jetzt fünf Bände erschienen sind, gewährt Beiträge zu Rousseau-Denkmälern, z. B. einem, das sich in Chambéry erheben soll, für ein anderes, das kürzlich in Ermenonville errichtet worden ist, sie will Gedenktage feiern, z. B. den 1912 eintretenden zweiten Säkulartag von Rousseaus Geburt; sie befördert Aufführungen Rousseauscher Singspiele und macht Anstrengungen, daß gefährdete Rousseau-Stätten, wie die in Les Charmettes, nicht infolge von Alter und Unachtsamkeit völlig zugrunde gehen.

Die Hauptwirksamkeit der Gesellschaft ist aber die schriftstellerische und literarische im allgemeinen. Zu diesem Behufe werden aus Mitteln der Gesellschaft zahlreiche Aktenstücke angekauft, die sich auf Rousseau beziehen und von verschiedenen Seiten, von Gönnern und Freunden, Autographen und Abschriften für das Archiv dargereicht. Von diesen Schenkungen und Erwerbungen wird in dem erwähnten Jahrbuch Kenntnis gegeben.

Sonst ist die Gesellschaft eine im stillen wirkende; ihre Generalversammlungen sind nicht viel mehr als erweiterte Vierteljahrssitzungen, weit entfernt von dem Glanz der Weimarer Goethe-Versammlungen, ohne das Gepränge von Theatervorstellungen, ohne das Zusammenströmen einer festfrohen Menge. Die Haupttätigkeit der Gesellschaft besteht in der Herausgabe der Jahrbücher. Diese sind eine äußerlich und innerlich gediegene Veröffentlichung: vortrefflich gedruckt, solid gebunden, künstlerisch ausgestattet und, was mehr als alles dieses Äußerliche sagen will, anregend, aufschlußreich, belehrend durch ihren Inhalt. Nach dem Muster des Goethe-Jahrbuchs, das ja auch seinerseits ähnlichen Unternehmungen folgte, brachten die bisher erschienenen fünf Bände ungedruckte Mitteilungen, Abhandlungen, Forschungen, Miszellen, Bibliographie; leider haben die Bände kein Register, auch nicht immer ein Verzeichnis der Mitglieder der Gesellschaft.

Die bisher erschienenen Bände waren in Deutschland nur einem kleinen Kreise von Fachgelehrten zugänglich; die öffentlichen Blätter nahmen nur geringe Notiz davon. Ich habe mich bemüht, in tonangebenden deutschen Zeitungen über die einzelnen Bände nach ihrem Erscheinen zu reden, vermochte aber dadurch nicht das Interesse weiterer Kreise zu wecken. Ich hatte die Freude, vieles zu loben, fand aber Anlaß zu einem Haupttadel, und bin nun froh, daß dieser mir genommen ist, wenn ich auch weit davon entfernt bin, die Abstellung des Mangels meiner Ermahnung zuzuschreiben, sondern die Überzeugung hege, daß die urteilsfähigen und kenntnisreichen Leiter der Gesellschaft das Tadelnswerte ebenso lebhaft, vielleicht lebhafter als ich gefühlt hatten. Dieses Tadelnswerte bestand darin, daß die Gesellschaft in ihren ersten Veröffentlichungen nur Einzelheiten berücksichtigte und große, allgemeinere Aufgaben vermied.

Die Goethe-Gesellschaft, um von ihr nochmals zu sprechen, hatte das Glück, daß gleichzeitig mit ihrer Begründung das Goethe- und Schiller-Archiv der Forschung erschlossen wurde; die hohe Eigentümerin dieses Archives, die Großherzogin Sophie von Sachsen, hielt es für ihre würdigste Aufgabe, die sie in der schlichten Vornehmheit ihres Wesens zu erfüllen trachtete, die Schätze dieses Archivs für eine monumentale Ausgabe von Goethes Werken zur Verfügung zu stellen. So bedeutsam eine solche Ausgabe nun auch war, und so vortrefflich sie, dank dem Zusammenwirken aller Berufenen, vor allem der Tätigkeit des Leiters und der Beamten des Weimarer Goethe- und Schiller-Archivs auch gelöst worden ist, — so nötig war eine kritische und vollständige Ausgabe von Goethes Werken nicht, wie eine Edition von Rousseaus Schriften. Denn Goethe hatte selbst schon vorgesorgt während seines Lebens; er hatte, wenn man alles zusammenrechnet, fünf Ausgaben seiner Schriften veranstaltet. Nach seinem Tode aber, namentlich nach dem Aufhören der Schutzfrist, also seit 1867, waren zahlreiche kritische, auch einzelne durch äußere Pracht und Gediegenheit hervorragende Ausgaben seiner Werke, vielfache Editionen von Teilen seines Briefwechsels erschienen. Rousseau dagegen wurde wie in seinem Leben, so auch nach seinem Abscheiden vom Unglück verfolgt. Er selbst konnte nie die Absicht ausführen, eine Ausgabe seiner Werke zu veranstalten. Die späteren Herausgeber seiner Lebensarbeit, an denen es nicht fehlte, rafften beliebige Texte zusammen, taten aber zur Erklärung der Schriften wenig, zur kritischen Reinigung des Textes nichts. Eine derartige Vernachlässigung bleibt um so unerklärlicher, als die Autographen und die Originalausgaben vieler, wenn nicht aller Schriften, erhalten sind, — gar manche werden in der Bibliothek von Neuchâtel verwahrt. Im Hinblick auf diese beklagenswerte Tatsache, mit Rücksicht auf den zuletzt angegebenen Umstand, erklärte ich es für eine der ersten Pflichten der Rousseau-Gesellschaft, statt eines Jahrbuches oder neben diesem eine vollständige kritische Ausgabe der Werke des Schriftstellers zu veranstalten, und erachtete es als ihre vornehmste Aufgabe, nicht nur Bruchstücke aus jenen handschriftlichen Schätzen: Urkunden, Briefe, Fragmente, an denen es auch in den ersten Bänden des Jahrbuches nicht gefehlt hat, sondern hauptsächlich wichtige Materialien zu edieren, die Grundlage zu einer Gesamtedition sein könnten.

Diesem Wunsche ist nun endlich Rechnung getragen worden. Der vierte Band des Jahrbuches, der zwar die Jahreszahl 1908 trägt, aber in der letzten Dezemberwoche 1909 erschienen ist, enthält die erste Fassung der „Bekenntnisse“ [1]).

Wer kennt nicht den Anfang des weltberühmten Werkes, wie er in mannigfachen Drucken vorliegt? Er lautet:

„Ich beginne ein Unternehmen ohne Beispiel, dessen Ausführung keine Nachahmer finden wird. Ich will meinesgleichen einen Menschen in der ganzen Wahrheit der Natur zeigen: dieser Mensch bin ich. Ich allein. Ich fühle mein Herz, und ich kenne die Menschen. Ich bin nicht so wie einer, den sie sonst gesehen, ja ich wage zu glauben, daß ich keinem Existierenden gleiche. Bin ich auch nicht mehr wert, so bin ich jedenfalls anders geartet. Ob die Natur wohl oder übel daran getan, die Form zu zerbrechen, in der sie mich gestaltet hat, das wird man erst beurteilen können, nachdem man mich gelesen hat. Mag die Trompete des jüngsten Gerichts ertönen, wann sie will, ich werde mich dann mit dem Buche in der Hand vor den höchsten Richter stellen und laut zu ihm sprechen: das habe ich gemacht, dies gewollt, das war ich. Ich habe mit demselben Freimut Gutes und Übles geredet. Ich habe nichts Schlimmes verschwiegen, nichts Edles hinzugefügt; gleichgültige Zusätze, die ich etwa beigesetzt habe, erfolgten nur, um eine durch mein mangelhaftes Gedächtnis entstandene Lücke auszufüllen. Ich mag manches für wahr ausgegeben haben, weil ich es für wahr hielt, niemals etwas, von dessen Unrichtigkeit ich überzeugt war. Ich habe mich so gezeigt, wie ich war: verächtlich und niedrig, gut, edelmütig oder hart, ich habe mich so dargestellt, wie du mich gesehen hast, ewiges Wesen. Versammle um mich die unendliche Zahl meiner Mitgeschöpfe, mögen sie meine Bekenntnisse hören, über meine Unwürdigkeit seufzen. Möge jeder seinerseits zu den Füßen deines Thrones mit derselben Aufrichtigkeit sein Herz enthüllen, und möge dann einer, wenn er es vermag, sprechen: Ich war besser als dieser Mensch.“

An Stelle dieser kurzen lapidaren Sätze steht nun in der ersten Niederschrift folgende längere Ausführung, die, um einen Vergleich zu ermöglichen, trotz ihrer Ausführlichkeit an diesem Orte wiedergegeben werden muß.

„Ich habe oft bemerkt, daß selbst unter denen, die die Menschen am besten zu kennen glauben, jeder sich nur selbst kennt, wenn sich überhaupt einer kennt. Denn wie soll man ein Wesen aus seinen Beziehungen zu sich selbst erkennen, ohne es mit anderen zu vergleichen? Diese unvollkommene Kenntnis seiner selbst ist das einzige Mittel, das man anwendet, um die anderen begreifen zu lernen. Aus dem allen bildet man sich Regeln, und gerade daraus gestaltet sich die doppelte Täuschung der Eigenliebe. Wir schieben den von uns Beurteilten fälschlich die Beweggründe unter, die uns so wie sie hätten handeln lassen, oder wir gefallen uns in Selbsttäuschung über unsere Antriebe und setzen uns in eine andere Lage als die ist, in der wir uns wirklich befinden.

„Solche Beobachtungen machte ich meist in bezug auf mich, nicht in solchen Urteilen, die ich, der ich mich immer für etwas Besonderes hielt, über andere fällte, sondern in solchen Urteilen, die andere über mich abgaben; die letzteren waren meist falsch, teils wegen der Gründe, die sie meinem Betragen unterschoben, teils weil die Urteilenden mehr Geist hatten als ich.

[1]) Annales de la Société Jean Jacques Rousseau Tome quatrième 1908. À Genève chez A. Jullien, Éditeur. — Jean Jacques Rousseau, La première redaction des Confessions, livres 1—4 publiée d'après le manuscrit autographe par Theophile Dufour Docteur ès-lettres. Die Veröffentlichung nimmt 276 S. des 360 S. starken Bandes ein.

„Auf derartige Bemerkungen hin bin ich entschlossen, meine Leser einen Schritt weiter in der Menschenerkenntnis tun zu lassen dadurch, daß ich ihnen die einzige und falsche Regel benehme, das Herz eines anderen durch das seinige beurteilen zu lassen, während man, um das seine zu erkennen, zunächst in dem des anderen lesen müßte. Ich will ihnen zeigen, daß man zur eigenen Schätzung einen Vergleichspunkt besitzen muß, daß man sich in einem anderen erkennen müsse, und dieser andere bin ich.

„Ja, ich ganz allein, denn ich kenne bisher keinen anderen, der einen solchen Vorsatz auszuführen gewagt hätte. Was waren bisher alle Geschichten, Lebenserzählungen, Charakteristiken? Geistreiche Romane, aufgebaut auf einzelnen äußeren Handlungen, auf einigen Reden, auf feinen Vermutungen, durch die der Verfasser mehr zu glänzen als die Wahrheit zu ergründen suchte. Man ergreift die springenden Züge eines Charakters, man verbindet sie durch seltsame Erfindungen, und wenn das so Zusammengebraute nur ein Ganzes gibt, kümmert sich keiner um die Ähnlichkeit.

„Aber um einen Charakter wirklich zu verstehen, müßte man das Erworbene mit dem von der Natur Stammenden vergleichen, untersuchen, wie der Charakter sich gebildet, durch welche Vorfälle er sich entwickelt hat, durch welchen Zusammenschluß geheimer Neigung er so geworden ist und wie er sich allmählich umgestaltet hat, um manchmal das Widersprechendste und Unerwartetste hervorzuheben. Was man sehen kann, ist der geringste Teil des Existierenden: die sichtbaren Wirkungen, während die inneren Ursachen fast gänzlich verborgen sind. Jeder ahnt nach seiner Weise und malt nach seiner Phantasie, denn er fürchtet nicht, daß man das Bild mit dem Modell vergleicht; wie aber könnte man das innere Modell erkennen, das der Maler in einem anderen nicht sehen kann, und das der Beschauer in sich selbst nicht sehen will?

„Jeder kann nur allein sein Leben beschreiben, denn nur er kennt sein inneres Wesen, sein wahres Leben, aber er verändert es beim Schreiben, verfaßt infolgedessen seine Apologie unter dem Namen einer Biographie, zeigt sich, wie er betrachtet sein will, aber nicht, wie er wirklich war. Wahr sind die Aufrichtigsten nur in dem, was sie sagen, aber sie lügen durch ihr Verschweigen wichtiger Vorgänge, und gerade das, was sie sagen, verändert so sehr das Wesen ihres Geständnisses, daß sie eigentlich nichts sagen, weil sie nur die halbe Wahrheit bekennen. An die Spitze der falschen Aufrichtigen, die durch ihre sogenannte Wahrhaftigkeit täuschen wollen, stelle ich Montaigne. Er zeigt sich zwar mit Fehlern, aber nur mit liebenswerten, während doch jeder Mensch auch hassenswürdige Laster besitzt. Er malt sich zwar ähnlich, aber nur im Profil. Wer weiß, ob nicht ein Schmiß auf der Backe oder ein ausgestochenes Auge auf der Seite, die er uns verborgen hat, die Physiognomie vollständig verändert? Eitler, aber aufrichtiger als Montaigne ist Cardanus. Leider ist er so närrisch, daß man aus seinen Träumereien keine Belehrung schöpfen kann, und wer wagt es, einzelne, wenige Aufschlüsse aus zehn Folianten herauszuklauben?

„Erfülle ich daher meine Verpflichtung, so würde ich wirklich ein nützliches, ja ein einziges Werk leisten. Wird dies Verdienst dadurch gemindert, daß ich dem niederen Volke entstamme, also nichts zu sagen habe, was die Aufmerksamkeit der Leser verdient? Das könnte höchstens von den Ereignissen gelten, die ich zu berichten habe, aber ich will nicht diese Geschehnisse an sich erzählen, sondern meinen Seelenzustand dartun, je nachdem die Vorfälle sich ereigneten. Seelen sind aber mehr oder weniger erhaben, je nachdem ihr Gefühl mehr oder minder groß und edel ist, ihre Gedanken mehr oder minder lebhaft und zahlreich, die Ereignisse dagegen sind nur etwas Zufälliges. Die Geschichte meiner Seele also kann interessanter als die der Könige sein, wenn ich auch in großer Dürftigkeit gelebt habe, sobald ich nur mehr und besser gedacht habe als sie.

Ja, ich sage noch mehr. Da ich die Erfahrung und die Beobachtung für sehr wichtig halte, so bin ich in dieser Hinsicht in einer vorteilhafteren Lage als

irgendein anderer Sterblicher, denn wenn ich auch keine Stellung einnahm, so kannte ich alle, lebte in allen von den niedrigsten bis zu den höchsten, mit Ausnahme des Thrones. Die Großen kennen nur die Großen, die Kleinen nur ihresgleichen, letztere sehen die ersteren nur durch den Schleier der Bewunderung und werden von den Großen nur mit ungerechter Verachtung angesehen. Beiden aber entgeht das ihnen gemeinsame Wesen, der Mensch. Diesen Menschen habe ich, da ich seine Maske sorgfältig zu entfernen suchte, überall erkannt. Ich habe die verschiedenen Geschmacksrichtungen, Vergnügungen, Vorurteile, Grundsätze gewogen und verglichen. Da ich bei allen als unbedeutend und vorurteilslos zugelassen war, konnte ich nach Muße prüfen; ich vermochte, sobald sie aufhörten sich zu verkleiden, Mensch mit Mensch, Stand mit Stand zu vergleichen. Weil ich nichts mag und nichts wollte, belästigte ich keinen. Ich hatte überall Zutritt, ohne mich auf einen Kreis zu beschränken; hatte ich mittags mit Fürsten gespeist, so konnte ich abends mit Bauern schmausen.

„An Stelle der Berühmtheit, des Ranges und des Blutes besaß ich eine mir angehörige und schwer erkaufte Berühmtheit, die des Unglücks. Das Gerücht meiner Schicksalsschläge hat Europa erfüllt. Die Weisen haben sich darüber erstaunt, die Guten betrübt; alle haben schließlich erkannt, daß ich besser als sie mit diesem gelehrten und philosophischen Jahrhundert vertraut sei, denn ich durchschaute, daß der Fanatismus, den sie vernichtet glaubten, nur eine andere Gestalt angenommen hätte. Ich hatte dies vorher gesagt, bevor er die Maske abwarf, erwartete freilich nicht, daß ich ihn zu diesem Abwerfen zwingen würde. Die Geschichte dieser Ereignisse, der Feder eines Tacitus würdig, muß auch unter der meinigen ein gewisses Interesse haben. Wenn auch die Tatsachen allgemein bekannt sind, so handelt es sich darum, deren geheime Ursachen aufzufinden. Diese zu zeigen, die keiner besser sehen konnte als ich, heißt die Geschichte meines Lebens schreiben.

„Die Ereignisse dieses Lebens sind so verschieden, ich fühlte so heftige Leidenschaften, habe so viel Menschen gesehen, so viel Zustände durchgemacht, daß ich in einer Periode von fünfzig Jahren mehrere Jahrhunderte hätte leben können, wenn ich meine Lage zu benutzen verstanden hätte. Durch Zahl und Art der Tatsachen besitze ich genug, um meine Erzählungen interessant zu machen; werden sie es trotzdem nicht, so kann das nur Schuld des Schriftstellers, nicht des Gegenstandes, sein. Ebenso wie mein Unternehmen, so ist meine Stellung, aus der dies Unternehmen hervorgeht, sonderbar. Während mein Name einer der bekanntesten bei den Zeitgenossen, ist meine Eigenart völlig unbekannt. In der Zeit, da meine Bücher durch alle Städte verbreitet wurden, verbarg sich ihr Verfasser in den Wäldern, überall wurde ich gelesen, kritisiert, besprochen, aber ich weilte fern, fern von den Reden und fern von den Menschen, so daß ich nicht erfuhr, was man sagte. Jeder gestaltete mich nach seiner Phantasie, denn er brauchte nicht zu fürchten, daß das Original ihm widersprach. So gab es einen Rousseau in der großen Welt, einen anderen in der Zurückgezogenheit, der jenem in nichts glich.

„Im allgemeinen habe ich mich zwar über das mich betreffende Gerede nicht zu beklagen gehabt, denn Lob und Tadel hielten sich im ganzen das Gleichgewicht. Das Gute wurde ebenso übertrieben wie das Schlechte. Aus meinen Büchern hat man je nach dem Interesse und Geschmack der Leser ein phantastisches, nur in der Einbildung lebendes, mit jeder Schrift sein Antlitz wechselndes Wesen gemacht; sobald ich aber persönlich bekannt und bei einigen verhaßt war, wurde mein Charakter verdächtigt, wenn er auch nicht ganz vernichtet werden konnte. Meine Feinde klagten mich zwar nicht wirklich schlechter Handlungen an, oder wenn sie dies taten, so gaben sie meiner Unbesonnenheit die Schuld, damit sie in den Augen der Mitwelt auf meine Kosten als gutherzig erschienen; aber sie bewirkten durch diese laue Entschuldigung meiner Fehler, daß meine Gefühle verdächtigt wurden und ich im ungünstigsten Licht erschien.

„Das war sehr bequem. Mit frömmster Miene schwärzte man mich an, aus Freundschaftsübermaß machte man mich hassenswert, man schien mich zu beklagen und zerriß mich. So wurde mein Charakter mißhandelt, während meine Handlungen verschont blieben, das scheinbare Lob verschaffte mir den grimmigsten Tadel. Eine solche Darstellung war aber völlig falsch: vielleicht war ich nicht besser als man mich schilderte, aber ich war anders. Man gewährte mir weder im Guten noch im Schlimmen die Gerechtigkeit, die mir zukam: man machte mich zu einem Bösen, indem man mir die Tugenden zuschrieb, die ich nicht besaß; ich dagegen fühlte mich gut trotz der Laster, von denen niemand wußte. Würde ich besser beurteilt, so würde ich unter der Menge an Ansehen verlieren, aber in der Gemeinschaft der Weisen gewinnen, und nur auf die Urteile der letzteren erhebe ich Anspruch.

„Alles dies ist nicht nur der Grund, aus dem ich das Unternehmen wage, sondern garantiert auch meine Treue in der Ausführung. Da mein Name unter den Menschen dauern soll, so soll er nach meinem Willen keinen lügenhaften Ruf an sich tragen. Ich will weder Tugenden noch Laster mitschleppen, die ich nicht besitze, ich will nicht unter Zügen geschildert werden, die ich nicht als die meinigen erkenne. Wenn ich mit Vergnügen daran denke, in der Nachwelt zu leben, so soll dies nicht durch die Buchstaben meines Namens, sondern durch innere Eigenschaften geschehen; es liegt mir nichts daran, daß man eine fremde Persönlichkeit mit erdichteten Tugenden, sondern nur daran, daß man mich mit meinen Fehlern erkenne.

„Wenige Menschen haben schlimmer gehandelt als ich, und nie hat jemand das von sich erzählt, was ich zu berichten gedenke. Charakterfehler kann man viel leichter gestehen als niedrige oder schlechte Handlungen; wer aber Derartiges bekennt, der ist, wie man sicher glauben kann, völlig treu und zuverlässig. Das ist also ein harter, aber sicherer Beweis meiner Aufrichtigkeit. Ich will wahr sein, ich werde es ohne Zurückhaltung sein, ich werde Gutes, Schlechtes — kurz alles sagen. Ich werde aufs genaueste meinen Vorsatz ausführen, so daß die peinlichst fromme Frau keine genauere Gewissensprüfung vornehmen kann als ich, daß sie ihrem Beichtvater nicht offener die Falten ihres Herzens enthüllen könnte als ich dem Publikum.

„Für dieses neue Unternehmen müßte ich nun freilich eine neue Sprache erfinden, denn welchen Ton und Stil könnte man wählen, um dieses ungeheure Chaos verschiedener, entgegengesetzter, häufig niedriger, manchmal erhabener Gefühle zu entwirren, von denen ich unaufhörlich ergriffen war. Wie viele Nichtigkeiten und Armseligkeiten muß ich auseinandersetzen, in welche kindische, unschickliche, oft lächerlich empörende Einzelheiten muß ich eintreten, um dem Faden meiner geheimen Anlage zu folgen, um zu zeigen, wie der Eindruck in meine Seele zuerst eindrang, oder dort Spuren hinterließ, denn ich weiß, daß harte Menschen diese Erniedrigung peinlicher Geständnisse als unverschämt tadeln werden, während ich erröte, sobald ich nur an das denke, was ich zu sagen habe. Aber entweder müßte ich mich maskieren oder ich muß gestehen. Verschweige ich etwas, so erkennt man mich nicht ganz; man lernt mich erst dann kennen, wenn ich diese seltsame Mischung aller Umstände und Charaktereigenschaften genau enthülle.

„Wollte ich nur ein gut geschriebenes Wert wie die anderen liefern, so würde ich mich schminken, aber nicht wirklich zeichnen. Indessen handelt es sich nicht um ein Buch, sondern um ein Bild. Daher arbeite ich in der sogenannten Dunkelkammer, ich brauche keine andere Kunst als die, die Züge nachzubilden, die ich vorgebildet sehe, daher halte ich es mit dem Stil so wie mit den Dingen: ich strebe nach keinem einheitlichen, ich werde mich eines solchen bedienen, der der Sachlage zukommt, ich werde jedes Ding so sagen, wie ich es fühle, wie ich es sehe, ohne Zwang, ohne Anstrengung, aber auch ohne Scheu vor Buntscheckigkeit. Ich überlasse mich gleichzeitig der Erinnerung an den empfangenen Eindruck und dem gegenwärtigen Gefühl, und werde daher den Zustand meiner Seele doppelt schildern. In dem Moment des Geschehens und in dem des Darstellens; selbst die Ausdrucksweise ungleich und natürlich, bald rasch, bald schleppend, weise und

wieder närrisch, einmal ernst, das andere Mal heiter, alles das macht einen Teil meiner Geschichte aus. Ganz abgesehen von der Schreibart, wird aber das Buch wichtig für die Philosophen sein, als Vergleichsobjekt zum Studium des menschlichen Herzens.

„Vorstehendes hatte ich zu sagen über die Verfassung, in der ich mein Leben schreibe, über die Art, in der man es lesen, und über den Gebrauch, den man davon machen soll. Die Verbindungen, die ich mit manchen Personen hatte, zwingen mich, über sie ebenso frei zu sprechen wie über mich, denn ich kann mich nur kennen lehren, wenn ich auch sie deutlich vorführe, und ich darf anderen gegenüber keine größere Schonung beobachten als über mich selbst, weil ich durch Schweigen den Wahrheiten schaden würde, die ich auseinandersetzen will. Indessen bin ich durchaus abgeneigt, jemanden zu kompromittieren, und aus Rücksicht für meine Feinde bin ich daher entschlossen, diese Memoiren nicht während meines Lebens erscheinen zu lassen; ja, ich werde strengstens Sorge dafür tragen, daß diese Schrift erst dann veröffentlicht werde, wenn die hier berichteten Tatsachen im Laufe der Zeit für die Welt ganz gleichgültig geworden sind; ich werde sie so sicheren Händen anvertrauen, daß kein unbefugter Gebrauch davon gemacht werden kann. Dies geschieht nicht in Rücksicht auf mich, denn wenn die Schrift wirklich zu meinen Lebzeiten gedruckt würde, so würde ich kaum die Achtung derjenigen bedauern, die mich nach der Lektüre etwa verachten könnten; ich bekenne über mich schauderhafte Dinge, wegen deren ich mich nicht rechtfertigen kann, aber es ist eben die geheimste Geschichte meiner Seele, im strengsten Sinne: meine Bekenntnisse. Mein Ruf muß das Übel sühnen, das der Wunsch, diesen Ruf zu bewahren, gemacht hat, ich unterwerfe mich daher den lauten und strengen öffentlichen Reden. Nur möge jeder Leser mir nachahmen, Einkehr in sich halten, wie ich getan, und dann in seinem Inneren sprechen: ich bin besser als jener Mensch."

II.

Jeder Leser des vorstehenden Abschnittes wird, wenn er auch den in den gedruckten Ausgaben gewählten Anfang für kraftvoller hält, zugeben müssen, es ist ein ganz bedeutendes Stück. Viel klarer als bei dem üblichen Beginn wird die Tendenz des ganzen Werkes, der Hinweis auf die Gegner, die Ankündigung des Inhaltes angegeben. Die Andeutung der Vorgänger ist besonders wichtig: die Stellen über Montaigne, der, wie man weiß, Rousseau bei seinem ersten Discours und auch bei manchen Partien seines Erziehungswerks als Quelle gedient hat, ebenso die wenigen Worte über Cardanus, wenn sie auch nicht ganz das Richtige treffen. Die Stimmung, in der unser Werk begonnen wurde, in der sich der Autor häufig befand, nicht bloß als er die Absicht hatte, an seine Arbeit zu gehen, sondern die, von der er auch während des Schaffens erfüllt war, tritt hier viel klarer zutage als in den später beliebten Eingangsworten. Damit soll keineswegs dem Bedauern Ausdruck gegeben werden, daß Rousseau das ursprünglich Geschriebene abänderte, aber man darf sich freuen, daß nun in einer Ausgabe der Bekenntnisse die anfänglich beabsichtigte Einleitung allgemein bekannt gemacht wird.

Aus der Gegenüberstellung dieser beiden Einleitungen möchte man schließen, daß beide Bearbeitungen, die erste und die endgültige, vollkommen verschiedene Werke seien. Sagen wir es gleich: diese Annahme ist falsch. Wirklich *große* Partien der ersten Niederschrift sind kaum mehr ausgelassen und anderseits ganze Abschnitte, wichtige Fakten sind vom Autor, da die letzte Feile an sein Werk gelegt wurde, nicht hinzugefügt worden.

Trotz dieser Übereinstimmung des Inhalts im allgemeinen und auch im einzelnen kann man doch von einer großen Verschiedenheit des Wortlautes sprechen. Diese Verschiedenheit besteht wesentlich in vier Punkten und zwar erstens in Umstellungen, zweitens in zahllosen kleinen stilistischen Veränderungen, drittens in häufigen Auslassungen, nicht etwa bloß einzelner Worte, sondern auch mancher Satzteile und ganzer Sätze, und viertens in ebenso häufigen Zusätzen, die oft genug außer einzelnen Phrasen ganze Satzteile umfassen.

Dies im einzelnen darzutun, kann nur die Aufgabe einer Fachzeitschrift sein. An dieser Stelle mag nur darauf hingedeutet werden, daß die Änderungen größtenteils aus Stilgefühl erfolgten, daß aber auch manche Tendenzen dabei obwalteten. Und zwar erkennt man, daß bei den Auslassungen das Prinzip vorwaltete, solche Stellen zu streichen, die ein Selbstlob des Schriftstellers enthielten, anderseits auch solche Ausdrücke zu entfernen, die Ungünstiges über ihn enthielten und Unannehmlichkeiten darstellen, unter denen er litt. Endlich gewisse Ausführungen zu entfernen oder zu mildern, in denen er von Freunden, mitunter auch von Feinden Häßliches oder Schlechtes berichtet hatte. Unter den also entfernten Abschnitten findet sich einer, der angeführt zu werden verdient. Er stand im Buch I nach der Darstellung der merkwürdigen Erzählung, daß der zehnjährige Knabe sich lieber von dem vierzigjährigen Fräulein Lambercier schlagen ließ, als von deren Bruder, und lautete so: „Ich weiß nicht, woher diese frühzeitige, vielleicht durch die Romanlektüre beschleunigte Sinnlichkeit stammte, nur das ist mir bekannt, daß sie auf mein übriges Leben, auf meinen Geschmack, mein Betragen und meine Sitten Einfluß gehabt hat. Ich erkenne den Faden dieser Entwicklung und halte es für nützlich, der Spur zu folgen. Wie aber soll ich sie auf diesen Blättern bezeichnen, ohne sie zu beschmutzen? — Diese erste Sinneserregung drückte sich dermaßen in mein Gedächtnis ein, daß, als sich nach einigen Jahren meine Einbildung zu erhitzen anfing, dies immer unter der Gestalt derjenigen geschah, die sie anfänglich hervorgerufen, und als der Anblick junger schöner Frauen mir Unruhe erregte, bestand die Wirkung immer darin, aus ihnen ebensoviele Fräulein Lambercier zu machen."

Bei den Zusätzen erkennt man, daß manche unlogisch sind, weil sie Stimmungen in dem Knaben oder Jüngling voraussetzen, die ihn nicht beherrscht haben können, manche als unnötig bezeichnet werden müssen, weil sie Selbstverständliches enthalten. Treffen beide Momente nicht zu, so kann man auch bei diesen Zusätzen, wie früher bei den Auslassungen, bestimmte Absichten unterscheiden, nämlich entweder die, das Gesagte zu verstärken oder die, Gedanken, die geäußert werden, abzuschwächen. Eigentliche Berichtigungen finden sich verhältnismäßig selten; nur manchmal werden Namen eingefügt, die aus irgendwelchen Gründen ausgelassen worden waren. Dagegen niemals die Entfernung von Irrtümern oder die Veränderung von Tatsachen, die erzählt worden waren.

Nach diesen kurzen Darlegungen, die ein sorgfältig gesammeltes, weitschichtiges, aber an dieser Stelle nicht zu verwertendes Material nur andeuten, kann ich nur folgendes Gesamturteil abgeben.

Ich stehe auch dieser durch den Autor vorgenommenen Umarbeitung gegenüber auf dem Standpunkt, den ich häufig ausgesprochen habe: ein Werk gewinnt selten durch eine neue Redaktion. Der Verfasser ist bei seiner ersten Darstellung glücklicher, unbefangener; er steht seinem Werke und dem Gegenstande, den er zu behandeln hat, näher. Gilt dieser Satz für alle Autoren im allgemeinen, so ist er besonders anzuwenden auf die sogenannten Schriftsteller „des ersten Wurfs", d. h. solche, die, wenn sie einen Gegenstand zum erstenmal anpacken, ohne Bedenken ihre wirkliche Herzensmeinung aussprechen. Rousseau ist gewiß ein solcher Künstler, und daher ist auch die erste Bearbeitung seiner »Confessions« trotz mancher Mängel und trotz der Berichtigungen, die in der zweiten eintraten, ein wohlgefügteres Ganzes.

Es bedurfte einer eingehenden philologischen Untersuchung, um bei einem so grandiosen Werke der Weltliteratur zu zeigen, wie der Autor in einer bewundernswerten Kleinarbeit Fehler verbesserte, stilistische Härten milderte, starke Ausdrücke abschwächte, den Zusammenhang besser wahrte, das Selbstlob beschränkte, verletzende Bezeichnungen tilgte, Anspielungen auf die spätere Zeit verwischte. Es mußte gezeigt werden, daß neben den großen Vorzügen der Umarbeitung auch manche Mängel vorhanden sind, daß viele Feinheiten verschwanden, daß die ursprüngliche Frische gelegentlich einer gewissen Monotonie Platz machte, die temperamentvolle Glut zu einer mäßig gehaltenen Wärme gedämpft wurde.

In seinem großen Zusammenhange, in den meisten, selbst unbedeutenden Einzelheiten stand das Werk von vornherein fertig da. Beim Lesen des Vollendeten erkennt man seinen ganzen Zauber. Und noch mehr bei der Lektüre der ersten Fassung. Sie ist unmittelbarer, frischer, vielleicht nicht so abgerundet wie die zweite, und doch greift sie mehr ans Herz.

Was ist das für ein Buch! Welcher Zauber liegt in der Sprache! Man meint, kein fremdes Idiom zu hören, und muß sich immer wieder sagen, daß man es mit einer Arbeit zu tun hat, die vor 150 Jahren geschrieben ist. So lebenswahr, so modern mutet alles den Leser an. Herzenstöne, lebendig aus den Quellen des Innern sprudelnd, keine am Pult erklügelte, mühsam gestaltete Arbeit. Wie reich ist das Werk an spannenden und ergreifenden Episoden. Es ist ganz unmöglich, alles einzelne zu erwähnen, aber um nur einiges hervorzuheben, wie anziehend sind die Abschnitte über Mutter und Vater, über Frau von Warens, die Diebstahlsgeschichte, das Liebesschwärmen mit den jungen Mädchen Galley und Graffenried, die Darstellung des Aufenthaltes im Hause des Turiner Grafen, die Reise mit dem Freund Bâcle, das Erwachen der Pubertät, die Zeit im Seminar, das Abenteuer mit dem Singmeister Le Maître. Wie lebendig sind die Porträts ehrwürdiger Männer, liebreizender Frauen, komischer und widriger Nebenfiguren.

Erzählung und Betrachtung sind sehr geschickt gemischt. Das ist keine künstliche Aneinanderreihung, sondern diese Abwechslung ist durchaus natürlich. Man erkennt deutlich: hier hat der Autor nicht absichtlich eine Pause gemacht,

oder nicht etwa dem Leser, dessen Ermüdung er fürchtete, eine Ruhepause gegönnt, ihn zur Sammlung kommen lassen wollen, sondern diese allgemeinen Erwägungen ergeben sich naturgemäß aus den Einzelberichten, sie sind wie die coda eines Walzers, oder wenn man den Vergleich für blasphemisch halten möchte, wie die Epode eines griechischen Festgesanges. Sie sind von starker Anziehungskraft und großer Bedeutung. Um nur auf einiges hinzuweisen: die Erklärung, daß seine sogenannte Wildheit nur eine Folge der gesellschaftlichen Schüchternheit sei, die ihn, der das rasche Auf- und Abwogen der Gesellschaft nicht begreifen, ihre Anforderungen und Rücksichten nicht zu beachten verstünde, ohne seinen Willen, ja geradezu wider seine Absicht unglaubliche Dinge sagen lasse; die Ausführung über seine Schriftstellerei, daß er mühsam denke und schwerfällig arbeite, daß er ein verlorener Mann sei, wenn er an seinem Pulte säße und das Papier vor sich liegen hätte, und eigentlich nur fruchtbar sei beim Spazierengehen, beim Ruhen in schlaflosen Nächten, dann aber in die Unmöglichkeit versetzt werde, die rasch auf ihn einströmenden Gedanken und die zufließenden Worte zu skizzieren. Unendlich zahlreich sind die pädagogischen Winke, die Naturschilderungen, die den tiefen Eindruck widerspiegeln, den die Schönheit der Landschaft auf ihn machte, die Ausführungen über Glaubenswechsel und über Religion überhaupt.

Wie plastisch steht alles vor uns da, ohne langatmige Beschreibungen, die vieler Worte bedürfen. Diese Personen, die alle wirklich gelebt haben, empfangen ihr Dasein für die Dauer der Zeiten doch nur durch den Erzähler. Denn sie lebten wirklich. Der Titel „Dichtung und Wahrheit", wenn man ihn nach dem größeren Nachfolger auch auf diesen Vorläufer übertragen wollte, würde in noch höherem Grade als bei Goethe auf Rousseau insofern passen, als es sich hier durchaus nicht um Erfundenes, sondern nur um dichterische Verknüpfung, poetische Ausgestaltung des Wirklichen, des Erlebten handelt.

Denn man muß, ohne den Vergleich Goethe-Rousseau übermäßig auszudehnen und ohne ein Urteil über den größeren oder geringeren Wert des einen oder anderen fällen zu wollen, immer das eine bedenken: Goethe wuchs schon als Knabe in einer glänzenden Umgebung auf, er war als Jüngling allerorten bekannt, als werdender Mann geradezu berühmt, seine Beziehungen zu Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Wetzlar waren im großen und ganzen schon vielen vertraut, ehe das Publikum davon durch ihn unterrichtet ward; aus Rousseaus Jugendzeit dagegen lebten kaum noch Zeugen, die Personen, die er feierte und anklagte, waren in das tiefste Dunkel untergetaucht, sie lebten selbst in den kleinsten Kreisen, die von irgendwelchem literarischen Produkte nie eine Notiz nahmen; die Fehltritte also, deren er sich zieh, wären niemals offenkundig geworden, hätte er sie nicht enthüllt. Seine Irrfahrten können durch Urkunden kaum bekräftigt oder widerlegt werden; Briefe an seine Jugendfreunde existieren ebensowenig wie Aussprüche oder Bekenntnisse dieser; seine Wohltäter und seine Feinde hatten nach Jahrzehnten den jungen Abenteurer längst vergessen, wenn sie überhaupt, nachdem er aus ihrem Gesichtskreise verschwunden war, je an ihn gedacht hatten. Sie wußten, zumal er sich ja oft in seiner Jugend-

zeit andere Namen beilegte, seinen wirklichen Namen nicht mehr, als er ein berühmter Mann wurde. Er hätte sich ganz anders, viel besser, er hätte seine Gegner oder seine zufälligen Bekannten viel schlechter darstellen können, ohne fürchten zu müssen, daß ein Zeuge wider ihn auftrat. Aber er wollte die Wahrheit reden. Was hätte ihn bestimmen können, so viel Leichtsinn und Straucheln, so viele Irrtümer und Mißgriffe, so viele Erniedrigung und Gemeinheit über sich zu berichten, wenn nicht das Streben ungeschminkt zu zeigen, wie er wurde und wie er war. Und auch nicht die Tendenz lockte ihn, darzutun, wie er ein bedeutender Schriftsteller geworden sei trotz mangelhafter Vorbereitung, unzureichender Leitung, ja verkehrter Vorbildung, ein im Leben aufrecht Stehender trotz aller Verfehlungen, trotz aller Jämmerlichkeiten der Umgebung. Das einzige, von dem er bewegt wurde, war der unhemmbare Wahrheitsdrang, der Welt zu verkünden: das war ich und das bin ich geworden.

Schon aus dem Grunde, daß wir in dieser Weise Rousseaus Bekenntnisse begreifen und würdigen, ist die Bekanntmachung der ersten Fassung aufs höchste anzuerkennen.

Blicke in das babylonische Rechtsleben zur Zeit König Hammurapis.

Von
Arthur Ungnad.

Als die vom Glück so reich begünstigten Ausgrabungen der Franzosen in der alten Königsstadt Susa vor neun Jahren die Gesetzesstele Hammurapis zutage förderten, war man sich sogleich der ungeheuren Bedeutung bewußt, die diesem Funde nicht nur für die babylonische Kulturgeschichte, sondern auch für die vergleichende Rechtswissenschaft zuzuschreiben sei. Wie sorgfältig durchdacht und wie klar ausgedrückt waren doch diese Gesetze, die zu einer Zeit niedergeschrieben wurden, von der man meist nur ganz unklare und verschwommene Vorstellungen zu haben pflegt! Wenn sich auch nicht mit Sicherheit feststellen läßt, wie viele Jahre vor Christi Geburt der nun wieder zu großem Ruhme gelangte König Hammurapi regiert hat, so ist doch gewiß, daß die Publikation des Kodex, selbst bei den niedrigsten Ansetzungen, nicht lange nach dem Jahre 2000 v. Chr. erfolgt sein kann; es ist indes noch wahrscheinlicher, daß sie etwa hundert Jahre früher stattgefunden hat.

Ein gewaltiger Herrscher ist jener König, der Sonnengott von Babylon, wie er sich selbst nennt, unzweifelhaft gewesen. Nach schweren Kämpfen gelang es ihm, das zerrissene Babylonien zu einigen und durch seine Geschicklichkeit als Gesetzgeber und Staatsmann zu kräftigen. Aber doch waren seine Erfolge nur vorübergehend. Schon bei seinem Tode gab es allenthalben Aufstände und kriegerische Verwicklungen, und seinen Nachfolgern gelang es nicht, des Landes Einheit zu erhalten. Ebenso ist auch seine Bedeutung auf dem Gebiete der Gesetzgebung stark übertrieben worden. Man hat vielfach angenommen, daß sein Kodex aller wesentlichen Vorarbeiten entbehrt habe, daß er einzig und allein dem Genie des Herrschers entsprungen sei. Diese Annahme ist irrig. Schon mindestens tausend Jahre vor Hammurapi gab es fest gefügte staatliche Gebilde in Babylonien, die selbstverständlich der Gesetze nicht entbehren konnten. Nur sind uns die älteren Gesetzessammlungen der Sumerer, die vor der Einwanderung der Semiten allein das Land bewohnten, bisher unbekannt geblieben. Indirekt läßt sich allerdings auch hier manches feststellen, ja wir sind sogar in der Lage, eine Gesetzesreform zu ver-

folgen, die der sumerische König Urukagina in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends ins Werk setzte, und die sich hauptsächlich gegen die mannigfachen Übelstände einer habgierigen Priester- und Beamtenschaft richtete.

Wenn auch Hammurapis Gesetz die einzige zusammenfassende theoretische Sammlung aus altbabylonischer Zeit ist, so sind wir doch in der glücklichen Lage, die Rechtspraxis jener Tage ziemlich genau verfolgen zu können. In zahlreichen Ruinenstätten Babyloniens, namentlich in Sippar, Dilbat und Nippur haben sich Urkunden privatrechtlicher Natur gefunden, die manchen interessanten Einblick in die damaligen Verhältnisse gestatten. Da sie fast stets datiert sind, so läßt sich die Entwicklung in den Einzelheiten vielfach genau verfolgen. Meist stammen sie aus dem Machtgebiet der Könige von Babylon, und zwar der Herrscher der sogenannten ersten Dynastie: Sumuabum, Sumulaël, Sabium, Abilsin, Sinmuballit, Hammurapi, Samsuiluna, Abieschuh, Ammiditana, Ammisaduga und Samsuditana, die mit Ausnahme des ersten sämtlich der gleichen Familie angehören. Vereinzelt haben sich auch Urkunden aus den Nachbarstaaten gefunden, so aus dem südbabylonischen Reiche von Larsa. Sie alle umfassen einen Zeitraum von etwa dreihundert Jahren, in dessen Mittelpunkt Hammurapi steht.

Wären wir für die Beurteilung des babylonischen Rechts einzig und allein auf diese Quelle angewiesen, so würden wir schwerlich etwas von einer Gesetzgebung unter Hammurapi bemerken; so einheitlich ist das Gepräge, das diese Urkunden vom Beginn der Dynastie an tragen. Ja selbst diejenigen, die außerhalb des Gebiets der Könige von Babylon geschrieben worden sind, zeigen im großen und ganzen nur einige Abweichungen stilistischer und formaler Art; die Auffassung und Handhabung des Rechtes selbst ist in allen wesentlichen Punkten die gleiche. Hieraus ergibt sich aber die unabweisliche Folgerung, daß Hammurapis Gesetzgebung in sachlicher Hinsicht keinesfalls als Markstein einer neuen Zeit gelten kann; ihre Bedeutung liegt auf anderem Gebiete: sein Kodex ist der erste in der „Sprache des Landes", d. h. im semitischen oder akkadischen Idiom. Zugleich mit vielen Kulturgütern der Sumerer hatten die eingewanderten Semiten die Sprache des älteren Volkes als Gelehrtensprache angenommen, während sich im Volksleben der semitische Dialekt immer größeren Einfluß zu verschaffen vermochte und zur Zeit Hammurapis das Sumerische als Volkssprache wohl gänzlich verdrängt hatte. Schon unter den Vorgängern dieses Königs zeigen die rechtlichen Dokumente das Bestreben, das Akkadische auf Kosten des Sumerischen mehr und mehr zur Geltung zu bringen, so daß Hammurapi nur dem Strome der Zeit Rechnung getragen hat, wenn er dem Volke eine Gesetzgebung in der eigenen Sprache gab. Man sollte erwarten, daß auch die Privaturkunden von nun an rein semitisch geschrieben wurden; dem ist aber nicht so: die Gesetzgebung des Königs konnte keinen Bruch mit der Tradition herbeiführen; ja, gewisse sumerische Ausdrücke behielt man noch viele Jahrhunderte lang bei.

Wenn wir es versuchen wollen, einige Blicke in das Rechts- und Geschäftsleben der alten Babylonier zu werfen, um sie bei ihrem Tun und Treiben zu belauschen, so brauchen wir, wie wir soeben sahen, keine Schranke

zu ziehen zwischen der Zeit vor und nach der Gesetzgebung Hammurapis; wir erhalten auch dann ein einheitliches Bild, wenn wir Urkunden aus der Regierungszeit seiner Vorgänger und Nachfolger in unsere Betrachtung hineinziehen. Wir werden hierbei am besten tun, wenn wir die Dokumente selbst reden lassen und nur das Notwendigste zu ihrer Erklärung hinzufügen. Vorausgeschickt sei nur, daß auf den meisten Urkunden die Namen der bei dem Rechtsakt anwesenden Zeugen genannt und Tag, Monat und Jahr angegeben werden. Da eine bestimmte Ära nicht existierte, wurde das Jahr — wie primitive Völker es noch heutigen Tages tun — nach einem hervorragenden Ereignis genauer bezeichnet. Besonders wichtige Rechtsgeschäfte wurden bei bestimmten Göttern, und zwar in der Regel den Göttern der betreffenden Stadt, sowie beim Könige beschworen.

Das Fundament des Staates bildet auch im alten Babylonien die stets vaterrechtlich geordnete Familie. Die Ehe, deren ausgesprochener Zweck die Fortpflanzung des Geschlechtes und die Vererbung des Familiengutes ist, beruht durchaus auf monogamischer Grundlage. Im allgemeinen wird nur bei Kinderlosigkeit oder unheilbarer Krankheit der Frau eine Nebenehe, die rechtliche Folgen hat, gestattet. Außerdem ist es aber dem Manne keineswegs verboten, die Liebe seiner Sklavinnen zu genießen; irgendwelche Bedeutung hat eine solche „morganatische" Ehe indes nur in dem Falle, daß der Vater die der Ehe entsprossenen Kinder ausdrücklich als seine Kinder anerkennt. Soweit also von einer Monogamie die Rede sein kann, ist diese nicht ethischer, sondern rein praktischer Natur, wie denn überhaupt die Ehe vor allem als Geschäft gilt, bei dem alle Beteiligten ihren Vorteil suchen. Die künftige Gattin hat dabei kaum ein Wort mitzureden. Das „Kaufgeld" für die Frau, das der Gatte dem Schwiegervater oder dessen gesetzlichem Vertreter zu zahlen hat, und die Mitgift der Frau werden festgesetzt, und dann wird eine Heiratsurkunde ausgefertigt, da ohne diese die Ehe ungültig wäre. Auf das „Kaufgeld" wird allerdings oft verzichtet, jedoch ist der Mann verpflichtet, im Falle der Scheidung einen entsprechenden Ersatz zu zahlen. Ein solcher Ehekontrakt lautet z. B.:

„Die Ischtar-ummi, die Tochter des Buzazum und der Lamassatum, hat von Buzazum, ihrem Vater, und Lamassatum, ihrer Mutter, Warad-Sin, der Sohn des Ibni-Sin, zur ehelichen Gemeinschaft genommen. $^2/_3$ Mine Silber und 1 Sklaven hat Warad-Sin dem Buzazum und der Lamassatum als ihr ‚Kaufgeld' gegeben. Für alle Zeit werden Buzazum, Lamassatum und die Kinder des Buzazum keinerlei Ansprüche an Ischtar-ummi stellen. Verläßt Warad-Sin die Ischtar-ummi, so wird er 1 Mine Silber darwägen. Verläßt Ischtar-ummi den Warad-Sin, so wird man sie vom Turme herab zerschmettern. Bei den Göttern Schamasch und Aja, bei der Stadt Sippar und dem Könige schworen sie, daß sie für immerdar keinen Einspruch erheben werden."

Hierauf folgen die Namen von elf Zeugen und fünf Zeuginnen.

Die Lösung der Ehe ist, wie man sieht, sehr leicht für den Mann, aber so gut wie unmöglich für die Frau. Ein altbabylonischer Scheidebrief hatte folgende Form:

„Schamasch-rabi hat die Naramtum verstoßen. Ihr Scheidegeld hat sie erhalten. Heiratet jemand die Naramtum, so darf Schamasch-rabi keinen Einspruch erheben. Bei den Göttern Schamasch, Aja, Marduk und bei Sin-muballit schworen sie."

Zehn Zeugen bestätigen den Scheidungsakt.

Natürlich wurde auch über die erhaltene Mitgift ein Dokument aufgesetzt; so lesen wir:

„1 Sklavin Taram-Akkadam, . . . Hemden, abgesehen von dem, das sie anhat, . . . Kopftücher, abgesehen von dem, das sie umhat, 3 Mahlsteine, 1 Edelstein, 2 Salbbüchsen voll Öl, 2 Betten, 5 Stühle, 1 Schüssel, 2 große Holznäpfe, 2 kleine Holznäpfe, das ist die Mitgift der Damiktum, der Tochter des Ilima-achi, die Ilima-achi, ihr Vater, und Belitum, ihre Mutter, ihr gaben, worauf sie sie in das Haus des Sin-ischmeanni, Sohnes des Taribum, hineingehen ließen. Nachdem $^1/_3$ Mine, ihr Kaufpreis, an ihren Gürtel gebunden und dem Sin-ischmeanni, ihrem Ehemanne, zurückgebracht worden ist, sind für alle Zeit ihre Kinder ihre Erben. Solange ihre Mutter Belitum lebt, wird die Sklavin Taram-Akkadam sie erhalten. Nachdem ihre Mutter Belitum von ihrem Gotte abberufen ist, gehört sie der Damiktum, ihrer Tochter. Für alle Zeit wird keiner gegen sie Einspruch erheben. Bei den Göttern Schamasch und Marduk, sowie bei Ammisaduga schworen sie."

Hier ist, was zur Zeit Hammurapis noch nicht üblich war, das Kaufgeld der Frau als Wittum überlassen worden.

Das Verlangen nach Kindern hatte neben dem Wunsche, Leibeserben zu hinterlassen, auch noch eine durchaus prosaische Ursache: wollte man doch im Alter sich nicht mehr selbst quälen, sondern jemanden haben, der für einen sorgte! Ja noch über den Tod hinaus bedurfte man der liebenden Fürsorge eines Hinterbliebenen, der vor allem sich darum zu kümmern hatte, daß die Spendung frischen Wassers für die Totenseele nicht unterblieb. Denn schrecklich sind die Leiden einer solchen verlassenen Seele, die das Gilgamesch-Epos, Babyloniens größte Dichtung, also schildert:

Dessen Totengeist einen Pfleger nicht hat —
Im Topf Zurückgelassenes, auf die Straße geworfene Speisebissen muß er essen.

Wem nun Kinder versagt blieben, der war genötigt, ein fremdes Kind zu adoptieren, das durch diese Rechtshandlung vollständig in die Stellung eines leiblichen Kindes einrückte. Hier und da wurde auch eine ältere Person an Kindesstatt angenommen, vor allem treue Sklaven oder Sklavinnen, ja selbst dann, wenn leibliche Kinder vorhanden, die aber vielleicht aus irgendwelchen Gründen nicht imstande waren, für die Eltern zu sorgen. Eine Adoptionsurkunde lautet z. B.:

„Achum-wakar, den Sohn der Schat-Adad, hat von Schat-Adad, seiner Mutter, Silli-Adad, der Sohn des Erib-Sin, an Kindesstatt angenommen. Selbst wenn Silli-Adad Kinder bekommen sollte, so ist Achum-wakar doch ein Erbe von ihm. Sagt Achum-wakar zu Silli-Adad, seinem Vater: ‚Du bist nicht mein Vater', so wird man ihn marken und für Geld verkaufen. Sagt Silli-Adad, sein Vater, zu Achum-wakar, seinem Sohne: ‚Du bist nicht mein Sohn', so geht er Hauses und Hausgerätes verlustig."

Die Bande sind also recht fest geknüpft: der Adoptivsohn, der die Anerkennung nicht anerkennt, darf vom Vater als Sklave verkauft werden, und

der Adoptivvater verliert mit der Verstoßung des Kindes Hab und Gut, wahrscheinlich jedoch nur soviel, als der Erbschaftsanteil des Kindes betragen haben würde.

Wer selbst zu viele Kinder hatte, verkaufte auch wohl eins an eine kinderlose Familie; zum mindesten ließ man sich die Kosten der bisherigen Erziehung, das sogenannte „Säugegeld", zurückerstatten; man vergleiche folgendes Dokument:

„Jablijatum hat ihre Tochter Alanitum der Tempeldienerin des Gottes Adad Zamidum, der Tochter des Askur-Adad, als ihre Tochter gegeben. Säugelohn für drei Jahre hat Jablijatum, ihre Mutter, erhalten. Für immerdar! Sagt Alanitum zu ihrer Mutter Zamidum: ‚Du bist nicht meine Mutter', so wird sie sie marken und für Geld fortgeben."

Vier Zeugen bestätigen diese Urkunde, der die ehemalige Mutter ihr Siegel aufgedrückt hat.

Bei Ankindung eines Sklaven mußte erst durch symbolische Handlungen das Sklavenmal getilgt werden, z. B.:

„Lamassum-muballit ist der Sohn der Sonnenpriesterin Aja-schagga. Die Sonnenpriesterin Aja-schagga, die Tochter des Iluschu-ibischu, seine Mutter, hat ihn gereinigt. Gen Sonnenaufgang hat sie sein Antlitz gerichtet. Lamassum-muballit soll, solange Aja-schagga lebt, sie erhalten. Für alle Zeit hat dann niemand irgendwelche Ansprüche auf Lamassum-muballit. Er ist gereinigt. Von den Kindern des Iluschu-ibischu und den Kindern des Pur-Nunu darf keiner gegen ihn Ansprüche erheben. Bei den Göttern Schamasch, Aja, Marduk und bei Hammurapi schworen sie."

Streng nach dem Gesetz wurde auch das Familienvermögen behandelt; ja, der Vater mußte, wenn er einem Kinde ein größeres Geschenk machte, eine notarielle Urkunde ausfertigen, wenn er verhüten wollte, daß bei seinem Tode die Schenkung als nichtig erklärt wurde. Eine solche Urkunde hat folgende Form:

„Eine Kuh von drei Jahren, 5 Stück Kleinvieh, ein Bett, 2 Stühle, 3 Holzschüsseln, 2 Holznäpfe, — das hat Zingidachi seiner Tochter Belissunu gegeben."

Der Schenkungsakt wird von sechs Zeugen beglaubigt. Es ist übrigens sehr belustigend, zu sehen, wie derselbe Vater nun von seiner anderen Tochter wohl immer wieder gedrängt worden ist, bis er ihr genau drei Jahre nach der Beschenkung der Belissunu ebenfalls eine Urkunde dieser Art ausstellt:

„Eine Kuh mit Namen Bilussa-tabat, 5 Stück Kleinvieh, einen Kessel von 15 Maß Inhalt, — das hat Zingidachi seiner Tochter Schat-Marduk gegeben. In Zukunft darf sie es ihrem Kinde, das sie liebt, geben."

Bei einem Todesfalle traten die Erbberechtigten sogleich zusammen, um ihre einzelnen Anteile festzustellen. Es wird hierbei ganz schematisch verfahren; so werden Häuser entsprechend ihrer Grundfläche einfach nach der Zahl der Erben geteilt, wenn auch eine Ausführung dieser Teilung unmöglich war. Man half sich dann so, daß derjenige Erbe, der das betreffende Grundstück gebrauchen konnte, den Miterben ihre Anteile abkaufte. Meist erhielt jeder Erbe ein besonderes Dokument dieser Art:

„4 Quadratruten unbebautes Grundstück am Tore des Gottes Ribu neben dem Hause des Scharrum-Sin und neben dem Hause der Narubtum und eine Sklavin Marduk-imdi, das ist der Anteil der Schat-Marduk, der Tochter des Abil-ilischu, den sie bei der Teilung mit ihren Brüdern erhalten hat. Sie haben geteilt und sind fertig. Ihr Herz ist befriedigt. Sie werden auf die Angelegenheit nicht zurückkommen und werden — vom leeren Stroh bis zum Golde — keinerlei Einspruch erheben. Bei den Göttern Schamasch und Marduk, sowie bei Hammurapi schworen sie."

Vielfach, namentlich in Südbabylonien, war es auch üblich, daß sämtliche Erbteile auf einer Urkunde aufgeführt wurden; z. B.:

„1/4 Rute Wohnhaus neben dem Hause des Lugal-amaru und 1 Schüssel als Vorzugsanteil wegen seiner Stellung als ältester Bruder, ferner 1 Rute Wohnhaus neben dem Hause, das seinen Vorzugsanteil bildet, das ist der Anteil des Abil-Amurrim, des ältesten Bruders. — 1 Rute Wohnhaus neben dem Hause des Abil-Amurrim, seines Bruders, das ist der Anteil des Lipit-Enlil, seines Bruders. — 1 Rute Wohnhaus neben dem Hause des Lipit-Enlil, seines Bruders, das ist der Anteil des Lipit-Amurrim, Sohnes des Abil-Schamasch. — 1 Rute Wohnhaus neben dem Hause des Geflügelwärters Ea-idinnam, Sohnes des Ea-tukulti, das ist der Anteil des Amurrum-malik. — Als Erben des Erissumatum haben sie nach gegenseitiger Vereinbarung geteilt. Für immerdar wird keiner gegen den andern Einspruch erheben. Beim Könige schworen sie."

Wir sehen hier, daß die Teilung nicht wirklich vorgenommen sein kann, da auf jeden Erben nur etwa 12 qm fallen, die als „Wohnhaus" selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht genügen konnten. Es handelt sich tatsächlich nur um ein einzelnes Wohnhaus — oder richtiger noch um eine recht kleine Wohnung — von ungefähr 50 qm Flächeninhalt. Jeder der Erben hat nun sein Anrecht auf einen bestimmten Bruchteil, gewissermaßen ein hypothekarisches Recht, das erst dadurch für ihn Bedeutung gewinnt, daß er es verkaufen kann. In dem soeben besprochenen Falle erfahren wir, daß der älteste Bruder den Miterben ihre Anteile abkaufte. Als Probe möge die Kaufurkunde zwischen ihm und seinem Bruder Amurrum-malik hier Platz finden:

„1 Rute Wohnhaus neben dem Hause des Geflügelwärters Ea-idinnam, das Haus des Amurrum-malik, Sohnes des Erissumatum, hat von Amurrum-malik Abil-Amurrim, sein ältester Bruder, gekauft. Als vollen Preis dafür hat er 9 Sekel Silber dargewogen. Für alle Zeit werden Amurrum-malik und seine Erben, soviele ihrer sind, wegen des betreffenden Hauses keinerlei Einspruch erheben. Beim König schworen sie."

Der Preis von 9 Sekeln (d. i. etwa 75 Gramm) Silber darf als verhältnismäßig hoch betrachtet werden, der Durchschnittspreis war etwas geringer. Naturgemäß bilden die Lage des Hauses und andere Nebenumstände einen wichtigen Faktor bei der Festsetzung des Preises.

Wollte man den gesetzlichen Bestimmungen, die übrigens im Falle des Vorhandenseins von Leibeserben Pflichtanteile festsetzten, nicht ohne weiteres folgen, so stand es einem frei, ein Testament aufzusetzen. Solche Testamente finden wir besonders häufig unter den jungfräulichen Laienpriesterinnen, die in Klöstern lebten, aber trotzdem infolge ihres oft recht beträchtlichen Vermögens großen Einfluß auf das Geschäftsleben ausübten. Meist waren es Töchter angesehener Familien, die keinen Ehemann gefunden

hatten und nun in dem Konvikt eine gewisse Versorgung genossen. Ihr Leben war wohl auch nicht an so strenge Regeln gebunden, wie das der katholischen Nonnen; ja man darf vielleicht eher an ein Damenstift als an ein Kloster denken. Vielfach vererbten diese Priesterinnen einer jüngeren Freundin ihre Habe unter der Bedingung, im Alter von ihr verpflegt zu werden; so z. B. in diesem Testamente:

„Erbvertrag der Sonnenpriesterin Eli-erissa, der Tochter des Schamasch-ilum: die Sonnenpriesterin Belissunu, die Tochter des Nakarum, ist die Erbin ihres Nachlasses. 1500 Ruten unkultiviertes Feld am Ufer des Grabens neben dem Felde des Issurija; 3 Ruten Wohnung in Halhala neben dem Hause des Nakarum; 1 Rute im Klosterbezirk; 1 Sklavin Schala-beltim-mannu; 10 Sekel, ihr Ringsilber; alles dieses, ihren Nachlaß, vom leeren Stroh bis zum Golde, was die Sonnenpriesterin Eli-erissa, die Tochter des Schamasch-ilum, hat und etwa noch bekommen wird, hat sie der Sonnenpriesterin Belissunu, der Tochter des Nakarum, gegeben. Jährlich wird die Sonnenpriesterin Belissunu, die Tochter des Nakarum, der Eli-erissa, der Tochter des Schamasch-ilum, 3 Scheffel Getreide, 10 Pfund Wolle und 12 Maß Salböl geben. Bei den Göttern Schamasch, Aja, Marduk und Samsuiluna schworen sie."

Sieben Zeugen und zwei Zeuginnen bestätigten den Rechtsakt.

Wurden die festgesetzten Leistungen von dem Erben oder der Erbin nicht innegehalten, so konnte mit richterlicher Genehmigung das Testament umgestoßen werden. So ereignete sich folgender Fall zur Zeit des Königs Sinmuballit:

„Betrifft die Erbschaft der Halijatum, die sie der Amat-Schamasch, der Tochter des Jakubu, zugewendet hatte. Kleidung und Salböl, ihre Pflichtleistung, hatte sie nicht gegeben. Halijatum und Amat-Schamasch suchten deshalb die Richter im Tempel Ebarbarra auf. Dann hat Halijatum die Amat-Schamasch aus ihrer Erbschaft verstoßen. Wenn eine Urkunde, worin Halijatum der Amat-Schamasch ihre Erbschaft zuwandte, auftaucht, so ist sie ungültig und wird zerbrochen. Bei den Göttern Schamasch, Aja, Marduk und bei Sin-muballit. Urteil des Tempels des Schamasch. Richter: Sin-ikischam, Schamasch-liwir, Iluschu-ibischu, Sijatum, Schamasch-resch."

Dieses Dokument ist deshalb von besonderem Interesse, weil es zeigt, daß im alten Babylonien die Amortisation von Urkunden bereits üblich war. In dem soeben angeführten Falle war wohl das Testament verloren gegangen; um allen Streitigkeiten, die bei einer Auffindung desselben entstehen konnten, vorzubeugen, erklären die Richter jedes etwa auftauchende Testament der Halijatum, das zugunsten der Amat-Schamasch abgefaßt ist, für kraftlos. Daß auch Erbschleicherei und Erbschwindel schon damals ihr Unwesen trieben, ist selbstverständlich; als Illustration diene folgende Prozeßurkunde:

„Wegen einer Rute Wohnhaus im Klosterbezirk neben dem Hause der Lamassum, welche Amat-Schamasch, die Tochter des Supabum, der Tochter des Sin-eribam, ihrer Tochter, gegeben hatte, haben Nidnuscha und Schamasch-abili, die Töchter des Idditunum, gegen die Tochter des Sin-eribam Klage erhoben. Sie sagten: ‚Irgend etwas von Wohnhaus hat Amat-Schamasch dir nicht gegeben, und eine Urkunde hat sie dir nicht geschrieben. Erst nach ihrem Tode hast du sie selbst geschrieben!' So sagten sie. Da gingen sie zum Richter Schumu-Ulpi . . . Hier sagten ihre Zeugen aus, daß jene noch bei ihren Lebzeiten das Haus geschenkt

und eine Urkunde ausgestellt habe . . . Da erklärte der Richter, eine Strafe zu verhängen. Nidnuscha, Schamasch-abili und die Geschwister der Amat-Schamasch sollen nicht darauf zurückkommen, um gegen die Tochter des Sin-eribam Klage zu erheben . . . Urteil des Gottes Schamasch."

Hier haben also nahe Anverwandte einer verstorbenen Stiftsdame nach deren Tode ihr Testament — oder, was auch möglich wäre, eine Schenkung bei Lebzeiten — angegriffen, indem sie die Erbin skrupellos der Urkundenfälschung bezichtigten. Glücklicherweise können Zeugen die ungerecht Beschuldigte entlasten. Die Verleumder bekommen obendrein noch eine wohlverdiente Strafe.

Wir sehen, wie wichtig es für den alten Babylonier war, bei der Abfassung seiner Urkunden und auch bei anderen Rechtshandlungen Zeugen zuzuziehen. Dieses „Offenkundigkeitsprinzip" beherrscht das ganze Geschäftsleben. Das kommt auch im Schuldrecht überall zum Ausdruck. Ein Kauf ohne Zeugen war null und nichtig. Es war nicht unbedingt notwendig, einen Vertrag aufzustellen; ein solcher war vielmehr nur beim Verkauf von Immobilien, Sklaven oder Vieh üblich, während man Mobilien von Hand zu Hand übergab; Zeugen mußten aber auf jeden Fall zugegen sein. In solchen Kaufurkunden findet sich oft eine symbolische Handlung erwähnt: die Übergabe des Bukannu. Da man beispielsweise Grundstücke nicht von Hand zu Hand übergeben konnte, so fühlte man das Bedürfnis, den Besitzwechsel symbolisch zum Ausdruck zu bringen, indem man dem Käufer einen Bukannu — vielleicht eine Art Stab — überreichte. Seit Hammurapis Regierungszeit kommt diese Sitte oder doch wenigstens ihre Erwähnung in den Urkunden ab, wie denn überhaupt der Zug der Zeit mehr und mehr dahin geht, überflüssigen Formelkram zu beseitigen und genauere, für den Rechtsakt notwendige Tatsachen in den Urkunden hervorzuheben. Ein Feldverkauf aus der Zeit des Sumulaël lautet z. B.:

„700 Ruten Feld in der großen Flur neben Buzarum hat von Zawiran-abi Achulap-Schamasch, der Sohn des Ananum, für seine Tochter Schat-Schamasch gekauft. Zum vollen Preise hat er das Silber dargewogen. Den Bukannu hat man übergeben. Die Sache ist erledigt. Für immerdar wird keiner gegen den andern Einspruch erheben. Bei Schamach und Sumulaël schworen sie."

Sechs Zeugen sind zugegen, deren Namen aufgeführt werden.

Einen Sklavenkauf möge folgendes Dokument veranschaulichen:

„Eine Sklavin mit Namen Amat-Kubi, die Sklavin der Tab-Saggil, der Priesterin des Gottes Marduk und Tochter des Zamama-hasir, hat von Tab-Saggil, der Priesterin des Gottes Marduk und Tochter des Zamama-hasir, ihrer Eigentümerin, Kibschi-Anim, der Sohn des Lu-nin-am, gekauft. Als vollen Preis dafür hat er $5\frac{1}{2}$ Sekel Silber dargewogen. Für alle Zeit wird keiner gegen den andern Einspruch erheben. Bei den Göttern Zamama und Marduk sowie bei König Samsuiluna schworen sie."

Acht Personen, darunter ein Tempelbeamter und ein Klosterpförtner, fungieren als Zeugen.

Nicht ganz so feierlich sind die Miets- und Pachtverträge, die des Eidschwurs entbehren und sich meist mit einer geringen Anzahl von Zeugen begnügen. Auch in diesen Urkunden tritt die Bedeutung der „Stiftsdamen" hervor, die zu den reichsten Grundeigentümerinnen gehört haben müssen und

gegenüber den verheirateten Frauen eine große geschäftliche Selbständigkeit besaßen. Ihre Güter ließen sie meist durch Pächter bewirtschaften, die ihnen bestimmte Abgaben zu zahlen hatten. Sonderbar ist es, daß für gewisse Feste noch Extragaben, die hauptsächlich in Mehl, Branntwein und Fleisch bestanden, gefordert wurden, z. B. in dem folgenden Pachtvertrage:

„700 Ruten Feld in der großen Flur hat von Unnubtum, der Tochter des Idin-Sin, Awil-Anim, der Sohn des Mar-Schamach, zur Bewirtschaftung gegen Abgabe gepachtet. Zur Zeit der Ernte wird er als Abgabe des Feldes 3 Scheffel Getreide im Maße des Sonnengottes am Klostertore darmessen. An drei Sonnenfesten wird er je 10 Maß Mehl und je 1 Stück Fleisch besorgen."

Ganz ähnlich lauten die Hausmietskontrakte, die gegenüber den modernen eine erfreuliche Kürze zeigen; z. B.:

„Das Haus der Sonnenpriesterin Ribatum hat von der Sonnenpriesterin Ribatum, der Tochter des Ibkatum, Ali-banischu, der Sohn des Warad-Sin, gegen Mietzins auf 1 Jahr gemietet. Als Mietzins für 1 Jahr wird er 3 Sekel Silber darwägen. An drei Sonnenfesten wird er je 10 Maß Branntwein und 1 Stück Fleisch besorgen. Der Kontrakt läuft vom 1. Tebet ab."

Zwei Zeugen waren zugegen.

Sehr häufig finden wir zur Hammurapizeit Dienstverträge der verschiedensten Art. Wer Überfluß an Gesinde hatte, konnte leicht dem Nachbar einmal aushelfen und dabei noch ein hübsches Stück Geld verdienen. Besonders waren schon damals landwirtschaftliche Hilfskräfte sehr gesucht. Man vergleiche folgenden Dienstvertrag:

Eine Sklavin Ippalatum hat von Beltani, der Tochter des Silli-beltim, Nabiumnischu, der Sohn des Iballut, auf einen Monat zur Ernte gemietet. Einen Scheffel Getreide nach dem Maße des Sonnengottes wird er am Klostertore darmessen."

Die Namen zweier Zeugen und das Datum folgen.

Wiederholt begegnen wir einer Selbstvermietung, die durchaus unserem Arbeitsvertrage entspricht; als Beispiel diene diese Urkunde:

„Einen gewissen Naram-ilischu hat von ihm selbst Idin-Dagan gegen Miete auf 6 Monate gemietet. Als Miete für 6 Monate wird er 2 Sekel Silber bekommen."

Bei minorennen Personen gilt der Vormund als Vermieter:

„Den Ili-Ilabrat haben von Mar-Baja, seinem Vater, und den Schamaschrimanni von Lamassi, seiner Mutter, Erischti-Saggil und Sin-acham-idinnam auf 10 Tage zur Ernte gemietet. Als ihren Lohn werden sie je 1 Scheffel Getreide nach dem Maße des Sonnengottes darmessen. Kommen sie nicht, so wird nach dem Gesetz des Königs verfahren."

Vielfach werden solche Erntehelfer durch Agenten gemietet, die für eine vorher ausbezahlte Summe eine bestimmte Anzahl brauchbarer Leute herbeischaffen müssen, widrigenfalls sie schadenersatzpflichtig werden:

„Einen halben Sekel Silber für Erntearbeiter hat von Schiklanum Ibik-Annunitum, der Sohn des Ibik-Ningal, entliehen. Zur Zeit der Ernte werden 10 Erntearbeiter kommen. Kommen sie nicht, so wird nach dem Gesetz des Königs verfahren."

Der zuletzt angeführte Vertrag hat die äußere Form des Darlehens: der Agent „entleiht" das Geld vorläufig und bleibt Schuldner des Geldgebers,

bis er die Arbeiter gestellt hat. Darlehensverträge begegnen in den verschiedensten Formen; meist handelt es sich um Vorschüsse von Silber und Getreide. Auch hier tritt die Bedeutung der Laienpriesterinnen klar hervor. Der Zinsfuß ist für unsere Begriffe ungemein hoch: er beträgt in der Regel ein Drittel des Kapitals. Die Schulden werden meist zur Erntezeit bezahlt, da in einem hauptsächlich auf agrarischer Basis beruhenden Gemeinwesen dieses die günstigste Zeit hierfür ist. Silberdarlehen erwähnen selten einen bestimmten Zinsfuß, meist wird „der feststehende Zins" oder der „des Sonnengottes" ausbedungen. Man sieht daraus, daß schon in altbabylonischer Zeit die Tempel eine wichtige Rolle auf dem Geldmarkte spielten. Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern.

„2 Sekel Silber — den Zins des Sonnengottes wird er zahlen — hat von der Sonnenpriesterin Amat-Schamasch, der Tochter des Warad-Enlil, Mar-Schamasch, der Sohn des Adad-rimeni, entliehen. Zur Zeit der Ernte wird er das Geld und seine Zinsen darwägen."

„5 Sekel Silber — den feststehenden Zins wird er zahlen — hat von Mar-Baja Ibni-Schamasch, der Sohn des Mar-Baja, entliehen. Zur Zeit, da er es verlangt, wird er das Silber darwägen."

Wie man sieht, war man selbst im engsten Familienkreise in Geldsachen peinlich genau!

Handelt es sich um ein Darlehen vom Tempel, so gilt der Gott als Geldgeber, z. B. in dem folgenden Darlehen für eine Geschäftsreise:

„$1\frac{1}{6}$ Sekel Silber hat vom Sonnengotte Sin-bel-ablim, der Sohn des Lipit-Ischtar, entliehen. Bei der Vollendung der Reise wird er das Silber darwägen."

Ein Getreidedarlehen, das eine Stiftsdame vergibt, ist z. B. dieses:

„6 Scheffel zinsbringendes Getreide — als Zins wird er auf den Scheffel $1\frac{1}{3}$ Scheffel zahlen — haben von der Sonnenpriesterin Amat-Schamasch, der Tochter des Warad-Enlil, Achum-wakar, der Sohn des Sin-ikischam, und Salatum, seine Ehefrau, entliehen. Zur Zeit der Ernte wird er das Getreide darmessen."

Der eigentliche Entleiher ist sicherlich nur der Ehemann; um sich aber im Falle der Zahlungsunfähigkeit auch an das Vermögen der Gattin halten zu können, schließt die Sonnenpriesterin den Vertrag mit beiden ab.

Wir hatten schon gesehen, daß die Form des Schuldscheins bei der Arbeitsvermittlung üblich war; auch der Lieferungsvertrag hat dieselbe Form, wie man aus einem besonders instruktiven Beispiel erkennen kann:

„3 Sar[1]) buntglasierte Backsteine haben von der Sonnenpriesterin Lamassi, der Tochter des Scherum-ili, und von Amat-Schamasch, der Tochter des Pur-Sin, Sin-schadi-ili, Anum-pi-Schamasch und Taribum, die Söhne des Schamasch-schadi-ili, entliehen. Am 18. Marcheschwan werden sie die Backsteine vor dem Brennofen geben. Geben sie sie nicht, so werden sie 10 Sekel Silber darwägen."

Es ist klar, daß die drei genannten Schuldner nicht Ziegelsteine entliehen haben, um sie später vor dem Brennofen zurückzugeben. Die Sache dürfte vielmehr so liegen, daß sie Geld, jedenfalls 10 Sekel, von den beiden Prieste-

[1]) Ein bestimmtes Maß.

rinnen zur Lieferung von Ziegeln erhalten haben. Nunmehr können die Ziegel als eine Schuld, die die Lieferanten zu decken haben, betrachtet werden. Für den Fall, daß sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen, müssen sie natürlich das empfangene Geld zurückerstatten.

Unter den Schuldscheinen begegnen wir auch sogenannten Inhaberpapieren, die zum erstenmal bald nach der Regierungszeit Hammurapis auftauchen. Der Schuldner verpflichtet sich hier, nicht nur dem Gläubiger Zahlung zu leisten, sondern jedem, der die Urkunde ihm präsentiert; diese wurde dadurch zum Wertgegenstand und konnte vom Gläubiger nach Belieben weitergegeben werden, wenn er selbst zu irgendwelchen Unternehmungen Geld brauchte. Daß diese Einrichtung den Geschäftsverkehr lebhaft beeinflußte, kann nicht zweifelhaft sein. Ein Beispiel für ein derartiges „Inhaberpapier" möge genügen:

„1 Sekel Silber im Gewichte des Sonnengottes zum Kaufen von Sesam hat von der Sonnenpriesterin Iltani, der Tochter des Ibbatum, Warad-ilischu, der Sohn des Taribum, entliehen. Zur Zeit der Sesamernte wird er nach dem dann herrschenden Marktpreise dem Träger seiner Urkunde Sesam darmessen."

Wurde eine Schuld beglichen, so begnügte man sich wohl meist damit, dem Schuldner den Schuldschein zurückzugeben, der ihn dann in seinem Archiv aufbewahrte oder zerbrach. So erklärt es sich, daß Quittungen über bezahlte Schulden fast gar nicht vorhanden sind. Notwendig wurde eine solche natürlich, wenn nur ein Teil der Schuld bezahlt wurde; denn in diesem Falle durfte ja der Gläubiger die Schuldurkunde vorläufig noch nicht aus den Händen lassen; so z. B.:

„6 Sekel Silber, gehörig zu 10 Sekel Silber, die Anum-habil entliehen hatte, sind in Gegenwart des Idin-Nabium, Sohnes des Ibni-Marduk, von dem Richter Pirchi-Amurrim in Empfang genommen worden."

Zwei Zeugen bestätigen dies.

Gelegentlich finden sich auch Urkunden, die dem Überbringer irgendwelcher Waren die ordnungsgemäße Erledigung des Geschäftes quittieren.

Auf einen Zug des babylonischen Geschäftslebens, der in den bisher besprochenen Urkunden noch nicht hervorgehoben ist, müssen wir noch etwas näher eingehen, nämlich das Gesellschaftswesen. Wenn dieses auch nicht im entferntesten mit dem modernen verglichen werden kann, so bietet es doch mancherlei des Interessanten. Die Gründe, die zwei oder mehrere Leute veranlaßten, mit gemeinsamem Kapital ihr gegenseitiges Bestes zu suchen, waren verschieden, ebenso auch ihre Absichten und die Dauer der geschäftlichen Verbindung. Eine solche wird oft nur vorübergehend geschlossen, so in den Fällen, wo sich mehrere zusammentun, um gemeinschaftlich die Pacht eines Gutes zu übernehmen, was öfter vorkam. Man vergleiche folgenden Gesellschaftsvertrag:

„Feld, soviel in der Flur Tuchamu vorhanden ist, mitten in Wald und Steppe, haben, um Getreide zu pflanzen, Ibi-Enlil, der Schreiber, Warad-Kubi, der Sohn des Ibni-Sin, Ea-scharri-ili, der Sohn des Sissatum, Adad-luzer, der Sohn des Ibnatum, Warad-Iluli, der Sohn des Ibnatum, und Achuni, der Sohn des Warad-Kubi, gemeinsam übernommen. Zur Zeit der Ernte werden sie das Feld abernten, werden dreschen und wieder säen. Dann wird einen Teil der Schreiber Ibi-Enlil und einen Teil werden Warad-Kubi, der Sohn des Ibni-

Sin, Ea-scharri-ili, Adad-luzer, Warad-Iluli und Achuni, der Sohn des Warad-Kubi, bekommen."

Vier Zeugen sind gegenwärtig.

Hier hat jedenfalls der Schreiber Ibi-Enlil ebensoviel Geld in das Unternehmen gesteckt wie die Kompagnons zusammengenommen, da er allein 50% der Einkünfte erhält. Diese Gesellschaft ist, wie es scheint, nur auf ein Jahr gegründet worden.

Bei Auflösung der Gesellschaft begaben sich die Gesellschafter vor die Richter und setzten sich dort auseinander:

„Silli-Ischtar und Iribam-Sin hatten ein Kompaniegeschäft gemacht; darauf suchten sie zur Klarlegung die Richter auf und gingen in den Tempel des Sonnengottes. Im Tempel des Sonnengottes gewährten die Richter ihnen richterliche Entscheidung; daraufhin beglichen sie ihre Kapitalien. Demnach ist ein Sklave Luschtamar-Schamasch und eine Sklavin Lischlimam der Anteil des Iribam-Sin, ein Sklave Ibschina-ili und eine Sklavin Amanna-lamassi der Anteil des Silli-Ischtar. Sie haben geteilt; im Tempel des Sonnengottes und des Mondgottes schworen sie. Einer reinigte sich gegenüber dem andern. Sie werden nicht darauf zurückkommen, um einander zu verklagen. Auf das, worin einer gegen den andern Einspruch erhebt, hat er keine Ansprüche. Bei den Göttern Nannar, Schamasch, Marduk, Lugal-kimuna und König Hammurapi schworen sie."

Zufälligerweise hat sich die Urkunde erhalten, die den Reinigungseid des Silli-Ischtar gegenüber seinem Kompagnon Iribam-Sin enthält und die wahrscheinlich an dem gleichen Tage wie das soeben angeführte Dokument ausgefertigt worden ist. Hier erklärt Silli-Ischtar, daß gewisse Grundstücke nicht von dem Gesellschaftskapital, sondern von seinem Privatvermögen erworben worden seien:

„Betreffs zweier Ruten Wohnhauses und zweier Ruten Bauplatzes, die Silli-Ischtar und Awil-ili, sein Bruder, die Söhne des Ili-sukkalli, von Sinmuballit und seinen Brüdern, den Söhnen des Pirchum, gekauft hatten, sagte Silli-Ischtar im Hofe des Sonnengottes also: ‚Vom Gelde meiner Mutter habe ich sie gekauft. Von dem Gesellschaftskapital sind sie nicht gekauft worden.' Deshalb haben Iribam-Sin, der Sohn des Ubar-Sin, und seine Brüder auf Haus und Bauplatz keinerlei Ansprüche. Für alle Zeit und immerdar dürfen sie nicht prozessieren. Beim Könige schworen sie."

Als Richter fungierten, wie die beiden letzten Urkunden zeigen, oftmals Priester; daneben finden sich auch weltliche Richter. Es ist indes recht schwer, sich aus den Dokumenten ein klares Bild des Gerichtswesens und der prozeßrechtlichen Grundsätze zu machen. Wir wollen deshalb hier nur noch auf einige Einzelheiten eingehen, die Licht auf die Verhältnisse werfen. Wir hatten bereits die Bedeutung der Zeugenaussagen und der Urkunden für den Zivilprozeß kennen gelernt. Ein weiteres Beweismittel von entscheidender Kraft ist der Eid, und es ist für das religiöse Empfinden der Alten charakteristisch, daß wohl nirgends mit der Möglichkeit des Meineides gerechnet wird; sich dem Zorne der Götter auszusetzen, hätte kaum jemand gewagt! Sobald eine Sache beschworen ist, gilt sie als bewiesen, und der Fall ist erledigt. Folgende Prozeßurkunde möge zur Erläuterung dienen:

„Die Sonnenpriesterin Amat-Schamasch hat gegen die Ummi-Arachtum wegen einer Erbschaft Klage geführt. Da gewährten ihnen die Richter Prozeßverfahren

und übergaben ihre Zeugen den Göttern Schamasch und Adad zum Eidschwur. Da sagten sie vor Schamasch und Adad folgendes aus: ‚Daß Schamasch-gamil und Ummi-Arachtum der Amat-Schamasch etwas gegeben hat, wissen wir nicht.‘ Aber die Richter waren mit den Zeugen nicht zufrieden. Also sagten die Richter: ‚Wie die Zeugen geschworen haben, sollst auch du der Göttin Ischtar schwören.‘ Ummi-Arachtum hat alsdann im Tore der Ischtar also gesprochen: ‚Ich und Schamasch-gamil haben keine Tafel geschrieben und unsere Erbschaft nicht vermacht.‘ Bei den Göttern Schamasch, Aja, Marduk, Urasch und bei Hammurapi schworen sie.“

Hier konnten die Richter sich mit der Aussage der Zeugen deshalb nicht begnügen, weil diese nur anzugeben vermochten, daß sie von einem Erbvertrage nichts wüßten. Als aber die Beklagte unter ihrem Eide aussagt, daß die Klägerin keinerlei Erbansprüche habe, gilt die Angelegenheit für erledigt. Daß die Klägerin Amat-Schamasch abgewiesen wurde, wird nicht einmal erwähnt: das war nach dem Eide der Beklagten selbstverständlich.

So wenig sich auch über die Gerichtshöfe und ihre Rangfolge aus den Urkunden ergibt, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die höchste Entscheidung in der Hand des Königs selbst lag. Die uns erhaltenen Königsbriefe aus der Zeit der Hammurapidynastie beweisen, daß der König sogar in solche Angelegenheiten eingriff, die uns recht unwichtig erscheinen. Auch die Urkunden lehren ein gleiches und zeigen, daß es trotz des orientalischen Zeremoniells dem Unterdrückten möglich war, dem Könige seine Klagen vorzubringen. Wir führen einen Fall an, der sich unter Hammurapis Regierung zutrug:

„Mar-irsitim, der ältere Bruder, und Mutum-ili, sein Bruder, die Erben des Adad-rabi, gingen vor Hammurapi, den König, und richteten ihre Augen auf ihn, indem sie sagten: ‚2000 Ruten urbares Feld im Werte von 10 Sekeln Silber hat Lududu, der Salbpriester der Göttin Ninlil, der Bruder unseres Vaters, dem Adad-rabi, unserm Vater, gegeben.‘ — Der König und Adad-scharrum, der Adjutant des Königs, der Sohn des Ischum-abi, schrieben betreffs ihrer, daß der Gerichtshof zu Nippur ihretwegen ein Urteil abgeben solle. Im Gerichtshof zu Nippur prüfte man die Angelegenheit und erklärte, daß 2 Ruten Wohnhaus als Ersatz für die 2000 Ruten urbaren Feldes gegeben werden sollten. Daraufhin einigten sie sich. Nach gegenseitiger Vereinbarung haben 2 Ruten Wohnhaus . . . Ischkur-girra, der Salbpriester der Göttin Ninlil, und sein Bruder Ibkatum, die Erben des Lududu, dem Mar-irsitim und dem Mutum-ili, den Erben des Adad-rabi, . . . gegeben. Für alle Zeit werden Ischkur-girra, Ibkatum, sein Bruder, und alle ihre Erben wegen des Hauses keinerlei Einspruch erheben. Beim Könige schworen sie.“

Die Söhne des Adad-rabi hatten sich, wie man sieht, beim Könige beschwert, daß eine Grundstücksübergabe ihres Oheims an ihren Vater von den Erben des ersteren nicht anerkannt worden sei. Der König läßt die Sache in Nippur, der Heimat der Kläger, untersuchen, und die Parteien einigen sich schließlich in der Weise, daß ein Wohnhaus an Stelle des beanspruchten Feldes die Forderungen decken soll.

Mehrfach wird in den Prozeßurkunden die Bestrafung der einen Partei hervorgehoben; indes handelt es sich dabei nur um ein Nebenurteil, das böswillige Ankläger zurückschrecken sollte. Wirkliche Strafprozeßakten sind nicht

erhalten, und man wird schwerlich fehlgehen, wenn man annimmt, daß solche überhaupt nicht geführt wurden; mit der Aburteilung des Übeltäters war der betreffende Fall erledigt. So beschränkt sich unsere Kenntnis vom altbabylonischen Strafrecht fast ausschließlich auf das, was der Kodex Hammurapis darüber sagt. An dieser Stelle darauf einzugehen, müssen wir uns schon aus dem Grunde versagen, weil wir nicht die Theorie, sondern die Praxis jener Zeit in ihren markantesten Zügen betrachten wollten.

Gewiß wird man einem Staatswesen, das viertausend Jahre vor unserer Zeit bereits auf einer so außerordentlich hohen Stufe der rechtlichen und kommerziellen Entwicklung stand, die gebührende Bewunderung nicht versagen dürfen, auch wenn sich manche Probleme nicht einmal im Keime finden, die uns heute bewegen. Wenn man aber das Recht nicht an sich betrachtet, sondern in Beziehung zu der Kultur, der es entwachsen ist, so muß man zugeben, daß die altbabylonischen Juristen ihre Aufgabe so glänzend gelöst haben, wie es bei den sie umgebenden Verhältnissen kaum besser geschehen konnte.

Friedrich der Große und Napoleon Bonaparte in ihren ersten Feldzügen.

Von
Gustaf Dickhuth.

IV.

König Friedrich hatte beabsichtigt, durch seinen Vorstoß nach Mähren einen weit ausschauenden politischen Plan zu verwirklichen. Er hatte diesen Plan fallen lassen müssen, da seine beiden Verbündeten, Frankreich und Sachsen, ihn gänzlich im Stich gelassen hatten. Die Sachsen waren in der Richtung auf Dresden bis an ihre Landesgrenze zurückgegangen, und die Franzosen standen seit Jahresfrist unbeweglich bei Pisek.

Der König hatte seine Truppen aus Mähren in die Gegend von Königgrätz geführt. Seine Gedanken gingen fortan dahin, sich den Besitz von Schlesien zu sichern, die weitergehenden Pläne auf eine Umgestaltung der deutschen, und damit der europäischen Machtverhältnisse, fallen zu lassen.

Er wurde in dieser Absicht bestärkt durch ein Schreiben von Belle Isle, das ganz unbefangen den Preußen neue Anstrengungen zumutete, obgleich die Franzosen noch immer nicht operationsbereit waren. Und es war bereits Ende April.

Friedrich lehnte sehr kühl die Zumutungen Belle Isles ab. Er verlangte, daß zunächst die gesamten französischen Streitkräfte sich mit den bayrischen vereinigen sollten, und lud den Marschall ein, zu ihm ins Lager zu kommen, um die weiteren Operationen zu vereinbaren. Am 1. Mai traf zunächst der französische Chef des Generalstabes im preußischen Lager ein. Der König schreibt an Podewils:

„Der Graf Mortagne, Vorläufer des Marschalls Belle Isle, ist soeben eingetroffen. Er atmet Feuer und Flamme. Die Franzosen wünschen, daß wir ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen. Das müssen sie sehr geschickt anstellen, wenn sie uns dazu bringen wollen."

Inzwischen herrschte in Wien große Freude über den Entsatz von Brünn und die Einnahme von Olmütz. Ohne Kenntnis der Vorgänge im Lager der Verbündeten glaubte man, daß das bloße Heranrücken des österreichischen Heeres genügt habe, um den König zum eiligen Rückzug nach Böhmen zu

veranlassen. Prinz Karl erhielt nun den Befehl, sich von Olmütz auf Königgrätz zu wenden und durch entschlossenes Vorgehen die Preußen gänzlich aus den österreichischen Kronländern zu vertreiben.

In Ausführung dieses Befehls rückte der Prinz heran, bis er etwa drei Tagemärsche südlich von Königgrätz stand.

Der König hatte seine Truppen nach dem harten mährischen Feldzug in etwas weitläufigere Quartiere gelegt. Auf die Nachricht vom Anmarsch der Österreicher zog er die Regimenter südlich von Königgrätz zusammen. Am Pfingstsonntag den 13. Mai rückten bei hellem Frühlingssonnenschein 35 Bataillone und 70 Eskadrons in ein Lager bei Chrudim.

Am folgenden Tage wurde dem König gemeldet, daß österreichische Kavallerie in nordwestlicher Richtung vorgegangen sei, um die Preußen von Prag abzuschneiden. Gerade in dieser Richtung aber lagen die preußischen Magazine. Gern wäre der König gleich mit der ganzen Armee aufgebrochen, um gegen Prag zu marschieren. Aber die Truppen hatten aus ihren Quartieren nur wenig Brot mitgebracht. Auf dem Marsch mußte großer Mangel eintreten, wenn nicht die erste Brotlieferung der Feldbäckerei abgewartet wurde, die in Königgrätz eingerichtet werden sollte. Friedrich erwartete diese Lieferung am 15. Mai. Um aber inzwischen seine Magazine nicht schutzlos der österreichischen Kavallerie preiszugeben, entschloß er sich zu einer Teilung.

Er selbst marschierte mit etwa dem dritten Teil der Truppen in der Richtung auf Prag. Den größeren Teil unter dem Erbprinzen Leopold Anhalt ließ er im Lager bei Chrudim.

Am 15. Mai marschierte der König bereits angesichts der österreichischen Armee. Der Prinz von Lothringen war so weit nach Norden vorgerückt, daß er die Marschstraße der Preußen vor Augen hatte, und so zog Friedrich an der Front des feindlichen Lagers vorbei — mit nur 10 Bataillonen und 20 Eskadrons. Prinz Karl griff nicht an, weil er die Schwäche der Preußen nicht erkannte.

Auch der König bemerkte den Feind. Aber er glaubte nicht, daß Prinz Karl aus Mähren schon so nahe herangekommen sein könnte. Er hielt diese Truppen für ein Detachement des Fürsten Lobkowitz, der noch immer dem Herzog von Broglie bei Budweis untätig gegenüberstand.

Als der König am 16. Mai früh weitermarschierte, war das gestern sichtbare österreichische Lager verschwunden. Friedrich wurde dadurch in seiner Auffassung bestärkt: eine schwache feindliche Abteilung hatte sich aus der bedrohlichen Nähe der Preußen zurückgezogen und war nach Südosten abgerückt, um sich mit dem herankommenden Prinzen Karl zu vereinigen.

In Wirklichkeit waren die Österreicher, durch das Gelände verdeckt, noch einen halben Tagemarsch weiter nach Norden vormarschiert und standen nun fast auf Kanonenschußweite von der preußischen Marschstraße entfernt.

Trotzdem marschierte an diesem Tage auch die Masse des preußischen Heeres ungestört dicht an der Front der Österreicher vorbei.

Der König war frühzeitig in der Richtung auf Prag weitermarschiert, um Kuttenberg zu erreichen. Auch der Erbprinz brach um vier Uhr morgens

aus seinem Lager bei Chrudim auf, um dem König zu folgen. Er hatte umsonst auf Brot gewartet. Die nach Königgrätz geschickten Wagen waren leer zurückgekommen. Sie hatten dort keine Bäckerei gefunden.

Prinz Karl, der am vorigen Tage den König bei seinem Flankenmarsch nicht angegriffen hatte, unternahm auch gegen den Erbprinzen nichts, so daß dieser unbehelligt die Gegend von Chotusitz erreichen konnte. Er hatte eigentlich schon früher Halt machen wollen, war aber wegen der Nähe des Feindes trotz großer Ermüdung der Truppen weitermarschiert.

Es war bereits dunkel, als die Preußen das Lager aufschlugen. Der Erbprinz Leopold sah einen Angriff der Österreicher voraus, hielt schleunige Vereinigung der preußischen Kräfte für geboten und bat den König in einem um zehn Uhr abgesandten Brief, von Kuttenberg zurückzukommen. Der König antwortete:

„Mein lieber Prinz, Es ist mir unmöglich, noch heut zu Ihnen zu stoßen, weil wir einen großen Marsch gemacht haben und unsere Leute sehr ermüdet sind. Statt meiner schicke ich Ihnen 2000 Brote. Ich werde mich morgen mit Ihnen vereinigen und rechne darauf, noch 6000, vielleicht 8000 Brote mitzubringen. Dann müssen wir den Feind ohne Zögern angreifen, wo er sich auch befindet. Ich verspreche mir, wofern die Vorsehung nicht gegen uns ist, daß wir mit dem Feinde leicht fertig werden."

Auch Prinz Karl war zum Angriff entschlossen. Es wirft ein eigentümliches Licht auf die Zustände im österreichischen Offizierkorps, daß der Prinz den Augenblick für passend hält, um seinen Offizieren im Namen der Königin und „unter Garantie der Generale" feierlich zu versprechen, daß „künftig" bei der Beförderung alle mögliche Gerechtigkeit beobachtet und namentlich niemand wegen seiner Religion übergangen werden solle.

Um sieben Uhr abends brachen die Österreicher auf und marschierten die Nacht durch. Es war vier Uhr früh, als sie bei Czaslau anlangten.

Prinz Karl ritt auf eine Höhe vor und erblickte von dort den rechten Flügel des preußischen Lagers. Die Mitte und der linke Flügel waren durch das Gelände verborgen. Der Prinz befahl den Aufmarsch seiner Armee.

Nördlich von Czaslau befindet sich ein Plateau von etwa fünf Kilometer Breite und drei Kilometer Länge. Östlich fließt die Brslenka, westlich die Klenarka. Im Süden des Plateaus nähern sich die Flüßchen auf etwa ein Kilometer, im Norden wird das Plateau auf etwa zwei Kilometer eingeengt von dem Dorf Chotusitz im Osten und dem Cirkwitzer Teich im Westen. Es entsteht so ein ovaler Geländeabschnitt, der rings von Wasser umgeben ist und nur nördlich und südlich einen Zugang hat.

Aus dem südlichen Zugang entwickelten sich die Österreicher und machten Halt, sobald sie den genügenden Raum für ihren Aufmarsch hatten.

Am nördlichen Zugang stand der rechte Flügel des preußischen Lagers. Der linke Flügel stand außerhalb des beschriebenen Plateaus, noch östlich der Brslenka, so daß also die beiden etwa gleich starken Teile der preußischen Truppen unter Erbprinz Leopold durch eine sumpfige, nicht betretbare Flußniederung voneinander getrennt waren.

Dieser Umstand war nicht bemerkt oder wenigstens nicht genügend gewürdigt worden, weil die Preußen erst in der Dunkelheit am gestrigen Abend das Lager bezogen hatten. Er wurde entscheidend für den ganzen Verlauf des Gefechts.

Der Erbprinz alarmierte das Lager, sowie der Anmarsch der Österreicher gemeldet wurde. Er befahl den Aufmarsch des rechten Flügels in der Enge zwischen dem Cirkwitzer Teich und Chotusitz. Dann begab er sich durch das Dorf Chotusitz nach dem linken Flügel. Er befahl, daß das Regiment Schwerin den südlichen Rand des Dorfes Chotusitz besetzen solle. Zwischen Chotusitz und der Brslenka sollten noch die Regimenter La Motte und Leopold Anhalt — des Prinzen eigenes Regiment — Platz finden. Für die Kavallerie des linken Flügels schien kein Raum mehr zu sein. Wenn sie nicht östlich der Brslenka bleiben sollte, so konnte sie sich nur vorwärts von Chotusitz entwickeln, wo die Ausbiegung des Flusses dem Plateau eine größere Breite gibt.

Als der Erbprinz nach diesen Anordnungen zum rechten Flügel zurückkehrte, fand er dort die Nachricht vor, daß der König mit seinen Truppen bereits im Anmarsch von Kuttenberg sei. Er fand aber auch, daß noch nicht einmal die Zelte abgebrochen waren, daß die Infanterie sich eben erst in Bewegung setzte, um die Plätze in der Schlachtreihe einzunehmen.

Das beginnende Feuer der preußischen Artillerie, die inzwischen vorgezogen war, machte darauf aufmerksam, daß der Feind die Schlacht begonnen hatte. Die österreichische Kavallerie trabte an. Da ritt Prinz Leopold zum Generalleutnant Buddenbrock, der die Kavallerie des rechten Flügels kommandierte. Er forderte ihn auf, „von der Avantage zu profitieren, den Feind zu attackieren und ihm in die Flanke zu fallen."

In diesem Augenblick traf der König mit seinen Truppen ein, die auf dem rechten Flügel verwendet wurden.

Die Preußen verfügten jetzt über 18400 Mann Infanterie, 8600 Reiter und 1000 Husaren, zusammen 28000 Mann mit 82 Geschützen. Die Österreicher hatten 16500 Mann Infanterie, 8200 Reiter, 2000 Husaren und 1300 Kroaten, zusammen 28000 Mann mit 40 Geschützen. Die Kräfte waren also ungefähr gleich. Doch waren die Preußen an Geschütz um das Doppelte überlegen.

Es war halb acht, als die österreichische Kavallerie des linken Flügels anritt. Buddenbrock ließ, um den Feind zu umfassen, nach rechts hin erweiterte Zwischenräume nehmen und warf sich den Österreichern entgegen, mit 20 Kürassierschwadronen im ersten Treffen und 10 Dragonerschwadronen im zweiten.

Diesmal war es anders wie bei Mollwitz. Das österreichische erste Treffen wurde geworfen. Die Preußen hätten den Sieg an ihre Standarten gefesselt, wenn sie rücksichtslos nachgehauen hätten. Aber allzu methodisch ordneten sie erst wieder sorgfältig ihre auseinandergekommenen Reihen, ehe sie sich gegen das zweite Treffen wandten. Dadurch bekam auch der Feind Zeit, sich wieder zu ordnen, und inzwischen gelang es auch den österreichischen

Husaren, den Preußen ihrerseits die Flanke abzugewinnen. Die Möglichkeit, die österreichische Kavallerie ganz und gar aus dem Felde zu schlagen, war verpaßt. Auf beiden Seiten lösten sich die Verbände. 35 preußische und 42 österreichische Schwadronen drehten sich in einem wilden Handgemenge, umwogt von einem undurchdringlichen Staubwirbel.

Während dies auf dem preußischen rechten Flügel vor sich ging, hatte man von dort keine rechte Einsicht in die Verhältnisse des linken Flügels. Der König schickte also den Erbprinzen Leopold dorthin, um sich von dem Stand der Dinge zu überzeugen.

Der Prinz fand bei Chotusitz ziemliche Unordnung. Die Truppen mußten erst die Brslenka überschreiten, dann sich aus der engen Dorfgasse heraus entwickeln, und das war nicht leicht bei den damaligen taktischen Formen.

Das Regiment Schwerin hatte, wie ihm befohlen, den Südrand des Dorfes besetzt. Aber vom nachfolgenden Regiment La Motte hatte sich ein Bataillon rechts neben Schwerin gesetzt, statt, wie es sollte, links. Dazu hatte es sich noch viel zu weit nach rechts gezogen. Der linke Flügel sah also nun so aus: ein Bataillon La Motte stand ganz für sich im freien Felde, dann kam eine große Lücke, dann das Regiment Schwerin im Dorfrand, dann das andere Bataillon La Motte und das Regiment Leopold.

Während so die Infanterie sich mühsam aufstellte, hatte die Kavallerie auch auf diesem Flügel sich entschlossen auf den Feind geworfen. Bredow-, Alt-Waldow- und Prinz-Wilhelm-Kürassiere brachen durch die österreichische Kavallerie durch, sprengten auch die Reihen der Infanterie und jagten dann im Rücken der ganzen feindlichen Schlachtfront entlang nach dem anderen Flügel, wo sie sich in das schon im Gange befindliche Handgemenge der 77 Schwadronen hineinwarfen, ohne natürlich eine durchschlagende Entscheidung zu geben.

Hinter diesen Kürassieren versuchten dann auch die Kavallerieregimenter des zweiten Treffens, Bayreuth- und Werdeck-Dragoner, sich aus Chotusitz zu entwickeln. Aber inzwischen war der Feind schon zu nahe an das Dorf herangekommen. Die Dragoner wurden im Aufmarsch geworfen. Das geschah im selben Augenblick, als nun auch die zuletzt herangekommene Infanterie des zweiten Treffens heraustreten wollte. Die Dragoner ritten in die eigene Infanterie hinein, und nun drängten sich 10 Bataillone und 15 Schwadronen auf engstem Raum, Infanterie und Kavallerie bunt durcheinander.

Und das war gerade die Stelle, auf die die Österreicher ihren Hauptangriff angesetzt hatten. Der Generalleutnant Graf Leopold Daun vereinigte hier die gesamte Artillerie und ließ die Grenadiere von Osten her gegen Chotusitz vorgehen, um die preußische Linie aufzurollen.

Der Erbprinz Leopold bewahrte sein kaltes Blut. Er setzte die einzigen noch geschlossenen Truppenteile, die er vorfand, an die gefährdetsten Stellen. Das Regiment Borcke und ein Bataillon Holstein warf er in die Lücke zwischen dem 1. Bataillon La Motte und dem Regiment Schwerin; dem anderen Bataillon Holstein und den Werdeck-Dragonern befahl er, Chotusitz zu besetzen.

Den Bataillonen, die westlich von Chotusitz standen, gelang es, sich zu behaupten. Aber alles, was östlich stand: Schwerin, II. Holstein, II. La Motte, Leopold, wurde in der linken Flanke umfaßt und in das Dorf Chotusitz geworfen, wo das geordnete Gefecht in einen wilden Straßen- und Häuserkampf sich auflöste.

Der Feldprediger Seegebarth vom Regiment Leopold Anhalt gibt folgende anschauliche Schilderung von diesen Vorgängen:

„Nachdem unsere Kavallerie allhier zerstreuet war, ging es über die Infanterie her, und unser Regiment war auf dem linken Flügel eben das letzte, daher es nicht nur stark gelitten, sondern auch in Confusion retirierete und von feindlicher Kavallerie und Grenadieren durch das Dorf Chotusitz, das etwa dreißig Schritt hinter unserem Rücken lag, gejagt wurde. Wäre die Retirade nicht geschehen, so wäre entweder das ganze Regiment gefangen worden, oder kein Bein davon geblieben, denn wir wurden von vorn und von der Seite und zum Teil auch von hinten angegriffen."

Der österreichische Oberst Graf Spaur beschreibt den gleichen Vorgang:

„Da ging die massacre recht an. Wie die Preußen aufeinander gelaufen waren, also lagen sie auch auf der Erde, alle unsere Pelotonfeuer taten ihren völligen Effekt. Ihre Kavallerie war pêle-mêle mit der Infanterie, mithin zogen sich die fantassins in die Häuser und schossen, als wir durch das Dorf weiter avancierten, durch die Fenster heraus, worauf man das Dorf folgends in den Brand gesteckt und den Überrest, so nicht à coup de baïonette umgekommen, verbrannt worden."

Die preußischen Verluste waren mörderisch. Die Generale Werdeck und Wedel fielen, das II. Bataillon Holstein verlor seine Fahne.

Es war der kritische Moment des Tages. Wenn es den Österreichern gelang, aus dem Westrand des Dorfes heraus weiter vorzugehen, dann wurde auch der ganze preußische rechte Flügel aufgerollt, der unter dem Kommando des Königs zwischen Chotusitz und dem Cirkwitzer Teich stand — und dann war die Schlacht für die Preußen unrettbar verloren.

Das wußten auch die Österreicher gut genug, und dahin richteten sie alle ihre Anstrengungen. Aber sie scheiterten an dem zähen Widerstand der zerschmetterten preußischen Bataillone. Die Trümmer dieser braven Truppen hatten sich vor dem Westrand des Dorfes festgesetzt und wiesen alle Vorstöße der Österreicher ab. Doch stand das Schicksal der Schlacht hier in der Schwebe, und jeder Augenblick konnte den Preußen die Niederlage bringen.

Auch auf dem rechten Flügel sah es bedenklich aus.

Dort hatte das stundenlange Handgemenge der 77 Schwadronen sich allmählich zu ungunsten der Preußen gewendet. Langsam zog das Gefecht sich nordwärts. Erst einzeln, dann zu mehreren, dann in ganzen Haufen lösten die Preußen sich aus dem Handgemenge heraus und suchten ihr Heil in der Flucht. Noch Tage nach der Schlacht irrten versprengte Reitertrupps auf Meilen in der Umgegend umher.

Die österreichische Kavallerie aber warf sich plündernd und raubend auf das preußische Lager. Des Königs Kabinettssekretär Eichel hielt es für not-

wendig, den gesamten Briefwechsel seines Herrn zu vernichten. Er hat später an Podewils berichtet:

„. . . und können Euer Exzellenz glauben, daß die Umstände der bataille so critique gewesen, als jemahlen die von Mollwitz, daß sub rosa zu schreiben wir Ursach haben, Gottes Gnade zu preisen, der uns den Sieg gegeben. Die Österreicher haben gewiß gethan, was nicht geglaubet."

Den Sieg hat der König persönlich erfochten. Seit drei Stunden hielt er mit den Truppen des rechten Flügels unbeweglich. Er ließ sich nicht verleiten, auch diese Bataillone in das brennende Dorf zu werfen. Er wartete, bis die Österreicher bei Chotusitz sich völlig festgebissen und ihren linken Flügel, nicht mehr gedeckt von der Kavallerie, gewissermaßen in der Luft stehen hatten.

Als es so weit war, gab er den Befehl zum Antreten. Er marschierte geradeaus, bis er in der linken Flanke der Österreicher stand. Dann schwenkte er links und ging zum Angriff vor.

Prinz Karl von Lothringen wartete diesen Angriff nicht ab. Er hatte verzweifelte Anstrengungen gemacht, um bei Chotusitz die Entscheidung herbeizuführen. Hierfür hatte er alle seine Truppen nach und nach eingesetzt. Er hatte nichts mehr in der Hand, was er dem König hätte entgegenstellen können. So befahl er den Rückzug vom rechten Flügel.

Daß ein solcher unter diesen Umständen überhaupt noch möglich war, ist uns heute nicht mehr ganz verständlich. Er konnte nur gelingen, wenn der König seinen Flügel anhielt und den Feind entkommen ließ. Das hat er offenbar getan.

Er ist noch soweit ein Sohn der Rokokozeit, daß er sich mit dem Siege begnügt — mit der vom Feinde eingestandenen Niederlage. Noch ist die Kriegführung nicht frei von dem ritterlichen Gefühl, das verbietet, auf einen Wehrlosen zu schießen.

So gelingt es den Österreichern, sich in leidlicher Ordnung über Czaslau zurückzuziehen.

In Czaslau nahm der König sein Hauptquartier. Die Armee bezog ein Lager nahe der Stadt. Nur ein paar Grenadierbataillone und einige Schwadronen folgten dem abziehenden Gegner etwa eine halbe Meile weit.

Die Preußen hatten 128 Offiziere 3946 Mann tot und verwundet und 18 Offiziere 701 Mann vermißt. Das wird versprengte Kavallerie gewesen sein.

Die Österreicher hatten 154 Offiziere 2808 Mann tot und verwundet und 41 Offiziere 3328 Mann vermißt, wohl größtenteils gefangen.

Wenn man von den Vermißten absieht, war also der Verlust der Preußen an Toten und Verwundeten bedeutend größer. Natürlich verteilte sich dieser Verlust auf die Truppen sehr ungleich. Die 12 Bataillone des linken Flügels, die bei Chotusitz gefochten hatten, verloren 2072 Mann, die 21 Bataillone des rechten Flügels alle zusammen nur 184.

Außer der Fahne des Bataillons Holstein verloren die Preußen im Handgemenge der Kavallerie 11 Standarten.

Den Österreichern war es begreiflicherweise nicht gelungen, ihre Artillerie rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Sie verloren 1 Haubitze und 16 Kanonen.

Der König war ergriffen von der Haltung seiner Bataillone in Chotusitz. In seinem unbehilflichen Deutsch schreibt er dem Dessauer: „Die Infanterie gehet ohne Sagen."

Aber er vergaß auch nicht, was er der Kaltblütigkeit, der Umsicht und Kühnheit des Erbprinzen Leopold verdankte. Er ernannte ihn, wie der Prinz glückselig seinem Vater meldet, „über der bataille" zum Feldmarschall, so daß nun Vater und Sohn gleichzeitig diese höchste Ehrenstelle des preußischen Heeres bekleideten.

Wie anders mag das Gefühl gewesen sein, von dem der König am Abend der Schlacht durchdrungen war, als am Abend nach Mollwitz. Zum erstenmal hatte er als Feldherr auch bei der taktischen Entscheidung ganz selbständig gehandelt, und sein entschlossenes, zielbewußtes Vorgehen hatte dem Feinde den Sieg entrissen, nach dem dieser schon die Hand ausstreckte.

Stolz und glücklich schreibt der junge König an seine geliebte Mutter: „Die Aktion ist größer und vollständiger als die bei Mollwitz. Wir haben für unsere Truppen einen außerordentlichen Ruhm erreicht, mit geringem Verlust. Gottlob, wir befinden uns alle wohl."

In der Kirche von Czaslau steht das Denkmal des wilden Ziska, zur Erinnerung an die Schlacht am Weißen Berge. Diese Schlacht hatte dem kurzen Herrschertraum des „Winterkönigs" ein Ende gemacht. Mit voller Wucht hatte die Gegenreformation eingesetzt, die das durch und durch protestantische Böhmen in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt hat.

Die Schlacht von Chotusitz setzte die Böhmen in Schrecken. Sie fürchteten vom Preußenkönig die härtesten Maßregeln gegen ihre religiöse Verfassung. Sie konnten ganz ruhig sein. Friedrich ließ zwar in der Czaslauer Kirche einen evangelischen Dankgottesdienst halten, aber er dachte gar nicht daran, zu all seinen politischen Schwierigkeiten sich auch noch den kirchlichen Fanatismus zum Gegner zu machen.

In seiner ganzen Haltung nach der siegreichen Schlacht zeigt sich bereits die geniale Nüchternheit, die in seinen reiferen Jahren den innersten Kern seines Wesens ausmachte. Er bewährte hier die höchste Begabung des Staatsmannes: auf der Zinne des Erfolgs dessen natürliche Schranken zu erkennen.

Er nahm den Gedanken nicht wieder auf, der ihn nach Mähren geführt hatte: Österreich als Nachbarn loszuwerden, Bayern und Sachsen mit Teilen von Böhmen und Mähren zu vergrößern. Nur den Besitz von Schlesien gedachte er sicherzustellen.

Auf der anderen Seite setzte die Schlacht von Chotusitz auch den bisherigen österreichischen Zumutungen ein Ziel. Maria Theresia erkannte, daß es aussichtslos sei, die preußischen Forderungen herabzudrücken und vom Könige eine Allianz gegen seine bisherigen Verbündeten zu verlangen.

Damit waren die Grundlagen für eine Verständigung gegeben. Friedrich erklärte dem Lord Hyndford: „Maria Theresia hat es nicht anders gewollt. Ihr Wille ist geschehen, wir haben uns geschlagen. Sie ist besiegt worden; mir ist es genug, ihren Stolz gebeugt zu haben. Ich kehre aufs neue zurück zu den Vorschlägen, die ich früher gemacht habe." Vor alle Verhandlungen aber setzte er die Vorbedingung, daß ihm keine Feindseligkeit gegen seine bisherigen Verbündeten zugemutet würde.

Schweren Herzens entschloß sich die Königin von Ungarn dazu, Schlesien und die Grafschaft Glatz abzutreten: „Dabei denke ich zu bleiben. Ich will nicht als eine Hartnäckige erscheinen, die für das allgemeine Wohl etwas zu opfern sich weigert. Allein noch weiter zu gehen, einen Bezirk von Böhmen abzutreten, dazu wird keine Gewalt der Erde mich bringen. Eher will ich alles erdulden, was entsetzlich und schrecklich ist, und auf den Ruinen von Wien untergehen, das Schwert in der Hand."

Auf die endliche Entscheidung des Königs waren auch die weiteren Kriegsereignisse nicht ohne Einfluß.

Als Friedrich die österreichische Hauptmacht in der Richtung nach Königgrätz auf sich gezogen hatte, da war für die Franzosen eine glänzende Gelegenheit geboten, den Fürsten von Lobkowitz mit seinen schwachen Kräften über den Haufen zu rennen. Der alte Broglie hatte auch diese Gelegenheit nicht benutzt; er war untätig vor Budweis stehen geblieben.

Die Nachricht von dem preußischen Siege bei Chotusitz war nun aber doch den Franzosen sehr empfindlich. Sie betrachteten es geradezu als eine Beleidigung, daß ein Sieg erfochten war, ohne daß ihr Name dabei genannt wurde. Es ist dieselbe Stimmung der französischen Volksseele, wie sie sich 1866 ausdrückte in dem Ruf: Rache für Sadowa!

In dem Bestreben, den Eindruck von Chotusitz abzuschwächen, setzte Broglie ein Reitergefecht bei Sahay in Szene. Ein ganz unbedeutender Vorgang, dessen Tragweite und Erfolg geflissentlich und maßlos übertrieben wurde.

Zugleich begab sich der Marschall Belle Isle ins preußische Lager und bat den König, an die Moldau heranzurücken, damit die Franzosen Zeit fänden, ihre notwendigen Ergänzungen zu bewerkstelligen.

Diese neue Zumutung war dem König doch zu viel. Mit schonungsloser Heftigkeit warf er dem Marschall vor: „Ich bin seit vollen 18 Monaten ununterbrochen unterwegs und habe doch jeden Abgang an Menschen, Pferden und Material sofort ersetzt; durch die Schlacht von Chotusitz habe ich Böhmen für Frankreich gerettet, denn ich selbst mache keinen Anspruch darauf. Und demgegenüber haben die Franzosen in dieser ganzen langen Zeit buchstäblich nichts getan. Trotzdem sind sie auch jetzt noch nicht einmal schlagfertig."

Belle Isle konnte nicht anders, als die Vorwürfe des Königs für berechtigt anzuerkennen. Aber er tat es gezwungen und ließ die frühere Bewunderung und Teilnahme gänzlich vermissen. Obgleich das Hauptquartier des Königs dicht am Schlachtfelde lag und der Marschall sich mehrere Tage

dort aufhielt, äußerte er nicht den Wunsch, sich den Schauplatz der preußischen Taten anzusehen.

Kaum war er fort, so erhielt Friedrich die Nachricht, daß die beiden österreichischen Heeresteile unter Prinz Karl und Lobkowitz sich vereinigt hätten. Vor ihrem Anmarsch war Broglie auf Prag zurückgegangen, und dieser Rückzug hatte fast den Charakter einer Flucht angenommen.

Diese Nachricht mußte auf den König den ungünstigsten Eindruck machen. Nach allem, was vorhergegangen, sah es geradezu so aus, als ob die Franzosen absichtlich zurückgingen, um Friedrich noch einmal zum Kampfe zu nötigen. Er sollte die Sache führen, die von Frankreich schon nicht mehr ernstlich verfochten wurde.

Denn soviel war klar: wenn jetzt der Friede nicht unverweilt geschlossen wurde. dann waren nur zwei Dinge möglich.

Entweder der König mußte Prag — auf das die Österreicher losgingen — fallen lassen. Dann war seine eigene Stellung unhaltbar.

Oder er mußte es verteidigen. Dazu mußte er eine neue Schlacht schlagen.

Das schlimmste war aber, daß auch eine glückliche Schlacht bei der tatsächlichen Verfassung seiner Verbündeten die Sache nicht zu Ende gebracht haben würde.

Die Entscheidung drängte. Und in solchen Augenblicken hat Friedrich sein Leben lang die klarsten und festesten Entschlüsse gefaßt.

Am 9. Juni traf die Nachricht vom Rückzug der Franzosen im preußischen Hauptquartier ein. Am selben Abend ritt ein Kurier nach Breslau mit einem Brief an Podewils: Der Minister solle ohne Zeitverlust seine Vollmacht mit der Hyndfords austauschen. Der König lasse ihm noch einen halben Tag Zeit, um zu versuchen, wie viel er etwa ausrichten könne. Dann aber solle er abschließen, ohne ferner zu berichten oder weitere Resolutionen einzuholen. Die Grundlage der ganzen Verhandlungen müsse die Abtretung von Niederschlesien mit Glatz sein. Im übrigen solle Podewils so vorteilhaft als möglich abschließen, sei es, daß er noch Oberschlesien dazu bekommen könne oder einen Teil von Böhmen. Er solle mit Hyndford zusammen die Punkte genau aufsetzen, in Form eines Präliminartraktats, dann unverzüglich unterzeichnen und die Schriftstücke durch den Flügeladjutanten Kapitän von Sydow unterschrieben einsenden. Binnen 24 Stunden könne alles geschehen sein.

So legt der König mit unbedingter und großartiger Zuversicht die ganze Sache in die Hände seines Ministers.

„Ich schlafe ruhig, denn ich weiß, daß mir Sydow die Präliminarartikel unterzeichnet mitbringen wird."

Podewils erlag fast dem Druck der Verantwortung, die ihm damit aufgebürdet wurde. Nur der ausdrückliche Befehl des Königs war imstande, ihm über seine schweren Bedenken hinwegzuhelfen.

Am 11. Juni um 6 Uhr morgens erhielt der Minister den Brief des Königs. Am Nachmittag desselben Tages war der Vertrag fertig. Das Wesentliche steht im Artikel 5:

„Um alle Streitigkeiten und Ansprüche zu beseitigen, tritt die Königin für sich und ihre Nachfolger, mit voller Souveränität und Unabhängigkeit, das niedere und das obere Schlesien, bis auf Teschen, Troppau und das Land jenseits der Oppa und des hohen Gebirges, sowie die Grafschaft Glatz an den König von Preußen ab, der dagegen auf alle seine Ansprüche an die Königin, welcher Art sie auch immer sein mögen, Verzicht leistet."

Am 13. Juni um 7 Uhr traf der Kapitän v. Sydow mit diesem Vertrag wieder beim König ein.

Friedrich schreibt:

„Es ist ein großes und glückliches Ereignis, durch das mein Haus in den Besitz einer der blühendsten deutschen Landschaften gelangt, zum Beschluß eines glorreichen Krieges."

Des mährischen Feldzuges gedenkt er dann mit den Worten:

„Man muß wissen, zur rechten Zeit innezuhalten. Das Glück erzwingen wollen, heißt es verlieren. Noch immer mehr verlangen ist das Mittel, niemals glücklich zu sein."

Wenn wir zurückdenken an des Königs enthusiastische Stimmung in seinen ersten Breslauer Tagen, gleich nach dem Einrücken in Schlesien, so ist das eine eigentümlich gehaltene Stimmung nach einem ungeheuren Erfolg.

Auf dem siegreichen Feldherrn lastete eine persönliche Sorge: er fürchtete, man werde es ihm als ein moralisches Vergehen anrechnen, daß er ohne Rücksicht auf seine Verbündeten einen Sonderfrieden geschlossen habe.

Das ist ja nun eine alte Frage, die schon oft verhandelt worden ist, und die immer wieder einmal zur Sprache kommen wird: inwieweit es erlaubt ist, von einmal geschlossenen Verträgen abzuweichen. Eine allgemein gültige Antwort wird sich auf diese Frage nicht geben lassen. Es ist immer nötig, den einzelnen Fall in seiner Besonderheit ins Auge zu fassen.

Und der Fall lag hier für König Friedrich so:

Seine Verbündeten hatten sich als völlig unfähig erwiesen, der Königin Maria Theresia Böhmen zu entreißen. Diesen Gedanken, den er eine Zeitlang selbst gehegt, hatte er aufgeben müssen. Ihn allein durchzuführen hätte seine tatsächlichen Kräfte weit überstiegen. Ihn mit Frankreich und Sachsen vereint weiter durchsetzen wollen, hätte ihn in eine unerträgliche Abhängigkeit von der Schwäche anderer gebracht.

Aber der faulste Punkt dieses Bündnisses war doch das gegenseitige Mißtrauen. Während Friedrich eine Zeitlang große europäische Pläne mit sich herumtrug, während er unermüdlich unter den Waffen stand und die Entscheidung in der Schlacht suchte, waren seine Verbündeten nur darauf bedacht, ihre eigenen Ansprüche in Sicherheit zu bringen, und zwar möglichst ohne eigene Anstrengung. Wenn sie nur ihre Forderungen dabei durchsetzten, so war ihnen eine preußische Niederlage ganz gleichgültig, sogar erwünscht. Und wenn sich ihnen eine Gelegenheit zu Landerwerb auf anderem Wege geboten hätte, so wären sie ganz gewiß ohne Bedenken diesen Weg gegangen.

Während Friedrich sich für seine Verbündeten schlug, mußte er jeden Augenblick fürchten, daß von ihnen ein einseitiger Friede geschlossen würde, der ihn allein den überlegenen Waffen der Königin gegenüber stellte.

So kam er denn seinen Verbündeten zuvor. Hätte in dieser Allianz Vertrauen geherrscht — es wäre alles anders gekommen. Nach seinen bisherigen Erfahrungen hatte der König von einer Fortsetzung des Krieges nichts zu hoffen, aber alles zu fürchten. Von Anfang an hatte er von seinen Verbündeten Taten gefordert, Einsatz der ganzen Kraft, volle und schnelle Erfüllung ihrer Verpflichtungen. Das hatten sie nicht geleistet. Statt der Taten hatten sie Worte gegeben. Bayern und Sachsen wollten Königreiche erobern und zitterten beim ersten Rückschlag für ihr eigenes Land. Ganz überraschend aber hatte sich die Schwäche, die geringe Leistungsfähigkeit Frankreichs gezeigt, im Gegensatz zu der hohen Spannkraft Preußens.

Der König hat im Verlaufe des Krieges eine tiefe Abneigung dagegen gefaßt, ohne zwingenden Grund Verpflichtungen gegen einen anderen Staat zu übernehmen: „Man entriert Allianzen nicht wie Vergnügungspartien."

Das Schicksal der Pragmatischen Sanktion hatte soeben der Welt gezeigt, was von papiernen Abmachungen zu halten sei.

„Ich kann nicht begreifen," sagt der König, „daß die Welt nicht klüger wird und den Unwert von Bürgschaftsverträgen nicht einsieht."

„Das Suchen nach Bündnissen beruht auf einem Vorurteil von Europa, dem der bloße Name Allianz Eindruck macht."

„Ein Bündnisvertrag ist meist nur eine Anhäufung von Worten ohne Seele, die aber Tableau machen und ihm ein Relief geben."

Friedrich hat es doch für notwendig gehalten, den Abschluß des Breslauer Sonderfriedens auch vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen. Er schreibt:

„Wir sind unsern Mitteln unterworfen und unsern Fähigkeiten. Wechseln unsere Interessen, so müssen wir mit unsern Bündnissen wechseln. Unser Beruf ist, über das Glück unserer Untertanen zu wachen. Sobald wir also Gefahr oder Wagnis für sie in einer Allianz wahrnehmen, müssen wir lieber diese brechen, als jenes aufs Spiel setzen. Darin opfert sich der Souverän für das Wohl seiner Untertanen."

Später, im zweiten Schlesischen Kriege, hat er dieselbe Auffassung noch nachdrücklicher betont:

„Große Fürsten tun nichts füreinander um ihrer schönen Augen willen. Es gibt kein Bündnis noch Band in der Welt, das als kräftig betrachtet werden kann, wenn nicht die gemeinsamen und gegenseitigen Interessen es knüpfen. Sobald bei einem Vertrage der Vorteil ganz auf der einen Seite ist und auf der anderen Seite nichts, so löst dieses Mißverhältnis jedesmal die Verbindlichkeit."

Voll tiefer Bitterkeit fügt er hinzu:

„Machiavelli sagt, daß eine uneigennützige Macht inmitten ehrgeiziger Mächte unfehlbar endlich zugrunde gehen müßte. Es tut mir sehr leid, aber ich bin genötigt, einzugestehen, daß Machiavelli recht hat."

Alle Versuche der Rechtfertigung nutzten dem König nichts. Der Vertrag von Klein-Schnellendorf hatte das Mißtrauen der Menschen geweckt. Was der ungeduldigen Eingebung des Augenblicks entsprungen war, darin sahen sie eine abgrundtiefe Berechnung. Und als nun Friedrich den Breslauer Sonderfrieden schloß, da wollten die Zeitgenossen die harte, bittere Notwendigkeit nicht sehen, die ihn zu diesem Schritte zwang.

Der junge König, der rücksichtslos das Interesse seines Staates verfocht, der kein Bedenken trug, sich über den Kopf seiner Verbündeten hinweg mit dem Feinde zu verständigen, der dieses Abkommen mit dem Feinde ohne weiteres fallen ließ, als es in seine Pläne nicht mehr paßte, der endlich seine Verbündeten ohne vorherige Ankündigung verließ — der erschien der damaligen Welt nicht nur als Übermensch, sondern man kann fast sagen als Unmensch, als ein kalter, satanischer Rechenmeister.

Wer weiß, ob nicht dieses Urteil über König Friedrich sich festgesetzt hätte, wenn es ihm nicht vergönnt gewesen wäre, in dem furchtbaren Kampf der langen sieben Jahre seine eigenste Natur zu offenbaren.

Erst dieser Heldenkampf hat der Welt überzeugend nachgewiesen, daß dieser von den Zeitgenossen für unzuverlässig, wankelmütig gehaltene Mann die Verkörperung der Entschlossenheit und Standhaftigkeit gewesen ist. Nur sein unerschütterliches Ausharren hat den preußischen Staat gerettet.

In diesen schweren Tagen hat er einmal das Wort gesprochen:

„Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber daß ich meine Pflicht tue und für das Vaterland kämpfe, um es zu retten, wenn es noch zu retten ist."

Diese schlichten Worte könnten wie ein Motto über dem ganzen Leben Friedrichs stehen. Sie zeigen den alten Helden in seinem königlichen Pflichtgefühl, in seiner philosophischen Ergebung und in seiner soldatischen Tapferkeit.

Und doch tut der König mit diesen Worten sich selbst unrecht. Wohl war es nötig, daß er lebte. Er allein hat Preußen hindurchgeführt durch Not und Gefahr. In seinem Feldlager war Preußen, und ohne ihn gäbe es heute sicherlich kein Preußen mehr.

Diesen Geist einer unerschütterlichen, durch nichts zu brechenden Standhaftigkeit hat er auf alle übertragen, die im Banne seiner Persönlichkeit waren.

Aber auch dorthin, wo er nicht selbst war, reichte sein Riesenwille wie durch eine magnetische Übertragung bis in die fernsten und weitesten Kreise hinein. Sechs Jahre lang hat der König seine Hauptstadt Berlin nicht gesehen. Und die blutarmen preußischen Beamten haben in dieser ganzen Zeit ihren Dienst getan mit sehr unregelmäßiger Besoldung, manchmal ohne einen Pfennig zu erhalten. Sie haben das getan, ohne viele Worte darum zu machen, als verstände es sich ganz von selbst. Sie taten eben im Sinne ihres Königs nur ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit.

Friedrich hat einmal gesagt:

„Die Welt ruht nicht so sicher auf den Schultern des Atlas wie Preußen auf seiner Armee."

In Wahrheit ist er der Atlas gewesen, der mit seinem gewaltigen Willen den Staat getragen hat.

Wenn wir mit dieser Kenntnis seiner Persönlichkeit zurückblicken auf die Zeit des ersten Schlesischen Krieges, dann ist es uns möglich, in dem Bilde des jungen Königs bereits die Züge zu erkennen, die in späten Jahren als die wesentlichen sich herausgebildet haben.

Den Zeitgenossen erschien Friedrich als ein fertiger Mensch. Wir sehen, daß er noch im Werden war. Langsamer noch als bei vielen großen Männern der Geschichte hat sich seine Persönlichkeit entwickelt. Auf der anderen Seite ist es überraschend, wie schnell er durch Erfahrung lernt. Die leidenschaftliche Sucht nach Ruhm und äußerer Ehre verliert sich vor der harten Wirklichkeit der Dinge. Wie anders klingen seine Worte beim Friedensschluß als in den Festtagen von Breslau. Das lockende Trugbild eines glühenden Ehrgeizes beginnt zu verblassen. An seine Stelle tritt etwas anderes, Größeres: das Vaterland.

Noch sind die bedeutenden Eigenschaften des Königs nicht frei entwickelt. Seine ungeheure Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit, der treffende Blick, das kühle Urteil, der schnelle Entschluß, das rücksichtslose Einsetzen seiner Persönlichkeit, der kühne Mut — das alles wird in seiner Entfaltung noch gehemmt durch Übereilung und jugendliche Hitze, durch Mangel an Erfahrung.

So dürfen wir sagen, daß er im ersten Schlesischen Kriege einen guten Teil seiner Erfolge dem Glück verdankt hat.

Man kann aber hinzufügen: auch der Macht der Tatsachen. Es gibt auch in der Geschichte gewisse innere, in den Dingen selbst liegende Notwendigkeiten. Friedrichs jugendliches Genie wurde getragen von der materiellen und moralischen Überlegenheit seines Staates, seines Heeres, seines Volkes.

Er vertrat in der damaligen Welt das Recht der lebendigen Gegenwart gegen die abgestorbenen Formen der morschen Reichsverfassung.

Hexlein.

Eine Erinnerung.

Von

Carl Busse.

Das sind nun zwanzig oder einundzwanzig Jahre her, und ich hätte es, wie so vieles, wohl für immer vergessen und verloren gehabt, wenn nicht der Wachtelkönig durch die Frühlings- und Sommernächte des Jahres gerufen hätte. Aber als ich nach so langer Zeit wieder einmal sein schnarrendes „Errp, errp, errp!" aus den Getreidefeldern hörte, während sonst alles schwieg und die Sterne gleichmütig wie immer den Schlaf der Erde bewachten, erschrak mein Herz und war einen Augenblick still, und mit verhaltnem Atem lauschte ich, bis der Vogel an einer anderen Stelle von neuem begann. Mit jedem Rufe aber kam etwas Fernes näher auf mich zu, und ob ich es auch nicht gleich zu erkennen vermochte, so fühlte ich doch, daß es etwas Schönes und Fröhliches war.

Bis endlich in stiller Mitternacht, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, das Hexlein vor mich hinsprang und zu schimpfen begann — zu schimpfen, weil ich schon wieder trödelte und träumte, anstatt die Hände zu rühren. Nach seiner alten Art und Gewohnheit schalt es mich aus und machte mit der Hand den Strich durch die Luft: „So ist es — basta!" Ich aber hätte am liebsten die Arme gehoben: „Schimpf weiter, Hexlein; es tut sonst keiner mehr, und ich kann es vertragen!" Doch es fiel mir rechtzeitig noch ein, daß sie dann gewiß geantwortet hätte: „Nun gerade nicht!"

Ihr Vater war der Katasterkontrolleur Brose. Ich sehe ihn vor mir, wie er im schwarzen, zugeknöpften Rock, den Zylinder auf dem Haupte, eine kleine, grüne Gießkanne in der Hand und eine seiner Töchter zur Seite, nach Bureauschluß auf den Kirchhof marschiert. Es geschah stets im Eilschritt, denn er hatte es wahrlich nicht leicht, fertig zu werden. Das Schicksal hatte es gefügt, daß er im Laufe der Jahre vier Frauen verloren hatte, von denen ihm jede ein Töchterchen geschenkt hatte. Schon um der Kinder und der Wirtschaft willen hatte er stets wieder heiraten müssen, und als ihm der Tod die Gattin Numero 4 nahm, holte er sich ungebeugten Mutes die fünfte. Man sagte ihm nach, daß er sich durch die vielen Brautwerbungen und

Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse so an den Zylinder gewöhnt habe, daß er ihn überhaupt nicht mehr missen mochte. Auf dem Kirchhof besorgte er die vier Gräber streng nach der chronologischen Reihenfolge. Vor jedem zog er zu kurzem Gebet den Zylinder so weit übers Gesicht, daß der hintere Krempenrand gerade gegen die Nasenspitze wippte. Dann zupfte er Unkraut und begoß den Efeu. Zwei Gießkannen reichten für einen Hügel; nur das Grab, das die Gattin Numero 3 barg, die Mutter des Hexleins, die er am meisten geliebt hatte, bekam ein paar Güsse mehr. Darauf zog er mit Zylinder und Gehrock, Gießkanne und Tochter heimwärts. Der Kaufmann Pieper, der um diese Zeit gewöhnlich vor der Tür stand, dienerte mehrmals und rief dann meist mit gedämpfter Stimme in den Laden hinein: „Der Herr Katasterkontrolleur hat seine Damen besorgt!"

Fast alle Töchter des Hauses, etwa mit Ausnahme der jüngsten, die noch nicht zählte, trugen einen heimlichen Trotz mit sich herum, den die Opposition gegen die verschiedentlichen Stiefmütter in ihnen genährt haben mochte. Bei der ältesten gab er sich in säuerlicher Ironie aus; die zweite war ein wandelnder, aber stummer Protest; die dritte, das Hexlein, schimpfte. Sie war im Grunde ein feines, vergnügtes Mädel, aber die häuslichen Verhältnisse hatten es so mit sich gebracht, daß sie mit dem Munde etwas vorlaut war und daß es ihr zur Angewohnheit ward, fröhlich drauf los zu räsonieren. Sie meinte es gar nicht so schlimm; es war bei ihr mehr ein Lippen- als ein Herzenstrotz. Aber weil sie äußerlich unfügsam war, jedem leicht mit einer kecken oder patzigen Antwort diente und dann unwirsch davon fuhr, war ihr der Spitzname Hex oder Hexlein hängen geblieben. Sie hörte auch ohne weiteres darauf, so daß er allmählich seine eigentliche Bedeutung verlor, und niemand, der ihn gebrauchte, sich etwas dabei dachte.

Wir wohnten im gleichen Hause und waren eine Zeitlang nebeneinander hergegangen, wie es Nachbarskinder eben tun. Man traf sich im Garten, sprach ein paar Worte und schlenderte wohl auch zur Wiese hinunter. Wir Knaben machten uns wichtig, indem wir mittels der Wäschestützen über den Graben sprangen, und die Mädchen setzten sich auf die Bank, sahen uns zu und flochten sich Kränze. So hatte man sich recht und schlecht vertragen und war in das Alter gekommen, wo die ersten Ahnungen neuer Sonnen das Dämmerglück der Kindheit purpurn zu durchleuchten beginnen.

Da geschah es an einem Herbstabend, daß mir das Hexlein beim Sausen des Windes aus dem Garten entgegenkam. Ihre Röcke wehten, und in der erhobenen Hand schwenkte sie triumphierend etwas, was ich in der Dämmerung nicht gleich erkannte. Erst als ich vor ihr stand, sah ich, daß es eine große, schöne Birne war. Ich brauchte nicht zu fragen, woher sie stammte, denn alles, was jung war im Hause, hatte sich seit Wochen auf diese Birne gespitzt. Hoch im freien Wipfel, an den niemand herankam, hatte sie geschwebt, in Sonne und Wind war sie gewachsen, größer und schöner als die übrigen Früchte des Baumes, immer gelber und goldener hatte sie zwischen dem grünen Laub gehangen. Ein paarmal am Tage war der Blick sehnsuchtsvoll zu ihr emporgewandert, und jeder suchte am Morgen der erste im Garten

zu sein in der stillen Hoffnung, daß der Nachtwind sie herabgeschüttelt hätte. Aber nun war sie am Abend gefallen, dem erschrockenen Hexlein fast vor die Füße, und in all ihrer prangenden Reife schwebte sie da vor mir, leise hin und her pendelnd an dem starken Stiel, den zwei Finger fest und fröhlich hielten.

„Was sagst du jetzt?" lachte das Hexlein und ließ die Frucht vor mir tanzen. „Sie ist noch größer, als sie von unten erschien. Fein — wie?"

Und ein bißchen übermütig, in einem Triumphgefühl, das ihr durch alle Glieder zuckte, stand sie vor mir. Es war ärgerlich, da wir alle durch die Bank nach der Birne gelungert hatten. Nach kurzem Hin und Her meinte ich mehr fordernd als bittend, die Hälfte könnte sie mir wohl gutwillig abgeben, da der Baum mit ein paar Ästen doch auch auf unseren Gartenanteil herüberreiche. Sie lachte mich aus: „Das könnte dir passen!" Hochmütig und spöttisch, als wollte sie ein lästiges Federchen fortblasen, schürzte sie die Lippen. Aber als ich gerade deshalb entschlossener in sie drang, sie verwegen an den Armen faßte und sie trotz ihres Widerstandes gegen den Zaun zurückdrängte, fing sie in ihrer übersprudelnden Art zu schimpfen an. Ob ich etwa frech genug wäre, ihr die Birne mit Gewalt wegzunehmen? Zuzutrauen sei mir ja fraglos das Schlimmste. Meine Erziehung sei bedauerlicherweise sehr vernachlässigt worden. Allerdings wäre ich ja noch ein grüner Junge, der es erst später lernen würde, mit Damen umzugehen.

Ich hatte in ihr Schelten lose hineingelacht, weil ich ihre Art kannte und sie nicht tragischer nahm als notwendig war. Doch als sie etwas großspurig das von den „Damen" sagte, stieß mich der Bock in überlauter Lustigkeit. „Potztausend, Hex, das ist ja das Neueste! So, so . . . eine Dame bist du!" Und während ich die Widerstrebende an den Armen nach rechts und nach links drehte, als wollte ich sie mustern und von allen Seiten betrachten, sagte ich spöttisch: „Da muß ich doch wirklich sehen, wo die Dame sitzt."

Sie schalt auch jetzt nach Kräften, ihre Augen sprühten, und da sie die Hände nicht frei bekam, stieß sie zornig mit dem Fuß nach mir. Aber plötzlich ward sie still, preßte die Lippen zusammen und ließ ihr Wehren und Widerstreben sein. So standen wir uns gegenüber; ich hielt noch immer ihre Arme fest.

„Möchtest du mich nicht loslassen?" sagte sie dann nach einer Weile ganz ruhig.

„Du weißt ja!" erwiderte ich kurz. „Wenn du mir die halbe Birne gibst!" wollte ich fortfahren. Aber ich brachte die Worte nicht mehr heraus. Denn in den paar Sekunden ging etwas Seltsames mit mir vor. Ich sah, wie mich das Hexlein mit einem gleichsam abwägenden Blicke maß. Ich fühlte das feste, junge Fleisch der Arme, an denen ich sie hielt. Ich vermag nicht zu erklären, was noch dazu kam — genug, eine jähe Scheu und wunderliche Verwirrung überflog mich, daß meine Augen zum ersten Male abirrten und meine Hände, als würden sie plötzlich matt und kraftlos, herabsanken.

„Da!" sprach ich halb blöde und gab ihr den Weg frei. Ich wollte wenigstens ein spöttisch-überlegenes Gesicht dazu machen, doch es muß mir wohl nicht ganz geglückt sein, denn Hexlein beachtete es gar nicht.

Sie reckte sich mit leisem Lächeln, wie gehoben von dem Gefühl einer neuen Macht, und hatte es weniger eilig, davonzukommen, als es vor einer Minute noch schien.

„Siehst du," nickte sie, „mit der Zeit wird es schon werden!"

Dabei brachte sie sich für alle Fälle aber doch mehr in Sicherheit und entwich nach dem Hause zu. Sie drehte sich unter der Flurtür um.

„Fang!" rief sie, und wie einen Ball nahm sie die gelbe, reife Birne und schwenkte sie in der Hand.

Instinktiv öffnete ich die Hände.

Doch sie besann sich im letzten Augenblick anders. Sie mochte den Grund ihrer plötzlichen edelmütigen Wallung nicht mehr einsehen. So lachte sie nur, sagte: „Nein, nein . . . selber essen macht fett", und verschwand durch die Tür, die sie eiligst hinter sich zuwarf. Ich hörte, wie sie die Treppen emporstürmte, in so wilder Hast, als hätte sie Furcht, daß ich hinterdrein käme und sie tüchtig am Haar zauste.

Mit der „Dame" war es also offenbar noch nicht weit her, und es kränkte mich bitter, daß ich mich hatte verblüffen lassen. „Wart nur, du Grasaff!" dachte ich im stillen und ballte die Hand in der Tasche, während ich ziellos durch den sausenden Wind und die Dämmerung im Garten auf und ab ging. Aber dazwischen blieb ich stehen und sah wieder ihren messenden Blick, fühlte eine heiße Welle emporschlagen und empfand, daß das Leben Türen hatte, hinter denen sich purpurne Tiefen und unbekannte Seligkeiten auftaten, daß ich jung sei und in all dem Glück und Schmerz noch schauern würde, daß die Welt reich und rätselhaft, und Herlein — das Herlein von nebenan — doch wirklich schon ein rechtes Mädchen und Fräulein wäre.

Der Wind fuhr durch die Wipfel und durch mein Herz. Er warf sich gegen meinen Kittel, und ich fand, daß der Kittel schon ein wenig dürftig war und in den Ärmeln ausgewachsen. Ich wollte es der Mutter sagen, daß es Zeit wäre, ihn zu pensionieren. Mit diesem Gedanken verließ ich den herbstlichen Garten. Im Hause brannte schon Licht. Im Nebenflügel war oben ein Fenster hell, und hin und wieder lief ein Schatten über den Vorhang. Dort wohnten die Brosechen Mädchen. Scheu glitt mein Blick nach droben. Es war alles wie sonst, und es war alles doch anders. Hier, in die gegenüberliegende Flurtür, ging ich hinein; die Treppen waren die gleichen wie drüben, die Zimmer wohl auch. Und Herlein war ein Mädel, ein Fräulein. Ich aber ein Junge . . . ein junger Herr. Ich sah mich in meinem Stübchen um. Aber einen Spiegel gab es da nicht. Ich vermißte ihn zum ersten Male.

Das ging vorüber, anderes schob sich dazwischen, und es blieb nur so viel, daß ich jetzt wohl öfter nach dem Herlein den Kopf drehte. Und als sie mir einst auf der Straße begegnete, zog ich den Hut vor ihr, während ich ihr sonst nur kameradschaftlich zugenickt hatte. Sie dankte, als wäre sie es nie anders gewohnt gewesen, ich jedoch ward rot und verlegen, und mein Begleiter, der die gleiche Schulbank mit mir drückte, sagte so nebenbei: „Die kleine Brose wird ein apartes Mädel!"

Bei dem Hutziehen blieb es fortan, und als der Winter herankam, war ich in einer scheuen, heftigen Dummjungenliebe in das Hexlein verschossen. Je mehr diese Neigung Gewalt über mich gewann, um so mehr schwand die alte kameradschaftliche Harmlosigkeit. Ein blöder Schäfer, der heimlich glüht, sah ich ihr nach, wenn sie das Haus verließ, und schlich mich bebend hinter ihr drein. Aber es fehlte mir völlig der Mut, sie anzusprechen oder wie früher mit ihr zu plaudern. Als das Hexlein dann gar Tanzstunde mitnahm und bald regelmäßig von einem Primaner heimgeleitet ward, während das Dienstmädchen mit der Laterne hinter dem Pärchen dreinstampfte, zerfleischte mich eine rasende Eifersucht, blies die Glut zu hellen Flammen an und schluchzte sich in Tränen und Versen aus.

Das Hexlein wäre kein Mädel gewesen, wenn es meine Scheu und Liebe nicht bald bemerkt hätte. Der Spaß mochte ihr im Grunde auch nicht übel gefallen, sintemal seit Erschaffung der Welt noch keine Evastochter so inbrünstige Verehrung schief genommen hat. Aber in dem rechten Backfischtrotz und der heftigen Oppositionslust ihres Wesens wehrte sie sich äußerlich nach Kräften und ward nur noch grätiger gegen mich, besonders seit Schwestern und Freundinnen sie mit mir zu necken begannen. Während *ich* in dem Gefühl der Hilflosigkeit und Unsicherheit jedem Zusammentreffen auswich, so heiß ich es auch heimlich wieder begehrte, schien *sie* eine Begegnung eher zu suchen als zu meiden, benutzte aber jede dazu, mich spöttisch abzutun, mir in jeder Weise zu widersprechen oder mich in der alten Art auszuschelten.

So ging der Winter hin; und je weiter der Frühling vorschritt, um so häufiger traf man sich natürlich im Garten. Bald blühten Wasser und Erde; wie ein Rausch kam es über die Welt; der Mai brachte schon sommerliche Gluten. Der Faulbaum neigte sich unter der Überfülle der weißen Blütentrauben; sie hingen und dufteten noch süßlich, als schon der Flieder an allen Ecken und Enden aufbrach. Und noch war es nicht Himmelfahrt . . .

Da saß ich einst mit meiner Angel am Bach und sah auf das tanzende Floß, als die Frau Katasterkontrolleur etwas schnaufend unter der Last eines vollgepackten Wäschekorbes daherkam, gefolgt von dem Dienstmädchen, das einen zweiten und noch größeren schleppte.

„Wir werden Ihnen die Fische verjagen müssen", rief sie mir schon von weitem zu. Aber als ich die Angel hinwarf und hilfsbereit zusprang, um ihr den Korb abzunehmen, schüttelte sie den Kopf, blieb in gleichem Schritt und setzte die Last erst hart vor der Schöpfbank zu Boden. „Nein, nein, lassen Sie nur! Wenn Sie durchaus helfen und sich nützlich machen wollen, wüßt ich was andres."

Doch als ich drängte, was das wäre, sagte sie lachend, sie hätte nur einen Scherz gemacht. Das Mädchen solle die Wäsche jetzt ordentlich durchspülen und dann auf den Rasen zur Bleiche legen. Am Tage läge sie dort ja gut und sicher. Nur des Nachts müsse sie jemand unter den Augen behalten, sonst hätten es die Langfinger gar zu bequem. Das Mädchen, das den Tag schwer gearbeitet habe, könne man nicht wohl um den Schlaf bringen, und so wollte sie selbst, vielleicht mit den Kindern, Wache halten.

Sie war von der Hitze des Tages und der Anstrengung noch immer feuerrot, wehte sich mit dem Tuch Kühlung zu und sah mich abwartend und ermunternd an.

„Am Ende leisten Sie uns Gesellschaft. Wir Frauenzimmer haben allein gar zu leicht Angst."

Ich versprach mit Freuden zu kommen, und während das Mädchen die Wäsche zu spülen begann und sie hin und her durch das fließende Wasser zog, stellte sich die Frau Katasterkontrolleur, ihres Mannes fünfte Ehegenossin, neben mich, fragte nach den Fischen, die ich gefangen hätte, seufzte nebenbei und sagte nach einer Pause:

„Ich weiß aber nicht, ob die Kinder Lust haben. Die beiden ältesten schlafen sich lieber aus. Man kann es ja auch keinem übelnehmen. Hexlein wird schon mitmachen."

Da merkte ich zweierlei, was mich beschämte und mir nur eine stockende Antwort erlaubte. Ich merkte, daß die Frau Katasterkontrolleur wohl wußte oder ahnte, wie ich zu ihrer dritten Stieftochter stand. Und ich fühlte ferner, daß sie es auch schwer hatte, daß sie keine Gewalt über die großen Mädchen besaß und in ihrer Häuslichkeit nirgends eine feste Stütze fand. Zum erstenmal sah ich sie recht eigentlich an. Sie war rund und wohlbeleibt, gewiß noch nicht vierzig Jahre, und mußte als junges Ding wohl fröhlich und guter Dinge gewesen sein. Denn es lag verhalten jetzt noch in ihr, nur traute es sich nicht mehr frei hervor. Ein resignierter Zug schattierte sich leise in ihr Gesicht hinein.

Mehr als Gefühl und Ahnung, denn als Wissen und Bewußtsein ward mir das gegenwärtig. Und errötend, als hätte ich mehr gesehen, als ich sehen durfte und sollte, versicherte ich ihr, daß ich mich in jedem Falle gleich gern einstellen würde: ob noch andere dabei wären oder nicht. Wenn es so recht wäre, vielleicht gegen zehn Uhr.

Aber es ward halb elf, ehe ich aus dem Hause kam. Ein betäubender Duft von Faulbaum und Flieder schlug mir entgegen. Wie zu einer Wolke geballt schien er schwer über den einzelnen Teilen des Gartens zu hängen. Kein Hauch rührte die Wipfel. Kaum wagte der Fuß aufzutreten und den Frieden zu stören.

Auf der Wiese waren die Broses bereits versammelt. Ich erkannte die älteste der Töchter; ich erkannte von weitem schon das Hexlein. Sie empfingen mich freundlich, aber als die Frau Katasterkontrolleur auf der Bank etwas zur Seite rückte, mahnte sie mütterlich: „Sie hätten den Mantel mitnehmen sollen. Gegen Morgen wird es kühl, und wenn Sie sich erkälten, bekomme ich es mit Ihrer Mutter zu tun."

Ich spielte mich auf meine feste Gesundheit hinaus und nahm neben ihr Platz. Links von mir saß das Hexlein. Dann blieb gerade noch Raum für die älteste Schwester, die es vorläufig vorzog, auf und ab zu gehen. Wenn sie sich für eine Weile zu uns setzte, mußten wir dicht zusammenrücken, und mir ward wunderlich heiß dabei, denn ich spürte des Hexleins Glieder. Aber ich saß mäuschenstill und wagte mich nicht zu regen, in der Furcht, sie könnte

es gleichfalls empfinden und erschrecken. Doch bald merkte ich, daß sie ihren Spaß daran hatte. „Wie die Pökelheringe sitzen wir," sagte sie und zog ihre Arme vor. „Ein Bild zum Malen."

„Ja, es ist sehr amüsant," erwiderte die Schwester und gähnte heimlich. „Ich halte es höchstens noch eine Stunde aus."

Die Frau Katasterkontrolleur aber hatte die Hände über der Taille gefaltet.

„Ihr wollt nun jung sein," sagte sie kopfschüttelnd. „Wenn ich zurückdenke ... als ich so alt war, da war es immer ein Fest, wenn wir auf der Bleiche wachen konnten. Aus der Nachbarschaft kamen die Mädels und ein paar junge Leute, und wir haben gelacht und gesungen, getanzt und uns geneckt, daß die Stunden wie im Fluge vergingen."

Als ob sie Verständnis suche, sah sie uns an. „Dabei kann die Nacht doch gar nicht schöner sein!"

Das konnte sie wirklich nicht. Der Vollmond schwamm am Himmel und führte die Unzahl der Sterne. Im blassen Lichte leuchtete die ausgebreitete Wäsche, dunkler kam der Rasen zwischen den einzelnen Stücken zum Vorschein. Neben uns schwatzte der Bach um die Pfähle der Schöpfbank. Sprang ein Fischlein empor, so fiel ein Sprühregen von Silber ins Wasser zurück. Und fern, vom Marktplatz her, spielte unermüdlich der Leierkasten des Karussells.

Herlein summte den Walzer mit.

„Kannst du noch immer nicht tanzen?" unterbrach sie sich dann mit einem Male. Sie sah mich dabei etwas geringschätzig und verächtlich an, als wisse sie die Antwort vorher. Nun hatte es mich längst wohl bitter gekränkt, daß ich es nicht hatte lernen dürfen, aber da ihr Ton mich reizte und ich ihr meinen Schmerz und meine Schwäche nicht zeigen wollte, erwiderte ich achselzuckend, daß ich für diese Kunst des Herumspringens allerdings kein Verständnis hätte und nicht begriffe, was die Leute daran für ein Vergnügen fänden.

„Ich liebe es leidenschaftlich!" antwortete sie hart und angriffslustig. „Wir haben im Winter oft nach diesem Walzer getanzt."

Und sie nahm die Melodie von neuem auf, summte, wiegte sich und lachte dann vor sich hin.

„Was macht denn Herr Vollmann? Er war ein feiner Tänzer und hat mich immer so nett nach Hause begleitet."

Da stand ich ihr Rede, aber die alte Eifersucht fraß sich wie eine Schlange in mein Herz. Offenbar wollte es Herlein so haben und weidete sich heimlich an meiner Beklemmung.

Die Frau Katasterkontrolleur hatte zugehört. „Schelten Sie mir das Tanzen nicht!" sagte sie jetzt. „Es bleibt eine hübsche Sache. Man findet sich dabei so leicht und natürlich zusammen. Sie sollten es wirklich lernen."

Und als ich vor ihrer Ruhe und Freundlichkeit meinen Trotz aufgab und eingestand, daß ich den nächsten Kursus sogar *sehr* gern mitnehmen wollte, nickte sie mir ermunternd zu.

„Das ist recht. Das Tanzen muß man wie das Schlittschuhlaufen früh anfangen." Sie lauschte einen Augenblick. „Der Walzer geht noch weiter, . . . Sie sollten es gleich einmal probieren!"

„Mit dir etwa?" fuhr Herlein grob dazwischen. Es klang so patzig und höhnisch, daß ich mich für sie schämte und sie nicht ansah.

Die Frau jedoch hob nur kurz die Schultern. Sie mochte den Ton von den Stieftöchtern gewöhnt sein.

„Du bist ja schon bereit," sagte sie. Es schien, als ob sie um meinetwillen einen Nachsatz verschluckte. „Versuch es doch!"

Herlein lachte unwirsch, aber auch die Schwester drängte, und am Ende half mir all mein Protestieren nichts. Auf der freien Rasenfläche neben der Wäsche traten wir an, und obwohl ich das klägliche Ende voraussah, legte ich den Arm um das geliebte Mädel, horchte auf den fernen Walzer, und begann sie mit Todesverachtung herumzuschwenken.

Sie schrie mich derweil fortwährend an und schalt und kritisierte nach Kräften. Ich hatte sie in meiner Scheu wohl zu lose gefaßt, denn gleich zu Beginn rief sie: „Fester! Fester! Du kannst einen ja nicht einmal halten!" Aber als ich dann kerniger zugriff und sie einfach mitnahm, schrie sie mir zornrot andere Worte zu, die ich nur halb verstand, da ich mit einem Ohre immer auf die Musik lauschte. Und in dem Gefühl, daß ich mich doch eben auf alle Fälle über die Maßen blamierte, wirbelte ich sie bis zur Atemlosigkeit herum, geriet um ein Haar auf die bleichende Wäsche und ließ nicht locker, bis das Mädel sich mit Gewalt aus meinen Armen riß.

„Hat man so etwas gesehen! Solch einen Tölpel! Das nennt er einen Walzer!" Wie ein Wasserfall brauste es über mich. Aber durch all ihre Wut klang ganz zuletzt ein Lachen. Und die Schwester hielt sich die Seiten; selbst der Frau Katasterkontrolleur schütterte Busen und Bäuchlein vor verhaltener Heiterkeit.

„Wie ein Grashupfer springt er mit einem rum! Ich danke ergebenst, Herr Grashupfer! Danke ein für allemal!"

Und mit blitzenden Augen stand das Herlein vor mir und machte mich schlecht.

„Es fällt eben kein Meister vom Himmel," tröstete die Stiefmutter. „Aber ich glaube selber, daß es vorläufig genug ist. Wir müssen auch die Wäsche wieder einmal begießen."

Das geschah denn auch, und dabei war ich besser zu verwenden als bei dem Walzer. Auf dem Schöpfbrett kniend, tauchte ich die Gießkannen in den mondversilberten Bach, daß gurgelnd das Wasser hineinschoß. Herlein hatte die Ärmel aufgekrempt und die Kleider lose geschürzt.

„Fix, fix," drängte sie. „Du bist sogar darin ein Tolpatsch. Ich kann die langsamen Menschen nicht leiden."

Aber ich war gar nicht langsam. Sie wollte halt nur etwas zum Schimpfen haben. Ich sah, wie sie im Vollmond mit der tropfenden Kanne zwischen den einzelnen Wäschestücken hin und her ging und goß. Wie silberne Fäden rann es aus der Traufe.

Dann war die Wäsche besorgt. Wir setzten uns wieder, und Mutter Brose schlug ein gemeinsam zu singendes Lied vor. Die Töchter spöttelten und machten sich lustig, aber sie setzte unbekümmert ein, tief und leiser folgte ich nach, und endlich, noch etwas überlegen und jeden Augenblick zu einer Störung bereit, fügten sich auch die beiden Halbschwestern. Als sie merkten, daß die Stimmen gut zusammenklangen, ließen sie auch das letzte Widerstreben, und herzlich tönte in der stillen und sternigen Nacht das Lied empor. Das Merkwürdigste war, daß wir in einem der ferneren Gärten einen Lauscher und Mitsänger haben mußten, denn als wir endeten, schollen die letzten Takte schöner und reiner aus der Weite nach, und so blieb es fast bei jedem Liede, das wir anstimmten. Als wir uns satt gesungen hatten, herrschte eine Zeitlang Stille und Ermüdung, daß wir mundfaul vor uns hindröselten. Auf der neubegossenen Wäsche standen hier und da noch kleine Wasserlachen und blinkten im Lichte; der Vollmond hing in den Ästen des Weidenbaumes; das Karussell mochte seine Fahrten eingestellt haben, denn von dem Leierkasten war nichts mehr zu hören. Und gerade als die Stille immer größer und fühlbarer ward, tönte von jenseits des Baches, aber doch schreckhaft nahe, ein schnarrendes „Errp, errp, errp" her, das rücksichtslos den lautlosen Frieden der Nacht unterbrach. Wir waren alle zusammengezuckt und spähten nach der Wiese hinüber, doch da war nichts zu sehen. Nach einiger Zeit wiederholte sich der Ruf, nur kam er diesmal von einer ganz anderen Seite, und so ging es mit einigen Unterbrechungen fort, so daß die Köpfe sich bald hierhin und bald dorthin wandten, ohne je die Spur eines lebendigen Wesens zu entdecken.

„Ist das ein Vogel?" fragte die Frau Kataſterkontrolleur. Sie war offensichtlich ein wenig beunruhigt.

„Ja, es ist der Wachtelkönig."

Herlein stieß mit kurzem Lachen auf. „Unsinn," sagte sie schroff. „Wenn du nichts dagegen hast, ist es noch immer der Wiesenschnarrer."

„Auch das. Es ist beides dasselbe. Man nennt ihn so und so."

Sie ärgerte sich, daß ich das letzte Wort behalten sollte, fand aber nichts darauf zu erwidern. Sie beugte sich nur auf der Bank etwas vor, scharrte mit der Stiefelspitze den Boden auf und spöttelte: „Mit der Naturgeschichte scheint es besser zu gehen als mit dem Tanzen." Dann hob sie gleichmütig den Kopf: „Übrigens — als wir vorhin sangen, flog er ja fortwährend über die Wiesen. Man muß nur die Augen aufmachen."

Das ging mir wider den Strich.

„Dann hättest du sie gleich weiter aufmachen sollen. Der Wachtelkönig fliegt nicht."

Nun sprang sie auf. „Was fällt dir denn ein? Ich hab ihn doch selber gesehen. Du wirst mir doch nicht weismachen wollen, daß es ein Sperling oder eine Lerche war!"

„Nein, aber wahrscheinlich eine Fledermaus. Der Wachtelkönig fliegt wirklich nur in der Not. Er ist ein Schnelläufer. Da . . . horch . . . nun ist er drüben am Getreidefeld. Er schießt pfeilgeschwind die Furchen entlang. Ich habe mein Lebtag noch keinen in der Luft gesehen."

Sie schwieg einen Augenblick, als ob sie sich ergebe. Dann schüttelte sie trotzig den Kopf.

„Wenn du blind bist, kann ich nichts dafür. Es war keine Fledermaus. Es war der Wiesenschnarrer. Er flog sogar vorzüglich."

Dabei machte sie mit der Hand entschieden einen Strich durch die Luft. Das hieß: So ist es — basta! Und dagegen ließ sich nicht mehr ankommen. —

Inzwischen war es später geworden, und die Frau Katasterkontrolleur meinte, ein guter Kaffee würde uns jetzt wohltun und frischer machen. Sie ging ins Haus, um ihn zu kochen, während wir drei anderen unten blieben und in losen Pausen von diesem und jenem redeten. Hexlein setzte sich auf die Schöpfbank und ließ das laue Wasser durch die Finger laufen. Ihre Schwester aber konnte kaum mehr die Augen aufbehalten. „Ich warte nur auf den Schluck Kaffee," sagte sie und gähnte. „Dann verschwinde ich."

Und mit einem Male blinzelnd: „Oder soll ich etwa schon jetzt verschwinden?"

Hexlein sah scharf hinüber. „Wie meinst du das?"

„Gott, vielleicht ist es hübscher, wenn ihr allein seid."

Ich ward blutrot, aber ehe mir noch ein Wort der Erwiderung einfiel, schoß ein Wasserstrahl silbern durch die Luft und klatschte vor der Schwester nieder. Einem zweiten versuchte sie vergeblich auszuweichen. Sie schüttelte sich ärgerlich die Tropfen ab.

„Da wirst du was Schönes ins Haus bekommen, wenn du die Wilde da heiratest," sagte sie mit einer Wendung zu mir.

Und jetzt ward auch Hexlein purpurrot. Mit ein paar Sätzen war sie bei ihr, blickte ihr zornbebend in die Augen und ballte die Hände.

„Noch ein Wort . . . noch ein einziges Wort!"

Mit säuerlichem Lächeln zuckte die Ältere die Schultern. Aber sie wagte doch wirklich keine Erwiderung, sondern streifte mich nur mit einem vielsagenden Blick: Habe ich recht oder nicht?

Ich wollte ihr zu Hilfe kommen und mischte mich auch deshalb ein, weil ich nicht gar zu blöde dabeistehen wollte.

„Rege dich doch nicht so auf, Hex. Es war ja doch alles nur Scherz."

Aber da hatte ich Blitz und Donner auf mich gelenkt. Heftig fuhr sie herum.

„Habe ich dich gefragt? Hast du mir Vorschriften zu machen? Du bist mir der rechte! Und wenn du etwa glaubst, was die alte Lise da geschwatzt hat, bist du schief gewickelt. So ein Unsinn . . . ich kann wahrhaftig andere kriegen."

Wie ein Messer schnitt es durch mein Herz, aber in Ärger und Kummer warf sich der Jungentrotz nach oben. Ruhiger, als ich es selbst für möglich gehalten hätte, ja fast in einer leichten und lässigen Art sagte ich:

„Das will ich dir gern glauben. Die anderen passen auch besser zu dir. Bollmann zum Beispiel . . . der feine Tänzer."

„Vielleicht," sprach sie kurz.

Da beugte ich mich zu einem Wäschestück, zog es glatt und versuchte zu lachen. „Ich bin wirklich der letzte, der ihm im Wege steht."

Sie sah mich in den nächsten Minuten ein paarmal von der Seite an, worauf sie die Arme hob, sich reckte und mit ganz veränderter Stimme sagte: „Der Kaffee könnte nun endlich fertig sein!"

Mutter Brose erschien denn auch bald und schleppte auf einem großen Tablett alles Nötige heran. „Habt ihr euch wieder gezankt?" fragte sie, als sie die gewitterschwangere Stimmung bemerkte. Aber da jeder dem anderen die Antwort überließ, erhielt sie gar keine und begnügte sich damit, zu seufzen und den dampfenden Kaffee in die Tassen zu gießen. Er tat uns wirklich allen gut, und trotz meiner Seelenschmerzen half ich wacker zu seiner Vertilgung mit. Bald nachher verließ uns die ältere der beiden Schwestern. „Der Bettzipfel zieht," sagte sie und rieb sich die Augen. „Wünsche noch viel Vergnügen."

Das Hexlein warf ihr einen bösen Blick nach: „Schlafmütze!"

Aber mit der Unterhaltung wollte es nichts Rechtes mehr werden. Es war nun allmählich weit über Mitternacht, die Sterne waren weiter gerückt, es hatte sich abgekühlt, und der Duft von Flieder und Faulbaum zog seltener und minder stark herüber. Die Frau Katasterkontrolleur kam auf Geister- und Gespenstergeschichten, die sie sich in den Bleichnächten ihrer Jugend erzählt haben mochten; es gruselte sie heimlich, und sie sah sich links und rechts um. Aber wir beiden jungen waren still. Hexlein saß noch immer mit zusammengezogenen Brauen und gab einsilbige Antworten. Ich wiederum spürte jetzt in der Stille erst recht den schmerzhaften Stachel der Worte, mit denen sie vorhin meine scheue Liebe gescholten und umgebracht hatte.

So sah sich Mutter Brose bald allein. Sie zog ihren Mantel an, erzählte nur noch in mancherlei Absätzen weiter und fing an zu brummeln. Es dauerte nicht lange, da war sie eingenickt. Sie hatte die Hände über der Taille gefaltet, ihr Mund stand ein wenig offen, und tief und regelmäßig gingen ihre Atemzüge.

Um sie nicht zu stören, hielt ich mich still, doch um so merkbarer spürte ich die Frische der Nacht. Fröstelnd zog ich die Schultern hoch.

„Es wird kühl," sprach ich flüsternd.

„Siehst du," erwiderte das Hexlein. „Aber den Mantel hast du dir nicht holen wollen. Wir müssen nun zusammenrücken."

Auch sie hatte leise geredet. Sie hatte sich in ein Plaid gewickelt, das ihre Formen bis zur Unkenntlichkeit verbarg. Damit rückte sie dicht an mich heran.

„Ist es so besser?" fragte sie.

Und ob es nun das Geheimnisvolle der lautlosen Nacht war oder das Flüstern oder das wunderliche Gefühl, daß wir beide allein noch wachten — eine zage Wärme überlief mich, und mir war, sie hätte stiller, lieber und traulicher gesprochen als je.

„Mach dir keine Sorgen, Hex. Mir wird schon ganz heiß. Nein — wirklich! Wenn ich noch eine Zigarette dazu rauchen darf, fehlt mir gar nichts mehr."

„So rauch doch," flüsterte sie dringend, als stünde sie schon wieder vor einem geheimen Ärger. „Immer mußt du erst fragen."

Nach einer Pause: „Hast du Streichhölzer bei dir? Gib sie mal her!"

Und sie strich vorsichtig eins an, schützte es mit der Hand und hielt es mir vor die Zigarette. Es flackerte ein paarmal auf, und sein erlöschendes Flämmchen reichte gerade hin, die dünne Papyros in Brand zu setzen.

„Danke, danke!" sprach ich leise. Und fast ohne mein Wissen und Wollen: „Warum bist du nicht immer so?"

Aber da zuckte sie auf: „Fang nicht wieder an!", so daß ich still blieb und keine Silbe mehr sprach. Nur den Kopf hob ich und blies vorsichtig den Rauch der Zigarette in die Höhe, daß er nicht links oder rechts eine meiner Nachbarinnen belästigte. Das Hexlein schien es nicht zu merken. Sie sah vor sich hin, machte hin und wieder eine Bewegung und ward dann von neuem ruhig. Wie in einem Sack saß sie in dem großen Plaid.

Aber plötzlich merkte ich, daß sie leise schwankte. Immer mehr bog sie sich zu mir hinüber. Sie lehnte lose an meiner Schulter, raffte sich ein paarmal zum Geradesitzen auf und sank dann lässig nach meiner Seite.

Auch sie hatte die späte Stunde übermannt. Sie schlief. Erst unruhig und mit immer neuen Versuchen, sich wach zu erhalten. Dann in voller Hingabe an den sie tiefer und tiefer umkettenden Schlummer. Ihr junges Haupt fiel zur Seite, fand einen Stützpunkt an meiner Schulter und neigte sich ganz darauf, als wäre es ihr vertrautes Kissen.

Ich spürte den Puls ihres Lebens in dem ruhigen Wechsel ihrer Atemzüge. Mäuschenstill saß ich, dem eigenen Atem wehrend, in allen Tiefen benommen und beklommen von der Stille der Stunde. Die Zigarette ging mir aus. Ich wagte nicht, in die Tasche zu greifen. Ich sah nur das blonde Haupt, wie es sich selbstverständlich an mich lehnte; ich sah den roten Mund seitlich unter mir und mochte es nicht glauben, daß er so heftige Worte gesprochen hatte; ich spürte die feinen und festen, vom Schlummer entketteten und gelösten Glieder durch alle Plaidhüllen hindurch, und wenn ich nach rechts hinüberblickte, schlief dort im selben Takte die Frau Katasterkontrolleur, und ich saß zwischen den feindlichen Lagern wie der Hase zwischen den Kohlblättern.

Unter den flimmernden Sternen war jetzt kein Laut. Nur das Wasser gurgelte leise. Und mein Herz sang zum Wandern der Sterne, zum Gurgeln des Wassers eine große Melodie. Aber leise — leise — einen unhörbaren Sang, der dennoch brausend und vollchörig war. Es mag sein, daß mich das Glück heut noch größer dünkt als damals, denn es mischte sich in jener Stunde doch immer die Gewißheit darein, daß die Seligkeit nur nach Minuten zählte und daß jede Regung den Zauber verscheuchen könne. Der Arm schlief mir ein. Es stach und prickelte darin. Die Brust tat mir weh, weil ich leicht vornübergebeugt saß, um dem blonden Haupt einen bequemeren Ruhe-

platz zu ermöglichen. Ich hielt es am Ende nicht mehr aus und reckte mich vorsichtig ein wenig zurecht.

Aber es genügte, um das Hexlein aufzuscheuchen. Sie setzte sich gerade und sah sich wie verwundert um. „O," sagte sie und strich sich über die müden Augen. Leise dann, noch halb aus dem Schlummer heraus: „Friert dich?"

„Nein!"

Das war alles so heimlich, ein Wispern von Mund zu Mund, um die Frau Katasterkontrolleur nicht zu wecken. Und in dieser Heimlichkeit und in dem Glanze der Nacht bekamen alle Worte eine wärmere Färbung und einen tieferen Sinn. Ja, noch mehr: sie erhielten Gewalt über uns, als ob sie uns mit einer unbekannten Kraft in Bann schlügen.

Hexlein schien sich noch gar nicht zurechtzufinden. Sie war so flüsternd eine ganz andere als sonst ... weich und willfährig, wie ich sie niemals gesehen hatte. Ich tippte sie leise an und zeigte auf die Stiefmutter, die mit offenem Munde schlummerte. Sie nickte, lächelte und legte den Finger an die Lippen.

„Hab ich lange geschlafen?" fragte sie dann kaum hörbar.

„Viel zu kurz."

„Und du hast immer gewacht?"

Als ich bejahte, lief seitlich ein rascher Blick über mich hin. Ein weicher und zutraulicher Zug spielte um ihren Mund.

„Hat denn der Wachtelkönig dazwischen wieder gerufen?"

„Nein ... er fängt erst wieder vor Sonnenaufgang an." Aber ich wunderte mich heimlich, daß sie „Wachtelkönig" sagte, während sie doch bisher auf dem „Wiesenschnarrer" bestanden hatte.

Und plötzlich rückte sie noch dichter an mich heran, hob sich etwas und tuschelte mir ins Ohr, während eine halbe Röte über ihr Gesicht flog: „Es war doch eine Fledermaus ... ich hab sie nur verwechselt. Der Wachtelkönig fliegt ja nicht."

Hundert Quellen sprangen auf und überströmten mich mit warmen Fluten.

„Hex!" konnte ich nur sagen. Und als müßte ich alle meine Liebe zeigen: „Er fliegt ja doch. Nur selten. Aber du hast ihn sicher gesehen. Du wirst sicher recht haben. Der Wachtelkönig fliegt."

„Mußt du schon wieder streiten?" sprach sie kopfschüttelnd und mit einem kleinen Seufzer. „Er ist doch ein Schnelläufer. Er läuft pfeilgeschwind durch die Furchen."

Da hielt ich den Atem an und nahm einen Anlauf.

„Aber tanzen können wir beide nicht, Hex. Das kann Bollmann besser. Er ist ein feiner Tänzer — nicht?"

Sie sah mich an.

„Ja," flüsterte sie, „er ist ein Affe."

Ich habe still sitzen müssen — muckmäuschenstill, schon wegen der Frau Katasterkontrolleur. Ich habe keinen Laut über die Lippen gebracht. Aber in einem Wirbel von Seligkeit tanzte mein Herz, und mein brausendes Blut

sang, in Sekunden erfüllte sich die Ewigkeit, und die Sehnsucht zog die Flügel ein wie ein Adler, der den Horst erreichte. Dann ward eine schöne tiefe Stille.

Mich hat sie einen Grashupfer genannt und den Vollmann einen Affen, dachte ich bei mir. Immer noch klangen die vier Worte: „Er ist ein Affe", durch den ruhigen Atem der Nacht. Aber sie verwandelten sich, schmiegten sich wie Tauben an mich und sagten nur noch: Ich hab dich lieb!

Schauer des Lebens rannen mir den Rücken herunter. Ich zuckte darin, und die Bewegung zitterte zu Herlein hinüber.

Sie verstand es aber falsch.

„Sieh, wie du fröstelst," sagte sie. Und ohne weiteres stand sie auf, nahm das Plaid ab, schlug es zu seiner ganzen Größe auf, legte sich die eine Hälfte um und wies mir die andere.

„Vorwärts, vorwärts," drängte sie, als ich zögerte. „Willst du warten, bis du die Erkältung weg hast?"

So wickelten wir uns also in dasselbe Plaid, wickelten uns gleichsam aufeinander zu. Wie zwei Mandeln in einer Schale staken wir zuletzt fest gedrängt in der gleichen Hülle, aber es stellte sich heraus, daß es nicht so einfach war, sich dabei wieder hinzusetzen. Denn wir mußten nun jede Bewegung gemeinsam tun, um nicht in die Gefahr des Strauchelns zu geraten und das war wie ein unbeholfenes Sacklaufen. Herlein wollte sich vor Lachen ausschütten, doch da dieses Lachen nicht laut werden durfte, so machte sie die verzweifeltsten Anstrengungen, es zu ersticken, schnitt die wunderlichsten Grimassen und konnte doch einen kurzen Gickser hier und da nicht aufhalten. Das steckte mich natürlich an, und wer uns beiden halbflüggen Menschen da gesehen hätte, wie wir in der schweigenden Nacht neben der Bank und der schlafenden Frau uns bogen, verrenkten und uns hochrot bemühten, das aufstoßende Lachen zu unterdrücken, der hätte uns wohl für ein bißchen verrückt gehalten. Aber wir waren nur jung, fröhlich und so unendlich glücklich.

Endlich war das große Werk gelungen, und wir saßen wieder. Nun brauchten wir gegen die Kälte der Mainacht allerdings nicht mehr zu sorgen. Mir wenigstens ging es köstlich warm durch alle Glieder, und all mein Lebtag war es mir noch nicht so gut geworden wie jetzt. Das machte mich mutiger, und vorsichtig schickte ich die Hand unter der Hülle aus, um eine andere Hand zu suchen.

„Na!" sagte Herlein nur, als ich die Hand fand, faßte und hielt. Aber sie entzog sie mir doch nicht.

Und wie wir so Kopf an Kopf saßen, dachte ich, daß ich nur den Hals ein wenig zu drehen brauchte, und meine Lippen würden das feine Ohr mitsamt ein paar blonden Haarsträhnen mühelos streifen und küssen können. Ein starkes Herzklopfen überfiel mich bei dem Gedanken an diese Keckheit, und als hätte es Herlein gespürt, schielte sie zur Seite. Ob sie mir Wunsch und Sehnsucht von der Nasenspitze ablas, oder sich als Evastochter auch ohnedies den richtigen Reim machte, weiß ich nicht. Jedenfalls lief ein spitzbübisches Lächeln um ihre Lippen, und sie sagte: „Ich will nun ein wenig

schlafen." Da schloß sie auch schon die Lider, was ich mehr ahnte als sah, und bald hörte ich ihren Atem durch die Lippen wehen.

Aber während ich noch darauf hinhorchte, schoß mir der lächerliche Gedanke durch den Sinn, daß sie in Wahrheit gar nicht schliefe, sondern sich nur schlafend stellte. Und als ich darüber nachgrübelte, zu welchem Zweck und Ziel es wohl geschähe, kam mir eine heimliche Unruhe ins Blut, die mich bedrängte. In einer Unsicherheit und Verwirrung, die nicht wußte, was sie tun und lassen sollte, saß ich in meiner festen Packung, konnte nur den Kopf frei bewegen, ohne Hexlein zu stören, und bewegte ihn immer öfter nach dem feinen Ohr und dem Blondhaar hin. Es war so verlockend nahe — wer konnte wissen, ob es im ganzen Leben noch einmal so dicht und still vor mir war. Aber immer wieder, wenn sich meine zitternden Lippen ihm näherten, verlor ich den Mut, um mich gleich darauf doch selber zu schelten. Da war es mir, als klänge ein leises Lachen in mein Ohr und als sagte eine Stimme wie Hexleins Stimme: „Narr!" So deutlich glaubte ich das eine Wort zu vernehmen, daß mir das Herz für einen Augenblick still stand und ich angestrengt lauschte. Doch es war nichts — auch Hexlein saß reglos. Aber der Narr wollte kein Narr sein. Scheu und ohne Druck berührten meine Lippen die blonden Strähnen, berührten die feingeformte Muschel des Ohres. Die Welt ging nicht unter, die Erde bebte nicht. Und immer kühner, ein seliger Räuber, nahm ich, was zu nehmen war: es blieb mir ja so wie so nicht allzuviel, nur eben Haar, Ohr und ein schmales Stückchen der Wange.

Wenn mich einer fragt, wie lange das gedauert hat, will ich ihm sagen: eine Ewigkeit. Doch am Ende wird es nicht mehr gewesen sein als eine knappe Viertelstunde. Dann rührte sich Hexlein, hüstelte im Erwachen und schlug die Augen wieder auf. Sie waren hell und gar nicht verschlafen, und es glommen Lichtfünkchen tief in ihrem Grunde.

„Wie spät ist es denn?" fragte sie. „Es wird ja schon hell."

Um nach der Uhr zu sehen, mußte ich mich vorsichtig aus dem Plaid auswickeln. Es war mir lieb, denn alle meine Glieder begehrten sich in jauchzender Jugend- und Daseinslust zu dehnen und zu recken. Ich mußte an mich halten, um nicht der morgendlichen Dämmerung einen Siegesschrei entgegenzusenden. Trunken taumelnd im Überschwang des Glückes und der Kraft tat ich ein paar Schritte. Dabei stieß ich an das Kaffeegeschirr, das wir auf dem Boden abgesetzt hatten, ein paar Tassen klirrten aneinander, und Hexlein fing, als wäre der Zauber gebrochen, wieder im alten Ton zu schelten an: „Sieh dich doch vor! Was bist du für ein Tolpatsch!"

„Wie?" sagte die Frau Kataster-kontrolleur und fuhr aus dem langen Schlafe empor. Es fröstelte sie trotz des Mantels.

„Man muß sich die Füße vertreten," brummelte sie und begann auf und ab zu gehen. „Es wird Morgen."

„Die Wäsche ist also gerettet," meinte Hexlein.

Und nun begann die Nacht sichtbar der herandämmernden Frühe Platz zu machen. Der Wind fing zu wehen an, er blies über Bach, Wiese und Weidenbaum; der Himmel färbte sich weißlich, die müden Sterne ertranken

in der helleren Färbung und verloren den Glanz; das Errp, errp des Wachtelkönigs wiederholte sich, dumpfer mischte sich das Hup, hup des Wiedehopfes darein, bald ward es auch in den Nestern des Gartens lebendig.

Das Letzte, was ich weiß: daß von Osten her zartrötliche Strahlen in das Grauweiß des Himmels hineinschossen, sich verstärkten, verbreiterten, ineinander übergingen und immer heller sich tönten. Und als ich mich oben in meinem Zimmer noch einmal aus dem Fenster bog, da wogte gen Morgen ein strahlendes Meer in allen Übergängen von Rot und Gold, und wuchs mir entgegen wie eine selige Verheißung.

Ich habe das Herlein noch oft getroffen. Aber es war immer nur am Tage, meist wenn andere dabei waren, und sie war hart und trotzte, war mit ihrer kecken Zunge voran und schalt, wie es ihre Gewohnheit war. Viel Stunden hat es mich traurig oder erbittert gemacht, bis die Zeit sich dazwischen legte und mit sachter Hand auch dies löste. Nun hat das Herlein längst Mann und Kinder; sie wird beide, denke ich, nach ihrem Sinne zurechtschelten. Aber seit ich das Errp, errp des Wachtelkönigs nach so vielen Jahren wieder hörte, ist die fröhliche Erinnerung in mir stark geworden: es blüht noch einmal in versunkenen Gärten; Sträucher, die längst gerodet sind, senden noch einmal ihren Duft herüber, und eine Jugend, die nie mehr sein wird, leuchtet in starkem Glanze nach. Mitten darin aber steht das Herlein, ich höre sie schimpfen, daß ich auch jetzt wieder ein Träumer bin, und ich sehe, wie sie energisch mit der Hand den Strich durch die Luft zieht:

„So ist es! — basta!"

Zur Erinnerung an Prinzessin Feodora von Schleswig-Holstein.

(Gestorben 21. Juni 1910.)

Spricht man mit Ausländern über Berliner gesellschaftliche Verhältnisse, so kommt unfehlbar der Augenblick, in dem sie den scheinbaren Abstand in der Wertschätzung, in der Bedeutung, im Auftreten der Männer- und der Frauenwelt erwähnen. Sie haben den Eindruck, als sei die hiesige Luft der Frau weniger günstig als dem Mann. Darauf ergeht man sich in einer langatmigen, geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Erklärung.

Was sich jedoch schwerer erklären läßt, ist die Tatsache, daß scharfumrissene, wertvolle Frauengestalten in unserer Gesellschaft vorkommen, ohne erkannt, ohne beachtet zu werden. Merkten viele, daß die verstorbene Gräfin Hedwig Brühl, die Hofdame der Kaiserin Friedrich, eine Frau von markiger Eigenart war? Wußten viele von ihrer beneidenswerten „Goethe-Festigkeit", von ihren glänzenden Kenntnissen preußischer Geschichte? Erfaßte Potsdam—Berlin die verstorbene Herzogin Johann Albrecht, Prinzessin von Weimar, als eine der klügsten deutschen Frauen ihrer Zeit?

Auch Prinzessin Feodora von Schleswig-Holstein, die jüngste Schwester unserer Kaiserin, hat nur ein kleiner Kreis gewürdigt.

Aus ihren Werken läßt sich Persönliches herauslesen, vielleicht erhält das Bild noch einmal durch ihre Briefe lebhaftere, vertiefte Farben. Daß sie Prinzessin war, hat sie an vielem gehindert; als Fräulein von Holstein hätte sie sich ihr Leben reicher und voller gestalten können. Aber sie selbst und ihr Dasein wurden durch den Geburtszufall interessanetr. In einem Briefe schrieb sie: „Es gibt wenige Menschen, vor denen sich so vielerlei Lebenssphären und Kreise öffnen, wie zufällig vor mir. Von meinen guten Freunden, den Schleswiger Fischern und den schlesischen Waldarbeitern, bis zum Kaiserhof — mir schwindelt manchmal über all den Ansichten, die man vor mir ausschüttet. Aber es macht das Leben reich, und man gewinnt den ‚Menschen', wo er nun auch steht, lieb; und darum habe ich keinen Grund, mich über mein Leben zu beklagen." Allerdings wird solch ein Überblick nur wenigen zuteil. Den vielen großen und kleinen Höfen war die Prinzessin nicht nur verwandt, sie war dort vertrauteste Freundin. Sie lebte nicht nur, wie so viele, auf dem Lande, sie beobachtete und studierte ihre bescheidenen Nachbarn, bewunderte ihre schlichte Größe, hatte Mitleid mit ihrer Not, Nachsicht mit ihren Schwächen.

Vielen ging es wohl wie mir mit ihrer ersten größeren Arbeit, der „Hahn Berta" (von F. Hugin. Berlin, G. Grotesche Verlagshandlung). Wir ersahen nur eine gute Nachempfindung des „Jörn Uhl", und das schien uns etwas belanglos. Später erzählten mir gemeinsame Freunde vom Leben der Prinzessin, von ihrem

Aufenthalt in der kleinen Mühle, mitten unter den kleinen Leuten, da wurde mir klar, daß sie selbständig aus erster Hand geschöpft. Gewiß hat der ihr befreundete Frenssen sie beeinflußt. Hier tritt der Grundfehler dilettantischer Anschauung zutage, der Glauben an den Lehrer. Man übersieht, daß dieser im Grunde nur das eigene Arbeiten leiten kann, man erwartet von dem verständlichsten, sympathischsten Meister „die Kunst". Welche Gefahren gerade den weiblichen Schülern durch eine starke Beeinflussung drohen, ahnt man nicht. Das Merkmal des Dilettantismus ist Unkenntnis der Schwierigkeiten, keineswegs geringeres Talent noch geringere Arbeitsfreude. So erging es der Prinzessin in der Malerei. Auch hier eine erfreuliche, auf dem gesunden Grund intimer, persönlicher Naturkenntnis beruhende Veranlagung, und auch hier wandte sie sich leider an die ihr homogensten Meister, an die Worpsweder. In der Kunst des Wortes wie der Formen und Farben hätte sie sich zur inneren Freiheit durchringen können, sie starb zu früh.

Erst nach ihrem Tode wurde ein Werk von ihr mit aufgeschlagenem Visier veröffentlicht. Diese Gedichtsammlung (Berlin, Grote) bringt ihr Bild: eine schlanke Gestalt, ernste, vornehme Züge, merkwürdig tiefblickende schöne Augen.

Lange nicht so biographisch wie die Lyrik, wie dies Bildnis wirkt die Vorrede. Sie ist im Ton vergriffen; populär erbaulich, wird sie in keiner Weise dem kräftigen Geist, der temperamentvollen Lebensfülle dieser Frau gerecht. Mir war sie vor allem echt, innerlich, mit einem Molluntergrund erschienen. Dieser Eindruck wird wohl oberflächlich gewesen sein, denn ihre nahen Freunde betonen, als besonders bezeichnend, ihre Heiterkeit, ihre Frische. Zweimal erfüllte sie eine Neigung, der nicht die Verwirklichung wurde. Im 19. Jahrhundert nahm man, wenigstens in der Theorie, an, daß solche Schicksalsschläge das eigentliche weibliche Lebensglück vernichten müßten. Jetzt denkt man anders. Die Prinzessin verkörperte, soweit die Schranken ihrer Lebenslage es zuließen, einen neuen Frauentypus; dank einer anderen aufdringlichen Richtung bleibt er wenig bemerkt. Es sind die alleinstehenden Menschen mit einer leidenschaftlichen, beglückenden Versenkung in die Natur, mit einem sich immer mehr vertiefenden Interesse an der Fülle des Lebens. Sie sind losgelöster als die, bei denen Ehegatten und Kinder gebieterisch den Vordergrund einnehmen, und waren solche Lebensliebhaber bisher nur unter Männern zu finden, so gehören heute Frauen zu ihnen, bringen sie die Note weiblicher Psyche hinzu. Sie unterscheiden sich von den ähnlichen Frauen, die in den vorigen Generationen vorkamen, sie lassen nicht quietistisch die Welt beiseite, das Veilchen ist nicht ihr Vorbild. Im Gefühl, auch ihrerseits geben zu können, behaupten sie ihren Platz an der Sonne.

Diese Prinzessin hatte in ihrem kleinen Kreis mit vollen Händen gegeben; vor allem der Jugend. Das Verhältnis zu ihren Neffen und Nichten wird als geradezu ideal geschildert; sie war nicht Tante, nicht Respektperson, sie war die nur durch wenige Jahre getrennte Freundin, die Sportgenossin, die zu allem Neuen und Interessanten bereite Kameradin. Wie hingebend herzlich sie, besonders im Kaiserhaus, geliebt wurde, spricht für diese junge Welt!

Sie wäre immer jung geblieben. Streng gewissenhaft, aufrichtig religiös, hatte sie sich doch einen furchtlosen Blick errungen. Sie verstand die Bedürfnisse, gewiß nicht der Revolution, aber doch der Evolution. Auch die, welche niemals eines ihrer Bücher in die Hand nahmen, haben vermutlich etwas von ihr gelesen. Den offenen Brief, den sie, ohne Namennennung, aber als zur Fürstenkaste gehörend, an den Verfasser der „Königlichen Hoheit" schrieb. Was sie entschuldigte, was sie zugab, was sie verteidigte, bezeugte einen gemessenen, aber vorurteilslosen Standpunkt.

Wird man ihre Werke jetzt, nach ihrem Tode, übersehen oder sich ihnen zuwenden? Ich will ihre literarischen Verdienste gewiß nicht überschätzen. Ein Kapitel aus diesem unglaubhaft schönen Buch, „Marie-Claire" von der Audour, enthält mehr Talent, als was F. Hugin, als was die allermeisten lebenden Schrift-

steller hervorbringen. Aber die Erzählungen, die Gedichte der Prinzessin Feodora von Schleswig-Holstein verdienen mehr Aufmerksamkeit als viele gleichartige deutsche Bücher, die es zu hoher Auflagenzahl bringen. Die Worte haben einen bedenklichen Nebenklang, ich gebrauche sie im besten Sinn: ihre Erzählungen gehören in jede Volksbibliothek. Sie sind echt und gut. Die herbe, feste, oft eckige Umrißzeichnung ihrer Landsleute erinnert an altdeutsche Holzschnitte, selbst in ihre Lyrik ist diese Qualität übergegangen.

„Die Faust in den Samen;
Den Samen der Erde,
Der kärglichen Erde,
Und mir die Beschwerde."

So graben und pflügen,
So gehen und säen
Die Kinder des Volkes.
Und hinter dem Staube
Da senkt sich die Sonne
Zur Ruhe — zur Ruhe —
Doch eh sie geschieden,
Ist hängen geblieben
Ein leuchtendes Gleißen
Im stäubenden Sande,
Am bräunlichen Lande,
Verklärte im Golde
Gebeugte Gestalten,
Erglänzte als Krone
Dem Heidelandsohne.

Jede ihrer Naturschilderungen, ja Naturerwähnung, ist „gesehen", wird zwar nicht mit der letzten Verfeinerung modernster Wortmalerei als flimmernder Farbfleck hingesetzt, aber schlicht und persönlich wiedergegeben. So: „Die Möwen schimmerten in der Luft wie weiße Blitze, und wenn sie ins Wasser tauchten, gab es einen silbernen Ring. Ihr Schrei klang wild und frei und unbarmherzig wie das Meerlied." Nur selten verrät sich der dilettantische Wunsch, „durch die einem verliehene Gabe ethisch zu wirken", dafür zeigt sich öfters ein frischer Humor. Im Stil hätte sie manches noch zugelernt, aber vieles ist technisch gelungen. Mir ist „Durch den Nebel" ihr liebstes Buch. Vielleicht auch weil mir der leise autobiographische Ton reizvoll erschien. Der Held, ein Fischerknabe, hat ungewöhnliche Befähigung, hat ein höheres Streben, aber er muß verzichten, muß werden, was die Väter waren. Und nach manchen, von niemandem geahnten inneren Kämpfen findet er so Genugtuung und Glück. Auch er stirbt jung; als die Prinzessin das Buch beendete, war ihre Gesundheit bereits bedenklich erschüttert. Sie hat nicht geklagt; es steht in einem ihrer letzten Gedichte:

Wenn die weißen Schwäne Schmerzen tragen,
Mögen sie es nicht der Sonne sagen.

Marie von Bunsen.

Die Berliner Theater.

Berlin, Ausgang April 1911.

Über der Weinernte nicht nur, auch über der Ernte der dramatischen Dichtung haben diesmal ungünstige Sterne gestanden. Seit zwanzig Jahren hat es keine Spielzeit gegeben, die so arm an stärkeren Erfolgen und literarisch bedeutenderen Schöpfungen gewesen wäre. Die dramatische Hochflut von 1890 ist zur Ebbe geworden: die Meister von damals sind gestorben, schweigen oder versagen, und der dürftige Nachwuchs leidet an Bleichsucht oder Schwindsucht. In dem Rennen der Mittelmäßigkeiten hat auf der ganzen Linie die französische Komödie den Sieg behauptet. Vor Ibsens Tiefe und Hauptmanns Dichterkraft sollten bekanntlich die französischen Schwänke und Scherze als sittlich und künstlerisch minderwertig von der deutschen Bühne verbannt werden — wie hätten die Berliner Theater ohne diese Minderwertigkeiten in dieser Spielzeit bestehen können! An einem Abend, dem 21. Januar 1911, führten drei Theater Pariser Neuigkeiten auf. Und dabei können unsere Poeten und die norwegischen und russischen eingeführten Größen noch von Glück sagen, denn die modernen französischen Theaterschriftsteller, Brieux und Capus, Bataille und Bernstein, sind bescheidene Mittelmäßigkeiten. Hätte einer von ihnen die unvergleichliche Theaterkunst Sardous, die schöpferische Kraft Augiers, den Geist und Stil des jüngeren Dumas — wie ärmlich würde unsere nach den verschiedensten Zielen unruhig tastende, in ihren Formen hin und her schwankende Theaterschriftstellerei ihren klaren und verständigen, an- und aufregenden Schöpfungen gegenüber erscheinen! Es kommt unserer Armut zugute, daß auch die Franzosen, um Neues auf der Bühne zu bieten, bei dem Mangel an Erfindung und Gefühl ihre Zuflucht zu den Dekorationen und Requisiten nehmen, das Einfache durch das Groteske, das Natürliche durch das Phantastische ersetzen und, statt das Herz zu bewegen oder den Geist zu beschäftigen, die Sinne kitzeln.

Dieser Niedergang der dramatischen Dichtung, das Mißbehagen, daß die Theatervorstellungen die Sehnsucht nicht befriedigen, die Erwartungen nicht erfüllen, die man von ihnen erhofft, der Drang nach dem Neuen und Unbekannten in der Jugend haben in klug spekulierenden und noch lebhafter in schwärmerischen Köpfen allerlei Einfälle und Versuche nach anderen Theatereinrichtungen als den bestehenden erzeugt. Aus der Dämmerung des engen Theatersaales hinaus ins Freie, in die Sonnenbeleuchtung, in die Weiträumigkeit des Zirkus, in die antiken Amphitheater zu Verona und Orange, in Festhallen für Tausende von Zuschauern. Die ersten Versuche mit dem Naturtheater wurden im Harz, am Hexentanzplatz, in unmittelbarer Nähe des vielbesuchten Kurortes Thale, mit einem gewissen Erfolge gemacht. Shakespeares „Sommernachtstraum" und „Wie es euch gefällt" boten sich ohne Mühe zu einer solchen Freilichtdarstellung dar. In den Sommermonaten, an schönen, warmen Nachmittagen, fand sich ein dankbares und anspruchloses Touristen-

publikum aus Thale und Treseburg zusammen, und das Harztheater besteht nun seit einigen Jahren in bescheidenen Verhältnissen. Größer gedacht war das Unternehmen in Hertenstein bei Weggis am Vierwaldstätter See in der Schweiz, das gleich mit dem „Agamemnon" und „Orestes" des Äschylus einsetzte und mit der „Medea" Grillparzers schloß. Es spielte während des Sommers 1910, und wenn man den Zeitungsberichten glauben wollte, war der künstlerische Erfolg ein außerordentlicher, vor den Wirkungen dieser Naturbühne traten nach den begeisterten Schilderungen die Leistungen der „Kunsttheater" in den Schatten zurück. Leider ließ der hinkende Bote nicht lange auf sich warten. Wegen finanzieller Schwierigkeiten mußte das Hertensteiner Unternehmen aufgegeben werden: der Besuch war zu schwach gewesen, um die Kosten zu decken. Mit dem Festspielhause in Worms, wo eine Weile mit so vielem Glanz und Lärm, als ob es sich um eine Erneuerung der dramatischen Kunst, um eine Wiedergeburt der antiken Tragödie handele, das Lutherspiel von Hans Herrig dargestellt wurde, haben wir dieselbe Erfahrung gemacht. Der Betrieb eines ständigen Theaters vermag die Erregung und den Jubel solcher Festvorstellungen nicht zu erzeugen und erscheint im Vergleich damit nüchtern, ihrerseits verlieren die Festaufführungen jeden Reiz, sobald sie sich zu oft wiederholen, und hören auf, wenn die Sensation verrauscht ist, die sie ins Leben gerufen hat. So glaube ich auch nicht, daß der Versuch, den der erfindungsreiche Direktor Max Reinhardt mit der Aufführung des „König Oedipus", der berühmtesten Tragödie des Sophokles, im Zirkus gemacht hat, den Kunsttheatern auf die Dauer Schaden tun wird. Nach dem Stichwort der Reklame gilt es, den Massen das Theater zu erschließen. Die Theatersäle gewähren nur einer beschränkten Anzahl Zuschauern Raum, der Zirkus bietet die Möglichkeit, ihre Zahl von zwölfhundert auf dreitausend und mehr zu erhöhen. Und schon hat sich ein Verein gebildet von hochstehenden und wohlwollenden Sozialpolitikern, der in den Großstädten Hallen für fünftausend Zuschauer erbauen will, um den Theatergenuß für das Volk zu ermöglichen, der dramatischen Dichtung und der Schauspielkunst neue Ziele und weitere Horizonte zu eröffnen. Gegen die Absicht, aus der das Unternehmen hervorgeht, kann sich freilich keine Stimme erheben, denn sie ist an sich gerecht und gütig, den Gesinnungen der Zeit entsprechend, die für alles eintritt, was auf die Bildung, Entwicklung und Lebenserhöhung der breiteren und tieferen Volksschichten abzielt; aber man darf vor den phantastischen Hoffnungen warnen, die an das Unternehmen, das Theater zu demokratisieren, geknüpft werden. Fünftausend Menschen werden immer nur an Auswahltagen, bei besonderer Gelegenheit, zu einer Theateraufführung zusammenzubringen sein, und es wird sich, um ihnen Genuß und Erhebung zu bereiten, der Hauptsache nach stets nur um eine Darstellung älterer, klassischer Dichtungen handeln können, die gleichsam suggestiv eine Wirkung auf die Massen ausüben. Die Beschränkung des Repertoires und die Einschränkung der Spieltage sind notwendig mit Massenvorstellungen verbunden. Die Kunst des modernen dramatischen Dichters aber wie die des Schauspielers vermag sich nur auf dem ständigen Theater zu entfalten, vor einem kleinen, in seinem Kern sich gleichbleibenden Publikum, wie es Shakespeare, Lope de Vega und Molière hatten.

Max Reinhardt führte den „König Oedipus" von Sophokles zum ersten Male am Montag, den 7. November 1910 in dem Zirkus Schumann in der Karlsstraße mit außerordentlicher Wirkung auf. Sie hat unvermindert in ihrer Stärke bis zur dreißigsten Vorstellung bei ausverkauftem Hause ausgehalten und sich auch in der Ferne, in Leipzig und Halle wie in Petersburg und Stockholm bewährt. Hugo von Hoffmannsthal hat die Übersetzung und Einrichtung der Sophokleischen Dichtung für diese Zirkusaufführungen gemacht. Wenn man an seine Umdichtung der „Elektra" denkt, muß man anerkennen, daß er sich diesmal angemessener verhalten hat. Die Umwandlung des antiken Trimeters in den uns verständlicheren und vertrauteren fünffüßigen Jambus raubt zwar der

Tragödie den Kothurngang und den feierlichen Ton, aber sie ist für eine Volksdarstellung eine unerläßliche Notwendigkeit. Bedenklicher ist die Auflösung der Chorlieder in eine Art Zwiegespräch und Wechselrede zwischen den Greisen, bald mit dem Könige, bald untereinander und mit den nachdrängenden Volksmassen; allein auch dies findet seine Erklärung und Entschuldigung in den Formen der modernen Bühne. Denn eine Nachbildung des griechischen Theaters, wie es Ludwig Tieck in seiner Einrichtung der „Antigone" mit der Musik Mendelssohns gab, soll ja nicht geboten werden, sondern der antike Stoff im modernen Gewande. Die eigentliche Gewalttat, die Hoffmannsthal an Sophokles verübt, besteht in der Demokratisierung der Tragödie. Er macht ein Revolutionsdrama daraus. Die dunkle Masse des Volkes von Theben, die bei Sophokles durch den bescheidenen Chor der Greise vertreten ist, wird bei Hoffmannsthal lebendig. Die Szene spielt vor dem Palast, „links das mächtige Tor, rechts der heilige Hain, die Mitte frei zur Stadt sich hinabsenkend." Bei dem Aufgehen des Vorhanges vernehmen wir „dumpfes Getöse heraufdringend, stark und stärker. Die Gesichter zuerst am Rande rückwärts; dann unter dem Druck der Nachdrängenden fluten sie herein wie ein Gießbach; auf einmal ist der Platz bis an die Stufen des Palastes überschwemmt mit ihnen. Ihre Augen sind auf die Tür gerichtet, ihre Lippen wiederholen wie eine Litanei: Oedipus, hilf uns! Hilf uns, König! Es sind ganz junge Menschen, Knaben und Jünglinge, vereinzelt unter ihnen Greise." Damit ist das Leitmotiv des Ganzen gegeben. Unter dem Druck der Pest erhebt sich das Volk gegen den Palast und den König. Von dem Besieger der Sphinx verlangt es bei der neuen Heimsuchung wiederum Rettung. Die Beleuchtung der Szene spielt bei dieser Einrichtung eine wichtige Rolle. Auch sie ist auf das Düstere und die Volksleidenschaft gestimmt: „es ist Tag, aber schwerer Dunst, über den ganzen Himmel lastend, macht eine fahle Nacht aus dem Tag." Allmählich wird es immer dunkler, und Fackeln müssen die Bühne erhellen. Die Steigerung in das Grauenhafte ist vortrefflich durch diese Mittel herbeigeführt, und was die Dichtung an klassischer Ruhe und Erhabenheit dadurch verliert, gewinnt sie an nervösem Reiz und kriminalistischer Erregung. Es ist der Stoff und im großen und ganzen auch der Vortrag des Sophokles, aber ich weiß nicht, ob Sophokles, wenn er dem Spiel zusehen könnte, sich darin wieder erkennen oder es für eine barbarische Verunstaltung seines Werkes entrüstet ablehnen würde. Die Wirkung auf die Zuschauer ist indes nicht wegzuleugnen, sondern so stark und suggestiv, daß sie schon einen neuen Glauben erzeugt hat: an die Allheilkraft des Massentheaters. Damit ist ein neues Ziel für die Geschäftigkeit und den Wagemut der Architekten und Regisseure gefunden und statt des Niedergangs steht angeblich dem Theaterwesen eine unerwartete Blüte bevor.

Was uns sonst Max Reinhardt in seinen eigenen Theatern, dem Deutschen Theater und den Kammerspielen, an Neuigkeiten bot, hielt sich, literarisch betrachtet, in bescheidenen Grenzen und hinsichtlich des Erfolges in noch bescheideneren. An Rührigkeit fehlte es nicht. Mit der Tragikomödie des dänischen Dichters Sven Lange: „Simson und Delila" war das Deutsche Theater im Beginn der neuen Spielzeit am Freitag, den 19. August 1910 zuerst am Platz. Peter Krumback, ein hochstrebender, aber an Glücksgütern armer Poet, hat die alte biblische Sage in einem Drama voll Leidenschaft und Wohllaut behandelt, von dessen Aufführung er sich Ruhm und Geld verspricht. Da macht er die Entdeckung, daß seine schöne Frau Dagmar, eine Schauspielerin, die in seinem Stücke die Delila spielen soll, ihn hintergeht und die Geliebte des reichen Großkaufmanns Sophus Meyer ist. Auch über den poetischen Simson triumphiert der Philister. Der gute Krumback versucht zuerst Rache an der treulosen Frau und dem Liebhaber zu nehmen, da er aber nicht das Zeug zum rächenden Simson hat, weder äußerlich noch innerlich, erschießt er sich selbst, den leichtesten Ausweg aus seinen menschlichen und poetischen Irrungen wählend. Aber dieser unmotivierte

tragische Ausgang, während das Publikum nach dem ganzen Zuschnitt des auf Lustigkeit und Satire gestimmten Spiels auf einen derb realistischen oder noch besser grotesk possenhaften Schluß wartete, raubte dem Stück jede tiefere und dauerndere Wirkung. Auch zwei Komödien von dem Franzosen Alfred Capus: „Der verwundete Vogel" und „Ein Engel", die in den Kammerspielen am Freitag, den 18. November und am Donnerstag, den 8. Dezember 1910 zum ersten Male aufgeführt wurden, vermochten sich nicht auf dem Repertoire zu erhalten, wegen der Dürftigkeit ihres Inhalts und der Plattheit ihres Vortrags. Die Heldin des ersten ist ein edles, anständiges, begabtes Mädchen, das leider schon ein Kind hat und sich vor neuen Irrungen in die Kunst rettet und zum Theater geht; die des zweiten eine von der Spielwut beherrschte Frau, die, im übrigen ein Engel, nacheinander ihren ersten Mann, einen Advokaten, und ihren zweiten, einen Baron, durch ihre Leidenschaft um ihr Vermögen bringt, bis beide vereint beschließen, ihr einen dritten Mann zu verschaffen, einen alten, reichen Hausfreund, den sie nun nach Herzenslust ausplündern mag.

Der Versuch, den Ludwig Fulda mit seinem Versdrama in drei Akten „Herr und Diener" am Sonnabend, den 29. Oktober 1910 machte, sich ins Tragische zu steigern, kam zu keiner ergreifenden Wirkung; Handlung und Vortrag entbehrten zu sehr der stärkeren Leidenschaft. Durch die Rachsucht seines Weibes wird Kosru, der Perserkönig, eine ursprünglich liebenswürdige und leichtlebige, sich selbst vertrauende und von seiner Vortrefflichkeit überzeugte Natur, in einen törichten Wettstreit mit seinem Vesir Artaban gehetzt und in Größenwahn und Verzweiflung getrieben. Artaban ist dem Könige an Talent und Klugheit überlegen, aber ein treuer und ergebener Diener seines Herrn, immer bemüht, im Rate wie in der Feldschlacht hinter ihm zurückzutreten: sein Ehrgeiz und seine Tugend ist der rückhaltlose Dienst zur Verherrlichung des Königtums. Die Königin Odatis aber haßt aus verschmähter Liebe den treuen Mann. Er hat sie als Braut dem Könige zugeführt, und auf dieser Fahrt hat sie ihm ihre Leidenschaft gestanden, ohne Erhörung zu finden. Nun geht ihr Bestreben dahin, den König, über den sie rasch Herrschaft gewonnen, auf die Vorzüge Artabans eifersüchtig zu machen, und ihren Stachelreden gelingt es, die Unruhe und den Zweifel Kosrus zu reizen. Artaban wird verbannt und zieht sich auf sein Schloß zurück, wo in Verborgenheit seine Gattin lebt, Gülsade, die der Ruf für die schönste Frau Persiens erklärt. Von diesem Gerücht gelockt und zugleich in Sorge über die Pläne Artabans folgt ihm der König unter dem Vorwand, in jenen Wäldern zu jagen. Durch die Wechselfälle der Jagd von seinem Gefolge getrennt, erscheint er während eines Unwetters allein in dem Schlosse Artabans und wird von diesem mit der gebührenden Gastfreundlichkeit und Unterwürfigkeit empfangen. An der Schönheit Gülsadens entflammt sich die leicht entzündliche Begier des Königs. Er verspricht ihr, sie zur Königin zu erheben, und will sie in der Nacht entführen. Wenn sich Artaban ihrer Flucht widersetzen sollte, gibt er ihr seinen Dolch, ihn zu töten. Er selbst fordert von Artaban, daß er ihm sein Weib überlasse, und da sich dieser dessen weigert, schreit er ihn an: „Ich will Gülsade! Meinen Willen schreckt kein Recht und kein Gesetz!" Um den König vor einer solchen Gewalttat zu bewahren — „Persiens Oberhaupt soll nicht in das Gedächtnis später Enkel eingehen mit einem Brandmal auf der Stirn" — schenkt Artaban die Frau dem Könige. Einen Augenblick besinnt sich Kosru: er will das Geschenk nicht annehmen. Bald aber fragt er herausfordernd: „wenn ich aber doch die Hand darauf gelegt, was dann, Gülsade?" „Dann," ruft ihm Gülsade, sich vergessend, zu, „hätte dieser Stahl dein Herz durchbohrt" und zeigt ihm seinen Dolch. Inzwischen ist das Gefolge des Königs eingetroffen, und der Wütende läßt Artaban als Hochverräter fesseln und bricht mit seinem Gefangenen nach der Hauptstadt auf, um ihn dort von den Großen des Reiches richten zu lassen. Aber auch Gülsade eilt dorthin und überzeugt die Königin durch die Erzählung der Vorfälle im Schlosse Artabans

und die Vorzeigung des Dolches des Königs von der Unschuld des Angeklagten und der Treulosigkeit Kosrus. Vergebens sucht dieser Artaban gegenüber sich als Herrscher zu behaupten: er will ihm das verwirkte Leben schenken. Doch Artaban verwirft die Gnade, und der König ersticht sich im Wahnsinn mit dem Ausruf: „Schau her, wie dich dein Herrscher überwindet." Artaban erklärt der entsetzten Königin in belehrsamen Versen den tieferen Gehalt der wunderlichen Geschichte: „Er starb an dir, du störtest meine Pflanzung, unseligen Zwiespalt senkend in sein Herz. Wozu der Wettkampf, dessen die Geburt ihn überhob? An mir, dem Untergebnen, hätt' er sich nimmermehr zu messen brauchen. Von dir gestachelt, über sich hinaus, verlor er seinen blinden Königsglauben." So bewegt nach diesem kurzen Umriß auch die Fabel erscheint, erstickt sie doch in einer spitzfindigen Redseligkeit, die ihr jede Unmittelbarkeit und Naivität raubt. Die Absicht des Dichters, das Königtum von Gottes Gnaden und die unentwegte Dienertreue, die bis zur Verleugnung der eigenen Persönlichkeit geht, einander gegenüber zu stellen, wird durch die dozierende Art der Darstellung um den Reiz des Natürlichen und Märchenhaften gebracht, den solche romantisch-symbolischen Schauspiele zur Wirkung auf der Bühne gebrauchen. Es wandelt sich nicht so leicht in den Geleisen Calderons und Grillparzers.

In den Kammerspielen des Deutschen Theaters bilden den Kern des Repertoires zwei Versdramen von Eduard Stucken: „Gawan", ein Mysterium in fünf Akten, schon aus den Ausläufen der vorjährigen Spielzeit, und „Lanzelot", ein Drama in fünf Akten, seit dem 3. Januar. Dem Stoffe nach gehören sie wie das Schauspiel, das schillerpreisgekrönte: „Tantris der Narr" von Ernst Hardt dem Sagenkreise der alten Waliser und Bretonen an, dem Wesen der modernen Romantik, mit dem doppelten Einschlag in Mystik und Sinnlichkeit. Eduard Stucken ist ein Mann in der Mitte der Vierziger, außer den Artus-Stücken ist mir von ihm ein Schauspiel „Myrrha" bekannt, das, meines Wissens zum ersten Male, die Eroberung der Luft zu einem Bühnenstück benutzt. Sein eigentliches Talent liegt nach meinem Gefühl in der Lyrik und in der formalen Kunst seiner reichen und sorgfältig ausgebildeten Verssprache. Die Handlung der beiden Schauspiele hat den epischen Zug der Romanze und Legende und kommt nur gelegentlich zu dramatischem Ansatz. Die Vorfälle haben sich gewiß nie und nirgends zugetragen, aber wer möchte behaupten, daß sie trotzdem für uns nicht veraltet wären? Hält sich nun das Spiel wie in „Gawan" im Rahmen des Altertümlichen und Phantastischen, so wird im Zuschauer wenigstens ein Eindruck des Absonderlichen und Seltsamen hervorgerufen; mischen sich aber wie in „Lanzelot" die Elemente eines modernen Ränkespiels mit Frauenunterschiebung und mit unterschlagenen Briefen in die abenteuerliche Handlung, so bleibt die Wirkung bei dem Widerstreit unserer Gefühle aus. Wenn in dem Schauspiel „Gawan" am Weihnachtsabend in die Halle des Königs Artus ein grüner Ritter reitet und die Helden der Tafelrunde auffordert, ihm zur Kurzweil den Kopf vom Rumpfe zu schlagen, Gawan ihm den Gefallen tut und nun seinerseits von dem Ritter, der sich den Kopf wieder auf den blutigen Rumpf gesetzt hat, für den nächsten Christabend zum Stelldichein in die grüne Kapelle eingeladen wird, so sind wir eben im Reiche des Märchens. Gawan bringt dann auf der Wanderung nach der Kapelle, im Schneesturm verirrt, drei Tage im Schlosse des Herrn von Hautdesert zu, der kein anderer als der grüne Ritter ist, und widersteht siegreich den Verführungskünsten der Frau Marie von Hautdesert. Als er betend vor der Statue der Jungfrau, die wie die Frau Marie aussieht, in der Kapelle den Todesstreich von dem grünen Ritter erwartet, hindert die Jungfrau, von ihrem Sockel herabsteigend, den Beilhieb des Todesengels, da Gawans Seele rein ist. Das Ganze ist eine Nachahmung der mittelalterlichen Mirakelspiele der Jungfrau Marie, nur ohne deren Schlichtheit und naive Gläubigkeit. Dafür bringt die Ähnlichkeit der Himmelskönigin mit der verführerischen Edelfrau, die den Eindruck

erwecken soll, daß beide Figuren eigentlich eine Person sind, den besonderen modernen Hauch und Duft von Wollust und Mystik hinein. Verwickelter ist die Handlung des Schauspiels „Lanzelot", eine Vermischung von Intrigenstück und romantischem Spiel. Krank am Leibe durch die Wunden, die er im Kampfe erhalten, krank in der Seele wegen der sündigen Liebe zu der Königin Ginover, der Gattin des Königs Artus, sucht der Held Lanzelot beim Gral Heilung. Da er aber seiner Leidenschaft nicht entsagen will: „ein trotziges Selbstgefühl schwellt mir die Brust sogar, daß das erste Weib der Welt meine Buhle war", erlischt der Gral und der kranke König Anfortas weist ihn mit Flüchen aus der Gralsburg. Draußen im Walde aber pflegt des Königs Tochter Elaine in der Hütte des Klausners den wunden Helden und verliebt sich darüber in ihn. Der Klausner und Dame Brisen, ihre Wärterin, führen sie ihm darauf in der Nacht zu, weil einer Prophezeiung nach der Sohn Elaines die Gralsburg wieder zur alten Herrlichkeit erhöhen soll. Während Lanzelot die Königin Ginover zu umarmen glaubt, ruht er in den Armen Elaines und erkennt erst beim Morgengrauen seinen Irrtum. Aber statt sich nun in der reinen Liebe Elaines zu entsündigen, verläßt er sie und eilt zur Königin Ginover. Ruhelos wandert Elaine unter der Obhut eines taubstummen treuen Knechts im Walde umher, in die Gralsburg wagt sie aus Scham nicht zurückzukehren, und jeden Versuch, sich Lanzelot zu nähern, verhindert die List der Königin und seine eigene Gleichgültigkeit. So stirbt die Arme in Verlassenheit, nachdem sie einen Knaben geboren, und erst als nun ihre Leiche in einem Boot, das ein Greis mit silbernem Barte rudert, langsam an dem Artusschlosse vorüberfährt: „auf weißer Seide und auf Blumen ruht die Bleiche im silbernen Kleide" — wird Lanzelot bei diesem unerwarteten Anblick von bitterer Reue ergriffen und klagt sich selber vor dem Könige und den Rittern seiner schweren Schuld an. Über der Leiche Elaines soll man aus seinen Schätzen eine Kirche erbauen, während er als friedloser Mann zum Grabe des Erlösers wallfahren wird. Wer sich für solche Spiele der Phantasie, die jeder Wirklichkeit und zuweilen auch der Verständigkeit entbehren, für diese schwerblütige Romantik in dem prächtigen Brokatgewande ihrer Verse interessiert, wird durch mannigfache Anregungen und Ausblicke, gelegentlich auch durch einen tiefsinnigen Gedanken und einen wärmeren Eindruck auf Gemüt und Gefühl belohnt, aber für weitere Kreise des Publikums fehlt ihnen zu sehr Natürlichkeit und echte Menschlichkeit.

Auch mit dem belgischen Dramatiker Emile Verhaeren machten uns die Kammerspiele bekannt. Am Freitag, den 23. September 1910 führten sie sein Trauerspiel in vier Akten „Das Kloster" in der Nachdichtung von Stefan Zweig auf. Ohne stärkeren Erfolg, denn der Inhalt der Fabel liegt uns zu fern und läßt uns gleichgültig. Ein Vatermörder aus vornehmem Geschlecht hat sich in ein Kloster geflüchtet und gilt bald durch die Strenge seiner Buße als halber Heiliger. Aber ihm genügen seine Bußübungen innerhalb der Klostermauern nicht: er sucht die Sühnung seiner Schuld durch das weltliche Gericht. Das wollen die Mönche nicht zugeben, und als er sich während des Gottesdienstes vor den gläubigen Andächtigen als Vatermörder anklagt, jagen sie ihn als einen Wahnsinnigen aus dem Kloster. Eine redselige Selbstquälerei, die im Leser wie im Zuschauer einzig das Gefühl der Ermüdung zurückläßt.

Unter den Neueinstudierungen des „Deutschen Theaters" hat die Aufführung des zweiten Teils des Goetheschen „Faust" zum ersten Male am Mittwoch, den 15. März, besondere Zustimmung gefunden. Sie dauerte mit einer Erholungspause von einer Stunde von fünf Uhr nachmittags bis zur Mitternacht. Die klassische Walpurgisnacht, das Helena-Spiel und Fausts Tod bildeten die Glanzpunkte. Neu ist der Versuch einer solchen Darstellung nicht. Schon im Mai 1876 ist der zweite Teil des Gedichtes in seinem ganzen Umfange, natürlich mit den unabweislichen Kürzungen, im Hoftheater zu Weimar in einer geschickten und gefälligen Einrichtung von Otto Devrient, von der feinen und

geistreichen, nur allzu reichlichen Musik Eduard Lassens begleitet, gespielt worden und später auch in dem Viktoria-Theater zu Berlin zur Aufführung gekommen. Nicht nur im Spiel, in Ausstellung und phantastischer Pracht, auch in ihrer Dauer konnte sich die Aufführung in Weimar mit der jetzigen des „Deutschen Theaters" messen: sie währte von sechs Uhr bis Mitternacht. Ein wahrhaft künstlerischer, ergreifender und unvergeßlicher Eindruck wird immer nur für einzelne Szenen erreicht, das Ganze bleibt im Unzulänglichen stecken, weil es sich seinem Wesen nach auch der so hoch gesteigerten Technik der modernen Bühne entzieht.

Trotz der Spärlichkeit der dramatischen Ernte hat das Lessing-Theater unter Otto Brahms Leitung eine und die andere anziehende Neuigkeit geboten und gegen den Schluß der Spielzeit mit Karl Schönherrs Trauerspiel „Glaube und Heimat" den einzigen literarischen Erfolg derselben errungen. Bis dahin beherrschten das Lustspiel von Björnson „Wenn der junge Wein blüht" und Arthur Schnitzlers „Anatol" das Repertoire, das sich in diesem wie in früheren Jahren auf die noch unentthronten Hausdichter Ibsen und Gerhardt Hauptmann stützt. Björnsons Komödie: „Wenn der junge Wein blüht," die seit dem 1. Oktober 1910 gespielt wird, ist, obwohl sie scheinbar von Jugend überschäumt, das Werk eines alten beschaulichen Mannes, nicht ohne den Untergrund der Grämlichkeit. Im reichen Hause Arvik regieren die Frauen: die kluge und energische Mutter an der Spitze drei munterer Töchter; der Gatte Wilhelm Arvik, ein nachdenklicher Mann, der von den Geschäften zurückgezogen lebt, ist allmählich unter dem Schein, ihm alles Unangenehme fern zu halten, beiseite geschoben worden. Die jungen übermütigen Mädchen stehen im heiratsfähigen Alter und sind gerade jetzt durch die Anwesenheit eines Verwandten, des Propstes Hall, der aus den Bergen zu längerem Besuch in die Stadt gekommen ist, in Aufregung geraten. Im Verein mit ihren Freundinnen tanzen und singen, necken und streiten sie sich über Aussprüche des Paulus mit dem fünfundvierzigjährigen Geistlichen, der sich hier aus der Einsamkeit und Stille seines dörflichen Pfarrhauses und langer Witwerschaft in das romantische Land versetzt fühlt und dem Zauber der Jugend erliegt. Er verliebt sich denn auch in eine der Töchter Arviks und beschließt, sie zu heiraten, zum Verdruß seiner erwachsenen Tochter Alvilde, die es vorzieht, nach England zu reisen, statt mit einer gleichalterigen Stiefmutter zusammen zu wohnen. Das Geld zur Abreise erhält sie von dem Onkel Arvik, und der rasche Entschluß des praktischen und mutigen Mädchens, sich peinlichen Verhältnissen zu entziehen, erregt in ihm den plötzlichen Einfall, ihr zu folgen in das Unbestimmte und Abenteuerliche hinein. Denn auch er fühlt sich längst in seiner Umgebung unbehaglich und überflüssig. „Seit die Töchter erwachsen sind", sagt er zu Hall, „und die Freierei angefangen hat, seitdem ist es vorbei mit dem Frieden. Das ganze Haus schaukelt, alle Türen stehen offen. Ich weiß nicht mehr, wer ein- und ausgeht. Und alle diese Freundinnen! Und dies ewige Verliebtsein und Gekränktsein! Und all der Klatsch! Ich werde schon ganz verrückt!" Und so sind denn eines schönen Morgens Alvilde und Arvik ohne Abschied verschwunden. Trauer, Schmerz, Schrecken ergreifen bei dieser Nachricht die Frau und die Töchter; alle empfinden den Verlust und klagen sich ihrer Rücksichtslosigkeit gegen den Gatten und Vater an. Obwohl sie ihn vernachlässigten, erkennen sie ihn jetzt, wo er ihnen fehlt, als den Mittelpunkt ihres Lebens. Groß ist darum die Freude, als er wieder in ihre Mitte tritt. Denn auch er in seiner Güte und Schwäche, im Bann der Gewohnheit, hat den Sprung ins Ungewisse nicht gewagt und ist, als der Dampfer den Hafen verließ, zurückgekehrt. Das alles ist liebenswürdig und munter geschildert, mehr in Reden als in Handlung, und bewahrt, da Björnson sorglich vermeidet, an die Tragik des Konfliktes zu streifen, sondern ihn nach der Eigenart der beiden Hauptfiguren im Bereich des Versöhnlichen hält, den Charakter der Komödie. „Wenn der junge Wein blüht", brechen auch in dem gefährlichen

Alter wieder Johannistriebe bei Mann und Weib auf und vergolden den Herbst des Lebens mit dem künstlichen Firnis des Frühlings.

Hat hier das Gemütvolle des Inhaltes die Teilnahme des Publikums erweckt und festgehalten, so ist es der Reiz des Prickelnden und Pikanten, der den fünf einaktigen Skizzen von Arthur Schnitzler unter dem Gesamttitel „Anatol", zum ersten Male am Sonnabend, den 3. Dezember 1910 aufgeführt, den Erfolg verschafft hat. Anatol, ein reicher, junger Herr aus Wien, gebildet, skeptisch und blasiert, wird uns in verschiedenen Lebenslagen vorgeführt: an seinem Hochzeitsmorgen im Stelldichein mit seiner Geliebten, die er doch der Schicklichkeit wegen verabschieden muß; beim Abschiedssouper mit einer Geliebten, die er abschieben will, die ihn aber schon fortgeschoben hat — bei aller scheinbaren Verschiedenheit im Grund immer derselbe Gegensatz von Mann und Weib, vermittelt durch die Rolle des Freundes, der zwischen beiden ausgleicht oder die Moral der Szene ausspricht. Anatol, Max und die Geliebte unter verschiedenen Namen sind die stehenden Figuren der einzelnen Szenen. Die geistreichste ist „Die Frage an das Schicksal" betitelt. Anatol vermag seine Cora in einen hypnotischen Zustand zu versetzen, in dem sie auf alle seine Fragen die Wahrheit antworten muß: er will sie nun einmal daraufhin prüfen, ob sie ihm treu ist. Als sie aber kommt und die Gelegenheit sich bietet, traut er sich doch nicht, die Gewissensfrage zu stellen. Max der Philosoph meint im Abgehen: „Eins ist mir klar, daß die Weiber auch in der Hypnose lügen."

Gegenüber diesen gefälligen Kleinigkeiten blieben die beiden großen Darbietungen des Lessing-Theaters, Gerhart Hauptmanns Berliner Tragikomödie in fünf Akten „Die Ratten", am Freitag, den 13. Januar zum ersten Male gespielt, und Hermann Bahrs Komödie in drei Akten „Die Kinder", die am Sonnabend, den 25. Februar in Szene ging, ohne stärkere Wirkung. Hauptmanns Stücke haben in den letzten Jahren mehr oder minder verschleierte Niederlagen gefunden: „Die Ratten" gesellen sich ihren Vorgängerinnen „Die Jungfern vom Bischofsberge" — „Kaiser Karls Geisel" und „Griselda" in der Ohnmacht der Erfindung und in dem Verfall der theatralischen Technik traurig zu. Man kann dem Dichter nur raten, eine Weile auszuspannen und der erschöpften Phantasie in beschaulicher Muße die Möglichkeit zu gewähren, mit neuen Eindrücken und Stoffen auch neue Kraft wieder zu gewinnen. In der Tragikomödie „Die Ratten" ist ein tragisches Motiv in eine breite Bettelsuppe von nicht dazu gehörigen Nichtigkeiten und Nebensachen eingebrockt. Die wackere Frau eines tüchtigen Maurerpoliers sehnt sich nach einem Kinde, und da sie selber keins hat, weiß sie ein Dienstmädchen Pauline zu beschwatzen, ihr das eben geborene Kind zu überlassen. Die Sache geht scheinbar um so leichter, da der Mann seit Monaten auf einem Bau in Hamburg arbeitet. Aber dem Mädchen wird der Vertrag mit der Frau bald leid, um so mehr, da die Frau ihm jede Annäherung an das Kind verbietet. Zwischen beiden entsteht nun ein erbitterter Kampf um das Kind, der ein tragisches Ende nimmt, als der liederliche und gewalttätige Bruder der Frau John davon hört und das Mädchen umbringt. Darüber in Verzweiflung, da inzwischen auch die Unterschiebung des Kindes offenbar geworden ist, stürzt sich die Frau aus dem Fenster auf die Straße. In der lebenswahren und ergreifenden Darstellung durch die treffliche Schauspielerin Elsa Lehmann errang diese Frau aus dem Volke mit dem Heißhunger nach dem Kinde, der vor keinem Unrecht zurückschreckt, trotz der Umständlichkeit und Schwerfälligkeit, mit der sich die dürftige Handlung bewegt, die Teilnahme des Publikums. Um dies Mittelstück im Berliner Dialekt ist nun ein Arabeskenkranz von Schilderungen aus dem Theaterleben gebreitet. Ein ehemaliger Theaterdirektor aus den Reichslanden, der schließlich auch wieder eine Konzession dorthin erlangt, hat in der Zeit seiner unfreiwilligen Muße in der weitläufigen Mietskaserne, in der Frau John wohnt — irgendwo in dem Straßengewirr Berlins am Alexander-

platz — seine Dekorationen, Kostüme und Gerätschaften in den Bodenräumen untergebracht. Frau John ist die Beschließerin und Abstäuberin der Sachen, und da der Direktor gelegentlich mit Frau und Tochter sich dort einfindet, Theaterproben mit seinen Schülern abhält, und auch ein Stelldichein mit seiner früheren Soubrette genießt, so ist wenigstens eine lose Verbindung zwischen den entgegengesetzten Teilen der Fabel hergestellt und das Interesse der „gebildeten Leute" an dem Geschick der Kleinen begründet. Aber diese Unterhaltungen über realistische und idealistische Kunst und Vortragsweise; die Liebschaft der Tochter des Theaterdirektors mit ihrem Hauslehrer, einem Kandidaten der Theologie, der unter die Schauspieler gehen will; die Verwünschung, die der Pastor über die Theater ausspricht, da er den Widerstand des Sohnes nicht brechen kann, haben leider gar keinen Zusammenhang mit der Haupthandlung und in sich keinen dramatischen Zug. Von Anfang bis zu Ende könnte man sie fortstreichen, ohne der eigentlichen Fabel Schaden zu tun, und auf der anderen Seite verknüpft den Fall der Frau John mit diesen Theatergeschichten und Leuten nicht das dürftigste seelische Band; offenbar haben die symbolischen „Ratten" des Titels es zernagt.

Auch Hermann Bahrs Komödie „Die Kinder" brachte eine Enttäuschung. Zwischen den Familien des berühmten Mediziners, des reichen Hofrates Scharizer, und des verarmten Grafen Freyn hat seit Jahren Freundschaft bestanden, die auch nach dem Tode der Frauen aufrechterhalten geblieben ist. Kein Wunder, daß die beiden Kinder, die Tochter des Hofrats und der Sohn des Grafen, trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere — er ist feinfühlig und wohl erzogen, sie, ganz unter der Obhut des bäuerisch protzigen Vaters aufgewachsen, vorlaut und herausfordernd — einander lieben und sich heiraten wollen. Da macht die Erklärung Scharizers ihrem Glückstraum ein Ende. Der junge Graf ist sein Sohn, die beiden Liebenden sind Geschwister. Die Mitteilung Konrads an seinen Vater, daß er sich mit Anna verloben wollte, hat aber auch den alten Grafen wie eine Bombe getroffen: er eilt herbei, um die Verlobung zu hindern, denn Anna Scharizer ist seine Tochter. Die gegenseitigen peinlichen Erklärungen führen wenigstens als befriedigenden Schluß die Vereinigung der Liebenden herbei, und der Zuschauer mag die Macht der Erziehung bewundern, die aus dem Sohn des rohen und protzigen Scharizer den vornehm ritterlichen Grafensohn und aus der Tochter des feinen und in seiner Zurückhaltung fast schüchternen Grafen die robuste, von Lebenskraft und Selbstgefühl überquellende Anna gemacht hat. Um die Dürftigkeit und Verdrießlichkeit des Ganzen aufzuheitern, ist noch ein zweiter unehelicher Sohn Scharizers eingeführt: ein Handwerksgesell Baverlein, den die Wanderschaft in die Nähe von Scharizers Schloß gebracht hat, und der die Gelegenheit benutzt, den Vater nicht anzubetteln, sondern eben nur ohne Aussicht auf Wiedersehen zu begrüßen. Seine frische Natürlichkeit bringt einen erfreulichen Zug in das graue Bild, in dessen Mittelpunkt der Hofrat steht. Bahr malt ihn mit besonderer Liebe und Sorgfalt aus und hat in ihm einen der unholdesten Gesellen geschaffen, der mir auf der Bühne begegnet ist.

Aber diese Mißerfolge wurden reichlich durch die Aufführung des Schauspiels von Karl Schönherr „Glaube und Heimat" in drei Akten am Dienstag, den 14. März wett gemacht. Es ist die bedeutsamste Dichtung dieser Spielzeit, von tief innerlichem Gehalt und charakteristischer Kraft der Gestaltung. Ein ergreifendes Bild aus der Zeit der Gegenreformation in den österreichischen Erblanden. Eine Anlehnung an den Roman der Baronin Enrica v. Handel-Mazzetti: „Die arme Margaret", der den Jammer, die Schrecken und Greuel dieser Bewegung mit außerordentlicher Beherrschung des Stoffes wie mit reicher Phantasie schildert, ist von verschiedenen Seiten bemerkt worden. Aber die Verfasserin selbst erklärt diese Anklänge für rein formale und äußerliche, das Schönste in dem Drama sei das Heimatsmotiv, das in ihrem Roman durchaus keine Rolle spiele. Auch wäre ja für den Dramatiker eine solche Beziehung kein Vorwurf. Er nimmt sein Gut, wo er

es findet, und drängt die auseinanderfließende Fülle der Vorgänge in wenige entscheidende Momente zusammen. Bei dem Lesen der Bibel: „Denn die weder kalt noch warm sind, will ich ausspeien, sagt Gott der Herr" — erwacht in dem Bauer Christoph Rott sein evangelisches Gewissen. Bisher hat er wie sein alter wassersüchtiger Vater unter der obrigkeitlichen Drangsal Anhänglichkeit an den alten Glauben geheuchelt, jetzt aber faßt er sich ein Herz, die Wahrheit zu bekennen. Die Auswanderung aus der Heimat erschien den damaligen Menschen wie ein ungeheueres Verhängnis: „Die Tragödie eines Volkes" nennt Schönherr sein Schauspiel, während die Erlaubnis für die Evangelischen, das Land ihres katholischen Herrn zu verlassen, und selbst die gewaltsame Vertreibung doch immerhin eine Erleichterung gegen die Todesstrafe war, mit der noch Karl V. in den Niederlanden Tausende und Abertausende seiner Untertanen ihres Glaubens wegen grausam heimgesucht hatte. Der grimme kaiserliche Reiter, der die alte Bäuerin unbarmherzig niederstößt, weil sie ihre Bibel nicht hergeben will, ist im Gegensatz zu Rott die starre Verkörperung des alten Glaubens. Nach Schönherrs Erklärung ist der Kaiser Ferdinand II. für ihn das Urbild dieses Reiters gewesen. Er triumphiert, als er durch die Drohung, die Leichen der Ketzer auf dem Schindanger verscharren zu lassen, den alten Rott zum Eingeständnis seines Glaubens und zur Flucht aus der Heimat zwingt, und durch die Erklärung, daß Rotts junger Sohn als Unmündiger nach dem kaiserlichen Edikt zurückbleiben müsse, den gefaßten Gleichmut des Bauern zu einem wilden Aufschrei der Verzweiflung erschüttert. Der Knabe aber will sich nicht von den Eltern trennen lassen und springt in den Mühlbach, um den Soldaten zu entkommen. Tot wird er aus dem Wasser gezogen, und nun bricht die lang verhaltene Wut des Bauern aus. Er stürzt sich auf den Reiter, zwingt ihn nieder, die Frau reicht ihm die Axt, und schon erhebt er sie zum Schlage, aber plötzlich besinnt er sich: „Christi Gebot geht nicht nach Blut!" und läßt den Niedergeworfenen los. Sie betten die Leiche ihres Knaben auf den zur Abfahrt bereitstehenden Karren, und in tiefster Selbstüberwindung bietet Rott dem Reiter die Hand zum Abschied. „Christoph!" schreit die Frau auf, „du bist ja völlig über ein Menschen." Und Rott darauf: „So lang ich mein Inwendig sauber han, tut mich kein Reiter brechen und biegen!" Während beide über die Brücke ziehen, der Landstraße zu, sieht der Reiter ihnen stumm nach, bis sie verschwunden sind, dann zerbricht er sein Schwert und sinkt neben dem Brunnenpfeiler zusammen. Die Lebenswahrheit der Gestalten, die Schlichtheit und Natürlichkeit der Vorgänge sind von herzergreifender Gewalt und lassen uns alle Geschehnisse wie ein Selbsterlebnis empfinden. Nicht nur durch die Breite der Darstellung, die um die Haupthandlung eine Fülle von Nebenfiguren und Begebenheiten aus dem Leben eines Dorfes sinnreich gruppiert, und den historischen Hintergrund, vor allem durch ihren inneren Wert und in der künstlerischen Gestaltung des Stoffes erhebt sich die neue Dichtung Schönherrs „Glaube und Heimat" über die frühere „Erde", die ihn auf der deutschen Bühne heimisch machte, aus dem Bauernschauspiel im Stil Anzengrubers zum Trauerspiel emporsteigend.

Die Stücke, welche die anderen Theater Berlins aufführten, blieben sämtlich in Mittelmäßigkeit und Alltäglichkeit stecken. Es bezeichnet den Niedergang der modernen Produktion, daß die Auffrischungen der alten Possen: „Lumpacivagabundus", des „Registrators auf Reisen", und „Auf eigenen Füßen" den stärksten Zulauf hatten. Vor allem die letztere von Pohl und Wilken hat in einer modernen Bearbeitung unter dem Titel „Bummelstudenten" in dem Berliner Theater seit Sonnabend, den 31. Dezember 1910 eine fröhliche Auferstehung gefeiert. In dem harmlosen und gefälligen Lustspiel von Alfred Schmieden: „Mein erlauchter Ahnherr" fand das Neue Theater, dessen Direktor der Dichter ist, seit Mittwoch, den 8. Februar ein unterhaltendes Zugstück. Der Fürst eines kleinen Staates, mehr Theaterfreund und -leiter als Regent, hat einen seiner Ahnherren zum Helden eines Schauspiels genommen, aber das Werk

wegen seiner Regierungsgeschäfte nicht vollenden können und einen Gelehrten mit der Ausführung beauftragt. Da dieser die Arbeit gewissenhaft betreibt, erkennt er leider, daß der „erlauchte Ahnherr" nach den Tatsachen der Geschichte kein Held, sondern eher ein Trottel gewesen und gerät nun seinem Auftraggeber gegenüber in peinliche komische Verlegenheiten. Auf dem Kleinen Theater haben sich seit dem Beginn der Spielzeit bis zum Ausgang eine Reihe von einaktigen Skizzen von Max Burckhardt, mit starkem Stich in die Satire, die unter dem Gesamttitel: „Die verflixten Frauenzimmer" gehen, dank der ungezogensten gehalten: „Comtesse Clo", der Geschichte eines jungen Mädchens, das sich der Hoffnung freut, bald Mutter zu werden. Das königliche Schauspielhaus hat sich diesmal ganz im Hintergrunde gehalten und sein Repertoire auf die Neueinstudierungen bewährter Lustspiele aus der guten alten Zeit gestützt: auf den „Störenfried" von Benedix und den „Schritt vom Wege" von Wichert. Von den beiden Neuigkeiten, die es aufführte, fiel die eine: das Schauspiel in vier Akten von Hermann Heijerman „Die neue Sonne", gespielt am Mittwoch, den 28. September 1910 — die trübselige und tränenreiche Geschichte eines alten Schuldenmachers und seiner Tochter, die zur Brandstifterin wird, um den Alten vor dem Konkurs zu bewahren — durch, und die andere, Ibsens Schauspiel „Die Stützen der Gesellschaft" am Sonnabend, den 22. April war selbst für die Abonnenten des Schauspielhauses doch nur eine halbe.

War die Spielzeit für die literarische Produktion an Erfolgen arm, so war sie für die Schauspielkunst an Verlusten um so reicher. Am Dienstag, den 20. September 1910 in der Morgenfrühe verlor die deutsche Bühne ihren hervorragendsten Vertreter Josef Kainz nach langem und hartem Kampfe gegen eine unheilbare Krankheit: er hatte eben erst das fünfzigste Lebensjahr erreicht und wurde wie Friedrich Mitterwurzer und Adalbert Matkowsky aus einer Laufbahn gerissen, die ihm noch viele Triumphe zu versprechen schien. Berlin lernte ihn zuerst im Mai 1878 kennen, als er bei dem Gastspiel der Meininger Kleists Prinzen von Homburg und Schillers Kosinsky in hinreißender Frische und Ursprünglichkeit spielte. Seit 1883 gehörte er durch viele Jahre dem Deutschen Theater an, bis er nach Wien an das Burgtheater ging. Seine Jugendzeit war unser: unvergeßliche Eindrücke hat er mit seinem Romeo und Don Carlos, seinem König Alfons und seinem Küchenjungen Leon bei allen hinterlassen, die ihn damals sahen. Immer war er Feuer und Flamme, in einer bewunderungswürdigen Beherrschung der Sprache, voll Melodie und Kraft. Noch in seinen Ausgängen, als der Virtuose den Künstler zuweilen beiseite schob und die Einseitigkeit, mit der er den Sprecher zum Schaden des Schauspielers hervorhob, den Eindruck der Darstellung schädigte, hatte er als Hamlet und Antonius, als Franz Moor und Tasso unvergleichliche Momente. In jedem Zoll ein leidenschaftlicher Künstler, von dem, sowie er die Bühne betrat, ein Hauch der Begeisterung, ein Schwung ausging, der sich den Mitspielenden wie dem Publikum mitteilte. Kainz gegenüber gab es weder vor noch hinter der Rampe Gleichgültigkeit oder Gelassenheit. Alle und alles riß er im Sturm seiner Rede fort. Seine Gebärden, sein Mienenspiel dienten ihm nur zur Unterstreichung seiner Worte. Aber so lange der Schimmer der Jugend ihn umstrahlte und der verständige Wille noch alle Kräfte zur einheitlichen Wirkung zwang, merkte man nicht, daß die schauspielerische Begabung der rhetorischen nachstand: an Josef Lewinsky haben wir denselben Gegensatz sich entwickeln sehen. Wie in Kainz den Meister der modernen Schauspielkunst, haben wir in Friedrich Haase am 17. März einen Meister der alten verloren. Er war ungleich mehr Schauspieler als Kainz, ein Meister der Maske. Wie er selbst in drolliger Selbsteinschätzung sagt, zählte er nicht zu den Löwenjägern. Die heroischen Liebhaber und Helden waren nicht seine Leute. Schon ein leises Stottern, das er trotz allen Fleißes nicht völlig zu überwinden vermochte, machte ihm den Vortrag von Versen zur Pein. Doch hab ich ihn tapfer als Hamlet und Richard III.,

Cromwell und Richelieu seine Rolle durchführen sehen. Aber die Freude und das Wohlgefallen des Publikums war er in Genrerollen. Er war der geborene Graf Thorane in Gutzkows Lustspiel „Der Königsleutnant". Man soll das Wort „niemals" so wenig wie in der Politik in der Kunst aussprechen, aber ich glaube nicht, daß er je seinesgleichen in der Verkörperung dieser Gestalt finden wird. Die Vornehmheit und die Anmut der guten Gesellschaft, die Sanftmut und Geduld der kleinen Schulmeister und Bittsteller, der Leichtsinn und das Spitzbübische, die Verführungskunst und die Blasiertheit der modernen Abenteurer und Weltmänner fanden in ihm ihren anziehenden Vertreter bis in das patriarchalische Alter. Noch als Achtzigjähriger hat er in Koburg den Bolingbroke und den Rocheferrier gespielt. Unzähligen hat er genußreiche Stunden bereitet. Nicht zu den Großen, aber zu den Feinen der Schauspielkunst wird man ihn zählen. Mit den Figuren, die er darstellte, stirbt auch seine Kunst aus. An Raphael Löwenfeld, dem Direktor der beiden Schillertheater, der am Mittwoch, den 28. Dezember 1910 einem langwierigen Leiden erlag, hat das deutsche Theaterwesen einen bahnbrechenden Organisator verloren. Durch die Schöpfung der beiden Schiller-Theater, im alten Wallner-Theater und in einem neuen mustergültigen Theaterbau in Charlottenburg an der Döberitzer Heerstraße, in amphitheatralischer Form, nach dem Vorbild Bayreuths, hat er den breiteren Schichten der Bevölkerung Berlins den Zugang zu dem Theater zu einem billigen Preise erschlossen. Die Gesellschaft, die sich durch seinen unermüdlichen Eifer zu diesem Zweck gebildet hatte, arbeitet seit sechzehn Jahren wohltätig und erfolgreich an der Bildung und Erziehung der Massen. Am 30. August 1894 fand die Eröffnung des Schiller-Theaters in dem Wallner-Hause mit der Darstellung der „Räuber" statt. Seitdem hat sich die Einrichtung entwickelt, vertieft und ausgebreitet und die Grundlage für den volkstümlichen Theaterbesuch in Groß-Berlin gelegt. Von all den Versuchen, die jetzt mit so lauten Fanfarentönen verkündigt werden, den Zirkus und die Halle für fünftausend Menschen, zum Theaterschauplatz zu machen und Richard III. statt zu spielen, zu reiten, erwarte ich das Heil der dramatischen Dichtung und der Schauspielkunst nicht, sondern von der Entwicklung der bestehenden, durch ihre Form und ihre teueren Preise allzu ausschließlichen Theater zu nationalen und populären Schaustätten. Dahin hat uns Raphael Löwenfeld den Weg gewiesen.

Karl Frenzel.

Literarische Rundschau.

Weltanschauung als Kunst.

Die Kunst der Weltanschauung. Von Dr. Johannes Reinke. Heilbronn, E. Salzer. 1911.

Daß ein ordentlicher Mensch auch eine ordentliche Weltanschauung haben muß, gilt für ausgemacht; fraglich ist nur, wie man zu einer solchen gelangt. Die einen bekommen ihre Weltanschauung fix und fertig überliefert in Form der religiösen Lehre, sofern sie sich zu einer kirchlichen Gemeinschaft halten, und viele meinen, das sei die einzig rechtmäßige Art, eine Anschauung von Gott und Welt und allen Dingen zu haben. Die anderen machen sich eine Weltanschauung, wie sie sie gebrauchen, selbst zurecht, durch eigenes Nachdenken, wie man sagt, und auf Grund eigener Lebenserfahrung; das heißt in Wahrheit, sie nehmen allerlei Gedankenelemente aus ihrer Umgebung bereitwillig auf und verarbeiten sie je nach Eigenart und Stimmung, leichter oder gründlicher, so lange, bis sie zu ihnen passen. Der dritte Weg ist der, den die Philosophen gehen, und das ist der umständlichste. Es ist auch nicht jedermanns Sache, weder ihn selbst zu betreten noch das auf diesem Wege Gefundene sich anzueignen. Denn der Weg ist mühsam, und was am Ziel herauskommt, ist für wenige brauchbar; für die meisten ganz unpraktisch und unverständlich. Alle drei Wege haben ihre Bedenken. Johannes Reinke zeigt uns nun in dem oben genannten Buch einen neuen, einen vierten Weg mit überaus verlockenden Aussichten in überaus verführerischer Weise. Der hochverdiente Forscher, Botaniker und Biologe bezeichnet die Arbeit, eine Weltanschauung zu gewinnen, als eine Kunst, und mutet jedem von uns zu, ein Künstler zu sein, also wirklich anzuschauen, nicht bloß zu denken, tätig zu gestalten wie ein Künstler, nicht bloß zu reflektieren oder passiv hinzunehmen, was sich uns bietet. Und er beläßt es nicht bei dem Satz, den er aufstellt, noch bei der Anforderung, die er an uns richtet; er geht gleich selbst ans Werk und erweist sich als Künstler, indem er uns zeigt, auf welche Weise und mit welchen Elementen er sich seine Weltanschauung gebildet hat. Das tut er offenbar nicht, um uns der Mühe zu überheben, das gleiche zu tun, sondern um uns zur Nachahmung zu reizen und zugleich uns in seiner Darlegung Material zu bieten, das wir nach unserem Sinn und Bedürfnis für uns verwenden können. So gibt er uns denn im wesentlichen Bekenntnisse aus seinem inneren Leben, eine Weltanschauung in Einzelanschauungen; er gibt sie wie ein Naturforscher, nicht wie ein Philosoph, als locker aneinander gereihte Ansichten, nicht als ein enggeschlossenes System. Es ist mit diesen Bekenntnissen wie es mit Bekenntnissen überhaupt ist: sie empfangen ihren Wert und ihre Bedeutung für uns von dem Wert und der Bedeutung der Persönlichkeit, der sie entstammen. Niemand ist gebunden, das gleiche zu bekennen; denn nichts davon läuft hinaus auf Wissenschaft und strengen Beweis; aber alles läßt sich hören und ist wohl annehmbar. Denn wir empfinden schnell, daß es ein

ernster, erprobter, ein ebenso charaktervoller wie gedankenvoller Mann ist, der zu uns spricht, nachdem er in einem langen, wissenschaftlicher Forschung gewidmeten Leben zu Anschauungen gelangt ist, die es ihn drängt mitzuteilen, weil sie in fremden Gemütern Wurzel fassen und Frucht tragen können. Ein wohlgesinnter Mann von gemäßigter Haltung, hält er sich von aller Zuspitzung, von allem Extremen fern. Er steht fest auf dem Boden der Naturwissenschaft, wie sie von Descartes und Galilei, Newton und Boyle im 17. Jahrhundert angebahnt, um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch Johannes Müller, Helmholtz, Darwin ihre endgültige Form erlangt hat, und würde es gewiß entschieden verwerfen, wenn einer behaupten wollte, diese gesamte mechanistische Naturlehre sei mit allen ihren Konsequenzen in allen ihren Verzweigungen eben in demselben Augenblicke hilflos zusammengebrochen und unrettbar gescheitert, als die elektromagnetischen Lichttheorien von Maxwell und Hertz ihr den vollendenden Abschluß zu geben verhieß. Aber er verharrt auch hier auf der mittleren Straße. Er hält am Mechanismus fest, aber er erklärt das Lebendige teleologisch und läßt sogar die Freiheit des Willens gelten. Er unterscheidet mit Auguste Comte drei Altersstufen im Geiste der Menschheit: die mythische, die spekulative und die empirische, wobei die letzte erst die wirklich wissenschaftliche vorstellt; aber er warnt zugunsten des Unvergänglichen im Alten vor Überschätzung des Modernen, und einen Mann wie Kant läßt er gern gelten. Er verhält sich skeptisch gegen das Vermögen des Erkennens, aber die Ergebnisse der Naturwissenschaft stehen ihm fest. Andererseits hindert ihn das nicht, den Glauben an Gott und an Unsterblichkeit zu rechtfertigen und in der Naturwissenschaft den Vorhof der Gotteserkenntnis zu erblicken, wenn er auch das Wunder ablehnt. Und ähnlich ist das Verhältnis gegenüber den Fragen des sittlichen Lebens. Wir haben damit alles in allem ein Buch erhalten, angenehm zu hören, angenehm zu lesen, lehrreich und unterhaltend für ordentliche Leute, die gern einem verständigen Manne lauschen. Es fehlt nicht an Zitaten, aber es wimmelt nicht von ihnen. Eine stattliche Reihe von 216 Aussprüchen bedeutender Männer, die dem Verfasser besonders zugesagt haben, hat er gegen den Schluß mitgeteilt. Die Leser der „Deutschen Rundschau" haben bereits einen Abschnitt des Buches kennen gelernt; sie werden sicher das ganze Buch kennen lernen wollen. Man kann ihnen und allen anderen nur dringend dazu raten.

Adolf Lasson.

Buddhistische Fabeln und Märchen.

Cinq cents contes et apologues extraits du Tripitaka chinois et traduits en français. Par Ed. Chavannes. Paris, Leroux. 1910. Drei Bände.

Über das Werk, von dem ich hier sprechen möchte, kann ich nicht als Fachmann reden, nur als wissenschaftlicher Grenznachbar. Manches von dem, um das es sich handelt, ist mir nahe gekommen, und so kann ich mir wohl eine Vorstellung von der eigenartigen Bedeutung dessen machen, was wir hier in Händen haben.

Es ist bewundernswert, daß Ed. Chavannes, der hervorragende Erforscher des alten China, über so vielen anderen Arbeiten, über den Untersuchungen, durch die er das mächtige Geschichtswerk des Se-ma-Tsien der Wissenschaft erschließt, über dem Einsammeln des Ertrages seiner archäologischen Reise in Nordchina Zeit gefunden hat, diese höchst reiche und anmutige Erzählungssammlung, oder vielmehr diese Sammlung solcher Sammlungen, uns darzubieten. Die Verfasser der Texte, die er übersetzt, sind eine Anzahl chinesischer Schriftsteller, nicht alle geborene

Chinesen, sondern Asiaten von verschiedener Herkunft, überwiegend aus der Zeit vom dritten bis fünften Jahrhundert n. Chr.; oder vielmehr dies sind nicht die eigentlichen Verfasser, sondern es sind die Übersetzer oder Bearbeiter von Texten, deren wahre Heimat Indien ist. Man weiß, welch ungeheure Übersetzungsliteratur durch das Heimischwerden des Buddhismus in China hervorgebracht worden ist. In die Lücken der innerhalb des eigentlichen indischen Kulturkreises erhaltenen Überlieferungen über den Buddhismus und seine Geschichte treten diese chinesischen Texte ein, Zeugen von der Macht und Tiefe des Einflusses, den die indische Kultur durch lange Jahrhunderte nach Norden und Nordosten hin geübt hat. Nicht weniger bekannt ist, welche Rolle von alten Zeiten her in der buddhistischen Literatur den Fabeln, Märchen, Novellen zukam. Wenn auch in das innerste Zentrum der buddhistischen Gedankenwelt, in die Sphären gestaltloser Jenseitsideale dies bunte Spiel nicht hineinreicht, so kommt ihm dafür eine um so größere Bedeutung zu, wenn man den Buddhismus der großen Massen, der ganzen Nationen ins Auge faßt, wenn man die gelbgewandigen Mönche aus der Zurückgezogenheit ihrer Klostergärten und Einsiedeleien in die Welt gehen, mit Hoch und Niedrig, mit Mann und Weib verkehren sieht. Die altbuddhistischen Bauten mit ihrem reichen plastischen Schmuck bezeugen auf das anschaulichste die Popularität dieser Erzählungen, und an mehr als einer Stelle tragen Texte wie die von Chavannes übersetzten dazu bei, die oft dunkle Bildersprache jener alten Monumente uns verständlich zu machen.

Wie sich von selbst versteht, sind diese Hunderte von Erzählungen nicht alle von gleichem, literarischem Wert. Mit Trivialitäten und Pedanterien, vor denen die geistlichen Geschichtenerzähler nicht immer bewahrt geblieben sind, wechselt eine reiche Fülle von Anmutigem und Tiefem. Keine Ordnung der Lebewesen, keine Sphäre des Daseins, mit der sich jene Erzähler nicht zu tun machen. Das ganze Tierreich wird aufgeboten: Wolf und Schaf, Löwe und Schakal, Affen und Schildkröten. Der alte Kater, der nicht mehr jagen kann, setzt sich, wie in fromme Betrachtung versunken, nieder. Die Ratten fragen: Was tust du da, Onkel? — und erleben bald genug, wie es mit der Tugendlichkeit dieses Büßers steht. Der Hund wohnt in der Mitte zwischen Tempeln. Wie von beiden gleichzeitig die Glocke klingt, die ihm die Futterstunde anzeigt, kann er sich nach keiner Seite zu laufen entschließen, weil er immer fürchtet, daß das Futter auf der anderen Seite besser sein wird, und es ergeht ihm ähnlich wie Buridans Esel. Neben den Tieren die Menschen: Könige und Brahmanen, Kaufleute und Seefahrer, Weise, Kluge und Dumme, viel Frauentücke und Frauenschönheit, und das Männergeschlecht „gleich dem Schmetterling, der um die Flamme fliegt: wie der Schmetterling begehrt er nach der Schönheit der Flamme und findet darin seinen Feuertod". Bunten Geschicken werden die Wesen auf den dunkeln Wegen der Seelenwanderung durch geheimnisvolle Notwendigkeiten entgegengeführt. Und immer wieder klingt in alles Geschehen hinein der Gedanke an die Vergänglichkeit jeglichen Daseins: was hoch ist, muß niedrig werden; was vereint ist, muß sich trennen; was lebt, muß sterben. Noch viel mehr hätte der Übersetzer uns geben können. In den unbegrenzten Weiten der Literatur, die er bearbeitet, wäre ein Ende nicht zu finden. Er hat sich daran gehalten, daß in den Geschichten, die uns die alten buddhistischen Fabulierer durch seinen Mund erzählen, oft fünfhundert Blinde oder fünfhundert Diebe auftreten, daß da die Seefahrer, die Elefanten, die Affen sich gern in Truppen von fünfhundert zusammentun. So hat er sich in der Zahl fünfhundert eine Grenze gesetzt. Nicht allein die folkloristischen Forscher werden ihm für die Arbeit, die er getan hat, wärmstens danken.

H. Oldenberg.

7. **Kaiser Wilhelm I. und Kriegsminister v. Roon.** Von W. v. Blume, General der Infanterie z. D. Oldenburg, Gerhard Stalling. O. J.

Das vorliegende Werk stammt aus der Feder eines unserer ersten Militärschriftsteller und hat schon die zweite Auflage erlebt. Blume knüpft seine speziellen Darlegungen an den Faden eines Lebensabrisses der beiden Männer, der über das allgemein Bekannte nicht hinausreicht. Um so wertvoller sind die militärischen Erörterungen, die eine genaue Geschichte der Entwicklung des preußischen Heeres seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1814 geben, und die Mängel, aus denen der Gedanke der Reorganisation erwuchs, deutlich erkennen lassen. Unter die interessanten Einzelheiten, die das Buch enthält, gehört der Nachweis, daß im Dezember 1843 Boyen während seines zweiten Kriegsministeriums den Plan hatte, den einjährig-freiwilligen Dienst auf alle auszudehnen, welche ihr Equipement selbst bezahlen könnten. Dieser Dienst wäre damit zu einem Vorrecht der Vermöglichen ohne andere Erfordernisse geworden, was Boyen gerade 1814 als unstatthaft abgelehnt hatte; und es war das Verdienst des Prinzen von Preußen, daß er den unerträglichen Gedanken „mit tief bewegter, zitternder Stimme" als „einen den preußischen Armeeprinzipien völlig fremden" bekämpfte und zu Fall brachte (S. 67). Sehr genau ist die Entstehung des Reorganisationsplans, unter Benutzung der Akten des geheimen Kriegsarchivs, geschildert und S. 151 ff. der Anteil sorgsam abgewogen, den der Prinzregent von Preußen, General v. Willisen und Kriegsminister v. Roon an dem großen Werk gehabt haben. Willisen hat 1857 das den Kern des Ganzen bildende Verdoppelungssystem empfohlen; Roon hat den Plan ausgestalten und durchführen helfen; der Prinzregent aber hat 1859 den entscheidenden Entschluß gefaßt, das mobilisierte Heer nicht rückwärts in den Friedensstand, sondern in eine neue Verfassung vorwärts zu bilden, und hat auf alle Einzelheiten bestimmenden Einfluß geübt.

8. **Politische Geschichte des modernen Europa.** Von Seignobos. Leipzig, Klinkhardt. 1910.

Der Verfasser dieses Werkes ist Professor an der faculté des lettres zu Paris; sein Buch hat schon fünf Auflagen erlebt und erscheint nun in deutscher Übersetzung. Wir können nicht finden, daß das nötig war. Seignobos schreibt gewandt, und manches in seinem Buche mag ganz erträglich sein; aber an soliden Kenntnissen fehlt es ihm doch sehr. S. 321 behauptet er, daß Ferdinand II. von Neapel im März 1860 eine Verfassung abgeschlagen habe; leider war er schon am 22. Mai 1859 an den Folgen eines Attentats gestorben, und statt seiner herrschte seitdem sein Sohn Franz II. Was man S. 440 über die deutsche Reichsverfassung zu lesen bekommt, ist einfach haarsträubend; der Kaiser soll dieselbe Machtstellung im Reiche haben wie in Preußen; kein Beschluß kann gegen seinen Willen gefaßt werden, und die Souveränität steht ihm zu, nicht dem deutschen Volk! Man traut seinen Augen kaum. Dazu kommt, daß die Übersetzung oft schlecht ist; S. 440 wird ein Urteil, daß der Kanzler der Volksvertretung gegenüber supérieur sei, so übersetzt: „er ist Herr über die Versammlung der gewählten Vertreter" (!), und das Ganze wird auf den Kaiser bezogen! So werden die Fehler des Originals vom Übersetzer noch vermehrt, und man kann somit vor beiden deutsche Leser nur dringend warnen.

9. **Weltgeschichte.** Von Theodor Lindner. Siebenter Band: Amerika. Europa bis zum Beginn der französischen Revolution. Die Revolution und die Republik. Napoleon. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1910.

Der vorliegende Band dieses Werkes erzählt die Ereignisse vom Abfall der englischen Kolonien in Nordamerika bis zum Sturze Napoleons I. 1815 in gedrängter Weise, mit eingestreuten, meist zutreffenden und lebensvollen Charakteristiken der bedeutendsten Männer, unter Berücksichtigung der Kulturgeschichte im weitesten Sinne des Wortes. Die Errichtung der Vereinigten Staaten von Amerika wird in einer den Ereignissen etwas vorauseilenden Weise als eine ungeheure Gefahr für Europa bezeichnet, aber richtig gesagt: „Europa machte von da an nicht mehr allein die Geschichte des ganzen Erdballs." Die Vorgeschichte der französischen Revolution faßt Lindner im wesentlichen in der überlieferten Weise auf; die Zustände waren „überlebt und unpassend geworden", und es bedurfte einer Änderung. Daß hier Meinungsverschiedenheiten tiefgreifender Art zwischen dem Forscher bestehen, deutet Lindner mit keinem Worte an, obwohl er Wahls „Vorgeschichte der französischen Revolution" S. 469 unter den benutzten Werken aufzählt. Auch von der Kontroverse Lehmann — v. Meier über das Verhältnis des Freiherrn v. Stein zur französischen Revolution hört der Leser S. 371—377 nichts, man müßte denn die Worte „Hardenberg war stärker als Stein angelehnt an die französische Weise", hierher rechnen und als Parteinahme für Lehmann auffassen. Nicht minder ist die Streitfrage, ob York mit der Abkunft von Tauroggen nur des Königs Befehle ausführte oder aber selbständig handelte, S. 361 nicht richtig erfaßt, wenn es heißt: es sei ungewiß, ob York schon im August vom König eine geheime mündliche Weisung empfangen habe, sich unter Umständen von den Franzosen zu trennen. Die Tatsache dieser Weisung ist nicht zu bezweifeln; was York aber tat, war etwas wesentlich anderes; er trennte sich nicht nur von Macdonald, sondern er erklärte sein Korps für neutral.

γε. **Histoire de France.** Par Ernest Lavisse. Tome neuvième. Paris, Hachette. 1910.

Mit diesem Halbband schließt das Geschichtswerk ab, welches Ernst Lavisse im Verein mit einer großen Anzahl namhafter französischer Historiker herausgegeben hat. Der letzte Halbband wird noch ein genaues Register bringen und steht in nächster Aussicht. Wir erhalten dem Programm des Werkes gemäß noch eine Darstellung der Jahre 1774—1789; die Revolution und die ihr folgenden Zeiten waren von vornherein nicht in den Plan dieses Werkes einbezogen. Wenn man fragt, ob die Historiker, welche diesen Band geschrieben haben, mit der alten Auffassung es halten, nach der die Revolution die Folge einer langen Mißwirtschaft war, oder ob sie der neuen beitreten, die sie mehr aus subjektiven als aus objektiven Gründen herleitet, aus dem Streben des dritten Standes, zur Macht zu gelangen, aus dem esprit classique, welcher alles in Paragraphen fassen zu können glaubt, so ist kein Zweifel, daß sie bei der alten Ansicht bleiben. Schon um 1680 hatte Bossuet zu Ludwig XIV. gesagt, daß, wenn die schweren Übelstände nicht geheilt würden, sie den Staat in den Abgrund stürzen müßten. Seitdem war ein Jahrhundert vergangen, ohne daß Abhilfe erfolgt war; nun war die Katastrophe nicht mehr aufzuhalten. Vielleicht hätte ein großer, pflichtgetreuer König den Sturm gleichwohl noch beschworen; aber der König, der 1789 herrschte, war das Gegenteil eines solchen roi de rêve, eines idealen Königs, und so brach das Verderben über die alte Monarchie herein; les maux abîmèrent l'état.

πβ. **Les Origines de l'expédition d'Égypte.** Par François Charles-Roux. Avec deux cartes. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1910.

Dies Buch enthält die interessante Vorgeschichte des napoleonischen Unternehmens gegen Ägypten, eine Vorgeschichte, die den Zeitabschnitt von 1768—1798 umfaßt. Bei allem Wandel der europäischen Lage in diesen drei Jahrzehnten haben französischer Handelsgeist und französische Eroberungslust nie aufgehört, sich mit dem Gedanken der Besetzung Ägyptens zu beschäftigen, sei es zu friedlich wirtschaftlichen und kommerziellen Zwecken, sei es als Kampfmittel gegen England. Eine Fülle anderer Motive spielt dabei noch mit: die Möglichkeit einer Teilung der Türkei, bei der Frankreich sich das beste Stück rechtzeitig sichern will; die Erhaltung des Gleichgewichts der Kräfte im Mittelmeer; Schutz des französischen Levantehandels; vor allem die Verbindung mit Indien. Als Freunde und Fürsprecher einer solchen Unternehmung erscheint eine Reihe merkwürdiger oder bedeutender Persönlichkeiten, bald Abenteurer und bald Staatsmänner von dem Grafen Choiseul an (1768) bis auf Talleyrand (1798). Diese ganze Entwicklung hat der Verfasser auf Grund eindringender und umfassender Archivstudien in klarer und anziehender Weise darzulegen verstanden, den Rahmen so weit spannend, daß seine Forschungsergebnisse zugleich einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des vielhundertjährigen französisch-englischen Kampfes wie zur Geschichte des französischen Handels und Unternehmungsgeistes im 18. Jahrhundert bilden. Was mag übrigens wohl der Franzose von heute empfinden, wenn er diese Geschichte des dreißigjährigen unermüdlichen und — wenigstens auf kurze Zeit — erfolgreichen Ringens seiner Vorfahren um das Wunderland am Nile liest?

πβ. **Napoléon et la Suisse** (1803—1815). D'après les documents inédits des Affaires étrangères. Par Edouard Guillon, docteur-ès-lettres. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1910.

Nach einer längeren Einleitung über die Beziehungen Frankreichs zur Schweiz während der großen französischen Revolution, über die Kämpfe zwischen den Schweizer Föderalisten und Unitariern und die Gründung der helvetischen Republik gibt der Verfasser eine ausführliche Darstellung des Zustandekommens der Mediationsakte von 1803 und des weiteren Verhaltens Napoleons gegenüber der Schweiz bis zu den Hundert-Tagen. Leider hat er sich dabei zu sehr auf Abdruck von Aktenexzerpten, Proklamationen und mehr oder minder offiziellen Schreiben beschränkt, zu wenig die leitenden Gesichtspunkte und die großen Richtlinien der napoleonischen Politik herauszuarbeiten verstanden. Daher erhält der Leser oft da Materialien, wo er Durchdringung und Bewältigung des Stoffes zu erwarten berechtigt wäre; zuweilen verzichtet der Verfasser geradezu ausdrücklich auf eingehendere Erörterung und Klarstellung, wie bei dem Widerstande Napoleons gegen die schwachen Versuche der Schweiz zu einer Militärreform (S. 128). Dankenswert ist ein Kapitel über die Schweizer Regimenter in französischen Diensten von 1803—1814 (S. 325—356). — Die deutsche Geschichtsliteratur ist nicht ausreichend berücksichtigt; so leidet die Darstellung des Krieges von 1799, insbesondere des Zuges von Suworow, unter der Unkenntnis der Forschungen Hüffers.

φδ. **Die historischen Motive in Arnims Kronenwächtern.** Ein Beitrag zur Erschließung des Ideengehaltes der Dichtung. Von Karl Wagner. Zwei Teile. Goldap, Pauckstadt. 1908 und 1910.

Bedeutend angelegte, aber unfertig gelassene Werke der Kunst und der Literatur genießen häufig das Vorrecht, eifriger behandelt zu werden als diejenigen, die in fertiger Geschlossenheit aus der Hand ihres Autors hervorgegangen sind. Das Unvollendete, Problematische pflegt viel mehr zur Betrachtung und zum Versuche des Nachschaffens anzureizen als das Vollendete. Wie sehr wird dies bei Arnims Kronen-

wächtern der Fall sein, deren bedeutende Anlage und Auffassung jedem Leser einleuchtet, von denen doch aber nur der erste Teil vom Dichter fertig ausgeführt worden ist, während er das übrige skizziert oder fragmentarisch liegen ließ. In letzter Zeit hat sich nun vielerlei gute Arbeit dem Romane zugewandt und die Erkenntnis seines Aufbaues gefördert. Mit entschiedenem Geschick griff Karl Wagner in seiner zweiteiligen Untersuchung das Problem von neuem an. Er erörtert die Bedingungen, unter denen der Roman entstand, bestimmt die Quellen, aus denen er zum Teil getränkt ist, deckt mancherlei Beziehungen zu gleichzeitigen Romanen auf und faßt Arnims eigene Leistung ins Auge, was in der Tat viel zu sehr bisher versäumt worden ist. Besonders versucht er auch, die unfertig gebliebene Weiterführung und den Abschluß der Dichtung ahnungsweise zu rekonstruieren. Alles ist in einen großen, zuweilen überraschenden Zusammenhang gestellt, der Ideengehalt des Romans ist gut herausgehoben, und im ganzen wird willige Anerkennung nicht ausbleiben, zumal wenn man bedenkt, daß eine Arbeit von solcher Weite und Tiefe in landstädtischer Abgeschiedenheit, nämlich als Programm in Goldap, unternommen und durchgeführt werden konnte.

ηχ. **Das lebendige Kleid.** Von Felix Poppenberg. Berlin, Erich Reiß. O. J.

Unter diesem für den behandelten Stoff leicht preziösen Titel gibt Poppenberg eine trotz der essaistischen Form erschöpfende Übersicht über den Stand der „angewandten Kunst", und gern wird man dem kundigen Führer folgen, der uns lehrt, daß die äußere Form nichts Zufälliges ist, sondern das getreue Zeugnis innersten Wesens. An Beispiel und Gegenbeispiel zeigt uns der Verfasser, der „Kulturspaziergänger", wie durch Betonung von Material, Zweck und Funktion das Wesen jeden Geräts und Gebrauchsgegenstandes klar und Lustgefühl weckend hervortritt. Dem sehr glücklichen Eingangskapitel „Zweckästhetik" folgen reichhaltige, von gelegentlichen Wiederholungen allerdings nicht freie andere, die uns über Materialästhetik, die Kunst auf der Straße, zu Wasser und zu Lande, in der Stadt und dem Bauernhause unterrichten. Stets unter Betonung des Wesentlichen, das fast wie der Leitsatz einer Glaubenslehre wirkt, legt hier eine umfassende, eine europäische Bildung Zeugis von ihren Erkenntnissen ab. Manche treffende Eigenprägungen beleben den Stil dieses feinen Büchleins, das uns anmutet wie eine eindringliche Predigt über Angelus Silesius' goldenes nachdenkliches Wort: „Mensch, werde wesentlich!"

μι. **Klassiker der Kunst:** Alfred Rethel. Des Meisters Werke in 300 Abbildungen. Herausgegeben von Josef Ponten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

Der Name Rethel gleicht einem schlichten Schrein, in dem teure und schmerzliche Erinnerungen verborgen sind. Man gedenkt dabei jener Unterlassungssünden, die der große Pöbel Publikum immer und immer wieder dem Genie gegenüber begeht. Man gedenkt aber auch der Zeit, der merkwürdigen Zeit, die mit dem Jahre 1848 schloß, in der Romantik, Klassizismus und ein nach neuen Werten ringender Realismus die seltsamsten Kämpfe ausführten. Die Schrecken der Franzosenzeit, die Rethels Mutter erlebt, deren Schilderungen die Erinnerung seiner Kinderjahre bildeten, ankern sich in des Künstlers Gedanken als die düstere Vorstellung der Not des Krieges, des menschlichen Bruderhasses überhaupt fest und durchziehen als Leitmotiv sein ganzes Lebenswerk. Rethel hat wie kein anderer unter dem Werdekampf und der Spannung jener Tage, deren Lösung schließlich das Jahr 1848 nicht brachte, gelitten. An sich selbst hat er jenes tiefe, durch nichts zum Schweigen zu bringende Leid erfahren, wie es eben nur dem seine Epoche überschauenden Genie vorbehalten ist. In den beiden großen Zyklen „Auch ein Totentanz" und „Hannibal" bricht das tiefinnerliche Leidenserleben erschütternd durch. Aber freilich schon die allerfrühesten Zeichnungen, Zeichnungen aus des Künstlers 16. Lebensjahr, lassen uns derartiges erwarten. Rethel hat als halbes Kind schon die Konzeptionskraft eines Vierzigers. Man vergleiche das früheste Blatt (um 1832) „Karl Martell in der Schlacht bei Tours" mit Raffaels Heliodorstanze! Daß dieser Vergleich sich aufdrängt, will schon etwas besagen! Das reiche Werk des vorzeitig dem herrlichsten Schaffen entrissenen Meisters mit Muße durchzublättern, ist ein großer und ernster Genuß. — Der textliche Teil gibt eine temperamentvolle Charakter- und Milieuschilderung, inhaltlich wie stilistisch allerdings nicht immer frei von Übereilungen, die man der Jugend des Verfassers wird zugute halten müssen. Das absprechende Urteil über Goethe ist sehr der Korrektur bedürftig. Man erinnere sich dagegen, was Runge über seine Begegnung mit Goethe sagt. Ebenso verblüfft die Art, wie Philipp Veit abgetan wird. Gelegentlich kommt auch der eigene Held zu Schaden. Den Entwurf „Karls V. Aufnahme ins Kloster St. Just" mit der eines Holbein würdigen Gestalt des müden kaiserlichen Greises nur als bibliographisch interessant zu notieren, berührt in einem Werk, das sich Gurlitt und Max Schmid gegenüber als „erste kritische Darstellung" des Rethelwerks vorstellt, doch etwas flüchtig. Im Literaturnachweis hätten Fr. Pecht „Aus meiner Zeit" 1894 und Lübke-Haack „Die Kunst des 19. Jahrhunderts" 1909 nicht vergessen werden dürfen.

βλ. **Donatello.** Par E. Bertaux (Les Maîtres de l'Art). Paris, Plon 1911.

Unter Mitwirkung der besten Kräfte auf kunsthistorischem Gebiet besitzt Frankreich, ganz ebenso wie England und Deutschland,

zahlreiche Künstler-Monographieen. Die vorliegende Sammlung, die mit Scopas, Praxiteles und Phidias einsetzt, hat bereits sehr gute, schätzenswerte Arbeiten über die deutschen Meister der Renaissance, Holbein, Dürer, Peter Vischer gebracht und verspricht solche über van Eyck und Memling. Der Professor für neue Kunstgeschichte zu Lyon, E. Bertaux, ist Verfasser der gediegenen und anziehend geschriebenen Studie über Donatello, bei deren Niederschrift alle einschlägigen Arbeiten deutscher Gelehrter benutzt wurden. Bertaux verschweigt nicht, daß seit Sempers „Vorläufer von Donatello" den deutschen Forschern, wie Tschudi und Bode, der Löwenanteil an diesen Untersuchungen zufällt. Die italienische Donatello-Gesellschaft hat nichts versäumt, um ihrerseits das Werk des Schöpfers von Gattamelatas Reiterstatue in seiner Vollständigkeit darzustellen. Glücklicherweise für Italien besitzt es fast alle Meisterwerke Donatellos. Das Wenige, was ins Ausland ging, teilt sich zwischen den Museen von London und Berlin. In Frankreich ist fast nichts als des Künstlers Bildnis auf einer Tafel des Paolo Uccello im Louvre. In der photographischen Wiedergabe seines Bildnisses, die mit der seiner Werke den Text Bertaux' würdig illustriert, blickt ein starker, einfacher Mann ernst aus dem Rahmen. Er überläßt es seinen Schöpfungen, die terribilità zu künden, die mit der Grazie seiner Engel- und Kindergestalten vereint, das Geheimnis seiner Kunst, nicht das seines Lebens enthüllt.

βλ. **Le origini del Romantismo italiano.** Di Alessandro Marasca. Roma, Löscher. 1910.

Eine gelehrte italienische Abhandlung über literarische Fragen umgeht den Namen Dantes nie. Das gilt auch von dieser Studie über die Ursprünge der italienischen Romantik. Die Theoretiker der Kunst umschrieben den Ausspruch des „Convito": „Das Schöne ist das harmonische Zusammenwirken aller Teile, wodurch Wonnegefühl erweckt wird." Die Bezeichnung „Klassische Kunst" taucht in Italien erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf. Sie galt allen Werken, die auf der Höhe des Könnens als mustergültig und vollendet gepriesen zu werden verdienten. Eine scharfe Unterscheidung zwischen klassisch und romantisch lehnt der Verfasser überhaupt ab, und das wohl mit vollem Recht. Die Kunstform, die als romantisch bezeichnet wird, gelangte durch fremde Einflüsse nach Italien. Sie entsprach den Regungen des Patriotismus, der mit der französischen Revolution einsetzte. Monti, Ugo Foscolo und andere gaben ihr den poetischen Ausdruck. Das Romantische wurde klassisch im oben angeführten Sinne, als der Genius sich des Stoffes bemächtigte und Manzoni auf den Plan trat. Die lange Evolution der Gedanken und Kunstwerke, die von Dante bis zu den „Inni sacri", den Tragödien und dem Meisterwerk der „Promessi Sposi" führt, läßt sich nicht in ein Schema pressen. Es ist der Vorzug dieser Studien des römischen Fachgelehrten, es nicht zu versuchen.

βλ. **Die Arena.** Von Blasco Ibañez. München, Süddeutsche Monatshefte, 1910.

Es gibt immer einige charaktervolle Menschen, die Spanien bereisen, ohne sich ein Stiergefecht anzusehen. Diese wenigen werden mit Genugtuung die Geschichte des Matadors Gallardo lesen, die wahrlich nicht als eine Verherrlichung der Arena gedacht, aber von einem wahren Künstler meisterhaft erzählt ist. Sein Roman ist zugleich ein Stück spanischen Lebens und eine mutige Tat. Es ist nichts weniger als populär, in die Menge hineinzurufen: „Die Bestie, die wirkliche, die einzige, die seid ihr!" Für diejenigen, denen es versagt ist, einen der besten Romanschriftsteller Spaniens in seiner Sprache zu genießen, bietet diese vortreffliche Übersetzung willkommenen Ersatz.

πχ. **Lebensbilder aus der Tierwelt.** Herausgegeben von H. Meerwarth. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Wie sehr die Naturwissenschaft durch die weitergehende Ausnutzung technischer Fortschritte gewinnt, dafür sind die beiden vorliegenden starken Bände ein Beweis. Statt wie bisher in mehr oder minder trockener Deduktion uns vom Leben der Tiere zu erzählen, nur unterbrochen durch Abbildungen, die wohl den Typus treffen, ohne aber von seinen bunten Spielarten und seinem quellenden Leben einen Begriff geben zu können, führen uns in diesem Musterbuch die mit der Camera aufgenommenen Bilder mitten hinein in die Lebensgewohnheiten der Tiere. Lebendiges Anschauungsmaterial sind diese Urkunden, die in ihrem erstaunlichen Reichtum und ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit uns mit allen Phasen des Tierlebens vertraut machen. Wer Augen hat zu sehen, bekommt hier eine intime Kenntnis unserer lebendigen Umwelt, wie nichts anderes sie ihm vermitteln kann, und wer nicht sehen gelernt hat, den zwingen diese Bilder dazu. Hier ist ein Werk geschaffen, das keinem fehlen sollte, vor allem nicht dem durch seine Tätigkeit oder seinen Wohnort der Natur Fernen. Der Text, der von den verschiedensten, aber immer von berufenen Beiträgern geliefert ist, sucht sich bald mehr, bald weniger glücklich dem Charakter der Momentaufnahme anzupassen und trotzdem strenge Wissenschaftlichkeit zu wahren. Er liest sich leicht und vermittelt das Studium in ungezwungener Form; die amüsante Polemik gegen Auch-Kenner und Auch-Jäger bietet eine angenehme Würze. — Von dem großen Werke, dem wir gedeihlichen Fortgang wünschen, liegen bisher je ein Band Säugetiere und Vögel vor. Vollendet soll es zehn Bände umfassen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aus Natur und Geisteswelt. 77. Bändchen. Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Richard Brückner. Zweite Auflage. Mit 29 Abbildungen im Text. — 109 Bändchen. Leben und Lehre des Buddha. Von Richard Pischel. Zweite Auflage. Mit einer Tafel. — 129. Bändchen. Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Karl Theodor Heigel. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 195. Bändchen. Napoleon I. Von Dr. Theodor Bitterauf. Zweite Auflage Mit einem Bildnis Napoleons. — 314. Bändchen. Agrikulturchemie. Von Dr. Paul Krische Mit 22 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Botsky. Der Trinker. Roman von Katarina Botsky. München, Albert Langen. O. J.

Boutroux. — William James. Par Emile Boutroux. Paris, Armand Colin. 1911.

Bütow. — Die Weltschule. Eine deutsche Weltanschauung. Von Otto Bütow. Leipzig, Karl R. Vogelsberg. 1911.

Catellani. — Il Diritto Aereo. Di Enrico Catellani. Torino, Fratelli Bocca. 1911.

Cohn. — Physikalisches über Raum und Zeit. Von Emil Cohn. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Coignet. — De Kant à Bergson. Réconciliation de la religion et de la science dans un spiritualisme nouveau. Par C. Coignet. Paris, Félix Alcan. 1911.

Dahms. — An der See. Geologisch-geographische Betrachtungen für mittlere und reife Schüler. Von Prof. Dr. P. Dahms. Mit 61 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Egelhaaf. — Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Von Gottlob Egelhaaf. Stuttgart, Carl Krabbe. 1911.

Emden. — Wir suchen Menschen! Von Andreae Emden. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1911.

Fornari. — Dante e Brunetto con nuova interpretazione dei canti XV e XVI dell' „Inferno". Di P. Fornari. Varese, Tipografia Cooperativa Varesina. 1911.

Frank. — Flüchtlinge. Novellen von Bruno Frank. München, Albert Langen. O. J.

Franke. — Ostasiatische Neubildungen. Beiträge zum Verständnis der politischen und kulturellen Entwicklungs-Vorgänge im Fernen Osten. Mit einem Anhange: Die sinologischen Studien in Deutschland Von Dr. O. Franke. Hamburg, C. Boysen. 1911.

Frobenius. Auf dem Wege nach Atlantis. Bericht über den Verlauf der zweiten Reise-Periode der D. J. A. F. E. in den Jahren 1908 bis 1910. Von Leo Frobenius. Mit 48 Tafeln, 27 Illustrationen, einem bunten Bild und 2 Karten. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus 1911.

Funke. Gedichte von Wilhelmine Funke. Leipzig, Fritz Eckardt. O. J.

Ganghofer. — Ludwig Ganghofers gesammelte Schriften. Volksausgabe. Dritter Band. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Die Gesellschaft. Herausgegeben von Martin Buber. Band XXXVII XXXVIII. Das Heer. Von Karl Bleibtreu. — Band XXXIX. Der Schriftsteller. Von Wilhelm Schäfer. Frankfurt, Rütten u. Loening. O. J.

Heigel. — Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. s Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. Von K. Th. Heigel. Zweiter Band. Vom Feldzug in der Champagne bis zur Auflösung des alten Reiches 1792—1806). Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Hettlingen. — Johannes Klaßen. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Heinrich Hettlingen. Querfurt, Rich. Jaeckel. O. J.

Hoffmann. Die Puppen der kleinen Dorette. Novellen von Günter Hoffmann. Berlin, R. Eckstein Nachfolger. O. J.

Hoffmann. — Monarchisches Prinzip und Ministerverantwortlichkeit. Eine politische Studie von P. G. Hoffmann. Jena, Gustav Fischer. 1911.

Hübner. — Tagebücher über eine Weltreise im Jahre 1904. Von Grafen Alexander Karl Josef Hübner. Aus dessen Nachlasse. Mit einem Vorwort von Prinzen Ludwig Windisch-Graetz. Wien, Gerold & Co. 1911.

Jacquin. — L'Action Française au Maroc. Étude sociale, administrative, économique et politique. Par Pierre Jacquin. Paris, Ch. Delagrave. 1911.

Jaeger. — Ideales Wahlrecht. Ein Appell an das denkende Deutschland von Heinrich Jaeger. Bonn, Carl Georgi. 1910.

Keferstein. — Große Physiker. Bilder aus der Geschichte der Astronomie und Physik. Von Prof. Dr. Hans Keferstein. Für reife Schüler. Mit 12 Bildnissen auf Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Keyserling. — Zwei Reden. Von Hermann Graf Keyserling. Riga, Jonck & Poliewsky. 1911.

Kynast. — Allgemeine Ästhetik mit einer wertheoretischen und psychologischen Voruntersuchung und einer Analyse des künstlerischen Schaffens. Von Karl Kynast, Dr. phil. Leipzig, B. Volger. 1910.

Laban. — Verstreut und Gesammelt. Aufsätze über Leben, Kunst und Dichtung. Von Ferdinand Laban. Mit 21 Tafeln. Berlin, G. Grote. 1911.

Lahy. — La Morale de Jésus. Sa part d'influence dans la Morale actuelle. Par J.-M. Lahy. Paris, Félix Alcan. 1911.

Larsen. — Japan im Kampf. Von Karl Larsen. Frankfurt, Rütten u. Loening. 1911.

Maartens. — Heilende Mächte. Erzählung von Maarten Maartens. Bonn, Albert Ahn. O. J.

Meerwarth. — Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausgegeben von H. Meerwarth und K. Soffel. I. Reihe. Säugetiere. Lieferung 30—32. — II. Reihe. Vögel. Lieferung 29—32. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Miethe. — Mit Zeppelin nach Spitzbergen. Bilder von der Studienreise der deutschen arktischen Zeppelin-Expedition. Mit einem Vorwort S. K. H. des Prinzen Heinrich von Preußen. Herausgegeben von A. Miethe und H. Hergesell. Mit 269 schwarzen und farbigen Reproduktionen nach Naturaufnahmen. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 1911.

Monnier. — Blaise, der Gymnasiast Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von Dr. Rudolph Engel und Marie Doederlein. München, Albert Langen. O. J.

Morris. — Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. Fünfter Band. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Mosum. — Der Mann von Fünfundvierzig. Bekenntnisse an einen Jugendfreund von H. O Mosum. Leipzig, Georg Wigand. 1911

Münzer. — Der gefühlvolle Baedeker Auch ein Handbuch für Reisende durch Deutschland, Italien, die Schweiz und Tirol von Kurt Münzer. Mit einer Orig.-Radierung, zwölf Faksimile-Wiedergaben nach Radierungen und Zeichnungen von Hermann Struck nebst zwei Bildtafeln. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Neuwirth. — Illustrierte Kunstgeschichte. Von Prof. Dr. Jos. Neuwirth. Lieferung 5 und 6. Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. O. J.

Oehler. — Nietzsches Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Petzoldt. Die Einwände gegen Sonderschulen für hervorragend Befähigte. Von Joseph Petzoldt. Leipzig, B. G. Teubner. O. J.

Pfeil. — Vor vierzig Jahren. Persönliche Erlebnisse und Bilder aus großer Zeit. Von Richard Graf von Pfeil. Mit 14 Bildern und 4 Karten. Schweidnitz, L. Berge. O. J.

Poincaré. — Der Wert der Wissenschaft. Von Henri Poincaré. Ins Deutsche übertragen von E. Weber. Mit Anmerkungen und Zusätzen von H. Weber und einem Bildnis des Verfassers. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1910.

Poincare. — Die neue Mechanik. Von Henri Poincaré Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Porterfield. — Karl Lebrecht Immermann. A Study in German Romanticism. By Allen Wilson Porterfield. New York, The Columbia University Press. 1911.

Rebenstorff. — Physikalisches Experimentierbuch. I. Teil. Anleitung zum selbständigen Experimentieren für jüngere und mittlere Schüler. Von Prof. H. Rebenstorff. Mit 99 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Verlag: Gebrüder Paetel Dr. Georg Paetel, Berlin Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Rudolf Pechel in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten

AP
30
D4
Bd.147

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY